PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/neue-wege_1950_44

Neue Wege

BLÄTTER FÜR DEN KAMPF DER ZEIT

44

Vierundvierzigster Jahrgang

1950

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Verlag: «Vereinigung Freunde der Neuen Wege»

8485z
V.44
1950

INHALTSVERZEICHNIS

Betrachtungen

	Seite
Bruno Balscheit: Von der Schwere des Augenblicks	1
Bruno Balscheit: Durst	50
Bruno Balscheit: «Ihr» und die Menge	97
Bruno Balscheit: Ein nächtlicher Spuk	115
Bruno Balscheit: Kronen – überflüssig	145
Bruno Balscheit: Bessere Gerechtigkeit?	193
Bruno Balscheit: Von den dunklen Dienern Gottes	241
Bruno Balscheit: Christus und die Ideen	289
Bruno Balscheit: Überwindender Glaube	353
Bruno Balscheit: Überfälle Gottes	401
Bruno Balscheit: Christus und der Markt der Zeit	449
Bruno Balscheit: Die Weihnacht und das Nichts	497

Gedichte

Margarete Susman: Das Gesetz	49
Margarete Susman: Gib uns Frieden	145
Margarete Susman: Nur eines	497
Samuel Staub: Wunder	503

Religiöse Fragen

Albert Böhler: Die urchristliche Gemeinde, ihre Botschaft und ihr Weg (IV)	3
Albert Böhler: Die urchristliche Gemeinde, ihre Botschaft und ihr Weg (V)	51
Bernhard Sievers: Christus und der Marxismus	148
Christian Eggenberger: Neue Gesichtspunkte zur neutestamentlichen Einstellung gegenüber dem Staate	245
Margarete Susman: Das Bibelwerk von Leonhard Ragaz	293
Schalom ben Chorin: Der Zinsgroschen	303
Rupprecht Wiegand: Untergang des Abendlandes?	404
Bruno Balscheit: Blick auf die Kirchen	422
Kr. Strijd: MacArthur betete das Vaterunser	468
Bruno Balscheit: Abklärungen beim Kampf um den Frieden	472
Bruno Balscheit: Mythen	509

Zur Kultur- und Geistesgeschichte

Seite

Herbert Hug: Leben und Werk Léon Bloys (I) 63
Herbert Hug: Leben und Werk Léon Bloys (II) 100
Serge Radine: Der wirkliche Shelley . 204
Ernst Simon: Goethe und der religiöse Humanismus (I) 412
Ernst Simon: Goethe und der religiöse Humanismus (II) 456
Serge Radine: Anatole Frances soziales Apostelamt 504

Politische und soziale Fragen

Bernhard Sievers: Organisierte Weltwirtschaft (Planwirtschaft) . . . 8
Millicent Furrer-Proud: Fünf Jahre Arbeiterregierung in England . . 71
Hugo Kramer: Vom Kampf um die Freiheit 161
F. R.: Entstehung und Wandlung der marxistischen Weltanschauung (I) 196
F. R.: Entstehung und Wandlung der marxistischen Weltanschauung (II) 254
Alice Herz: China, der erwachende Löwe 211
Bernhard Sievers: Der Peronismus in Argentinien 260
Alice Herz: China, der erwachte Löwe 307
Castor Pollux: Kleine Hetzerdemaskierung 324
Kr. Strijd: Das Problem Ost–West . 358

Von Menschen

Adolf Grabowsky: Gustav Radbruch † 16
Eduard Thurneysen: Pfarrer Samuel Dieterle zum Gedenken 117
Maurice Voge: Elie Gounelle † . . 174
Bruno Balscheit: Zum 6. Dezember 1950 (L. Ragaz †) 453

Zitate

Worte von Leonhard Ragaz . . . 1
Worte von Leonhard Ragaz . . . 193
Pestalozziworte 357

Zur politischen Diskussion

H.: Christen unter dem Gericht . . 29
Bruno Balscheit: Hic Rhodus, hic salta 79
H.: Ohnmacht des historischen Christentums gegenüber dem Gottlosentum der Gegenwart 176
P. Eldering: Was können die Kirchen für den Frieden tun? 373
Oskar Wagner: Ein Brief 374

Berichte, Manifeste

Seite

Zwei bedeutsame kirchliche Stimmen aus Deutschland: Niemöller, Grüber 25

Schweizerische Religiös-soziale Vereinigung, Mitgliederversammlung vom 12. März 1950 141

Arbeit am Frieden – Zivildienst in aller Welt, Jahresversammlung des Schweizer Zweiges vom 12. Februar 1950 143

Seite

Aufruf von «Kirche und Friede» an das niederländische Volk 286

Missionare berichten aus China . . 318

Internationale Konferenz des Internationalen Versöhnungsbundes vom 26. bis 31. Juli 1950 . . . 378

Manifest des Deutschen Zweiges der Internationale der Kriegsdienstgegner 380

Bruno Balscheit: Zum Jahreswechsel . 534

Weltrundschau (Hugo Kramer)

Januar 32

Februar 81

März 123

April 179

Mai 223

Juni 269

Juli/August 332

September 380

Oktober 430

November 476

Dezember 517

Schweizerische Rundschau (Hugo Kramer)

Januar 46

März 138

Mai 236

Juni 284

Oktober 445

Von Büchern

Paul Ilg: Die Passion der Margarete Peter (Bruno Balscheit) 48

Hans Schade: Ein Engel war mit mir (Bruno Balscheit) 48

Max Piccard: Die Welt des Schweigens (H.) 191

Edgar Kupfer-Koberwitz: Die Tierbrüder (Bruno Balscheit) 238

K. Adolf Laubscher: Tierschutzgedichte (Bruno Balscheit) . . . 238

K. Adolf Laubscher: Hab' nur Vertrauen (Bruno Balscheit) 238

Romain Rolland: Die Reise nach innen (Bruno Balscheit) 239

Johann Christoph Blumhardt: Seelsorge (Albert Böhler) 239

Hans Ornstein: Der antijüdische Komplex (Bruno Balscheit) . . . 352

Pierre Ceresole: Vivre sa vérité (Hugo Kramer) 398

Martin Buber: Die Erzählungen der Chassidim (Bruno Balscheit) . . 399

Hermann Kutter: Vor Dir ist Freude die Fülle, und Des Königs Wegknechte (Bruno Balscheit) . . . 448

Das Wort sie sollen lassen stahn, Festschrift für A. Schädelin (Bruno Balscheit) 496

Die älteste Chronik der Hutterischen Brüder (D. Pasche) 535

John D. Passos: Das hohe Ziel (Hugo Kramer) 3. Umschlagseite, April

Marcel B. Brun: Der kibbuz (Bruno Balscheit) 3. Umschlagseite, Juli/Aug.

Worte von Leonhard Ragaz †

Dem äußeren Zerfall kann ein innerer Aufbau, dem äußeren Verlust ein innerer Gewinn, der äußeren Beraubung eine innere Bereicherung entsprechen. Ja noch mehr: der äußere Zerfall ist notwendig, damit der innere Aufbau vor sich gehen könne, gerade so, wie die Blüte zerfallen muß, damit die Frucht reife.

Nur Eines ist dafür nötig: daß das Leben mit Gott gelebt wird, und zwar mit dem lebendigen Gott. Es darf im Leben nicht zu einem Stillstand kommen. Wir dürfen nicht hartnäckig in einem Stadium desselben verharren, dürfen nicht mit einer aus unserem Selbst stammenden Willkür sprechen: «Bis hieher und nicht weiter.» Wir dürfen uns nicht an bestimmte Formen des Denkens und Tuns, an bestimmte Verhältnisse, an bestimmte Sachen klammern, als ob sie das einzige Mögliche wären, als ob wir mit ihnen das Leben hätten und ohne sie den Tod. Sonst kommt nach und nach wirklich der Tod über uns; wir fangen an zu erstarren und zu erkalten. Wir werden ärmer und einsamer. Wir werden müde und matt. Das Leben erlischt.

Anders aber, wenn wir mit Gott leben und wenn unser Gott der lebendige Gott ist. Dann werden wir von seinem Leben mitgenommen, nicht in den Tod, sondern tiefer in das Leben hinein. Denn Gott ist ein Gott der Lebendigen und nicht der Toten. Dann bleiben wir nicht an bestimmte Formen des Denkens, Lebens und Wirkens gebunden; es tun sich – mit Gott – neue auf, wenn die alten zerfallen, und wir erkennen, daß das Bereicherung ist, nicht bloß Verlust.

«Neue Wege», Juni 1943.

Von der Schwere des Augenblicks

Es klappert die Mühle klipp, klapp, Gerechtigkeit, sozialer Fortschritt, Freiheit, klipp, klapp. Berdiajeff hat in seinen letzten Jahren mit Nachdruck auf die tödliche Gefahr der Langweiligkeit hingewiesen, welcher sowohl die christlichen Kirchen als auch der herkömmliche Sozialismus zu erliegen drohen. Warum gerade diese? Warum nicht ebenso, ja mehr noch, die Allerweltsreligion des Herrn Irgendwer: Lasset uns essen und trinken und fröhlich sein, denn morgen sind wir tot? Und warum nicht auch und mehr noch die Interessenpolitik der herrschenden Klassen?

Bei der Allerweltsreligion und bei der reinen Interessenpolitik gehört eben die Langweiligkeit schon zur Sache selbst, steht dieser nicht fremd und zersetzend gegenüber. Dem Vergifteten ist das Gift so wenig gefährlich wie dem Toten der Tod. Diese Räume und Kreise können trotz ihrer Langweiligkeit recht munter leben, sie können es sehr gut vertragen, Hunderte von Malen die gleichen Platten abzuspielen, die gleichen Tricks und Litaneien vom Stapel zu lassen, ohne dadurch an Wirkung

und Anziehungskraft zu verlieren. Sie haben wohl keine Zukunft, aber dafür haben sie sehr viel Gegenwart! Es verlohnt sich, rein materiell, in ihren Kreisen mitzuschwingen. Die Schwerkraft der Gegenwart mit ihren Genüssen und Genüßlein ersetzt hier die Spannkraft zur Zukunft hin!

Bewegungen hingegen, die aus dem Geiste stammen, die in der Welt der Schwerkraft Fremdlinge sind, ertragen das Gift der Langweiligkeit nicht. Ein langweiliges Christentum, ein langweiliger Sozialismus – ein hölzernes Eisen! Aber wieviel von diesem aparten Material liegt in den Gossen der Welt herum.

Woher kommt wohl die tötende Langweiligkeit? Sie haftet ja an sich keinem Dinge selber an. Kein Begriff, kein Gedanke, kein Baum oder Stein ist seinem Wesen nach langweilig. Der eintönigste Kieselstein vermag einen verborgenen Schatz von Farben und Formen zu enthüllen. Gibt es keine langweiligen Dinge, so gibt es doch langweilige Beziehungen.

Die Beziehungswelt, die der christliche Glaube wie der echte Sozialismus schaffen, ist von einem geistigen Impuls her bestimmt; der Mensch in dieser Beziehungswelt ist zum gespannten Bogen geworden, den ein Stärkerer selber in die Hände genommen und gespannt hat. Legt sich Langweiligkeit über diese Beziehung, so heißt das, daß der Bogen erschlafft ist und sich an die Spannung gewöhnt hat – ein krummer Stecken aber ist kein schnellkräftiger Bogen mehr.

Wann tritt diese Erschlaffung ein? Wohl immer, wenn der Weg zwischen Gegenwart und Zukunft als eine viel zu weite Strecke erscheint, wenn angesichts der Ferne oder Größe des Zieles die Spannkraft sinkt.

Wo das Ziel der Blicke und Taten gar das größte und letzte, das Reich Gottes wird, da muß wohl zuzeiten der Weg besonders weit erscheinen und darum die Spannkraft auch zuzeiten erschlaffen. An die Stelle des Kampfes für die klassen- und ausbeutungslose Gesellschaft tritt der Kampf um Positionen und Augenblicksvorteile, an die Stelle der klaren Weite des Geistes eine verkrampfte Muffigkeit und Sektiererei. Menschlich, allzu menschlich! Daß also in der Gegenwart Erschlaffungserscheinungen auftreten, ist weiter nicht verwunderlich, muß nicht einmal notwendig gefährlich sein.

Gefährlicher ist aber, daß die in der Erschlaffung vollzogene Bewegung meist als eine sehr lebhafte Bewegung, die in der Langweiligkeit gewirkte Tat meist als eine sehr kurzweilige Tat empfunden wird. Gefährlicher als die Not ist die Illusion. Aus der durch Erschlaffung bewirkten Langweiligkeit gibt es keine wirkliche Flucht, jede vermeintliche Flucht aber täuscht eine Überwindung des Grundübels vor.

Daß zuzeiten Sozialismus sich zur sozialen Gesinnung und religiöser Sozialismus sich zu christlichem Idealismus verengen, ist weniger gefährlich, als daß der Sozialgesinnte und der christliche Idealist nun meinen, der Erschlaffung, der Spannungslosigkeit, der Langweiligkeit entronnen zu sein.

Genossen der erschlafften Zeit, Taktik ist keine Praktik und Monomanie keine Prophetie, das ist keine Rettung vor der tödlichen Langweiligkeit, ist selber nur potenzierte Langweiligkeit. Nicht nach einem Gesetz starrer Zeitenfolge gehören die Zeiten der einfachen Langweiligkeit, der Erschlaffung, der erkaltenden Liebe mit den Zeiten der potenzierten Langweiligkeit, der falschen Propheten zusammen, wohl aber nach einem geistigen Kausalgesetz. Darum hat Jesus die Zeit, da die Liebe erkaltet, mit der anderen zusammen kommen gesehen, da die falschen Propheten aufstehen. Die Zeit, da edle Spannkraft in seichtem Relativismus versinkt, haben wir ausgekostet. Die Zeit, die aus ihrer relativistischen Langweiligkeit in die potenzierte monomanischer Ersatzreligionen flieht, ist unsere schwere Stunde. Laßt uns vor des Augenblicks Schwere nicht in Täuschung fliehen.

Was aber tun? Alles kommt darauf an, daß der Stärkere, der einmal den Bogen bog, ihn wieder in seine Hände nimmt, daß die Bewegung, die vom schöpferischen Geist ihre Spannkraft empfing, von ihm wieder erfaßt werde. Der spannungslosen Zeitenschwere ins Auge sehen, heißt in die Augen des Nichts schauen. Gewiß ist es leichter, den Blick abzuwenden und zu tun, als wäre da kein Nichts, ja, als wäre das Nichts ein leuchtendes All – aber nur Augen, die dem Nichts standhalten, werden schauen, wie in seiner Nacht die Dinge neu geboren werden.

Wir wollen nichts sein als der Bogen in den Händen des Stärkeren, nicht erschrecken vor der Weite und Größe des Zieles, auch nicht, wenn des Starken Hände seinen Bogen spannen bis an die Grenzen, jenseits derer der Bogen bricht. Der gespannte Bogen singt ein Lied. Er singt nicht mehr klipp, klapp, klipp, klapp, er singt zitternd und verhalten: Es komme dein Reich, er singt – die Schwere des Augenblicks, die tödliche Langweiligkeit überwindend, «dem Herrn ein neues Lied».

Bruno Balscheit.

Die urchristliche Gemeinde – ihre Botschaft und ihr Weg (IV)

9. *Es ist immer ein Kampf um das Ernstnehmen der Beziehung zu Gott.* Das Alte Testament drückt diese Beziehung des Gottesvolkes, der Gemeinde zu Gott im Gleichnis der Ehe aus, das Neue Testament das Verhältnis Christi zur Gemeinde im Gleichnis des Verlöbnisses. (Vgl. Hes. 16, 32; 38; 23, 37; Jeremias 13, 27; Matth. 12, 39; Markus 8, 38; Eph. 5, 30—33.) Die Gemeinde kann mit Gott und Christus nur in der Liebe verbunden sein. Gottes Liebe wurde ihr geschenkt, ihre volle Liebe zu Gott und seiner Sache soll die Antwort sein. Es handelt sich hier natürlich um keine romantische und poetische oder erotische Ehe- und Brautmystik, wie sie sich im Laufe der christlichen Geschichte sehr oft

und in sehr fragwürdigen Formen herausgebildet hat, sondern um die echte Verbundenheit und die echte Erkenntnis des heiligen Gottes und Vaters, die allerdings nur in der echten Liebe geschehen kann.

Der Gott des Heidentums thront entweder erhaben, unberührt, teilnahmslos über der Welt und dem Geschehen und wird zur dunklen, unoffenbaren Macht in der Zwangsgewalt des Schicksals, des Fatums, oder er versinkt in die Welt, wird dem Bildnis der Menschen und der Tiere gleich, wird schließlich ein anderer Ausdruck für den Menschen, für die Welt, für die Vergötterung überhaupt, etwa für ein Reich oder ein Volk, oder für eine Stadt. Feuerbach hat in bezug auf das Heidentum und das Heidentum im Christentum recht. Er ist auch theologisch, philosophisch nicht widerlegbar, er ist selbst ein Ausdruck des Menschengötterglaubens — er kann nur überwunden werden durch die Wirklichkeit des Reiches und dessen wahres Zeugnis. Der Gott des Heidentums ist entweder bloße Idee oder bloße Natur. Er wird Ausdruck der Menschenreligion, dieser Verfinsterung und Maskierung der Erkenntnis des wirklichen Gottes, dieses Urabfalls durch den Abtausch der Erkenntnis des Schöpfers mit dem Bild des Menschen oder gar des Tieres, mit dem Willen und den Trieben des Menschen oder gar des Tieres! Die Religion ist das zentralste Gebilde des Abfalls vom wahren Gott — alle Verderbnis geht von diesem Zentrum aus. (Vgl. Römer 1, 18—32.)

Der wirkliche Gott aber, der sich Israel als Schöpfer Himmels und der Erde und als Herr der Geschichte kundgetan hat und dann in Jesus völlig hervorgetreten ist, hat gerade als der eine, heilige Gott und Vater eine wirkliche Beziehung zur Welt, eine lebendige, eine persönliche Beziehung zum Ganzen der Schöpfung und zum Einzelnen der Schöpfung, zum Geringsten wie zum Größten, zum Volke Gottes, zur Gemeinde, zu den Völkern. Er offenbart seine Kraft in seinen Werken und seinen Willen in seinem Wort. Er ist wirklich Gegenüber. Er ist da als das unerfindliche, unausdenkbare Wunder in seiner Wirklichkeit und in seinem Wort. Er ist der persönliche und heilige Gott im Vollsinn. Von ihm und zu ihm sind alle Dinge. Er offenbart sich gerade als «Gott» auch in der Menschwerdung des Sohnes, die weitergehen soll in der Gemeinde und die ganze Menschenwelt erfassen soll. Darum hat er es mit der Welt und mit uns zu tun. Darum tut er sich kund, offenbart sich, gibt seine Verheißung, stellt seine Forderungen, tritt in einen «Bund» mit dem Menschenvolk in Noah, dem Gottesvolk in Abraham und Moses, der Gemeinde in Christus. Darum ist der Gott der Bibel unausweichbar die Entscheidung, d. h. die Wirklichkeit, aus der alle andere «Wirklichkeit» ihr Leben hat, er ist die Lebensentscheidung für die Welt, die Entscheidung über Leben und Tod des Gottesvolkes (vgl. 5. Moses, 30, 15 ff.) im Alten Bunde. Er ist es in Christus für die Gemeinde des Neuen Bundes ganz und gar, denn in Christus tritt er ja hervor als das volle, ewige, todüberwindende Gottesleben selbst, als der König des Reiches, in dem der Tod besiegt und zuletzt abgetan ist und

der lebendige Gott mit seinem Christus das Leben aller Kreatur ist in seinem Reiche. Er ist die persönliche, lebendige Ewigkeit für seine ganze Schöpfung, er ist das Leben, die Seligkeit, das wahre Licht und die wahre Liebe des Menschen. So zeigt ihn uns Jesus, und so bezeugt er sich unserm Herzen. Er ist aber nicht nur die «nächste» (Pestalozzi!), sondern er ist gerade als die nächste die entscheidende Beziehung der Menschheit. Weil er untrennbar beides ist, wird die Entscheidung dort am ernstesten, wo er am nächsten ist, im Volke Gottes, in der Gemeinde, die Leben hat, wenn sie ihm dient, die in der Entfernung von ihrem Herrn und Gott und dem Dienst seines Reiches das Leben verliert. Es kann nicht anders sein, die offenbare Liebe lebt nur in der Wahrheit und bezeugt sich als die Wahrheit, und wo er als die Wahrheit erfaßt wird, beginnt die Liebe.

So verstehen wir das, was wir die werdende, die lebendige Gemeinde nennen. Sie steht allezeit unter der Verheißung, unter der Gnade und dem Gericht des Reiches Gottes, darum wird sie auch immer wieder aufs neue die Zeugin dieses Reiches in der Welt, innerhalb oder außerhalb der bestehenden Kirchen.

Noch ein weiteres Moment ist wichtig. Wir sehen beim Kommen Christi in die Welt jene sich schon im Alten Bunde fast gesetzmäßig ereignende Tatsache sich wiederholen, daß gerade die «Führenden» des Gottesvolkes, die Offiziellen, die «Bauleute» — die «Säulen» (wie sie Paulus später nennt) sich dem neuen Tun Gottes, seiner *fortgehenden Offenbarung*, seinem Weiterschaffen verschließen. Sie haben keinen Gehorsam gegen den lebendigen Gott, und sie haben darum kein Licht mehr und werden zu «blinden Blindenleitern». Unter ihnen kommt es zur abgeschlossenen, zur kanonisierten, zur in die menschliche Macht genommenen «Offenbarung» der Schriftgelehrten, die im christlichen Bereich zu Kanonisten, «Theologen» werden. Es kommt zur Herrschaft der Religion, die keine ernsthafte Beziehung zum gegenwärtigen und kommenden Reiche Gottes kennt.

Man macht bei dem Gegebenen halt. Man macht das Geschehene vor allem bequem, man gleicht es der Welt an. Gegen das wirklich Geforderte sowie gegen das Verheißene und Kommende ist man blind oder feindselig. Man hat damals wie heute eine detailliert ausgearbeitete Eschatologie (Lehre von den letzten und kommenden Dingen) oder eine abstrakt theologische Eschatologie und erkennt doch nicht den Ruf des sich nahenden, des gegenwärtigen und kommenden Herrn, weil man nicht bereit ist und arbeiten will in seiner Sache. Man bemächtigt sich aber des Gegebenen, verkehrt und verfälscht es und baut damit eine Menschenherrschaft auf. Die Usurption, das Ansichreißen der Gottesherrschaft ist die geheimgehaltene Lüge des Tempels und der Kirche, die durch Christus freilich offenbar wird und entlarvt wird – einst und jetzt. (Vgl. Matth. 22 und 23.)

Aus dieser Quelle stammt der Kirchenhaß gegen den Christus des Reiches Gottes, wo der wirkliche Jesus in seinen Jüngern auftritt. Dar-

auf trifft Jesus selbst bei seinem Kommen und in seinem Wirken. Das religiös und politisch Mächtige ist gegen die Sache Gottes und gegen das Reich, es ist eigenmächtig und auf die eigene Herrschaft bedacht. Die Geburtsgeschichte zeigt uns deutlich, wie Gott eben darum bei den Geringen, Beiseitegestellten, Unscheinbaren, Nichtgeltenden seinen Willen eher zur Durchführung bringen kann. Die andern sagen, man könne nichts für das Reich Gottes tun und für das Reich Gottes sein — dafür betreiben sie mit höchstem Eifer Religion, Kultus, Theologie und Kirchlichkeit, vielleicht sogar Frömmigkeit. Gott aber vertraut nur den wirklich Wartenden, Hungernden und Dürstenden, den Bereitwilligen, denen, die für seine Sache etwas sein und etwas tun wollen, seine Gabe an. So Maria: «Siehe, ich bin des Herrn Magd.» So doch auch Joseph, der Zimmermann. Er geht den seltsamen Weg mit seinem Weibe, der gewiß kein Menschenweg ist. So Hanna und Simeon, die, was sie geglaubt und gehofft, sehen dürfen und dazustehen, weil sie es auch in der Verhüllung erkennen. So geht die *lebendige Offenbarung Gottes* (wer könnte meinen, daß es eine andere überhaupt geben könne!) ihren Weg, mit Vorliebe an den Wegen der offiziellen Religion und Kirchen vorbei. Gott behält seine Sache souverän in der Hand, gerade denen gegenüber, die sie in Besitz nehmen wollen, um Herren zu sein, und gibt sie den Armen und Demütigen, die dienend seine Wege gehen und seine Kämpfe kämpfen.

Darum auch geschieht Gottes Offenbarung zu *seiner* Zeit, nach seiner Wahl, an seinem Ort. Sie ist immer ein Wunder, eine Überraschung, etwas der menschlichen Berechnung und Bemächtigung Entrücktes. Sie fordert Aufmerksamkeit, Aufgeschlossenheit, Bereitschaft, Liebe zu Gott, die sein lebendiges Schaffen und sein neues Kommen nicht nur versteht, sondern mit ganzem Herzen bejaht und sich ihm völlig hingibt, wie es uns Jesus im Wort von der Nachfolge und der Jüngerschaft zeigt. Es ist jene Liebe, die schon von Israel, dem jungen Gottesvolk, gefordert wurde und die Jesus durch die eigene Erfüllung noch unterstreicht (vgl. die Versuchungsgeschichte), wie ja überhaupt die Liebe im Neuen Bund mit dem Glauben zusammen die bewegende Kraft alles wahren Lebens mit Gott und für sein Reich wird. «Höre Israel: Er (Jahve) unser Gott, Er Einer! So liebe denn ihn, deinen Gott, mit all deinem Herzen, mit all deiner Seele, mit all deiner Macht!» So heißt es in 5. Mose 6, 4, und Jesus bestätigt diese Worte auf die Frage des Schriftgelehrten nach dem ersten Gebot, es zum *einen größten Gebot der Gottes- und Nächstenliebe zusammenfassend.*

10. Der Gemeinde Christi geht eine *Bewegung* voraus, deren Herold Johannes der Täufer ist, der Vorläufer Jesu und Ausrufer des genahten Gottesreiches. Wir kennen die Geschichte des Täufers. Sie bleibt hochbedeutsam für die Geschichte des Reiches Gottes und hat immer wieder einen aktuellen Sinn. Es handelte sich um eine Bewegung auf das angekündigte Reich Gottes hin. Die Welt, auch das Volk Gottes, hat die

Tendenz, sich in sich selbst zu verfestigen, im Kreislauf des Endlichen zu bleiben oder in ihn zurückzusinken, zur «in sich ruhenden Endlichkeit», wie Paul Tillich die nun inzwischen freilich gründlich erschütterte bürgerlich-christliche Welt unserer Tage nannte (neuerdings zeigt sich diese Tendenz freilich wieder ganz ausgesprochen, und mit wieviel Heuchelei ist sie verbunden!), zur «geschlossenen Gesellschaft» (Bergson) zu werden. Daraus entsteht jene Welt, die nicht mehr Gottes ist, sondern Schauplatz der Mächte, der Gewalten, alles Götzentums und schließlich des Antichrists wird. Die Bewegungen auf das Reich hin reißen sie aus dieser Selbstgenügsamkeit heraus, rufen ein «Halt» in den Eigenlauf, die Eigengesetzlichkeit und Eigenmächtigkeit alles Weltwesens hinein, das sich auf allen Lebensgebieten ausbildet, sich aber besonders stark zu allen Zeiten im Staatlich-Politischen und im Religiös-Kirchlichen konzentriert. Das ist *der Ruf zur Umkehr.* Allem und allen von Gott Losgelösten und Abgefallenen, ins Verderben und in die Heillosigkeit Geratenen wird sie zugerufen, angeboten und abgefordert. Sie bedeutet die schlechthinnige Zuwendung zu Gott und seinem Reich, die Absage an alles Gottwidrige, das Bekenntnis der Schuld, damit diese Zuwendung voll stattfinden kann. In die stagnierenden Wasser des Endlichen und des in das Endliche Zurücksinkenden — der Religion, der Kirche, der Theologie, der Gesellschaft, des Staates, alles Menschlichen — kommt der frische Strom des lebendigen Gottes, dem solche Menschen und Bewegungen dienen. Sie sind selbst Aufgestörte und stören auf. Sie sind Beunruhigte und beunruhigen. Die Empörung um der Gerechtigkeit willen schafft in ihnen, und sie künden die Revolution Gottes an. Bewegungen und Menschen solcher Art sind Wegbereiter des Reiches Gottes. Sie dürfen am allerwenigsten etwas für sich sein. Sie müssen Werkzeuge, Knechte des Messianismus Gottes, der Erneuerung und Verwandlung der Welt zu seiner Gerechtigkeit sein. Sie sind aber vielleicht mehr Boten des Gerichtes, wie die Gemeinde mehr Bote der Gnade ist. Als solche sind sie Ausdruck des Reiches Gottes, des Schaffens Gottes in Gericht und Gnade, bis die Vollendung der Dinge eingetreten ist.

Solche Bewegungen auf das Reich hin, die bewußten und die «unbewußten» (denken wir bei den letzteren vor allem an den Sozialismus und den Kommunismus der Gegenwart!), bekommen ihre volle Kraft und ihren eigentlichen Inhalt nur durch Christus, nur durch Gott selbst. Sie können zur Umkehr rufen und in göttlicher Paradoxie mahnen, nach allen Seiten hin zeigen, woran es fehlt, aber die wirkliche Umkehrung und Neuschöpfung der Dinge kommt durch das Reich Gottes selbst, durch Christus selbst. Diese Bewegungen müssen vor allem auch dem *Werden oder Neuwerden eines lebendigen Volkes Gottes dienen. Sie sind Anstöße zum Werden einer lebendigen Gemeinde Christi.* Auch die religiös-soziale Bewegung hat nur darin ein Lebensrecht: daß sie dem Ruf zum Reiche Gottes und dem Werden der Gemeinde aus dem lebendigen Christus heraus dient. *Alb. Böhler.* (Fortsetzung folgt.)

Organisierte Weltwirtschaft (Planwirtschaft)[1]

Die Formen der menschlichen Gesellschaft und ihrer Institutionen haben sich entwickelt nach geistigen Grundgesetzen, die im Wesen der Menschheit veranlagt sind. Wer die Gesetze kennt, die im Pflanzenleben herrschen, weiß, daß aus einer Rosenknospe sich stets eine Rose entfalten wird, niemals eine andere Blume. Die Ichanlage, die im Anfang seiner Entwicklung dem Menschen einverleibt wurde, bewirkt, in Verbindung mit dem Christusimpuls, der seit Beginn unserer Zeitrechnung die Menschheit belebt, ein allmähliches Erwachen des Individuums zur Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit und führt zu einem Gemeinschaftsbewußtsein, das seinen übersinnlichen Bezugspunkt in Christus hat. Und aus einem solchen Bruderschaftserlebnis finden die Menschen den Weg zur einheitlichen Willensbildung, die ihren Ausdruck erhält in der sozialen und wirtschaftlichen Struktur.

Die heutigen Formen der menschlichen Gesellschaft entsprechen jedoch noch der Entwicklungsstufe, während der die Menschen von außen geführt werden mußten, weil sie noch nicht reif waren für eine Selbstregierung, die aus dem eigenen, vom Christus erleuchteten Ich ihre Richtlinien und Impulse empfängt. So haben wir gegenwärtig Institutionen und Verhältnisse, die vom erwachenden Individuum als unerträgliche Fesseln empfunden werden. Aber an diesem Zwang und der Opposition erstarken die jugendlichen Kräfte und fordern immer energischer ihr Recht auf Geltung und auf neue Lebensformen. Wir können also von einer Rückwirkung sprechen, welche die Gesellschaft auf die Entwicklung des Individuums ausübt. Druck erzeugt Gegendruck. Und wenn die äußeren Formen zu Gefängnissen werden, sucht das ständig fließende Leben sie zu sprengen. Dieser natürlichen Entwicklung stellen sich die konservativen, «reaktionären» Kräfte entgegen im vergeblichen Bemühen, den Lebensstrom aufzuhalten. Aus der Wechselwirkung dieser beiden Pole ergeben sich die politischen und sozialen Kämpfe der Gegenwart.

Auch im Wirtschaftsleben spiegelt sich die vom Individuum und der Gesellschaft erreichte Entwicklungs- und Bewußtseinsstufe.

Das Wirtschaftsleben stellt eine natürliche Funktion des Menschheitsorganismus dar. Wie alle Lebensvorgänge in der Natur, hat auch die Wirtschaft ihre eigenen Gesetze, denen sie folgen muß, um gesund und lebensfähig zu bleiben. An erster Stelle steht die Ökonomie, die Forderung nach Sparsamkeit und Zweckmäßigkeit. In allen Schöpfungen der Natur sehen wir das Streben nach größter Wirkung bei sparsamster Verwendung von Material und Kraft. Der menschliche Oberschenkel, ein Spinngewebe, sind Wunder der Technik und Ökonomie. Das Aus-

[1] Aus dem noch ungedruckten Buchmanuskript von Bernhard Sievers: Organisierte Weltwirtschaft, die Erfüllung des christlichen Bruderschaftsgedankens.

tausch- und Transportsystem im gesunden menschlichen Organismus, die Verarbeitung, Umwandlung und Verwertung der Nahrung usw. sind vorbildliche Beispiele für ein ökonomisch und zweckmäßig arbeitendes Wirtschaftssystem.

Im Universum, in den Naturreichen unserer Erde, in den Lebensvorgängen des Menschen und in seinen irdischen Betätigungen und Einrichtungen herrschen, bzw. sollten herrschen, dieselben Gesetzmäßigkeiten. Alles kosmische und irdische Leben ist eine Einheit; jedes Reich, jeder Organismus, jedes Wesen ist nach bestimmten Gesetzen und Regeln eingeordnet in die großen Weltenrhythmen des Universums. Im Befolgen dieser geistig-physischen Ordnung liegt das Geheimnis des Zusammenklangs, der harmonischen Entwicklung, des dauernden Aufstiegs. Nur aus der Erkenntnis der auch im Wirtschaftsleben herrschenden Gesetzmäßigkeiten ist die Menschheit imstande, einen gesunden, ökonomisch und reibungslos arbeitenden Wirtschaftsorganismus aufzubauen.

Was verstehen wir unter dem Begriff «Wirtschaft»? Wirtschaft ist Erzeugung und Verteilung von Gebrauchsgütern. Die Landwirtschaft erzeugt Nahrungsmittel und Werkstoffe, die Industrie Rohmaterial und Fertigwaren für die verschiedensten menschlichen Bedürfnisse. Beide Arten der Erzeugnisse müssen verteilt werden. Hierzu bedarf es, genau so wie bei den pflanzlichen und tierischen Organismen, eines Transport- und Verteilungssystems. Da auch im Menschen – ihm zunächst unbewußt – kosmische Gesetze wirksam sind, strebt er gewissermaßen instinktiv nach größtmöglicher Ökonomie im Wirtschaftsleben, ebenso wie es im Tier- und Pflanzenleben geschieht. Er sucht so billig wie möglich zu produzieren, das heißt bei sparsamster Verwendung von Material und Arbeitskraft – menschlicher, tierischer und maschineller – die beste Leistung zu erzielen in bezug auf Menge und Güte. Das gilt sowohl für die Industrie wie auch für die Landwirtschaft und das Transportwesen. Dasselbe ökonomische Prinzip sollte nun auch im Verteilungssystem zum Ausdruck kommen, also unter den heutigen Verhältnissen im Handel.

Der Handel hat die Aufgabe, die landwirtschaftlichen und industriellen Erzeugnisse dem Verbraucher auf kürzestem und billigstem Wege zuzuführen, gemäß dem tatsächlichen Bedarf zu verteilen. Da der Handel eine Arbeit leistet, verteuert sich die Ware auf dem Wege von der Erzeugungsstelle – Acker, Fabrik usw. – zum Verbraucher bzw. zur Verteilungsstelle um den Betrag der Unkosten, die durch Transport, Lagerung, Schwund, Arbeitslöhne und Unternehmergewinn verursacht werden.

Der primitive Handel bestand im Tauschgeschäft. Der Bauer tauschte zum Beispiel beim Schmied Gerät gegen Korn ein. Aus rein praktischen Gründen, bei denen besonders Entfernungen und der Wunsch nach einem unverderblichen und beständigen Tauschmittel eine Rolle spielten, entwickelte sich allmählich ein Währungssystem. Die verschiedensten

Naturerzeugnisse dienten als Wertmesser, von der asiatischen Kaurimuschel zu den Gold- und Silberbarren bzw. -münzen der modernen Wirtschaft.

Der Übergang vom Tausch- zum Geldgeschäft bedeutete zunächst einen Fortschritt in der Wirtschaftsentwicklung, da er ja ökonomischen Notwendigkeiten entsprach und somit nicht im Widerspruch stand zu geistig-kosmischen Gesetzen. Doch fand der Mensch bald heraus, daß er nicht nur die Möglichkeit besaß, das Geld in bequemer Weise als Gegenwert für Wirtschaftsgüter aufzustapeln, zu sparen; er konnte es auch ausschließlich in den Dienst seiner Selbstsucht, der Willkür, des Ehrgeizes und seiner Machtgelüste stellen und so zum Schaden der Allgemeinheit mißbrauchen. Das Geld wurde zum Machtfaktor und ermöglichte die Ausbeutung der unentwickelten Massen durch eine intellektuell überlegene Oberschicht. Hierdurch wurde die natürliche, hierarchische Schichtung und Ordnung der damaligen Menschheit gestört. Es konnten jetzt Menschen in Machtstellungen gelangen, ohne wirkliche Persönlichkeit zu sein, ohne jede höhere Berufung und Bedeutung, wenn sie nur schlau und gewissenlos waren und ihre einseitigen intellektuellen Fähigkeiten und Handelsinstinkte rücksichtslos gebrauchten. Zwar bedurften die noch unmündigen Massen einer äußeren Leitung und Fürsorge. Doch bemächtigten sich nach dem Verfall der Mysterien eben jene Unberufenen, Ungeweihten oder vom «weißen Pfade» Abgefallenen der Führung, um sie in den Dienst ihrer eigenen Interessen, der Habgier und des Machtstrebens zu stellen.

Ausschlaggebend für diese Wandlung zum Bösen war die Erfindung und Einführung des Kapitalzinses, das Recht, für ausgeliehenes oder sonstwie geschuldetes Geld Zinsen zu fordern. Hierdurch kam ein egoistischer Zug in das Wirtschaftsleben, der nichts mehr zu tun hatte mit wirtschaftlichen Gesichtspunkten, geschweige denn im Einklang stand mit den Gesetzen, die das Wirtschaftsleben regieren sollten: Ökonomie und Zweckmäßigkeit. Diese werden durch den Egoismus gestört. Der selbstsüchtige Mensch setzt sich hinweg über die natürlichen Beziehungen des Einzelnen zur Gesamtheit, ohne die weder in der Natur noch im Wirtschaftsleben Ordnung und Harmonie herrschen können. Im heutigen kapitalistischen Wirtschaftssystem ist die natürliche Ordnung durchbrochen. Individueller und Gruppenegoismus streben nur nach Vorteilen für sich selbst, ohne das Gedeihen des Ganzen im Auge zu haben. Dadurch ist das Wirtschaftsleben krank geworden und mit ihm der ganze Menschheitsorganismus. Er kann nur gesunden, wenn die Menschen sich auf die überall in der Natur und im Kosmos waltenden Gesetze besinnen und ihre Wirtschaft von Grund aus umbauen.

Jedem Geschöpf, jedem Organismus hat die Natur Heilkräfte mitgegeben, die im Falle von Störungen und Erkrankungen wirksam sind. An diese heilenden Kräfte muß sich die Menschheit wenden, wenn ihr Wirtschaftsleben gesunden soll. Wie der Arzt von dem Kranken alle

schädigenden Einflüsse fernhält, so müssen auch die Menschen diejenigen Faktoren aus dem Wirtschaftsleben ausschalten, die Unordnung und Störungen hineingebracht haben: den Egoismus, die Willkür und ihre Erscheinungsformen, das heißt, den konkurrierenden Kapitalismus, auf dem die heutige Wirtschaft aufgebaut ist.

Auch in der gegenwärtigen Menschheit gibt es noch gesunde Lebenskräfte, trotz allem. Sie sind erkennbar an den geistigen Grundgesetzen, die in ihnen nach Offenbarung drängen. Das wichtigste ist die christliche Nächstenliebe, das Bewußtsein von der Verbundenheit aller Menschen in einer metaphysischen Einheit. Überall, wo selbstloses Gemeinschaftsleben sich regt, wo der Bruderschaftsgedanke gehegt und gepflegt wird und nach Ausdruck in den Lebensformen und Einrichtungen strebt, wirkt die heilende Kraft der christlichen Liebe. Diese gilt es zu pflegen und mit ihr das Wirtschaftsleben zu durchdringen.

Es handelt sich hier nicht um «Moralpredigen», sondern um praktisches Eingreifen in das wirtschaftliche und soziale Leben. Denn was heißt «Nächstenliebe üben»? Es bedeutet, sein Verhältnis zu den Mitmenschen so einzurichten, daß die in der Natur herrschenden geistig-kosmischen Gesetze beachtet werden und in allen Manifestationen des menschlichen Lebens zum Ausdruck kommen. Wenn wir unser persönliches Leben in ein richtiges Verhältnis zu unserem Nächsten, zur ganzen Menschheit bringen, wenn wir bei allem, was wir tun und lassen, unser eigenes Wohl in dem Gedeihen der Gemeinschaft suchen, so schalten wir die schädlichen Einflüsse der Selbstsucht aus und geben der Wirtschaft die Möglichkeit und Fähigkeit, sich nach eigenen Gesetzmäßigkeiten zu ordnen, sie auf den Grundlagen der Ökonomie und Zweckmäßigkeit neu aufzubauen. Das geschieht in der organisierten Wirtschaft, deren Durchführung entweder in den Händen des Staates liegt, wie in der Sowjetunion, oder des Privatkapitals, das dann seinen «reaktionären», das heißt selbstsüchtigen und imperialistischen Charakter verlieren würde.

Wenn wir unsere Erde als ein Ganzes betrachten mit all ihren Reichtümern und ihrer Fruchtbarkeit und anderseits die sich in erschreckendem Ausmaße vermehrende Milliardenmenschheit, die gesättigt und gekleidet sein will, so können wir uns schwer vorstellen, wie eine «freie», das heißt also unorganisierte Wirtschaft diese Probleme lösen will. Solange es auf der Welt noch unaufgeschlossene Kolonialreiche gab, die ohne Rücksicht auf die Urbevölkerung ausgebeutet werden konnten, solange Landwirtschaft und Industrie über Massen anspruchsloser, billiger Arbeitskräfte verfügten, hatte das liberale Wirtschaftssystem Ellenbogenfreiheit und Entfaltungsmöglichkeiten. Trifft dies, wie in unserer Zeit, nicht mehr zu, so führen die im freien Spiel der konkurrierenden und spekulierenden Wirtschaftskräfte entstehenden kapitalistischen Machtzentren mit ihrem starken egozentrischen Eigenleben zu schweren Störungen der Wirtschaft.

Nun hofft die freie Wirtschaft, deren reinste Vertreter heute die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind, daß sie ihr System weiter erhalten kann durch Gewinnung neuer Märkte auf dem Wege der Industrialisierung der unentwickelten Länder wie Südamerika, Indien und China. Abgesehen von den in diesen Ländern herrschenden politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen, die solchen Plänen hindernd im Wege stehen, würde die Entlastung der seit dem letzten Weltkriege stark aufgeblähten nordamerikanischen Industrie nur von kurzer Dauer sein, wenn das Kapital nicht gewillt und imstande ist, die auf der ganzen Welt sich immer mehr zuspitzenden sozialen Konflikte und Probleme zu lösen. Und das könnte nur geschehen durch Organisierung der Privatwirtschaft. Denn hier beginnt der Rechenfehler der Anhänger des freien Wirtschaftssystems. Sie glauben, daß die Weltwirtschaft sich auch heute noch gemäß dem alten liberalistischen Ideal des uneingeschränkten Freihandels von selbst regulieren würde, vorausgesetzt, daß sie von staatlichen Eingriffen verschont bliebe. Gewiß muß das Wirtschaftsleben seinen eigenen Gesetzen folgen, um Ordnung und Harmonie herzustellen und zu erhalten. Aber das wird gerade durch das System der «freien», das heißt konkurrierenden Wirtschaft verhindert, die nur *eine* Richtlinie kennt: geschäftlichen Vorteil um jeden Preis. Es wäre auch nutzlos, wenn man diese Selbstsucht durch Ermahnung zur individuellen Moral abschwächen und korrigieren wollte. Die Schuld liegt nicht beim Einzelnen, sondern im System. Das Individuum kann fast nichts dazu beitragen, die sozialen und anderen Übel, die das System der nicht-organisierten Wirtschaft mit sich bringt, zu lindern; es muß die Spielregeln befolgen oder ausscheiden. – Ein Beispiel:

Das Gold der Vereinigten Staaten ist der Ausdruck ihres Wirtschaftspotentials. Dieses Land hat die größte Wirtschaftskapazität der Welt und ist daher imstande, mehr zu produzieren als irgendein anderes. Da seine Produktion den Eigenbedarf weit übertrifft, ist es genötigt, in großem Ausmaße zu exportieren. Ebenso bleibt der Bedarf an importierten Gütern hinter dem Exportüberschuß zurück. An dieser Lage würde auch ein eventueller Abbau der Schutzzölle nichts ändern. Hieraus ergibt sich ein dauerndes Mißverhältnis zwischen Import und Export, da die Abnehmer amerikanischer Waren ja in Gold oder Goldwerten bezahlen müssen, wenn ihr eigener Export nach den Vereinigten Staaten nicht ausreicht. Die englische Wirtschaftskrise und die allgemeine Dollarknappheit verschlechtern die Position der Vereinigten Staaten immer mehr. Fast alle Länder sehen sich genötigt, ihren Import aus den Vereinigten Staaten einzuschränken, so daß letztere von einer starken Überproduktion bedroht sind, die sie im Rahmen der Möglichkeiten, die ihnen das kapitalistische System heute bietet, nicht anders bekämpfen können als durch Schaffung einer künstlichen Kriegspsychose, um die europäischen Länder zu veranlassen, mit amerikanischen Waffen gegen eine eingebildete Kriegsgefahr aufzurüsten.

Auf der einen Seite haben wir also einen Welthunger nach Friedenswaren aller Art und auf der anderen ein großes Land mit gewaltiger Industriekapazität, das produzieren und exportieren möchte, es aber nicht kann, weil niemand über genügende Mengen Dollar bzw. Gold verfügt, um seine Einkäufe in den USA bezahlen zu können. Und selbst wenn über Nacht irgendwo auf der Welt größere Goldlager entdeckt würden, so änderte das grundsätzlich nichts an der Lage. Die amerikanischen Goldreserven würden sich noch weiter erhöhen, bis das Gold durch Zusammenfassung in einer Hand von selbst entwertet würde.

Was würde nun geschehen, wenn die Vereinigten Staaten nach dem Vorschlag des britischen Außenministers Ernest Bevin ihre Goldvorräte verteilen, das heißt verschenken würden? Die so begünstigten Länder hätten dann wohl Gold, mit dem sie ihre Importe aus den USA finanzieren könnten; die Weltwirtschaft würde wieder in Gang kommen und Krisen und Krisendrohung verschwinden, bis – der Dollarvorrat erschöpft wäre und alles Gold sich wieder in den großen Stahlgewölben Uncle Sams befände. Und dann könnte das Spiel von neuem beginnen.

Wir sehen also, daß die Moral, der «gute Wille» des Einzelnen oder einer Nation keinen Einfluß haben auf den Gang des Wirtschaftslebens. Man wird in den diabolischen Mechanismus des kapitalistischen Systems eingespannt und hat keine Möglichkeit, sich zu befreien oder es zu verbessern. Nur eine grundlegende Neuordnung des gesamten Wirtschaftslebens unter Berücksichtigung der ihm innewohnenden geistig-kosmischen Gesetzmäßigkeiten kann zur Gesundung führen.

Das kapitalistische System konnte sich nur im Schutze des Konservatismus entwickeln und kann sich heute nur am Leben erhalten durch Verteidigung der konservativen Prinzipien. Demgegenüber steht das echte demokratische Freiheitsstreben, das aus dem individuellen Erlebnis der brüderlichen Verbundenheit aller Menschen in einer übersinnlichen Einheit neue Impulse für sämtliche Lebensgebiete empfängt. Dieser Bruderschaftsgedanke führt zum kosmopolitischen Bewußtsein, dessen Projektion in das Wirtschaftsleben die übernationale Planwirtschaft ist. Für das konservative System der konkurrierenden, nicht-organisierten Wirtschaft ist in einer Weltordnung, die auf echte Demokratie aufgebaut ist, kein Platz. Denn der Kapitalismus ist in Wirklichkeit eine mehr oder weniger verschleierte Diktatur, unter der sich keine echte Demokratie entfalten kann. Der Kampf geht also um «organisierte Wirtschaft oder nicht-organisierte Wirtschaft». Das wissen auch die kapitalistischen Machthaber, und sie haben ihre Maßnahmen getroffen, die Organisierung der Weltwirtschaft zu verhindern. Die Politik der reaktionären Kreise der Westmächte geht gegenwärtig darauf aus, das System des freien Handels, das heißt der nicht-organisierten Wirtschaft, zu verteidigen, weil es die Grundlage ihrer wirtschaftlichen und politischen Macht bildet. Mit dem Fall der freien Wirtschaft würde das Kapital seine Bedeutung als Machtfaktor einbüßen.

Die Notwendigkeit, jede wirtschaftliche Tätigkeit einer übernationalen Planung unterzuordnen – wozu auch indirekt und unbeabsichtigt die Aufrüstung der durch den «Marshall-Plan» und den «Atlantik-Pakt» begünstigten Länder beiträgt –, nimmt jedoch dem freien Handel immer mehr die Lebensmöglichkeit und bereitet die Organisierung der Weltwirtschaft vor. Auch die bilateralen staatlichen Handelsverträge, wie sie heute immer häufiger getätigt werden, wirken sich letzten Endes in diesem Sinne aus. Auf diese Weise wird die Privatwirtschaft allmählich zur Organisation gezwungen. Beide Arten der organisierten Wirtschaft – die privatkapitalistische und die staatliche – könnten dann zu einem einzigen Wirtschaftsorganismus verflochten werden. Das und nicht die «Atombombe» ist die Lösung des Konfliktes zwischen Ost und West.

Der organisierten Privatwirtschaft käme somit in den westlichen Ländern die geschichtliche Aufgabe zu, aus sich selbst den Kommunismus zu gebären, ohne Wirtschaftskatastrophen und Kriege. Denn in einer organisierten Weltwirtschaft hat der Privatbesitz keinerlei Bedeutung mehr und wird daher mit der Zeit verschwinden. Wenn jedem Volke, jedem Weltbürger alles zur Verfügung steht, was sie an Lebens- und Genußgütern benötigen, so ist jede Art von Privat- oder Nationaleigentum sinnlos geworden.

Durch Befolgen der Gesetzmäßigkeiten der vom kapitalistischen Joch befreiten Wirtschaft – die im Grunde christlicher Natur sind – weitet sich das Bewußtsein der Massen zum Kosmopolitismus, zum Universalismus und gelangt so zum Erleben der Einheit und Allheit des Seins, der Bruderschaft aller Menschen in Christus. – Das ist der demokratische Weg «von unten nach oben», vom «Materialismus» und «Atheismus» zum Durchbruch in die Metaphysik, in die Geisteswissenschaft. Indem die Proletariermassen sich der organisierten Wirtschaft einordnen und ihre Gesetze befolgen, pflegen sie unbewußt das christliche Prinzip.

Aus diesem Grunde sollte man immer wieder auf die Zweckmäßigkeit hinweisen, die Privatwirtschaft zu organisieren, sei es mit oder ohne Hilfe des Staates. Falls sie sich weigert oder kostbare Zeit mit nutzlosen Experimenten vergeudet, wird die Menschheit sich endgültig vom kapitalistischen System abwenden und die staatliche Sozialisierung verlangen, bevor sie den völligen Zusammenbruch der Weltwirtschaft und mit ihm das Chaos abwartet.

Zwar wird es immer «reiche» und «arme» Länder auf der Erde geben. Diese Begriffe verlieren jedoch jede praktische Bedeutung, sowie eine Weltwirtschaft alle Nationen in einem einzigen Organismus vereinigt. Wie im gesunden menschlichen Körper die Zellen und Organe gemäß ihren Aufgaben und Bedürfnissen ausreichend ernährt werden ohne Benachteiligung der einen Gruppe durch die anderen, so ermöglicht auch die organisierte Weltwirtschaft eine zweckmäßige Verteilung der Verbrauchsgüter entsprechend den wirtschaftlichen Bedürfnissen und Notwendigkeiten. Ein «reiches» Land ist dann nicht mehr reich in dem

Sinne, daß es mit seinem Exportüberschuß willkürlich und egoistisch das Leben anderer Völker, das heißt also des Menschheitsorganismus, beeinflussen kann. Und ein «armes» Land ist nicht mehr arm in der Weise, daß es in einseitige Abhängigkeit von den Reichen geriete. Es hat an den Reichtümern der ganzen Welt Anteil entsprechend seinen tatsächlichen Bedürfnissen. Es wird dann gleichgültig sein, wer im «Besitz» von Ölquellen und anderen Bodenschätzen ist, da diese zur Verfügung der Gesamtheit stehen. Auch brauchen diejenigen Nationen, die sich wie die Vereinigten Staaten gegenwärtig eines höheren Lebensstandards erfreuen als die anderen, keine Beschränkung ihrer Lebensweise zu befürchten, da bei völliger Abrüstung und nach Fortfall der Störungen, Hemmungen und Verschwendung, wie sie die unorganisierte Wirtschaft mit sich bringt, die Weltproduktion eine noch nie erlebte Höhe erreichen wird, die allen zugute kommt. Sobald die Weltwirtschaft entsprechend ihren eigenen Gesetzen organisiert ist, bedürfen weder die USA noch ein anderes Land des Goldes als Wertmesser und Machtfaktor. Die internationale Zusammenarbeit bringt gegenseitiges Vertrauen in das Wirtschaftsleben. Die USA können ihren Exportüberschuß «verschenken», weil sie wissen, daß sie von den anderen Ländern unter gleichen Bedingungen die Waren erhalten, die ihnen fehlen. Die internationale Planwirtschaft kennt weder politische Grenzen noch nationalen Besitz.

Auch der Entwicklung zur vollautomatischen Industrie und Landwirtschaft, wie sie heute das Privatkapital der Vereinigten Staaten anstrebt, um gegen Streiks und Wirtschaftskrisen gewappnet zu sein, kommt in einer organisierten Wirtschaft eine ganz andere Bedeutung zu. Denn hier hat sie nicht mehr eine Massenarbeitslosigkeit zur Folge, sondern bringt der Menschheit die Erlösung vom Frondienst an der Maschine, macht ihn zum Herren über sie anstatt zu ihrem Sklaven. Damit beginnt eine neue Epoche, deren Auswirkungen auf sozialem und kulturellem Gebiet unabsehbar sind.

Die Westmächte stehen heute vor der Entscheidung, welchen Weg sie gehen wollen, den der privatkapitalistischen internationalen Wirtschaftsorganisation oder den der Verstaatlichung der Produktion und des Konsums. Das in England gegenwärtig angewandte gemischte System wird notwendigerweise zur völligen Verstaatlichung führen, sofern nicht das Privatkapital die planwirtschaftliche Organisierung des Restes übernimmt. Rußland sollte man freie Hand lassen, diejenigen Länder in sein Wirtschaftssystem einzuordnen, die damit einverstanden sind. Wenn die übrige Welt ihre Wirtschaft auf ihre Weise organisiert hat, bilden weder politische noch wirtschaftliche Bedenken ein Hindernis für den Zusammenschluß beider Systeme zu einer einzigen Weltwirtschaft.

Eine Verbindung der freien, unorganisierten Wirtschaft mit der planwirtschaftlich arbeitenden Sowjetunion kann dagegen nicht von Dauer sein, schon deshalb nicht, weil die untereinander konkurrierenden Handels- und Industriekonzerne niemals zu einer Stabilisierung ihrer

Preise und sonstigen Lieferbedingungen gelangen. Umfangreiche Handelsabkommen, wie sie in Zukunft immer notwendiger werden, können von der nicht organisierten Privatwirtschaft nicht genügend garantiert werden, da diese den Zufälligkeiten der sozialen Kämpfe und der Börsenspekulationen ausgesetzt ist.

Manche Menschen halten heute noch ein kosmopolitisches Bewußtsein, das eine organisierte Weltwirtschaft und Weltdemokratie rechtfertigen und ermöglichen würde, für eine Utopie und wollen nicht einsehen, daß es in seinen Anfängen bereits da ist. Während der letzten drei Jahrzehnte hat sich das menschliche Bewußtsein immer mehr geweitet und umfaßt heute schon den ganzen Erdball. Alles, was in der Welt geschieht, Erfindungen und Entdeckungen, Naturkatastrophen und Kriege, das ganze wirtschaftliche, politische und kulturelle Leben wird durch Presse, Rundfunk usw. *allen* Erdenbewohnern fast gleichzeitig bekannt. Der Luftverkehr hat die Entfernung so zusammenschrumpfen lassen, daß alle Punkte der Erde in wenigen Stunden erreichbar sind. Die Menschheit *hat* bereits ein planetarisches Bewußtsein, sie erlebt ihr Erdenschicksal ganzheitlich. Keine Nation, kein Mensch kann sich heute seinem Schicksal als Erdenbürger entziehen. Wir werden zur Kooperation gezwungen, ob wir wollen oder nicht. Nur gemeinsam können die Menschen die großen internationalen Probleme des Hungers, der Seuchen, der zukünftigen Wirtschaftsstruktur, der politischen Grenzen, der Abrüstung usw. lösen. Das synthetische Zeitalter hat begonnen und kann nicht mehr aufgehalten werden.

Wollen die Menschen jedoch noch immer nicht die Augen öffnen und klar sehen, so werden neue Katastrophen, neue Kriege die Folge sein, bis sie schließlich begreifen, daß der Bruderschaftsgedanke kein Hirngespinst ist, sondern daß er der göttlichen Natur des Menschen entspricht und als Zeitgeist heute Erfüllung heischt. *Bernhard Sievers*

Gustav Radbruch †

Einer der lautersten Männer Deutschlands, ein typischer Vertreter der besten deutschen Eigenschaften, ist mit dem am 23. November 1949 zu Heidelberg verstorbenen Gustav Radbruch dahingegangen. Er hatte sich zuerst einen Namen als Strafrechtler gemacht und war auch, als Anwalt aller Leidenden und Bedrückten, bis zuletzt strafrechtlichen Problemen zugetan, aber er wurde bald auch in weiteren Bezirken heimisch, dort, wo es sich um den Menschen handelt, um die Erkenntnis seiner Seele und seiner Schmerzen. Vielleicht bezeichnet man Radbruch am richtigsten als Sozialpädagogen, als Lehrer und Erforscher der Methoden, den Menschen, namentlich den gestrauchelten, für die Gemeinschaft zu gewinnen. So hat er sich, in Nachfolge seines großen Lehrers Franz von

Liszt, gegen das Vergeltungsstrafrecht und für das Besserungsstrafrecht erklärt, für die Priorität des Täters vor der Tat. Der Unverbesserliche sei zu verwahren, gegebenenfalls lebenslänglich, jeder aber, der für die Gemeinschaft zu retten sei, solle auf dieses Ziel hin erzogen werden.

Es ist falsch, dieses Prinzip schlechthin weichlich zu nennen, denn es packt unter Umständen härter an als das Vergeltungsstrafrecht, aber freilich werden hier auch dem Richter ungewöhnliche Kompetenzen zuerteilt; er muß sich intensiv mit dem einzelnen Menschen, den er vor sich hat, beschäftigen und darf doch nicht in Subjektivismus abgleiten. Schließlich läuft alles auf Erziehung und Ausbildung des Richters hinaus. Aber überhaupt lag Radbruch die Ausbildung des jungen Juristen besonders am Herzen. Er hat eine für die juristische Jugend geschriebene «Einführung in die Rechtswissenschaft» veröffentlicht (in der populären Sammlung «Wissenschaft und Bildung»), die alle anderen derartigen Versuche hinter sich läßt und auch eine große Anzahl Auflagen erlebt hat. Zu keiner Wissenschaft, sagt er hier, reife man später als zur Jurisprudenz, und er wendet sich damit gegen die, welche zur Rechtswissenschaft als einem Verlegenheitsstudium oder zu einem Mittel des Karrieremachens greifen. Die Rechtswissenschaft in ihrer doppelten Bedeutung als Ordnung des Gemeinschaftslebens und Ausübung der Gerechtigkeit erschien Radbruch als zentrale Disziplin, und so ist niemand weniger zufällig als er zu ihr gekommen. Eben deshalb aber sei die Jurisprudenz kein abgezirkeltes Gebiet. In Radbruchs Mahnruf «Ihr jungen Juristen!» vom Jahre 1919 heißt es: «Das Recht hat aufgehört, eine frei schwebende Welt für sich zu sein. Es ist als eine Erscheinung und Aufgabe der Kultur erkannt und, wie Kultur den niemals ganz vollendbaren Brückenschlag zwischen Ideal und Wirklichkeit bedeutet, seinerseits insbesondere als die jeweils zurückgelegte Wegstrecke in der Richtung von der sozialen Tatsächlichkeit zur sozialen Gerechtigkeit gekennzeichnet.»

Es leuchtet ein, daß Radbruch im Verlauf seines Wirkens enge Beziehungen zur Rechtsphilosophie aufnahm, und so sind denn seine, ebenfalls in verschiedenen Auflagen erschienenen, immer wieder durchgearbeiteten «Grundzüge der Rechtsphilosophie» sein Hauptwerk geworden. Nicht eilfertig aber dürfe sich der Jurist der Rechtsphilosophie nahen. Systematisch sei sie zwar das Fundament der Rechtswissenschaft, sie müsse jedoch zeitlich der Rechtswissenschaft folgen, denn die systematische Ordnung der Erkenntnis, die Sonderung des Vorausgesetzten von dem dadurch Bedingten, erfordere erst einmal Kenntnis des juristischen Materials. Schöpferisch aber sei die Rechtsphilosophie erst dann, wenn sie nicht vom geltenden Recht handle, sondern von dem, das gelten sollte, nicht vom positiven, sondern vom richtigen Recht, vom Wert, vom Sinn, vom Zweck des Rechts, also von der Gerechtigkeit. Radbruch macht kein Hehl daraus, daß mehr der Jurist als der Philosoph diese Aufgabe lösen müsse, der Jurist, der sich mit den Problemen herumgeschlagen hat, nicht der Philosoph, der von außen an sie herantritt.

Radbruchs Linie ist mithin die heute allgemein in den Einzeldisziplinen geübte: aus ihnen heraus zur philosophischen Gesinnung zu gelangen, Grundlagenforschung, wie man das nennt, zu betreiben. Damit wird ein Doppeltes erreicht: die Einzelwissenschaft wird aus ihrer Isolierung erlöst, und das Philosophieren gerät nicht ins nebelhaft Uferlose. Stets ist Radbruch bei seinen philosophischen Bemühungen die Lebenserfahrung, die zum Erleben führt, wesentliche Instanz: neben dem Erkennen, sagt er, steht das Erleben, neben dem Wissen die Bewußtheit. Er war trotz seiner äußerlichen Zartheit und gelegentlichen Unbeholfenheit alles andere denn ein Stubengelehrter – die Welt in ihrer Mannigfaltigkeit und die so mannigfach gearteten Menschen waren sein eigentliches Studienobjekt. Stets aufs neue überraschte er, nicht zuletzt in der Unterhaltung, durch seine Menschenkenntnis, sein psychologisches Feingefühl.

Nach zwei Seiten war ihm auf diese Weise der fernere Weg vorgeschrieben: nach der politischen Praxis und nach einer Kultursoziologie, um diesen unschönen, aber schwer vermeidbaren Ausdruck zu gebrauchen, einer Kultursoziologie, die von der Praxis gespeist wurde. Ein bloßes Gelehrtenleben konnte ihm auf die Dauer nicht genügen. In dieser Hinsicht bildete das schon erwähnte Jahr 1919, das der Beendigung des Krieges und der deutschen Novemberrevolution folgte, für ihn eine wichtige Etappe. Lange vorher bereits hatte er sich sozialistischen Ideen zugewandt, jetzt, in der neuen Republik, betrachtete er es als seine Mission, innerhalb der Sozialdemokratie den Ideen des Volksstaates zum Durchbruch zu verhelfen, schon damit im Rechtswesen der Obrigkeitsstaat zusammenbreche. Von 1920 bis 1924 ist er sozialdemokratisches Mitglied des Reichtages gewesen.

Damals hat die soeben gegründete republikanische Propagandainstanz, die «Zentrale für Heimatdienst», einen Sammelband «Der Geist der neuen Volksgemeinschaft» herausgebracht, und zu ihm hat Radbruch einen bedeutsamen Beitrag «Das Recht im sozialen Volksstaat» beigesteuert, einen Aufsatz, der charakteristisch ist für Radbruchs Grundanschauungen, wenngleich sein Verfasser später manche von dessen Thesen revidiert hat.

Radbruch wünscht auch hier den sozialen Juristen, den Juristen, der das Recht im Dienst sozialer Zwecke handhabt, und er wünscht ihn namentlich für das Strafrecht. Nicht ob die Strafe im alten Sinne gerecht, vielmehr ob sie im Dienste ihrer sozialen Aufgabe zweckgerecht sei, bilde die Fragestellung des heutigen Strafrechts. Das Recht habe seine Selbständigkeit und Eigengesetzlichkeit fortschreitend eingebüßt, es habe die Güte in sich aufgenommen, sich in den Dienst der Wohlfahrt, der Sittlichkeit, der Kultur gestellt, es sei zum sozialen Recht geworden. Kein Rechtsstudium sei künftig möglich ohne eingehendes Studium der Sozialwissenschaften und der Sozialphilosophie. Auch sei der Aufbau des Rechtsstudiums von Grund auf umzugestalten: während bisher erst das

Studium, dann der Vorbereitungsdienst habe durchlaufen werden müssen, erst das römische Recht, dann das Recht von heute, erst das Privatrecht, dann das öffentliche Recht, sei in der Zukunft diese Reihenfolge umzukehren. Vor allem die dritte Forderung ist bemerkenswert, weil sie durchaus auf sozialistischen Gedankengängen beruht. Hiernach ist das Privatrecht nur eine vorläufige Filiale des öffentlichen Rechts, genau wie das Privateigentum, das nicht, wie Radbruch erklärt, ein angeborenes und unverletzliches Recht bedeute, sondern ein auf Widerruf verliehenes Amt, ein anvertrautes Gut der Gesamtheit. Radbruch verlangt, das Privatrecht bis in alle seine Einzelheiten einer öffentlichrechtlichen Betrachtungsweise zu unterwerfen. So gehen seine sozialistischen Überzeugungen Hand in Hand mit seiner wissenschaftlichen Grundansicht.

Es würde zu weit führen, diesen in ungewöhnlichem Maße von Ideen befrachteten Aufsatz gründlicher zu analysieren; erwähnt sei nur, daß Radbruch sich nicht etwa als Vulgärsozialist und Vulgärmarxist entpuppt, da er ausgesprochen kritisch ist gegen die materialistische Geschichtsauffassung. Allzu lange habe sie einseitig betont, daß die jeweilige Rechtsordnung nur der Ausdruck des jeweiligen Kräfteverhältnisses im Klassenkampf in der Form Rechtens sei, ohne hinzuzufügen, daß die Rechtsform sich doch auch nach ihren eigenen Gesetzen entfalte, möglicherweise gegen dasselbe Klasseninteresse, dem sie ihren Ursprung verdanke. Das soll natürlich auch für die Rechtsordnung gelten, die sich ein künftiger sozialistischer Staat geben würde. Hier wird der Kern der Radbruchschen Geschichtsauffassung, die Eigengesetzlichkeit des Prinzips der Gerechtigkeit, sichtbar, hier auch offenbart sich seine oft wiederholte These, daß in den schicksalsvollen Zeiten des Zusammenbruchs und der Erneuerung, in den hohen Zeiten der Geschichte, die Menschheit unhistorisch empfinde. Radbruch liebt es, das Seinsollende gegenüber dem Seienden zu betonen und redet damit einer «Radikalpolitik» das Wort, kühn genug, um das Überlieferte von einem auf den andern Tag aus der Wurzel neuzugestalten. Es ist deutlich, daß er damit sowohl gegen Marx wie gegen Hegel polemisiert, denn obwohl die sogenannte Hegelsche Linke, zu der schließlich auch Marx gehört hat, das revolutionäre Moment in der Geschichtsdialektik geltend machte, so war doch auch bei ihr dieses Moment auf historischem Boden gewachsen. Freilich, wenn Radbruch Neugestaltung «aus der Wurzel» wünscht und damit Radikalismus im eigentlichen Sinne des Wortes, so ist die Wurzel, recht betrachtet, doch immer die geschichtliche Überlieferung. So wenig wie der einzelne Mensch über seinen Schatten springen kann, vermag es die Geschichte.

Radbruch war Voltairianer, Mann der Aufklärung, Mann der unhistorischen Auffassung, daß die reine Vernunft die Welt regiere. In die Augen sprang, daß sein Studierzimmer eine große Büste Voltaires zierte. Er hat damit auch dem Naturrecht seinen Tribut gezahlt, wiewohl er sich niemals zu einem unwandelbaren Naturrecht alten Stils bekannt

hat. Also war ihm doch die Vernunft kein feststehender Begriff, sondern eine Form wechselnden Inhalts oder, anders gesehen, eine immer wieder durch die Geschichte neugeprägte Form. Es ist kein Zweifel, daß er mit dieser Problematik niemals fertig wurde, je mehr er höherem Lebensalter zurückte und damit größerer äußerer und innerer Erfahrung. Ursprünglich hat er beinahe naiv, eben im Sinne der Aufklärung, die reine Vernunft auf den Thron gesetzt, und deren Sinn war ihm der soziale Gedanke, das Mitmenschentum und Allmenschentum. Reine Vernunft und Humanismus waren ihm identisch. Damals stand er auch allen religiösen Dogmen, allen Kirchen und jedem Religionsunterricht in der öffentlichen Schule äußerst kritisch, wenn nicht feindlich, gegenüber. Später dagegen hat er sich darin gewandelt, und stärker und stärker kam in ihm ein konservativer, also historischer Grundzug zum Vorschein. Im Vorwort zu seinen sieben Studien zur Geschichte des Strafrechts, die er, etwas preziös, «Elegantiae juris criminalis» genannt hat (Basel 1938, Verlag für Recht und Gesellschaft) spricht er denn auch von der fröhlichen geschichtlichen Neugier, der diese Arbeiten entsprungen seien.

Am meisten bezeichnend für diesen Wandel ist eine kostbare kleine Schrift, die er in erster Auflage unmittelbar nach dem deutschen Zusammenbruch des Jahres 1945 veröffentlichte, und deren zweite Auflage zu Anfang des Jahres 1949 erschienen ist: «Theodor Fontane oder Skepsis und Glaube» (Leipzig, Koehler und Amelang), wohl das Reifste und Schönste, das er überhaupt geschrieben hat. Indem er an der großen, heute immer noch wachsenden Gestalt Fontanes die verborgene Religiosität bei aller äußerlichen Skepsis aufdeckt, deckt er auch seine eigene Religiosität auf. Und wenn er auch zwischen Theologie und Religion einen dicken Trennungsstrich zieht, so hält er doch Dogma und Kirche, selbst für eine noch so gefühlsmäßige individuelle Religiosität, für unentbehrlich. Individuelle Religiosität lebe in Umdeutungen überlieferten religiösen Glaubensguts, aber solche Umdeutungen könne doch nur der vollbringen, der den ursprünglichen Sinn des umgedeuteten Wortes oder Bildes zunächst unbefangen gläubig in sich aufgenommen habe. Radbruch geht so weit, zu erklären, es müßten auch «freidenkende» Eltern ihren Kindern eine positiv religiöse Erziehung sichern, sollte individuelle Religiosität nicht schon mit der nächsten Generation in sterilem Unglauben enden. Echter Glaube ist dabei für Radbruch nur der, welcher der Skepsis in einem unaufhörlichen inneren Kampf abgewonnen wird.

Zwischen solchen Aussprüchen und der früheren Haltung standen tiefschmerzliche persönliche Erfahrungen. Eine herrliche Tochter, Studentin der Kunstwissenschaften in München, wurde in den bayerischen Alpen von einer Lawine verschüttet, und der einzige Sohn fiel im zweiten Weltkrieg. Noch die «Elegantiae» sind Renate und Anselm, liberis carissimis, den geliebtesten Kindern, gewidmet. Eine oberflächliche Natur hätte mit dem Schicksal gehadert und sich noch entschiedener in

die Skepsis hineinbegeben, ihm aber wurden diese Erlebnisse zu Staffeln eines Bekenntnisses, das trotz Tod und Not alles Schicksal bejahte. Dafür ist das wundervolle Kapitel «Tod» in dem Fontane-Büchlein charakteristisch, aber auch der Eingangsaufsatz eines anderen Buches, das er noch während des zweiten Weltkriegs, im Jahre 1943, publizierte und als Bestandsaufnahme seiner geistigen Existenz bezeichnete, «Gestalten und Gedanken» (Leipzig, Koehler und Amelang). Unter den hier vereinigten acht Studien über führende Menschen und Werke ragt dieser einleitende Aufsatz hervor, der Ciceros Trauer um die verstorbene Tochter Tullia behandelt und den Trost, den der Römer in seinem Schmerz gefunden hat. Es war die erstaunliche Wandlung der Verstorbenen durch den Tod, die Cicero den Gedanken eingab, daß die Gestalten, die wir im Herzen bewahren, mehr unser sind als die, welche wir mit den Augen wahrnehmen. Der Tod als Verklärung, ein Stoizismus, der sich über die landläufige stoische Philosophie weit erhob. Indem nun der Hinterbliebene den Verewigten verklärt, verklärt er sich selber, weil er auch für sich selbst die heutige Existenzform nicht als endgültig annimmt. «Der Tod», so heißt es in dem Fontane-Buch, «ist für ihn ebenso nichtig geworden wie die Nichtigkeiten, denen er ein Ende setzt.»

Aber wenn Radbruch hier die Nichtigkeiten des Lebens hervorhebt, so hat sich doch seine Vitalität bis zuletzt dieser Verdammung entgegengestemmt. Er liebte das Leben als Schauplatz geistiger Kämpfe für ein besseres Los des Menschengeschlechts. Als ich ihn vor wenigen Wochen in Heidelberg besuchte, entwickelte er mir große Projekte, so eine umfassende Darstellung der Fehlurteile in der Geschichte der Rechtssprechung. Auch eine Neuauflage seiner Rechtsphilosophie bereitete er vor. Freilich konnte er das Haus kaum mehr verlassen, da eine die Gliedmaßen lähmende Krankheit gefährliche Dimensionen angenommen hatte. Aber noch an seinem siebzigsten Geburtstag, am 21. November 1948, hat er die Deputationen, die aus nah und fern zu ihm kamen, mit denkwürdigen Ansprachen begrüßt. An diesem Tag war auch viel von seiner praktischen Tätigkeit als Reichsjustizminister in der Weimarer Epoche die Rede – er hat zweimal, unter Wirth und unter Stresemann, dieses Amt bekleidet – und von seiner Förderung eines neuen deutschen Strafgesetzbuches in dieser Zeit. Sein höchstes Ziel war gewesen, seine Gedanken vom Zweck der Strafe in der Gesetzgebung verwirklicht zu sehen, und es mußte ihn beinahe verzweifeln lassen, als das Hitlerregime mit seinen völlig entgegengesetzten Auffassungen einbrach und eine barbarische Verfolgung des Mitmenschen begann. Gleich zu Anfang des Dritten Reiches wurde Radbruch aus seiner Heidelberger Professur vertrieben und auf halbe Pension gesetzt. Er fand dann in Oxford ein Unterkommen, aber er konnte im Ausland nicht heimisch werden und kehrte bald nach Heidelberg zurück, um nun in der erzwungenen Muße das Feld seiner Studien in das Literarische und Soziologische zu erweitern. Sofort nach dem Zusammenbruch hat man ihn dann zum Dekan der

Heidelberger Juristenfakultät gemacht, und er hat, solange er dazu körperlich noch imstande war, eifrig am Neuaufbau der ehrwürdigen Hochschule mitgeholfen.

Während der Hitlerzeit erschien Radbruchs Biographie des großen Juristen Anselm Feuerbach, des Schöpfers des epochalen Strafgesetzbuches für das Königreich Bayern von 1813, und zwar, da Radbruch in Deutschland höchstens Literarisches publizieren durfte, im damals noch nicht von den Nazi besetzten Wien. Schon früh bewunderte Radbruch den Vater der modernen Kriminalistik; bereits die erste Auflage seiner «Einführung in die Rechtswissenschaft» von 1910 bringt vor dem Titelblatt Feuerbachs Bildnis. Nur noch ein zweites Porträt enthält dieses Buch: das des großen Gegners Feuerbachs, Friedrich Karl von Savigny, und man ersieht daraus Radbruchs Gerechtigkeitsliebe, denn ihm war – damals noch mehr als später – Feuerbachs unhistorisches Denken, das sich kühn an ein gewaltiges Gesetzgebungswerk machte, wesentlich sympathischer als Savignys Kultus des römischen Rechts, dieses der Romantik ergebenen Forschers, der so sehr in der Vergangenheit haftete, daß er seiner Zeit den Beruf zur Gesetzgebung schlechthin absprach. Radbruchs Bewunderung für Feuerbach schloß die Sehnsucht in sich ein, auch einmal mit einem Strafgesetzbuch zum Zuge zu kommen, das einen gleichen Fortschritt bedeute wie zu Ausgang der Napoleonischen Epoche das bayerische, und dies war wohl der entscheidende Grund, weshalb er, der Fremdling im Beamtenmilieu, die Übernahme des Reichsjustizministeriums nicht ablehnte. Aber es blieb beim sogenannten «Entwurf Radbruch».

Die Feuerbachbiographie, der Gattin, dimidium animae meae, gewidmet, trägt den Untertitel: «Ein Juristenleben, erzählt von Gustav Radbruch», und in der Tat ist das Buch, ohne eine biographie romancée zu sein, auch auf belletristische Wirkung hin angelegt. Augenscheinlich wollte Radbruch den alten Feuerbach bei der jungen Juristengeneration, ja bei einem weiteren Publikum, populär machen, ein Plan, den er schon fünfundzwanzig Jahre vorher, in der ersten Auflage seiner «Einführung in die Rechtswissenschaft», andeutete. Auch den einzigen Sohn hat er Anselm genannt. Aber die Form ist nicht ganz geglückt: lyrische Partien unterbrechen die Darstellung und erzeugen eine wenig angenehme Stilmischung. Inhaltlich jedoch ist das Buch von großem Wert, da es ein volles Bild des überragenden Kriminalisten gibt und auch seine Schwächen – Geltungsbedürfnis, Geldsucht, autoritäre Haltung – nicht verschweigt. Vor allem jedoch erkannte Radbruch vermutlich bei der Arbeit an der Biographie, daß sein Held ihm doch in seinem allzu betonten Individualismus, seinem allzu sichtbaren Aufklärertum nicht mehr so nahe stand wie früher. Radbruch war inzwischen doch ein wenig stärker an den überindividualistisch empfindenden Savigny herangerückt. Daraus entsprang dann wohl die Kritik an seinem unmittelbaren Lehrer, Franz von Liszt, die sich in den «Elegantiae» findet, eine ehrfurchtsvolle

und zugleich distanzierte Charakteristik, die zu seinen besten Arbeiten zählt.

Liszt ist ihm bei aller Empfänglichkeit für den sozialen Gedanken doch ein typischer Vertreter des bürgerlichen Zeitalters, einer Sekurität, die den Schutz des Gegenwartsstaates und der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung bezweckt. Hier offenbart sich der Sozialist Radbruch, der dem bürgerlichen Liberalismus einen Kollektivismus entgegenstellt. Anderseits aber hat er doch nichts so hochgehalten wie die Freiheit der Person. Wir sehen also, wie sehr er mit einem Sozialismus ringt, der diese Freiheit nicht antastet und wie sehr das Grundproblem der heutigen Epoche, die Verbindung von persönlicher Freiheit mit kollektiver Wirtschaft, die die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen beseitigt – wie sehr dieses Problem auch das seine gewesen ist. Aber damit taucht dann auch sein nie beendetes Ringen mit der Geschichte wieder empor, seine nie zu Ende geführte Auseinandersetzung mit den überindividualistischen Mächten, die, in immer neuem Gewand, von Generation zu Generation wirken. In einer unerbittlichen Besprechung des oberflächlichen «Lehrbuchs der Rechtsphilosophie» von Josef Kohler – Radbruch konnte sehr scharf werden – hat er Kohler vorgeworfen, sich vor der Entscheidung zwischen Individualismus und überindividualistischen Geschichtsfaktoren gedrückt zu haben. «Es stand zu erwarten», heißt es hier, «daß Kohlers individualistische ‚Faustnatur' mit den überindividualistischen Elementen seines ‚Neuhegelianismus' einen harten Kampf zu kämpfen haben werde und daß er das Problem und seine Entscheidung mit der ganzen Qual und Siegerfreude des Erlebnisses vor dem Leser heraufführen werde. Weit gefehlt!» (Zeitschrift für Politik, III. Bd., S. 427.)

Auch Radbruch ist nicht, wie unsere gesamte Zeit, zur vollen Entscheidung dieses Problems gelangt, aber er hat doch den Kampf darum deutlich vor uns ausgebreitet. Und eine großartige Stütze ist ihm dabei Goethe gewesen, weil Goethe Subjekt und Objekt, persönliches Erlebnis und Ehrfurcht vor dem Überindividuellen in sich verkörpert habe, und dies in absoluter Bewußtheit. Die letzte Studie der «Gestalten und Gedanken» betrifft Goethe, und es ist für Radbruch bezeichnend, daß sie der Wiederabdruck eines Beitrages ist, der 1932 für die Goethe-Nummer einer Strafanstaltszeitschrift geschrieben wurde, der Zeitschrift der Strafanstalt Untermaßfeld. Goethe ist für Radbruch der Mensch, der unter allen Menschen die Persönlichkeit, die er lebte, am meisten in seinem Bewußtsein besaß. Er ist sich Subjekt und Objekt zugleich; er nimmt seine Persönlichkeit, die nicht mehr ihm allein, die der ganzen Welt gehört, gleichsam in Verwaltung. Wie dem Jüngling Goethe Gefühl und dem Manne Tätigkeit, so ist dem Greise Bewußtsein alles. Der alte Goethe sieht, wie sein Lynkeus, nur noch die wesentlichen Züge der Welt, in großen Linien liegt sie zu seinen Füßen, goldumrändert von der herbstlichen Sonne. Und über diese heitere und bedeutende Welt

spricht der Greis sein ergriffenes Ja und Amen: Wie es auch sei, das Leben, es ist gut.

Radbruch betont, daß Vernunft und Tiefsinn in einzigartigem Zusammenwirken dieses Weltbild geschaffen haben, ein Bild, heiter durch Vernunft und bedeutend durch Tiefblick. Man erkennt, daß das Voltairesche Ideal der Heiterkeit durch die Vernunft immer noch in Radbruch nachwirkt, und es hat ja auch sein ganzes Leben bestimmt, aber im Laufe der Zeit ist das Ideal des Tiefsinns dazugetreten, das Voltaire und der Aufklärung niemals erreichbar war. Der Tiefsinn kennt die Geheimnisse, er weiß, daß wir von Geheimnissen umgeben sind, die wir in dieser Welt niemals lösen können. Noch etwas Höheres gibt es als die überindividuellen Gewalten der Geschichte.

Radbruch hat in der Fontane-Schrift darauf hingewiesen, daß sich der Skeptiker Fontane am liebsten und häufigsten des Wortes bedient habe: «Alles ist Gnade.» Aber weil man niemals auf Gnade rechnen kann, ist überhaupt alle Rechnung, alle Kalkulation am Ende vergebens. Auf diese Haltung des Menschen zum waltenden Schicksal kommt es an. Man darf nicht auf die Vernunft verzichten, denn nur durch sie ist der Mensch zum Menschen geworden, aber über die Vernunft hinaus besteht eine Herrschaft des Allgemeinen. Sollen wir jedoch das Ewige im Allgemeinen erkennen, so müssen wir erst einmal auf Erden zum Allgemeinen streben, zur Gemeinschaft. Über dem Ewigen nicht das Irdische versäumen: Wer aus dem flutenden Leben herausfällt, der fällt auch aus der Welt heraus.

Güte war der erste und letzte Charakterzug Radbruchs. Von der Güte aus – und das ist besonders bemerkenswert – hat er auch das Problem der Willensfreiheit zu meistern gesucht. Die Wissenschaft fordere die Willensunfreiheit, denn das Ursachlose sei undenkbar; die Sittlichkeit aber verlange die Willensfreiheit, denn nur so könne man den andern für seine Tat verantwortlich machen. Vor allem aber erlebe jeder in sich die Freiheit, und dieses persönliche Erlebnis könne niemals durch die Erkenntnis der Unfreiheit widerlegt werden, trete ihr vielmehr gleichberechtigt zur Seite. Strenge gegen sich selbst, Duldsamkeit gegen andere sei die Konsequenz dieser Freiheitslehre, Verantwortlichkeit vor dem eigenen Gewissen und Milde gegen die Bindungen, denen der Mitmensch unterliegt. Man darf diesen Lösungsversuch als zu einfach verwerfen und auch als widerspruchsvoll, weil doch schließlich der im Willen gebundene Mitmensch verantwortlich gemacht wird – bedeutsam ist die gütige Gesinnung, die aus ihm spricht, und die das Andenken Gustav Radbruchs sicherer noch lebendig erhalten wird als seine geistigen Leistungen. Oder besser: seine geistigen Leistungen waren so groß, weil sie, wie bei jeder bedeutsamen Gestalt, aus dem Herzen kamen.

Adolf Grabowsky

Zwei bedeutsame kirchliche Stimmen aus Deutschland

Pfarrer Martin Niemöller hat sich in einem Interview und brieflich zur Lage in Deutschland geäußert, Propst Heinrich Grüber hat sich über die Konzentrationslager in Ostdeutschland ausgesprochen. Die Presse hat ihrerseits beide Äußerungen entweder entstellt wiedergegeben, höhnisch glossiert oder totgeschwiegen. In verdankenswerter Weise hat nun der Schweizerische Evangelische Pressedienst diese Stimmen des andern Deutschlands veröffentlicht. Wir entnehmen dem EPD, 1950, Nr. 1 und 2, folgendes:

A. Martin Niemöllers seltsame Äußerungen

Martin Niemöller hat wieder ein Interview gewährt, das, wie schon so manches, Staub aufwirbelte und herber Kritik rief. Diesmal hat eine Korrespondentin der «New York Herald Tribune» in Wiesbaden an Martin Niemöller die Frage gerichtet, ob die Deutschen sich mit einem kommunistischen Regime abfinden würden, wenn sie dadurch die Wiedervereinigung von Ost- und Westdeutschland erreichen würden. Niemöller beantwortete diese Frage mit Ja. Dabei hat Niemöller der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß ein dritter Weg gefunden werden möchte. Als beste Lösung unter den gegenwärtigen Umständen bezeichnete Niemöller den Plan einer *Neutralisierung Deutschlands* unter einem Komitee der Vereinten Nationen. Weiter erklärte er, es sei bedauerlich, daß die Russen eine Idee zu offerieren hätten – eine Idee, die Millionen anspreche, während der Westen keine Idee habe. Er hat später diese überspitzte Formulierung dahin umschrieben, daß er aus dieser Äußerung keineswegs die Folgerung geschlossen sehen möchte, daß nach seiner Ansicht die Demokratie ideenlos sei! Die demokratische Idee könne jedoch unter einer Besetzungsmacht nicht wirksam werden.

In einer Erklärung hat Martin Niemöller sich über die Art der Wiedergabe seiner Äußerungen beschwert und erläuternd mitgeteilt: «Ausgangspunkt war für Miß Higgins nicht eine etwaige Vorliebe der westdeutschen Bevölkerung für den Kommunismus, sondern die Frage nach unserm Verhalten in einer etwaigen Kriegssituation zwischen Amerika und Rußland. Nun höre ich als Deutscher ein Reden von der Möglichkeit eines neuen Krieges ohnehin höchst ungern. Für viel nützlicher halte ich es, unser Denken und Trachten auf die Erhaltung des Friedens zu lenken. Unser Land würde durch einen Krieg zum Schlachtfeld werden. Vielleicht können wir das nicht verhindern; aber zweierlei müssen wir zu verhindern suchen, nämlich einmal, daß sich an der deutschen Frage der Krieg entzündet, und zum andern, daß in einem solchen Krieg Deutsche gegen Deutsche kämpfen.»

In einem Brief an Innenminister Dr. Heinemann, der mit ihm im Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland sitzt, gibt Martin Niemöller seiner Überzeugung Ausdruck, daß es keinen Frieden von Dauer in Deutschland geben könne, solange die Aufteilung des deutschen Volkes auf zwei einander widerstrebende Mächtegruppen andauert. «Deshalb meine ich, daß wir die Pflicht haben, nach einem echten Ausweg zu suchen; und deshalb habe ich seit etwa vier Monaten meiner Meinung immer wieder im Ausland, wie im Inland, dahin Ausdruck gegeben, daß zunächst ein Weg gesucht werden muß, um die klaren Feststellungen des Potsdamer Abkommens, wonach eine einheitliche Verwaltung Deutschlands vorgesehen war, wieder zur Geltung zu bringen.» Niemöller macht dann wiederum den Vorschlag, daß die UNO die «Besetzung» Deutschlands übernehme, wodurch der Eiserne Vorhang in sich selbst zusammenfallen würde und fährt dann fort:

«Es steht so unendlich viel für den Frieden auf dem Spiel, daß man technische Schwierigkeiten in diesem Fall nicht vorschützen sollte. Die Besetzung Deutschlands durch eine internationale Kontrollpolizei erfordert weder ein riesiges Aufgebot an Menschen, noch birgt sie irgendwelche Gefahren für diese Art von Besetzung in sich.

Die einzig offene Frage ist die, ob die Besetzungsmächte um des künftigen Friedens willen ihre strategischen Positionen im äußersten Westen und Osten Deutschlands aufzugeben bereit sind; und das ist allerdings die Frage, die heute alle Völker, die den Frieden wünschen, hier und anderwärts an die großen Mächte stellen. – Oder ist etwa der *dritte Weltkrieg* schon im Gange und nicht mehr aufzuhalten? – Wenn es an dem ist, dann brauchen wir uns allerdings nicht mehr den Kopf zu zerbrechen; dann wird der Sturm über unser Volk und die übrige, einst abendländische Welt dahingehen. Dann war Adolf Hitler nur der Leithammel einer Amok laufenden und zum Selbstmord entschlossenen Zivilisation, deren Untergang nicht mehr zu vermeiden ist. Nach meinem Dafürhalten aber lohnt es noch, wenigstens zu warnen und die Gefahr aufzuzeigen; und wenn es doch vergeblich wäre, dann ist es dennoch unsere Pflicht, auch die letzte schwache Möglichkeit noch zu versuchen.

Ich hoffe, lieber Freund und Bruder, damit meine eigentlichen Sorgen und Gedanken ausgesprochen zu haben. Ich persönlich bin es gewohnt, mißverstanden und verleumdet zu werden. Nach dem, was ich durchgemacht habe, macht mir das alles keinen großen Eindruck mehr; aber ich möchte mir nicht selber sagen müssen, daß ich meine Stimme nicht erhoben hätte, so lange es nach meiner Überzeugung noch Zeit war. – Noch ist es Zeit, aber wie lange noch?!»

Aber Martin Niemöller hat noch einen weiteren Ausspruch getan, der eine Empörung ausgelöst hat, er hat die Westdeutsche Bundesrepublik als *katholischen Staat* bezeichnet und als *«ein Kind, das im Vatikan gezeugt und in Washington geboren wurde»*.

Zu dieser Sache schreibt er in seinem Brief an Dr. Heinemann:

«Die konfessionelle Seite der Angelegenheit möchte ich vorwegnehmen, weil sie die einfachste ist: Ich habe darauf aufmerksam gemacht, daß seit den Tagen der Reformation der Protestantismus in seinem äußeren Bestande keine derartige Einbuße jemals erlitten hat wie durch die Amputation Ostdeutschlands, zunächst durch die Abtrennung von Ostpreußen, Ostpommern, Ostbrandenburg und Schlesien und durch die Austreibung der Bevölkerung dieser Provinzen, sodann durch die Grenzziehung des «Eisernen Vorhangs», hinter dem über 17 Millionen Deutscher auf ihrem Heimatboden in der Fremde leben, isoliert von den übrigen 40 Millionen deutscher Menschen im Gebiet des ‚Bundes'.

Ich denke nicht daran, irgend jemand mit der Schuld für diese Entwicklung zu belasten; ich stelle lediglich den Tatbestand fest. Aber warum spricht man von dieser Tatsache nicht? Und warum wird man als Störenfried des ‚konfessionellen Friedens' verunglimpft, wenn man es einer stillschweigenden Vereinbarung entgegen doch tut? Darf man schon keine Tatsachen mehr konstatieren? Dann wären wir bereits wieder im Hitlerreich angelangt! – Daß viele Menschen übrigens diese Not fühlen und glücklich sind, daß sie endlich mal einen Anwalt finden, kann ich aus der Fülle der mir zugegangenen Äußerungen unter Beweis stellen. – Es gibt aber keinen Frieden ohne Wahrheit, auch nicht zwischen den Konfessionen.

Du weißt, daß ich mehr als irgendein evangelischer Kirchenführer dieser Zeit die brüderliche Fühlungnahme und Aussprache mit den katholischen Bischöfen meines Kirchenbereiches suche und pflege. Die katholischen Flüchtlinge, die nach Hessen und Naßau gekommen sind, genießen Gastrecht für ihre Gottesdienste in unseren evangelischen Kirchengebäuden; und in vielen Fällen habe ich selber die evangelischen Kirchengemeinden dazu willig gemacht. Ich denke nicht daran, meine Haltung im geringsten zu ändern. Ich ziehe solche Folgerungen auch nicht, weil ich sehe, daß in Spanien, Argentinien oder auch Italien uns Evangelischen gegenüber eine ganz andere Haltung eingenommen wird. Aber der Schlag, den der Protestantismus erhalten hat, ist eine Tatsache, und wir haben diese Tatsache zu sehen und ihr Gewicht so in Rechnung zu stellen, daß wir unsere evangelische Aufgabe im Leben unseres Volkes doppelt ernst nehmen, und daß wir weder vergessen noch verschweigen, daß wir mit unseren Brüdern hinter dem Vorhang zusammengehören und daß wir uns durch keinerlei Vorteile, die man uns hier im Westen bietet, zur Anerkennung des status quo

verführen lassen dürfen! – Ich denke, das müßte genügen, um zu erklären, daß ich hier die evangelische Christenheit in der ganzen Welt an ihre und unsere Verantwortung erinnere.»

Dazu bemerkt der Redaktor des EPD, Dr. Artur Frey, u. E. sehr richtig:

Martin Niemöller hat jedenfalls mit der Feststellung recht, daß in Westdeutschland viele Protestanten unter dem katholischen Vormarsch leiden und in der Regierung Adenauer geradezu die Einleitung einer Gegenreformation sehen. Diese Klagen dringen nicht nur bis nach Wiesbaden, sie dringen recht zahlreich bis nach Zürich. Selbst «Christ und Welt», die übrigens «Ein Fall Niemöller» konstruiert, schreibt: «Die Drastik dieses Bildes wirkt um so suggestiver, als in der Tat in weiten Kreisen der westdeutschen Bevölkerung gewisse nicht unbegründete Sorgen im Hinblick auf eine konfessionelle Majorisierung bestehen. Wie weit die Dinge schon gediehen sind, zeigt die Tatsache der Abschaffung des Reformationstages als gesetzlicher Feiertag.» Die «Junge Kirche» schreibt, daß die Abschaffung in den Westzonen in diesem Jahr viel Aufsehen erregt habe, und weist dann weiter darauf hin, daß der Reformationstag in den Ländern der russischen Zone, mit Ausnahme von Sachsen-Anhalt, noch gesetzlicher Feiertag ist.

Martin Niemöller hat aber ebenso recht, wenn er sich darüber beklagt, daß man sofort als Störenfried des konfessionellen Friedens verunglimpft wird, wenn man gewisse Tatsachen konstatiert. In dieser Beziehung scheinen die Dinge in Deutschland genau so zu liegen wie bei uns in der Schweiz. *Die Verhältnisse sind nachgerade unerträglich geworden.* Wer nicht einfach der römischen Kreuzzugsparole gegen den Osten folgt, der wird als Moskowiter und als Störer des konfessionellen Friedens verketzert. Und wer gar der Meinung ist, es sei – jedenfalls für die Kirche – zu billig, die Alleinschuld einfach dem gottlosen Kommunismus in die Schuhe zu schieben, sondern glaubt, die Kirchen selber hätten Veranlassung, sich die Frage nach der eigenen Schuld zu stellen, der muß mundtot gemacht werden, auch dann, wenn dieser Zweck nur durch die schlimmsten Verleumdungen erreicht werden kann. Man darf auch bei uns – wie es Martin Niemöller für Deutschland feststellt – die Tatsachen nicht mehr nennen, ohne verunglimpft zu werden. Und doch ist nichts so notwendig und nichts so heilsam, als sich ganz nüchtern an die Tatsachen zu halten, wir würden dann nicht so rasch die innere Ruhe und den Halt verlieren, und wir würden dann nicht einfach in das römische Klage- und Anklagelied einstimmen, und wir würden dann nicht unser evangelisches Erstgeburtsrecht für ein politisches Linsengericht verkaufen.

B. Sachsenhausen – 1940 und 1949

von Propst D. Heinrich Grüber, Berlin

Propst D. Grüber, zur Hitlerzeit tatkräftiger Beschützer von Juden und Judenchristen, der den evangelischen Bischof von Berlin, D. Dibelius, bei seinem Weihnachtsbesuch im Konzentrationslager Sachsenhausen begleitete und selbst zu den weiblichen Lagerinsassen sprach, hat sich über seine Eindrücke, die er bei diesem Besuch gewann, ausführlich geäußert. Er konnte das um so mehr, als er die Örtlichkeit in Sachsenhausen aus eigener Anschauung während der Zeit seiner KZ-Haft unter den Nazi kannte und über den bloßen Augenschein hinaus Gelegenheit zu längerem Gespräch mit den Internierten hatte.

Es waren gerade neun Jahre her, daß ich als Häftling in dieses Lager eingeliefert wurde. Die Schreckenstage und Grauennächte traten wieder vor meine Seele. Der Stacheldraht und die bekannten Wachttürme ließen die Komplexe, die ich nun einmal gegen diese Einrichtungen habe, wieder wach werden. Vor uns stand das große Torhaus mit den Blockführerstuben, aus denen die Bestien so oft gekommen waren, um uns zu peinigen. Der große Appellplatz war unverändert mit den Baracken, die allerdings die höhnischen Aufschriften von damals nicht mehr tragen.

Natürlich kann man bei einem flüchtigen Durchgehen kein Urteil über die Gesamt-

situation eines Lagers geben, aber für einen Menschen, der mancherlei Lager aller Art gesehen hat, drängt sich der Unterschied zwischen den KZ der Nazi und diesem Lager unmittelbar auf. Schon rein äußerlich fiel es auf, daß die Menschen nicht Nummern waren, sondern Individuen. Damals lief eine verschüchterte grau-blaue Masse durcheinander – es durfte ja keiner im Lager Schritt gehen oder gar herumstehen –, heute sind alle gut gepflegt und normal ernährt. Die Frauen hatten allerhand Verschönerungskünste angewendet. Es fehlte sogar bei den Jüngeren nicht die rote Farbe der Lippen. Die ganze Haltung war, soweit das in einem Lager möglich ist, ungezwungen, auch das Gespräch, das ich nach dem Gottesdienst mit den Frauen hatte. Es stellte sich heraus, daß die Gottesdienstbesucherinnen auch regelmäßige Hörerinnen meiner Morgenfeiern im Berliner Rundfunk waren, und manche konnten noch ganze Sätze wiederholen, die mir selbst längst entschwunden waren. Auch das Verhältnis zu den Wachtmannschaften war, soweit ich feststellen konnte, kein verängstigtes. Das haben mir auch die früher entlassenen Häftlinge immer bestätigt, daß mehr Schwierigkeiten durch die Mitgefangenen als durch die russischen Wachtmannschaften entstanden.

Ich darf wiederholen: Es liegt mir nichts ferner, als das Lager und sein Leben zu beschönigen oder die Einrichtung von Lagern als einen Idealzustand hinzustellen. Ich habe als Erster öffentlich zu den Lagern der vier Besetzungsmächte Stellung genommen in einem ökumenischen Gottesdienst im Oktober 1946. Ich habe weithin den sowjetischen Behörden immer wieder die Wünsche auch der evangelischen Kirche vorgetragen. Aber es ist ein unverzeihliches Unrecht, dieses Lager von heute mit den KZ Hitlers in einem Atemzug zu nennen oder zu sagen «genau wie bei den Nazi, vielleicht noch schlimmer». Lagerleben bleibt immer Freiheitsentzug, aber bei Hitler war es eine planmäßig und systematisch durchgeführte Grausamkeit. Hier handelt es sich um eingesperrte Menschen, bei Hitler um ständig mißhandelte und gequälte Menschen. Hier hält man Menschen vom Leben fern, aber man macht ihnen das Leben nicht schwer. Weder durch Arbeitsüberlastung noch durch ausgesuchte Torturen wurden die Menschen hier systematisch «liquidiert». Wir denken noch mit Grausen daran, wenn die Arbeitskommandos abends einrückten, vor allen Dingen von den berüchtigten Klinkerwerken, und die Toten mit hereinschleppten, oder wenn gerade auch während der Feiertage die angetrunkenen Wachtmannschaften zu ungeahnten Grausamkeiten gegenüber den hilflosen Häftlingen sich hinreißen ließen. Jeder, der Sachsenhausen bei Hitler kennengelernt hat, weiß, daß es ein Unding gewesen wäre, daß ein Geistlicher im Ornat durch das Lager gegangen wäre und mit den Häftlingen gesprochen hätte. Aber die Massierung von Menschen, das Abgeschlossensein vom Leben ist ja nicht nur eine körperliche Qual, sondern auch eine seelische Pein, und es entwickelt sich immer eine Art Lagerpsychose. Ich habe sämtliche Flüchtlingslager in Dänemark gesehen, die wirklich Musterlager waren mit einer Verpflegung, wie sie in Deutschland nicht geboten werden konnte, ich kenne die englischen «Musterlager», vor allem das Northern Camp. Überall war die Lagerpsychose gleich groß. Dagegen weiß ich nur ein Mittel, das ist das Wort, das der Apostel Paulus als Gefangener schrieb und das mir in der langen KZ-Zeit geholfen hat und das ich in jedem Lager anbringen lasse: «Freuet euch in dem Herrn allewege und abermals sage ich euch: freuet euch! Eure Lindigkeit laßt kundtun allen Menschen. Der Herr ist nahe.»

Aber das ändert nichts daran, daß Lagerbrot bitter schmeckt und daß Stacheldraht eines der unwürdigsten Mittel ist. Ein Lager in dieser Form ist eine ungeeignete Art des Strafvollzuges. Kein Lager bietet eine Möglichkeit der erzieherischen Einwirkung, vor allen Dingen nicht für Jugendliche. Wir haben gerade von der Kirche aus mehrfach den Besetzungsbehörden klargemacht, daß für die Jugendlichen, die straffällig geworden sind, andere Formen der Sühne gefunden werden müssen. Junge Menschen massiert einzusperren, führt zu großen Schädigungen der körperlichen und seelischen Entwicklung.

Wir wissen auf der anderen Seite, daß wir als Deutsche den Besetzungsmächten, vor allem auch der russischen gegenüber, keine Forderungen aufzustellen haben. Wir sind ja alle mitschuldig geworden an dem großen Leiden, das über diese Völker gekommen ist. Gerade als ich in Sachsenhausen an den Baracken 9 und 10 vorbeiging,

wurde in mir die Erinnerung an die Augusttage 1941 wieder wach, wo in diesen Baracken Tausende von russischen Kriegsgefangenen eingepfercht waren, die dann nachts auf dem Industriehof auf die grausamste Weise «umgelegt» wurden. Es bleibt dies für mich die dunkelste Stunde und die Sünde meines Lebens, mit der ich bisher noch nicht fertig geworden bin. Wir standen damals alle ohnmächtig und sahen dem Geschehen zu, wir ballten unsere Faust hinter dem Rücken, manche haben abends die Hände gefaltet für diese armen Menschen, aber keiner von uns Häftlingen hatte den Mut, aufzuschreien, so wie Pfarrer Schneider in Buchenwalde bei ähnlicher Gelegenheit getan hat: «Das ist Mord, und wir klagen an.» Wir wußten, daß ein solcher Aufschrei und ein solches Bekenntnis uns das Leben gekostet hätte und vielleicht auch noch die Wut der Wachtmannschaft gesteigert hätte. Aus diesem Grunde unterblieb das Zeugnis der Wahrheit, zu dem wir verpflichtet waren. Wir denken auch weiter an die mehr als grausame Behandlung der Juden und Polen, die oft willkürlich aufgegriffen und erschossen wurden. Wir können als Christen nur das sagen, was uns nach Gottes Willen geboten erscheint, aber als Volk und Glieder des Volkes müssen wir uns bescheiden. Erst recht können keine Menschen in diesen Fragen mitsprechen, die während der Nazizeit geschwiegen haben. Wir lehnen es daher auch ab, über diese Fragen mit solchen Deutschen in eine Diskussion einzutreten, die glauben, jetzt mit demselben Eifer reden zu müssen, wie sie früher geschwiegen haben. Auch ich selbst bin nicht gewillt, Belehrungen in diesem Punkt anzunehmen von Menschen, die nicht den Beweis erbringen, daß sie durch persönliche Einsatzbereitschaft sowohl bei den Nazi als auch seit 1945 mehr Menschen Leben und Freiheit gegeben haben als ich.

Wenn ich gefragt würde, was ich an den Lagern auf jeden Fall geändert sehen möchte, wenn sie, etwa unter deutscher Leitung weiter bestehen bleiben, dann würde ich vor allen Dingen ersuchen, daß alle Insassen einem öffentlichen Gerichtsverfahren unterzogen würden, sowie eine regelmäßige Durchführung der Korrespondenz mit den Angehörigen und eine regelmäßige seelsorgerliche Betreuung fordern. Vor allen Dingen würde ich für die Jugendlichen eine besondere Durchführung der Haft wünschen. Was die Unterbringung, Verpflegung und sanitären Einrichtungen des Lagers angeht, so übertrifft dieses viele der Flüchtlingslager in der Westzone, die ich gesehen habe.

Neben der Sorge um die Beseitigung der Lager in der Ostzone überhaupt, muß die größere Sorge uns bewegen, daß nicht durch ein Wiederaufleben der Ideologie, aus der die Konzentrationslager Hitlers erwachsen sind, dieser Zustand verewigt wird. Wir wollen als Deutsche nicht wieder mitschuldig werden an der grausamen Vernichtung von Menschen und ganzen Völkern. *EPD.*

Zur Diskussion

Christen unter dem Gericht

Einer auf den Artikel «Passion Christi – Passion der Welt» in Nr. 3 des Jahrgangs 1949 der «Neuen Wege» bezugnehmenden Zuschrift, die sich auf Äußerungen lettischer Flüchtlinge stützt, entnehmen wir folgendes:

Viele tausend Menschen von Nationen hinter dem Eisernen Vorhang stehen in dieser Zeit mit verantwortungsvollen Herzen vor dem Angesicht des lebendigen Gottes und vor den Augen der ganzen Welt. Viele tausend Menschen, aus verschiedenen Kirchen und Nationen stammend, stehen jetzt von einem Willen beseelt Schulter an Schulter. Völkergruppen mit einer eigenartigen Kultur, mit eigener Sprache, mit eigentümlichen Sitten und Traditionen treten einmütig zusammen, um gemeinsam zu beten und zu kämpfen.

Was ist das für eine wunderbare Kraft, die alle diese Menschen zusammenführte? Was ist das für ein Band, das in dieser Stunde Herz an Herz bindet und sonst fremde Menschen heute zu einer heiligen Bruderschaft vereinigt?

Wir antworten: das sind unsere gemeinsamen Leiden und gemeinsamen Hoffnungen, denn wir kommen alle aus Ländern, die, in tiefste Not gestoßen, nach Freiheit schmachten. Wir stammen von Völkern, die, im Schatten des Todes, getrieben, zerfetzt und zersplittert um das nackte Leben noch weiter ringen. Wir sind Glieder einer verfolgten und mißhandelten Kirche. Glieder einer Kirche, die beraubt, ausgeplündert und verwüstet, ein kümmerliches Dasein noch immer weiter führt.

Als Glieder dieser Heimatkirche gedenken wir heute mit tiefstem Schmerz und mit höchster Achtung zugleich aller derjenigen Männer, die in den vergangenen dreißig Jahren als Märtyrer gelitten haben und gestorben sind. Groß ist ihre Schar, und doch erkennen wir in ihrer Mitte einzelne, ehrwürdige Gestalten.

In die Fußstapfen der Märtyrer tritt eine unübersehbare Schar von verhafteten, verurteilten, in die Verbannung getriebenen Jüngern Christi. Ihre Wunden sind unsere Wunden, ihre Schmerzen sind zugleich unsere Schmerzen, denn wir sind Glieder einer Kirche. Mit Verzweiflung und Sorgen denken wir daran, daß in unzähligen Gemeinden keiner da ist, der noch predigen und die heiligen Sakramente austeilen kann. Was wird aus den Millionen von Kindern werden, die ohne christlichen Unterricht erzogen werden? Wie dämonisch das Leben und die Welt sich gestalten wird, weil christliche Sitten, Barmherzigkeit und Liebe verschmäht und verworfen sind.

Daß die Errettung und Erlösung notwendig ist, das wissen heute alle aufrichtigen, ehrlichen Menschen. Nur Narren und Verräter preisen die Errungenschaften im Osten, denn nur aus Dummheit oder wegen Goldes kann ein Mensch diese unmenschliche Macht werten und loben. Wir aber glauben, daß Liebe stärker ist als Haß, daß Licht mächtiger ist als Finsternis, daß Wahrheit einmal über die Lüge siegen wird, daß Freiheit einst jede Sklaverei überwinden wird. Mit diesem Glauben stehen wir heute und morgen, wenn Gott es will, in Europa und in andern Kontinenten. Diese Hoffnung soll uns niemand rauben und aus dem Herzen reißen. Wir sind hierhergekommen mit dem leidenschaftlichen Wunsch, anderen Menschen und Völkern etwas von unseren Leiden und Hoffnungen zu sagen. Wir wollen alle, die im Glück, im Frieden leben, an die gequälten Länder und Menschen erinnern. Wir möchten der ganzen Welt zurufen: *Wachet auf, es ist die letzte Zeit zu beten, zu helfen und zu retten.* Dazu sind wir Christen aus allen Ländern und Völkern von unserem Herrn gerufen.

* * *

Dazu schreibt unser Mitarbeiter H.:

In unserem Artikel «Passion Christi – Passion der Welt» (siehe «Neue Wege», Nr. 3, 1949) haben wir das Geschehen im Osten als «Kreuz» bezeichnet, als Passion, welche die Christen auf sich zu nehmen hätten, als Heimsuchung und Gericht Gottes, wie dies im Laufe der Geschichte nicht selten über die Christenheit verhängt wurde. Und daß gerade dieses Gericht für eine bußfertige Christenheit zur Gnade, zur Erneuerung, ja zum Anbruch des Reiches Gottes werden könne. Nach wie vor sind wir davon überzeugt, daß das Weltgericht nicht nur eschatologisch verstanden werden darf, daß es vielmehr auch *vorgängige* «Weltgerichte» gibt, sozusagen Zwischenabrechnungen Gottes mit einzelnen Völkern, Nationen oder der ganzen Menschheit. Ebenso wie das Reich Gottes uns täglich und stündlich nahe kommen kann und nicht erst am Ende der Zeiten, weil ja Christus selbst für uns die Auferstehung, das ewige Leben, der Himmel und das Reich Gottes sein will («Wer an mich *glaubt*, der *hat* das ewige Leben!»), ebenso bedeutet Christus für uns auch das *Gericht*, das täglich und stündlich an uns vollzogen wird («*Das* ist das Gericht, daß das Licht in diese Welt gekommen ist»). Dort, wo ein Mensch, ein Volk oder eine Kirche nicht sich selbst anbetet, sich nicht für unfehlbar hält oder vergötzt, wo man sich *dem lebendigen Christus unterwirft*, der allein heilig, allein unfehlbar und allein seligmachend ist, da nimmt man dankbar das Gericht an, das Gott über uns sündige Christen verhängt, denn dieses Gericht ist dann zugleich auch *Gnade*, innere Erneuerung und Auferstehung. Wo man diesem Gericht dagegen *ausweicht* oder gar sich dagegen *auflehnt*,

gegen die richtende Hand Gottes *ausschlägt*, da ist die Folge geistige Verarmung und Versteifung in Unbußfertigkeit und Selbstgerechtigkeit. Hier gilt dann das Wort Jesu: «Wer sich selbst bewahren (oder gewinnen) will, wird sich verlieren, wer sich aber (in die richtende Hand Gottes hinein) verliert, der wird sich gewinnen.»

Dies scheint sich denn auch tatsächlich zu bestätigen in den gegenwärtigen Gerichten, die über einzelne Völker gekommen sind. In Deutschland scheint es eine edle Minderheit, in Ungarn zum Beispiel aber die Mehrheit zu sein, die das geschichtliche Geschehen, die Verfolgungen, die Katastrophen, die über sie gekommen, als Gericht Gottes betrachten und im Vertrauen auf Gottes Gnade neu anfangen wollen. «Das Unerhörte, was heute den Christen zugemutet wird, ist dieses, daß sie in der Erkenntnis, daß das Gestern und Vorgestern keinen Halt für das Morgen bieten, jedes Sichanklammern an das Vergangene und Vergehende *aufgeben* und darauf vertrauen, daß das Ende des Sturzes in den Abgrund des Morgen nicht der sichere Tod, sondern das Reich Gottes ist. Das was der Reaktionär niemals wagen kann, weil es Untergang und Tod bedeutet, was der Nihilist in freventlicher Vermessenheit *von sich aus* unternimmt, und was auch ihm Untergang und Tod bringt, weil es für ihn ein Sprung ins Leere ist, dieses Wagnis wird vom Evangelium angeboten und gefordert, nicht als ein Sturz in den Abgrund und nicht als ein Sprung in die bodenlose Tiefe, sondern als ein Loslassen jeden Haltes und ein Sichfallenlassen in die Hände des lebendigen Gottes. Alles Bekannte und Vertraute hinter sich lassen zu müssen und vor sich nichts zu haben als die Verheißungen: «Wer sich selbst verliert, der wird sich gewinnen» und «Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen» (Math. 4,17) läßt schon verstehen, daß es ungemütlich ist, in «die Hände des lebendigen Gottes zu fallen». Trotz allem aber in solchem Wagnis des Glaubens sich fallen zu lassen, ist die einzige Forderung des Wortes Gottes, ist die kopernikanische Wendung, in der das Wort Gottes aus den ewig Gestrigen die ewig Morgigen macht, aus den Reaktionären die Christianoi.» («Kirchenblatt für die reformierte Schweiz», Nr. 19, S. 290.)

Mann kann daher feststellen, daß überall dort, wo, auch innerhalb der bekennenden Kirche, die Bedrängnis durch den Staat nicht als Gottes Gericht über das eigene Versagen, sondern nur als Angriff von außen beurteilt wurde und also die *Abwehr* und nicht die *eigene Buße* im Vordergrund stand, die Kirche heute zwangsläufig in die Reaktion getrieben wird, während überall dort, wo die Kirche das Gericht, das über sie wie über das ganze Volk gekommen ist, voll anerkennt und auf sich nimmt, sie ihre Schuld bekennen und auf die Gnade Gottes stützen kann und auch eine neue, segensreiche Botschaft an das Volk hat.

Dies ist ersichtlich heute bei den evangelischen Kirchen des Ostens vor allem in Ungarn und der Tschechoslowakei, wo sie positiver und gläubiger unter dem Gerichte stehen. Äußerlich sind sie auf einem verlorenen Posten, auf der einen Seite bedrängt durch die brutalen kommunistischen Machthaber, auf der andern Seite in eine schiefe Lage gedrängt durch die viel mächtigere katholische Kirche, die scheinbar allein die Sache des Christentums gegen den Unglauben verteidigt. Aber nun sind da kleine verlorene Haufen, einzelne Menschen und um sie her Gemeinden, die sich nicht in die Front einreihen, wo gegen die Revolution das Bestehende verteidigt wird, sondern die Gottes Gericht, das über ihr Volk und über die Kirche geht, annehmen und sich zur Buße leiten lassen, zu einer Buße, die gleichzeitig zu einer neuen Freudigkeit des Glaubens führt. Es ist ergreifend, was die Pfarrer Thurneysen und Lüthy über das Erwachen der Kirche in Ungarn berichteten, wie der stumme Geist dort ausgetrieben ist und allenthalben religiöse Lebendigkeit und Aktivität festzustellen ist (siehe Kirchenblatt Nr. 34 und 35). Auch wenn nicht die ganze ungarische und tschechische Kirche diesen Weg geht, sondern viele verbittert und in leidenschaftlicher Empörung abseits stehen, so bleibt es doch etwas Großes, daß da Kirchen im Gericht sind, die, indem sie das Gericht willig auf sich nehmen, Gottes Gnade in ganz neuer Weise erfahren.

Damit ist schon gesagt, daß es heute innerhalb der einzelnen Kirchen leider verschiedene Haltungen gegenüber den Gerichten Gottes gibt, die jetzt offenbar durch die Welt gehen. Verschiedene Vertreter der evangelischen Kirche sind sich mit maßgeben-

den katholischen Kirchenführern darüber einig, daß es sich in diesen Oststaaten nur um Kulturkampf und Kirchenverfolgung handle, nicht aber um ein Gericht Gottes über die Kirchen, und die sich daher von der passiven Haltung derer, die sich nicht gegen die Revolution wenden, distanzieren. Mit Recht sagt das «Kirchenblatt für die reformierte Schweiz»: «Den modernen Menschen und damit auch vielen heutigen Christen bleibt solche Haltung, obwohl sie vom Evangelium gefordert wird, völlig unbegreiflich. *Denn der moderne Mensch will sich nicht richten lassen, sondern er will selber richten.* Er will selber urteilen, wo Recht und Unrecht ist und dann für die eine oder andere Seite Partei nehmen. Es ist ihm ein ganz unvollziehbarer Gedanke, daß Menschen Gott als ihren Richter anerkennen, statt eine um ihr Prestige kämpfende, sich an Gottes Stelle setzende Kirche, und daß sie nicht nur in ihren persönlichen Erlebnissen, sondern auch in den großen politischen Umwälzungen Gottes Gericht annehmen müßten. Darum schiebt man Männern wie Bischof Bereczky und Professor Hromadka als Grund ihrer Stellungnahme politische Motive unter, Sympathie mit den Kommunisten, und bezichtigt sie des Verrats an der großen Aufgabe, die Kultur des Abendlandes gegen den Ansturm von Osten zu verteidigen. Weil sie das annehmen, was über sie gekommen ist, beschuldigt man sie, daß sie das kommunistische Regime unterstützen. Haben denn die Propheten Israels, als sie das durch Assur kommende Gericht verkündigten, damit die assyrische Politik unterstützt und die Brutalität jener Großkönige gebilligt? Sie wußten wohl, daß auch Assur dem Gericht nicht entgehe, aber zunächst hatten sie und ihr Volk sich mit dem Gerichte zu befassen, das ihnen drohte. Auch ein Jeremia hat sich gefallen lassen müssen, als Kollaborationist verdächtigt und mißhandelt zu werden, weil er rücksichtslos von allem Widerstand gegen Gottes Gericht abmahnte. Es ist bedauerlich, daß bei uns nicht mehr Verständnis für den unpopulären Weg vorhanden ist, den jene Christen im Osten gehen.»

Auch gegen unseren Artikel «Passion Christi – Passion der Welt» hat ein Leser aus Deutschland ablehnend reagiert, weil dort gerade die Verfolgung und das Gericht, das die östlichen Christen getroffen, als fruchtbar und als Anfang einer neuen christlichen Entwicklung bezeichnet wurde. Der Kritiker scheint nicht zu unterscheiden zwischen den Bolschewiken und den russischen Christen, und die Ermahnung, das Kreuz der Verfolgung christlich auf sich zu nehmen, als Unterwerfung der christlichen Ideologie unter die kommunistische Diktatur zu betrachten. Was unser Kritiker als Zeugnis eines östlichen Geistlichen anführt, deckt sich oft mit unserer Auffassung. Aber ist das Verständnis für das Kreuz und die Passion im Westen schon derart zurückgegangen?

H.

WELTRUNDSCHAU

Säuberung als Kriegszeichen! Wenn die Konsequenz und Rücksichtslosigkeit, mit der jetzt in den osteuropäischen Volksrepubliken jede erkennbare oder auch nur vermutete Neigung zur Abweichung von der strengen Moskauer Linie bestraft wird, als Maßstab für die Furcht des Kreml vor einem nahenden Kriege gelten kann, dann stehen die Friedensbotschaften der Staatsmänner und Kirchenfürsten, die wir zum Jahreswechsel vernommen haben, auf schwachen Füßen. Die Erinnerung an den Hintergrund und Zweck der großen Moskauer Säuberungsprozesse von 1936 – Abwehr gegen die planmäßige Unterwühlung der Sowjetunion durch Hitlers Fünfte Ko-

lonne[1] – drängt sich zu mächtig ins Bewußtsein des westlichen Zuschauers, und die Frage steigt unwillkürlich auf, ob den Sturmvögeln auch jetzt der Orkan bald folgen werde. Der «innere Feind», der diesmal zertreten werden soll, ist, wie man weiß, der «*Titoismus*», das heißt das Streben, den neuen kommunistischen Staaten des europäischen Ostens ein gewisses Maß von Selbständigkeit gegenüber Rußland zu sichern. *Das* ist zurzeit für den rechtgläubigen Kommunisten das Verbrechen aller Verbrechen. Die Bolschewistische Partei Rußlands war ja von Anfang an eine straff zentralisierte Auslesetruppe für den durchaus militärisch verstandenen Klassenkrieg, und diesem Organisationsprinzip verdankt sie auch tatsächlich in erster Linie ihre gewaltigen, sensationellen Erfolge. (Wobei immerhin daran zu erinnern ist, daß auch Marx und besonders Engels, der geradezu Spezialist in Strategie und Kriegsgeschichte war, der Gewalt eine überragende Rolle bei den gesellschaftlichen Umwälzungen zuwiesen.) Für die kommunistischen Parteien der anderen Länder und vor allem für die von ihnen beherrschten Regierungen kann es darum – so lautet die Schlußfolgerung – auch heute, da das Ringen zwischen Kapitalismus und Sozialismus in seinen weltgeschichtlich entscheidenden Abschnitt eingetreten ist, nur bedingungslose, disziplinierteste Unterordnung unter die Befehle der zentralen Kampfleitung im Kreml mit der dahinter stehenden jahrzehntelangen Erfahrung und Erprobung der bolschewistischen Mutterpartei geben, soll nicht die Gegenrevolution siegen und der Atom- und Bakterienkrieg über Europa hereinbrechen. Und darum seien zur Sicherung der Einheit und Schlagkraft der revolutionären Front auch alle Mittel gerechtfertigt, selbst die nach «bürgerlichen» Begriffen verwerflichsten, wenn sie nur Erfolg versprächen.

Nach diesem Grundsatz wird jetzt allerorten radikal «gesäubert» und «liquidiert» und damit das Regime der Volksrepubliken, die noch eine gewisse Duldsamkeit gegenüber Ketzern kannten, in ein solches der strengen, eingleisigen Diktatur übergeführt. Wäre Dimitroff, nach dem Krieg der erste Mann *Bulgariens*, nicht gerade noch rechtzeitig in Moskau gestorben, so hätte auch ihn das Schicksal des «Verräters» ereilt; dafür ist nun hintendrein sein Fast-Nachfolger Kostoff in Sofia hingerichtet worden, und wenn sein Fall auch nicht so traurig ist wie derjenige des Ungarn Rajk – Kostoff hatte den Mut, in der Hauptverhandlung sein früheres «Geständnis» zu widerrufen –, so ist er angesichts der offen-

[1] Auch Churchill hat, in seinen Kriegserinnerungen, die Gefahr anerkannt, die damals der Sowjetunion drohte. Und von französischer Seite hört man nicht selten sagen, wenn gegen die faschistenfreundliche Rechte in Frankreich nach den Februarunruhen von 1934 ebenso scharf durchgegriffen worden wäre wie 1936 in Rußland, so wäre Frankreich im Jahre 1940 nicht zusammengebrochen und nachher von den Pétain, Laval & Cie. an Hitler verraten worden. Von der schuldhaften Schwächlichkeit der Weimarer Republik gegen den aufkommenden Nazismus gar nicht zu reden.

baren Lügenhaftigkeit der Anklage doch noch traurig genug[2]. Scharf gesäubert wird auch in *Polen*, wo außerdem gegen die Weitergabe von sonst überall als harmlos erachteten Nachrichten und gegen die sogenannte Wirtschaftssabotage Maßnahmen ergriffen worden sind, die in ihrer barbarischen Strenge ans Lächerliche grenzen. In der *Tschechoslowakei* ist wohl die Neigung zum «Titoismus» am geringsten, weiß doch jeder Tscheche, daß sein Land einfach auf die Sowjetunion angewiesen ist, soll es nicht einem wiedererstandenen deutschen Nationalismus ausgeliefert sein oder doch auf den Stand einer bürgerlich-kapitalistischen Demokratie westlichen Typs zurückgebildet werden. Trotzdem wird auf verschiedenen Linien gegen Unbotmäßigkeit und schon gegen mangelnden kommunistischen Eifer rücksichtslos vorgegangen. «Es herrscht zwar», so berichtet Alexander Werth dem «New Statesman», «kein Terror in Prag, wie er in Rußland während der Bürgerkriegsjahre oder in Deutschland unter den Nazi herrschte; aber wenn *ein* Mann abgeführt wird, so werden tausend andere nervös gemacht und fragen sich, ob sie nicht irgend etwas getan oder gesagt haben, das dazu führen könnte, daß um sechs Uhr morgens an die Tür geklopft wird.»

Diktatur und Wirtschaft Das Volk der Tschechen und Slowaken erträgt diesen «symbolischen» Terror nicht zuletzt deshalb, weil es ihm nach Alexander Werths Zeugnis – und es ist zuverlässig – materiell zusehends besser geht.

«Nach fast einem Monat in der Tschechoslowakei», so bekennt der englische Journalist, «bin ich mehr als je überzeugt, daß neun Zehntel aller unserer berufsmäßigen antikommunistischen Propagandisten, eingeschlossen ein paar von der ‚Stimme Amerikas' und in geringerem Grad von der B. B. C., den falschen Baum anbellen. Entbehrungen, Mangel an Lebensmitteln und Verbrauchsgütern sind gerade die Übel, die mit dem kommunistischen Regime der neuen Demokratien *nicht* verbunden sind. Wenn sich die materiellen Verhältnisse der Tschechoslowakei weiter im gleichen Grade bessern, wie sie sich im letzten Jahre gebessert haben, so wird sie bald blühender dastehen als jedes andere Land in Westeuropa. Arbeitslosigkeit gibt es praktisch nicht; die Produktion je Mann wie der Reallohn des Industriearbeiters stehen über dem Vorkriegsstand; und aus einem der schlechtestgenährten Länder Europas, das sie vor einem Jahre war, ist die Tschechoslowakei eines der bestgenährten Länder geworden.»

Es sei auch falsch, zu behaupten, die Tschechoslowakei werde von der Sowjetunion wirtschaftlich ausgebeutet. Die Führung der Sowjetunion habe vielmehr die offenkundige Absicht, die Tschechoslowakei zu einem Musterbeispiel materiellen Erfolges durch kommunistische Plan-

[2] Kostoff hat ja in Wahrheit Titos Plan eines Balkanbundes, den auch Dimitroff bis zu seinem Widerruf vom 28. Januar 1948 unterstützte, stets bekämpft. Und die erbosten Jugoslawen waren es selbst, die ihn dann in Bulgarien als angelsächsischen Spion denunzierten, was immerhin eine merkwürdige Art gewesen wäre, ihren eigenen «Agenten» zu stützen. Nein, Kostoff war ein Gegner Titos und kein Spitzel einer Westmacht. Aber er war nicht der Meinung, daß der kommunistische Internationalismus die bedingungslose Auslieferung seines Landes an die Sowjetunion verlange. *Darum* mußte er erledigt werden.

wirtschaft zu machen, und wie die Tschechoslowakei froh sei, Textilien, Hüte, Glaswaren usw. in der Sowjetunion abzusetzen, so seien ihr die Rohstoffe, Lebensmittel und Maschinen willkommen, die sie von dorther geliefert bekomme.

Jugoslawien, der Herd des «Titoismus», entschädigt sich für die ihm abgeschnittenen Handelsbeziehungen mit den Ländern des Ostblocks durch Wirtschaftshilfe aus dem Westen, die ihm denn auch recht ausgiebig zuteil wird (Anleihen von der amerikanischen Export-Import-Bank, jetzt auch von der Internationalen Bank, Handelsvertrag mit Großbritannien usw.). Gleichzeitig bringt es das Kunststück fertig, seine Binnenwirtschaft und seine Sozialverfassung weiterhin nach unzweifelhaft kommunistischen Grundsätzen zu revolutionieren. Und das scheinbar Widersinnige bei der Sache ist, daß es ausgerechnet die Sowjetunion war, die ihm diese Revolution wenn nicht verunmöglichen, so doch nach Kräften erschweren wollte – von allem Anfang an. Statt die gewaltige militärische Machtstellung, die sie bei Kriegsende innehatte, zur Bolschewisierung ganz Osteuropas bis zur Elbe, zum Böhmerwald und zur Adria auszunützen, hatte die Sowjetunion, wie der Chefredakteur des Pariser «Combat», Claude Bourdet, im «Esprit» darlegt, nur *einen* Gedanken: daß diese Länder normal leben könnten und jede unnötige Verwicklung vermieden werde:

«Man mußte also die bestehende Ordnung wiederherstellen und durfte sie nicht allzu stark ändern; man mußte alle bürgerlichen Kader in ihren alten Tätigkeiten nutzbar machen. Eine Revolution – man weiß nie, wohin das führt: Wirtschaftskatastrophen (die für die Sowjetunion selbst ansteckend sind), Bürgerkrieg mit folgender Einmischung des Auslands – die Sowjetunion hat diese harte Erfahrung selber gemacht, und ich stelle mir vor, kein Sowjetgeneral hatte Lust, sie in dem Lande sich wiederholen zu sehen, mit dessen Besetzung er betraut war.»

In Jugoslawien, so meint Bourdet, habe der russische Einfluß auf jeden Fall im Sinn einer Verlangsamung der kommunistischen Umwälzung gewirkt, und wenn sich inzwischen in den der Sowjetunion vorgelagerten Ostländern die Diktatur in der stalinistischen Form dennoch mehr und mehr durchgesetzt habe, so vor allem als Mittel zur gewaltsamen Sicherung der inneren Ordnung, nicht aber als Vorbereitung eines Angriffs auf den Westen – «in einem Augenblick, da die Sowjetunion gezwungen war, ihren allgemeinen strategischen Rückzug zu bewerkstelligen».

Und nun hat also *Stalin* selbst in der Berichtszeit die Weltöffentlichkeit ein paar Tage lang lebhaft beschäftigt. Die Verherrlichung, ja Vergötzung, die mit ihm aus Anlaß seines 70. Geburtstages von den Kommunisten aller Länder getrieben wurde, gehört freilich unstreitig zum Widerlichsten, was man auf diesem Gebiet seit langem erlebt hat; ich für meinen Teil habe es jedenfalls nicht fertiggebracht, auch nur einen einzigen der schwülstigen Glückwunschartikel zu Ende zu lesen, die in der kommunistischen Literatur Westeuropas auf den 21. Dezember 1949

hin verbrochen worden sind. Immerhin war es auch auf antikommunistischer Seite gänzlich verfehlt und zeugte nur von subalterner Gehässigkeit, daß man Stalin nun jede geschichtliche Größe überhaupt absprach. Vielleicht trifft hier sein jüngster Biograph, Isaac Deutscher, ein jetzt in England lebender ehemaliger polnischer Kommunist, am ehesten das Richtige, wenn er, sein Urteil über seinen «Helden» zusammenfassend, am Schlusse seines Buches[3] schreibt:

«Hitler war der Führer einer unfruchtbaren Gegenrevolution, während Stalin gleichzeitig der Führer wie der Nutznießer einer tragischen, sich selbst in vielem widersprechenden, aber schöpferischen Revolution ist. Wie Cromwell, Robespierre und Napoleon begann er seine Laufbahn im Dienste eines sich erhebenden Volkes und machte sich zu dessen Herrn ... Das Wertvolle in Stalins Werk wird ebenso sicher über sein Leben hinaus weiterbestehen, wie das Gute in ihren Leistungen Cromwell und Napoleon überlebte. Um es aber für die Zukunft zu erhalten und ihm seinen vollen Wert zu sichern, wird die Geschichte Stalins Werk ebenso unerbittlich läutern und neu formen müssen, wie sie das Werk Cromwells nach der englischen Revolution und dasjenige Napoleons nach der französischen läuterte und neu schuf.»

Unruhvolles Amerika Kehren wir uns nun aber auch der nicht- und antikommunistischen Welt zu und vor allem ihrer militanten Vormacht, den *Vereinigten Staaten*. Hier ist es eigentlich immer das gleiche Schauspiel, das sich uns darbietet. Das amerikanische Volk und insbesondere seine Oberschicht ist völlig benommen von dem glänzenden, ja fast märchenhaften Aufstieg von «Gottes eigenem Land» zur größten Wirtschafts- und Militärmacht der Erde, jenem Aufstieg, der schon im ersten Weltkrieg eingesetzt hat, in der Zwischenkriegszeit trotz der Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre weitergegangen ist und in und nach dem zweiten Weltkrieg auf einen neuen Gipfel geführt hat. Der Ausblick auf ein «amerikanisches Jahrhundert», der sich hier auftat, war atemberaubend großartig, und die Gewinnung der Welt für die «amerikanische Lebensform» – mit dem «freien Unternehmertum» als wirtschaftlichem Unterbau –, erschien als die von der Geschichte selber bestimmte Sendung, der sich die amerikanische Nation mit all ihren überreichen Kräften hinzugeben habe. Truman-Doktrin und später Atlantikpakt wurden, zusammen mit einer beispiellos hochgetriebenen Kriegsrüstung, das politisch-militärische, die Marshall-Hilfe das wirtschaftliche Werkzeug eines weltweiten Planes, dessen Durchsetzung nur der Sozialismus jedweder Färbung, vor allem aber der internationale Kommunismus und sein Hauptbollwerk, die Sowjetunion, im Wege standen. Wie sieht es heute, Anfang 1950, mit der Verwirklichung dieses Planes aus?

Das erste, was man wohl feststellen muß, ist dies: Das amerikanische Volk ist von einer großen inneren Unruhe erfaßt. «Es ist», so schreibt Scott Nearing in seinen immer aufschlußreichen Vierteljahrsheften «World Events», «es ist sich nicht sicher darüber, was die Zukunft bringt.

[3] Joseph Stalin, eine politische Biographie, von Isaac Deutscher (englisch).

Die wirtschaftliche, politische und soziale Unstetigkeit in Westeuropa und Asien verstärkt noch das Unsicherheitsgefühl in Amerika. Diese Reaktionen sind nicht auf eine einzige Gruppe beschränkt. Sie stören und wühlen Menschen aller gesellschaftlichen Schichten auf.»

Die zweite Feststellung: Die bürgerlichen Freiheitsrechte und die politische Demokratie in den Vereinigten Staaten leiden unter dem neuen Weltmachtstreben, dem Rüstungsfieber und dem kapitalistischen Hochbetrieb in einem Maße, das den besten Amerikanern ein Grund zu wachsender, tiefer Sorge ist. Wir haben davon schon manchesmal gehandelt und können es darum für heute an diesem Hinweis auf eine offenkundige Tatsache genügen lassen[4].

Und die dritte Feststellung: Die Weltmachtpolitik Amerikas und besonders seine militärische Riesenrüstung wird allmählich für seine Volks- und Staatswirtschaft eine nur schwer erträgliche Last. Noch herrscht zwar im ganzen Hochkonjunktur. Die verminderte Geschäftstätigkeit, die das Jahr 1949 gekennzeichnet hat, verbunden mit einer beträchtlichen Arbeitslosigkeit (die Gewerkschaften schätzen sie auf wenigstens vier Millionen), dürfte zwar nur vorübergehenden Charakter haben, wie auch Präsident Truman in seinem jüngsten Lagebericht hervorhob. Aber auch wenn diesem Rückgang ein neuer Aufschwung folgen sollte, so ist doch die Zukunft des amerikanischen Kapitalismus höchst ungewiß (manche werden sagen: nur zu gewiß . . .) und eine abermalige Wirtschaftskrise schier unvermeidlich, es sei denn, eine neue Rüstungs- und Kriegskonjunktur bringe, wie nach 1939, wieder Rettung und Goldregen für das ganze Land.

Bis dahin drohen freilich die steigenden Rüstungsausgaben und die sonstigen internationalen Verpflichtungen der Vereinigten Staaten die Bundesfinanzen langsam vielleicht, aber sicher zu zerrütten. In der Periode 1947–1949 waren tatsächlich die ordentlichen Bundesausgaben fast achtzigmal höher als vor einem halben Jahrhundert (1901–1905) und rund achtmal höher als noch zwischen 1931 und 1935. Die Bundesschuld anderseits ist zwischen 1931/1935 und 1947/1949 gar auf das Zehnfache angewachsen; das Budgetjahr 1949/1950 wird mit einem Defizit von nicht weniger als 5 Milliarden Dollar abschließen. Ob das

[4] Ein kleiner, aber doch bezeichnender Vorgang, der in Amerika etwelches Aufsehen erregt hat, mag in diesem Zusammenhang immerhin erwähnt werden. Dem wohl besten amerikanischen Ostasien-Korrespondenten, Andrew Roth, ist nunmehr nach einjährigem Kampf gegen die Militärbürokratie die Einreise nach Japan endgültig verweigert worden. Roth hatte nämlich vor bald fünf Jahren in einem Buch vor der Wiederbelebung des japanischen Kapitalismus und Militarismus gewarnt, also vor schon damals erkennbaren Bestrebungen führender amerikanischer Kreise, die sich inzwischen weithin durchgesetzt haben. Die Diktatur MacArthurs hat ihm das nie verziehen und nun ihre Rache genommen. Die Newyorker «Nation» bemerkt dazu: «Wenn diese Einreisesperre aufrechterhalten wird, dann können die Vereinigten Staaten in der UNO und sonstwo nicht länger beanspruchen, daß sie für Bewegungsfreiheit von Pressekorrespondenten in der ganzen Welt einstehen.» Eiserne Vorhänge gibt es tatsächlich nicht nur im Sowjetbereich.

Wachstum des Volkseinkommens mit dieser Steigerung der Staatsausgaben Schritt halten kann, wird sich zeigen; ist es nicht der Fall, dann kann nur eine Vermehrung der Steuerlasten den Staatsbankerott verhindern.

Westeuropa außer Gleichgewicht Aber auch in Westeuropa hat das amerikanische Eingreifen das schwer gestörte wirtschaftliche Gleichgewicht nicht wiederherzustellen vermocht. Was auch immer die Marshall-Hilfe erreicht haben mag: das wirtschaftliche und soziale Grundproblem, vor dem Westeuropa steht, hat sie nicht gelöst und kann sie nicht lösen. Sie geht ja von der Annahme aus, daß es nötig und möglich sei, Westeuropa auf dem Boden der kapitalistisch-bürgerlichen Ordnung als wenn auch gegen früher geschwächte, so doch handlungsfähige und gegen den Ostblock verwendbare Weltmacht wiederaufzurichten und zusammenzufassen – eine Annahme, die, wie wir wissen, von Grund auf falsch ist. Die alte westeuropäische Gesellschaftsordnung, die ja immer nur eine Scheinordnung war, löst sich vor unseren Augen unrettbar auf; eine ihrer Grundlagen, die Kolonialherrschaft über die farbigen Völker, bricht Stück um Stück zusammen; und die europäischen Nationen selbst lehnen sich immer stärker gegen ihre bisherigen Herrenklassen auf, deren moralische Autorität ein- für allemal dahin ist. Wenn aber aus diesem großen Geschichtsvorgang nicht völliges Chaos entstehen soll, das nur noch durch irgendeine Form von Diktatur zu bändigen wäre, dann muß eben eine grundsätzlich neue, auf freiwilliger Zusammenarbeit statt auf Machtkonkurrenz und Zwang, auf Gemeinwirtschaft statt auf Gewinnstreben aufgebaute *wirkliche* Ordnung an ihre Stelle treten. Der Marshall-Plan bietet dafür keinerlei Ersatz; er kann ebensowenig die Entwicklung zum Sozialismus in Westeuropa hindern, die er höchstens verzögern wird mit dem Ergebnis, daß die auf ihn hinwirkenden, zeitweilig zurückgestauten Kräfte dann nur um so heftiger hervorbrechen werden. Ja, er hat bis heute nicht einmal die berühmte «Dollarlücke» zu schließen vermögen, die jetzt das Oberflächenproblem Westeuropas ist, und wird das auch solange nicht vermögen, als die Ausfuhr Westeuropas nach den Dollarländern nicht wesentlich zunimmt und solange insbesondere Amerika an Europa viel mehr verkauft, als es ihm abzukaufen bereit ist. Man nimmt denn auch ziemlich allgemein an, daß die Marshall-Hilfe über 1952 hinaus verlängert werden muß und daß gleichzeitig die Bemühungen um die «Wiederherstellung der sich selbst regierenden Marktwirtschaft», also des kapitalistischen Preis- und Profitmechanismus, in Westeuropa in verstärktem Maße fortgesetzt werden müssen. Europa werde wohl, so sagt der Pariser Wirtschaftskorrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» voraus, «durch die Logik der Entwicklung genötigt werden, auf dem eingeschlagenen Wege (zurück zum Wirtschaftsliberalismus) immer weiter zu gehen». Die europäische Wirtschaft scheine «an der Schwelle

entscheidender und tiefgehender Wandlungen zu stehen, und wehe denjenigen Ländern, die durch Voreingenommenheit oder Kurzsichtigkeit daran gehindert sein sollten, den Sinn der sich anbahnenden Entwicklung rechtzeitig zu erkennen».

Die Warnung gilt natürlich vor allem *England*, das sich in einem tragischen, weil selbst verschuldeten Dilemma befindet: es ist als führende Gläubigernation der Welt und als immer noch erstrangige imperialistische Macht endgültig von Amerika verdrängt worden und in stärkste Abhängigkeit von diesem geraten, kann aber sein wirtschaftliches Gleichgewicht nur finden, wenn es planmäßig zu einer sozialistischen Ordnung übergeht, zu einer Lebensform also, der die Vereinigten Staaten gerade mit allen ihren Kräften widerstreben. Die Neuwahlen ins Unterhaus, die nun bevorstehen, werden diesen Zwiespalt, den die Konservativen so hemmungslos ausnützen, aufs neue hervortreten lassen, und wenn Labour, wie zu erwarten steht, als Regierungspartei bestätigt werden wird, so wird es eine seiner entscheidenden Aufgaben sein, ihm durch Weitblick und Kühnheit diejenige Lösung zu geben, die den Aufbau eines zugleich sozialistischen und freiheitlichen Europas ermöglicht.

Auf dem Festland nimmt mittlerweile, wenn man von den nordischen Staaten absieht, die Wiederherstellung des kapitalistischen Regimes ihren Fortgang. Aber mit wenig Aussicht auf dauernden Erfolg. Weder *Belgien* noch *Holland* – welch letzteres das Versiegen der indonesischen Reichtumsquelle erst nach und nach spüren wird – haben irgendwie wirtschaftliche oder politische Stetigkeit gewonnen; auch *Frankreich* nicht, dessen «Regierung der Mitte» sich nur mit äußerster Mühe gegen die unausgesetzte Berennung von rechts wie links her zu behaupten vermag, und noch weniger *Deutschland*, dessen westliche Hälfte sich auf das Abenteuer einer reaktionär-nationalistischen Restauration eingelassen hat, während in der Ostrepublik die mehr und mehr verschärfte Diktatur auf ein bedenkliches Schwanken des politischen Erdbodens schließen läßt[5].

Vulkanischer Boden ist aber namentlich *Italien*, von dem wir in der letzten Weltrundschau gesprochen haben. Die jüngsten Polizeibrutalitäten in Modena mit ihren Folgen haben das aufs neue bestätigt, und es kann wohl sein, daß sich in Italien in nicht ferner Zeit revolutionäre

[5] Ein ungenannter deutscher Mitarbeiter der «Roten Revue» (Dezember 1949) spricht von einem «absoluten Nihilismus», der sich in der *Ostzone* entwickelt habe und sich beim Aufhören der Besetzung in furchtbarem Haß gegen die Sozialistische Einheitspartei entladen werde, ganz Deutschland und Europa gefährdend. Anderseits hat sich trotz Währungs- und Wirtschaftsreform die Zahl der Arbeitslosen in *Westdeutschland* während des Jahres 1949 verdoppelt; in Westberlin hat sie sich sogar mehr als vervierfacht, so daß, wie Helene Gehse in der «Cité Nouvelle», der Halbmonatszeitschrift der französischen Religiössozialen, schreibt, «von den 2,2 Millionen Einwohnern der Berliner Westsektoren mehr als eine Million sich nur das zum Leben unbedingt Notwendige beschaffen kann». «Unsere verzweifelte Wirtschaftslage, die sich seit der Aufhebung der Blockade eher verschärft als verbessert hat, ist die Folge einer in unserer Stadt entstandenen Lage, wie sie die Geschichte gewiß noch nie gesehen hat.»

Erschütterungen einstellen, die den ganzen, durch den Klerikalismus von innen, den Amerikanismus von außen her gestützten alten Gesellschaftsbau zerstören werden. Ob wohl auch in *Spanien* unterirdisches Grollen hörbar ist? Sicheres weiß man darüber nicht. Franco gibt sich jedenfalls sehr hoffnungsfroh – nicht ohne Grund, tun doch die Westmächte, die seiner Gewaltherrschaft rasch ein Ende bereiten könnten, absichtlich nichts, um ihn irgendwie in Verlegenheit zu bringen, genau so, wie sie sich auch Mussolini und Hitler gegenüber verhalten haben: einesteils aus Furcht, nach dem Faschismus komme der Kommunismus, andernteils in der Hoffnung, den Diktator einmal in den Kampf gegen die Sowjetunion einsetzen zu können. Aber je länger sie Franco stützen, um so verheerendere Wirkungen wird sein Fall haben, der ja doch eines Tages kommen muß.

Der unvermeidliche Frieden Die politische und soziale Unsicherheit in Westeuropa wird in besonderem Maße vermehrt durch die erregende Atmosphäre, welche die *Kriegsvorbereitungen* über die Länder legen. Denn die Völker spüren es instinktiv: diese Rüstungen bringen nicht Frieden, Sicherheit und Wohlstand, wie man ihnen vorspiegelt, sondern Krieg, Zerstörung und Verarmung. Wenn man die Wirtschaft Westeuropas zerrütten und die Demokratie aushöhlen will, so gibt es tatsächlich kein wirksameres Verfahren, als daß man einen wachsenden Teil der Arbeitskraft und der Produktionsmittel der Nationen in militärische Rüstungen hineinsteckt. Krieg und Kriegsrüstungen sind ja der stärkste Ausdruck jenes Geistes der Selbstdurchsetzung, der Vernichtungskonkurrenz und der Gewalttätigkeit, der unsere ganze abendländische Zivilisation beherrscht; eine Zukunft haben die Menschen und Völker nur dann, wenn sie den Weg zu einer *genossenschaftlichen*, im weiteren Sinne sozialistischen Lebens- und Wirtschaftsform finden, die – vor allem in Osteuropa und Asien, wo Individualismus und politische Demokratie nur schwache Wurzeln haben – auch dem Kommunismus seine Chance gibt. Und immer wieder muß gesagt werden, daß die entscheidende Verantwortung für die Abkehr vom bisherigen Weg auf den *Vereinigten Staaten* ruht, in deren Mitte die verschiedenartigsten Kräfte um die Oberhand ringen. Wie der «New Statesman» sich ausdrückt:

«Wenn in Amerika diejenigen obenauf schwingen, die da glauben, der Weg zur Bekämpfung des Kommunismus führe über die Bewaffnung aller sowjetfeindlichen Mächte, dann hat der Westen allerdings wenig mehr zu hoffen. Auf diesem Weg warten Abhängigkeit, Armut und Bankerott auf die Satellitenstaaten (Amerikas). Wenn sie ihre Kräfte in der Aufrüstung gegen den Sowjetkommunismus ausgeben, dann wird der Kommunismus auf ihrem eigenen Boden aufschießen. Weil dies so offenkundig wahr ist, legt Truman solchen Nachdruck auf den vierten Punkt (nämlich seines Regierungsprogramms, Hilfe an die zurückgebliebenen Länder betreffend). Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß unsere Hoffnung auf Frieden und wirtschaftliches Gedeihen sich auf die praktische Auslegung von Punkt vier stützt.»

Die Aussichtslosigkeit des anderen Weges – der militärischen Bekämpfung des Kommunismus – sollte durch die Tatsache, daß nun auch die Sowjetunion die Atombombe besitzt, vollends erwiesen sein. Es erscheint zwar immer zweifelhafter, ob die Verwendung von Atombomben überhaupt kriegsentscheidend wirken kann. Die russischen Militärs haben das von Anfang an bestritten – und nicht bloß, weil «die Trauben sauer waren» –, so wie sich nun auch in Amerika mehr und mehr die Erkenntnis durchsetzt, vor allem in Flottenkreisen, aber auch in der Armeeführung, wenn schon noch nicht bei der Luftwaffe, daß die modernen Verteidigungsmittel – Radar, radargelenkte Fliegerabwehr, Düsenjäger, Raketengeschosse usw. – auch den schwersten Angriffswaffen überlegen sind. Aber wie dem auch sei: *Soweit* Atombomber mit Erfolg eingesetzt werden können, ist jetzt auch Rußland schlagbereit. Was Amerika gegen Rußland unternehmen kann, das kann auch Rußland gegen Amerika unternehmen – und erst recht gegen England, Frankreich und Westdeutschland. Die Länder der Westmächte sind wegen ihrer dichteren Besiedelung sogar verwundbarer als die Sowjetunion mit ihrer weit auseinandergezogenen Kriegsindustrie, und den Landarmeen des Ostblocks hat der Westen ohnehin nichts Gleichwertiges entgegenzustellen. Die so leichtfertig verbreitete Lehre, daß der große Krieg gegen die Sowjetunion ja doch einmal kommen müsse, und daß die Vereinigten Staaten alle Aussichten hätten, ihn durch konzentrische Atom-Blitzangriffe von ihren vielen Stützpunkten um Rußland aus zu gewinnen, diese Lehre wird nun wohl doch gründlich revidiert werden müssen. Es gilt jetzt für die Vereinigten Staaten tatsächlich, um mit der New Yorker «Monthly Review» (November 1949) zu reden, «frei heraus die Annahme aufzugeben, daß der Krieg unvermeidlich sei, und die amerikanische Politik neu aufzubauen auf der Annahme, daß ein friedliches Nebeneinanderbestehen verschiedenartiger Gesellschaftssysteme sowohl möglich wie nötig ist . . . Daraus mag schließlich eine neue amerikanische Außenpolitik hervorgehen, welche die Unvermeidlichkeit des *Friedens* statt die Unvermeidlichkeit des Krieges zur Voraussetzung hat.»

Asien und die Mächte Von einer solchen neuen amerikanischen Weltpolitik ist vorderhand allerdings noch nichts zu bemerken. Auch in Asien nicht, wo die Politik der Vereinigten Staaten gegenüber *China* einen so katastrophalen Mißerfolg erlitten hat. Ja, es schien eine Zeitlang sogar, als wolle Amerika, seine alten Fehler wiederholend und überbietend, die Insel Formosa, den letzten Zufluchtsort Tschiang Kai-sheks, militärisch besetzen und von dort aus die Wiedereroberung Chinas für das alte Regime organisieren. Bereits war die amerikanische Flotte im westlichen Stillen Ozean verstärkt und eine Gruppe militärischer und ziviler «Berater» aus den Vereinigten Staaten nach Formosa abgeordnet worden, als in Washington noch rechtzeitig die Vernunft durchbrach. MacArthur, Chenault, alt Präsident Hoover

und die republikanischen Scharfmacher, die es um Formosa zur Kraftprobe mit dem neuen China kommen lassen wollten, mußten sich von Präsident Truman in einer auffallend schroff gefaßten, öffentlichen Erklärung sagen lassen, daß die Vereinigten Staaten auf keine Weise in den chinesischen Bürgerkrieg eingreifen würden und auf Formosa «genügend Geldmittel vorhanden seien, um die zur Verteidigung der Insel notwendigen Waffen zu erwerben». Für einmal ist also die Gefahr eines bewaffneten Zusammenstoßes zwischen Amerika und der chinesischen Volksrepublik mit den unabsehbaren Möglichkeiten, die darin verborgen liegen, abgewendet worden. Allein es ist nur zu wahrscheinlich, daß die «Aktivisten» ihr Spiel noch keineswegs verloren geben, zumal der Sondergesandte der amerikanischen Regierung in Ostasien, Professor Jessup, demonstrativ erklärt hat, daß die Vereinigten Staaten «China nie aufgeben» würden. Auch weigert sich Amerika, im Gegensatz zu Großbritannien, das diesen Schritt gleich zu Beginn des neuen Jahres endlich getan hat, immer noch beharrlich, die chinesische Volksrepublik anzuerkennen und mit ihr in normale diplomatische Beziehungen zu treten, so daß der Vertreter des alten China weiterhin fröhlich im Sicherheitsrat der Vereinigten Nationen sitzen kann. Und wenn es, wie vor einiger Zeit General Eichenberger, ein früherer Hauptmitarbeiter MacArthurs, in einer öffentlichen Rede verlangt hat, demnächst wirklich zu einer Wiederaufstellung der *japanischen* Armee für den Fall eines Krieges mit der Sowjetunion käme, so wäre das erst recht ein Beweis dafür, daß man in Washington an alles andere eher als an eine weltpolitische Neuorientierung denkt.

Die Angst vor dem Kommunismus beherrscht eben nach wie vor auch die Asienpolitik der Westmächte in bedenklichem Grad. Sie steht deutlich sichtbar hinter der Verleihung der nationalen Souveränität an die junge *indonesische Republik* durch Holland, die kurz vor Altjahresschluß durch feierlichen Staatsakt im düsteren Königsschloß zu Amsterdem besiegelt wurde. Sie steht auch hinter der angeblichen «Übertragung der Machtbefugnisse Frankreichs an den Staat *Vietnam*», die allerdings nur eine schlechte Komödie ist und an der Tatsache, daß der lustige «Kaiser» Bao Dai eine willenlose Puppe in der Hand Frankreichs ist, nichts Wesentliches ändert. Und sie steht nicht zuletzt hinter den Verhandlungen der soeben in *Colombo*, der Hauptstadt Ceylons, eröffneten Konferenz der Außenminister des britischen Völkerbundes, an der die machtpolitische Gegenwehr gegen die Ausbreitung des Kommunismus – das heißt der nationalen und sozialen Freiheitsbewegung – in Südostasien ein Hauptgeschäft sein soll. Der Umstand, daß vor wenigen Wochen in *Australien* wie in *Neuseeland*, als Folge der Parlamentswahlen, die Labourregierungen gestürzt und durch konservative Ministerien mit ausgeprägt imperialistisch-antikommunistischer Haltung ersetzt worden sind, läßt jedenfalls der Hoffnung auf eine Wendung auch der angelsächsischen Asienpolitik wenig Raum. Man muß diese Hoffnung

um so eher herabschrauben, als sich an der letzten UNO-Tagung die Vertretung Englands – wie auch Frankreichs – mit beschämender Energie dem dann freilich trotzdem angenommenen Antrag widersetzt hat, daß die Kolonialmächte über die Lage und Entwicklung der ihnen unterstellten Gebiete – die über 200 Millionen Einwohner zählen – regelmäßig Bericht zu erstatten hätten. Nicht zu reden von der hartnäckigen Weigerung der Südafrikanischen Union, den Vereinten Nationen Rechenschaft über die Verwaltung des früheren Deutsch-Südwestafrika abzulegen, die ihr 1920 durch den Völkerbund übertragen worden war und die sie jetzt als Treuhänderin der UNO weiterführt. Es scheint wirklich, als wollten die Westmächte die erwachten farbigen Rassen mit aller Gewalt an die Seite der Sowjetunion drängen, deren Leistungen für die Entwicklung der ehemaligen russischen «Kolonialvölker» einen ihrer stärksten Aktivposten darstellen, und mit deren Leitern ganz bezeichnenderweise gerade jetzt Mao Tse-tung, der große Führer des neuen China, in Moskau persönlich verhandelt.

Neben-, nicht gegeneinander! Was ist nun aber eigentlich zu tun nötig, damit der Gegensatz zwischen kommunistischer und nichtkommunistischer Welt wirklich zurückgebildet werden kann? Ich möchte es heute einmal so ausdrücken: Man muß in beiden Lagern anfangen, *die Gegenseite mit anderen Augen anzusehen* – nicht mit den bösen Augen des Hasses und der Furcht, sondern mit den Augen eines wohlwollenden, die Lage des andern sachlich würdigenden Verständnisses (um von so etwas wie Liebe gänzlich zu schweigen). Das will sagen: Man sollte im Westen aufhören, die Außenpolitik der Sowjetunion übelwollend als Eroberungs- und Angriffspolitik zu deuten, die teils aus revolutionär-kommunistischem Missionseifer, teils aus dem Diktaturcharakter des Sowjetstaates, teils aus allslawischem Imperialismus entsprungen sei. Daß diese Deutung den Tatsachen *nicht* gerecht wird, erkennt bald jeder, der sich im Bemühen, einzig die Wahrheit herauszubringen, ohne Gehässigkeit und Groll, in die Lage und die Erfahrungen der Sowjetunion hineinzuversetzen sucht; sie ist eine von Vorurteil und Interesse eingegebene *Mißdeutung* der Kräfte, welche die Sowjetpolitik wirklich bestimmen, und führt logischerweise wenn nicht zum Glauben an die Unvermeidlichkeit eines Krieges mit der Sowjetunion, so doch zu einer massiven Aufrüstung gegen sie und zu dem Bemühen, durch Druck von außen das Sowjetregime zum Einsturz nach innen zu bringen[6]. In ähnlicher Weise müßte man aber auch auf russischer Seite zugeben, daß die im Kapitalismus wirkenden Kriegskräfte, so gefährlich sie auch sein mögen, nicht *notwendigerweise*, schicksalhaft, einen letzten Vernichtungsangriff auf die Sowjetunion be-

[6] Ich habe versucht, das in meiner kleinen Schrift «Rußland und Amerika» etwas genauer darzulegen. (Verlag Zeitdienst, Kilchbergstraße 29, Zürich 38. Preis 1 Fr.)

wirken müssen, und namentlich daß die Vereinigten Staaten mit ihren Verbündeten keinen Angriffskrieg gegen die Sowjetunion vorbereiten, sondern vor allem auf ihre Verteidigung gegen einen befürchteten Vorstoß der Roten Armee nach Westen bedacht sind und zugleich die Sowjetunion durch Einschüchterung zurückzudrängen und auf ihr engstes Einflußgebiet zu beschränken suchen. Auch die von der sowjetischen und kommunistischen Propaganda gegebene Darstellung der Absichten der Westmächte ist eine *verzerrende* Geschichtsdeutung, die aus dem alten Mißtrauen des Russen gegen den Westen, aus den schweren Erlebnissen der Sowjetunion während der vergangenen Jahrzehnte und aus marxistischem Dogmatismus erklärbar ist, aber deswegen nicht minder unheilvolle Wirkungen auf das Völkerverhältnis ausübt.

Ist erst einmal hüben wie drüben, oder auch nur auf *einer* Seite, der böse Bann gebrochen, ist also der gute Wille gesichert, dem andern *gerecht zu werden*, dann wird es keine unüberwindlichen Schwierigkeiten machen, eine Generalverständigung zu finden, die wenigstens ein friedliches, wenn schon nicht freundschaftliches Nebeneinanderleben der beiden Welten ermöglicht, aus dem sich dann im Laufe der Zeit mehr und Besseres ergeben wird. Die bekannte Quäker-Denkschrift, die in den «Neuen Wegen» einläßlich gewürdigt wurde, zeigt dafür durchaus gangbare Wege auf. Natürlich werden die Dogmatiker und Fanatiker auf beiden Seiten, die überzeugt sind, daß kein Frieden möglich sei, solange die Sowjetdiktatur beziehungsweise der Kapitalismus bestehe, alle solche Bemühungen weiterhin als naiven Idealismus, wenn nicht als einschläfernde Propagandamache denunzieren. Aber darauf kommt es ja wirklich nicht an – wenn nur die Welt endlich aus dem Teufelskreis herauskommt, in den sie jetzt gebannt scheint. Dabei sei freilich, zur Vermeidung wirklicher Mißverständnisse, auch hier betont, daß es nicht der reaktionäre, monopolistische Kapitalismus ist, von dem wir eine Verständigung mit den kommunistischen Ländern erwarten, so wenig wir an die Möglichkeit glauben, daß der gegenwärtig herrschende Kominform-Kommunismus den Weg zu der westlichen Welt finden werde. Niemand kann über seinen eigenen Schatten springen. Daß die angedeuteten Denk- und Daseinsformen *gesprengt* werden, das gehört ja gerade zu jenem Durchbruch des guten Willens, dem anderen gerecht zu werden, den wir als die Bedingung allen Friedeschaffens bezeichnet haben. In Amerika mag diese Wandlung zu dem führen, was Henry Wallace «fortschrittlichen Kapitalismus» nennt (und was doch bereits entscheidend über den Kapitalismus hinausweist); in Europa wird von uns sicherlich nicht weniger verlangt als eine eigentliche soziale Revolution, radikaler und konsequenter als die Labourpartei sie in England unternommen hat, aber doch im gleichen Geiste der Freiheit und Menschlichkeit durchgeführt.

Ein endgültiges Versagen des *demokratischen Sozialismus* müßte ihm jedenfalls zum schweren Verhängnis werden. Beherzige man doch end-

lich die Lehre der russischen Revolution, mit deren Schilderung Valentin Gitermann den dritten Band seiner meisterlichen «Geschichte Rußlands» abschließt: daß sich nämlich, wie er sagt, «die Machtergreifung des Bolschewismus aus den gegebenen Verhältnissen mit unabwendbarer Zwangsläufigkeit» ergab, daß also Lenin und seine Anhänger die Regierung der bürgerlichen und sozialistischen Demokraten stürzen *mußten*, sollte nicht infolge der Schwächlichkeit und Halbherzigkeit der hinter ihr stehenden Gruppen die Revolution wieder zugrundegehen und das alte Regime in neuer Gestalt auferstehen[7]. Und mache man sich unerbittlich klar, daß es, bei allen tiefen Unterschieden zu Rußland, ähnlich auch in Westeuropa gehen kann, wenn sich der freiheitliche Sozialismus nicht doch noch ermannt und die Zügel selbst in die Hand nimmt, um zu verhindern, daß sich der Kommunismus auf den Bock schwingt! Da hülfe dann keine moralische Entrüstung über kommunistische Gewaltherrschaft und Unduldsamkeit mehr, so wenig sie gegenüber der Ausschaltung der Sozialdemokraten in den osteuropäischen Volksrepubliken das Geringste mehr hilft. Vorher *handeln*, nicht nachher *jammern* – das allein ist wichtig.

Mögen aber auch die *Christen* ihre Augen für die Notwendigkeiten unserer Lage und die hinter der Zeitgeschichte wirkenden Kräfte öffnen! Ihnen gilt – und damit wollen wir für diesmal schließen –, was unlängst der anglikanische Bischof von Birmingham an einer Diözesan-Konferenz gesagt hat[8]:

«In den letzten 30 Jahren ist eine neue Welt entstanden. Die Ausdehnung des Westens ist zu Ende. Der Osten vertreibt uns wieder aus den Ländern, die wir überrannt hatten. Besonders bedeutungsvoll ist die Tatsache, daß die gesellschaftlichen Kräfte, die jetzt über uns triumphieren, eher idealistisch als materialistisch sind ... Das Gute in ihnen, das groß ist und auf das wir achten sollten, können alle Christen willkommen heißen. Wir haben bereits genug von der Umgestaltung der alten Welt gesehen, um zu wissen, daß die neuen Bewegungen durch materielle Gewalt nicht zerstört werden können. Sie gehören dem neuen Zeitalter an. Man kann es, wenn man will, das Zeitalter der Propaganda nennen. In christlicher Sprache könnte es das Zeitalter des Geistes genannt werden. Unsere Pflicht ist, diesen Geist völlig christlich zu machen und darin auch solche Entwicklungen zu begrüßen, die scheinbar zu unserem

---

[7] Die geschichtliche Notwendigkeit der russischen Revolution von 1917, und zwar in ihrer bolschewistischen Form, klar gemacht zu haben, ist ein Hauptverdienst von Gitermanns Darstellung. Auf dem Boden des Zarismus (und, fügen wir bei, im Kampf mit der in- und ausländischen Gegenrevolution, die sofort einsetzte) war es gar nicht anders möglich, als daß die Revolution gewalttätige, absolutistische Form annahm; Rußland ermangelte eben eines Gandhi, der die Kräfte eines gewaltlosen Widerstandes gegen die Zarenherrschaft, die im russischen Volke lebten, nutzbar gemacht hätte. Aber deswegen ist natürlich nicht die *Form* entscheidend, welche die Revolution durch die russische Geschichte bekommen hat, sondern ihr *Inhalt*. Die Form ist zeitbedingt, der Inhalt bleibt, auch wenn er unter der Form leidet. Für die Würdigung des Sowjetkommunismus ist das entscheidend, was ihn über das absolutistische Erbe hinaushebt, nicht was ihn noch damit verbindet.

[8] Nach «Religion and the People» («Religion und Volk»), Dezember 1949.

Schaden sind, wenn sie nur so sind, daß Christus sie billigen könnte. In Treue zu ihm wollen wir uns nicht fürchten. Unser Vertrauen in seine Weisheit sollte uns ohne Zorn oder Schrecken vorwärts schreiten lassen, vielmehr mit der Bereitschaft, wo immer möglich freundschaftliche Hilfe für den Umbau der Welt zu leisten.»

9. Januar 1950. *Hugo Kramer.*

SCHWEIZERISCHE RUNDSCHAU

Ein Abwehrerfolg

Das politische Geschehen im Schweizerland vollzog sich während der Berichtszeit sozusagen ganz im Rahmen der Wintertagung der eidgenössischen Räte. Mitten in ihren Ablauf hinein fiel dann allerdings der bedeutsame Volksentscheid, den die kräftige Annahme des Gesetzes über die Neuordnung der Dienstverhältnisse des *Bundespersonals* darstellt. Wir haben uns über diesen Entscheid vor allem für das Bundespersonal selber gefreut, aber auch um der Sache unserer Angestellten- und Arbeiterschaft überhaupt willen. Denn die Schamlosigkeit, mit der die aus reichen Quellen gespiesene Gegenpropaganda auftrat, machte es ja nur allzu klar, wo das scharfmacherische Unternehmertum tatsächlich hinauswollte. «Dieses war der erste Streich», hätte es nach der Bodigung des Beamtengesetzes getönt, «doch der zweite folgt sogleich» – nämlich der allgemeine Angriff auf die Löhne der Privatangestellten und -arbeiter, als Bestandteil der Rückbildung der angeblichen Kommandowirtschaft – der Schutz- und Lenkungsmaßnahmen der Krisen- und Kriegszeit – zur «freien Wirtschaft», deren Gesetze die durch soziale Rücksichten nicht gehemmte Preisbildung auch auf dem Arbeitsmarkt verlangten. Soweit ist es nun zum Glück nicht gekommen (zum Glück auch für die Industrie selber, deren Gedeihen von einer kaufkräftigen Nachfrage im Inland wesentlich abhängt.) Seien wir deswegen aber doch nicht überoptimistisch! Die rückschrittliche Grundströmung, die unser öffentliches Leben bestimmt, ist noch keineswegs überwunden; wenn sie nicht auch das Beamtengesetz mitgerissen hat, so nicht zum wenigsten darum, weil zu den 90 000 Bundesangestellten, die an der Annahme des Gesetzes direkt interessiert waren, noch etwa 160 000 Kantons- und Gemeindeangestellte in der ganzen Schweiz herum kamen, die als «indirekte Interessenten» gelten durften, und weil darüber hinaus noch jeder Bundesangestellte im Durchschnitt sicher mindestens einen Verwandten oder Freund hatte, der ihm zuliebe sein Ja in die Urne legte. Und diese drei Gruppen zusammen machten bereits einen so ansehnlichen Prozentsatz der stimmberechtigten Gesamtbürgerschaft aus, daß der Gegner es schwer hatte, den damit gegebenen Vorsprung der Gesetzesanhänger einzuholen. Die bevorstehende Volksabstimmung über die einjährige Verlängerung einer herabgesetzten Subvention an den privaten Wohnungsbau gibt übrigens erneut Gelegenheit, einen Anschlag habsüchtiger Interessenten – diesmal sind es die Haus- und Grundbesitzer, die vorreiten – auf eine bescheidene sozialpolitische Errungenschaft abzuwehren.

Der Finanzwirrwarr

Unter den parlamentarischen Geschäften stand natürlich die *Bundesfinanzreform* wieder im Vordergrund. Es handelte sich diesmal um die Verabschiedung der sogenannten Übergangsordnung, die auf den 1. Januar 1950 in Kraft treten mußte, weil es infolge des Widerstandes der großen Besitzinteressen gegen eine dauernde direkte Bundessteuer nicht gelungen war, rechtzeitig eine – bis auf weiteres – *endgültige* Finanzreform zustandezubringen. Ja, die klerikal-rechtsfreisinnigen Verschleppungskünste hatten es sogar fertiggebracht, daß die Übergangsordnung nicht einmal auf dem ordentlichen Verfassungsweg, also nach vorgängiger Volksabstimmung, durchgeführt werden konnte; sie mußte im letzten

Augenblick durch Vollmachtenbeschluß gesichert werden, der nun freilich ebenfalls noch der Abstimmung von Volk und Ständen untersteht. Ob er wohl den Segen des vor eine fertige Tatsache gestellten Souveräns bekommt?

Inzwischen wird aber auch an der endgültigen Finanzreform weitergeschustert. Sie dürfte bis zur Frühjahrstagung der Kammern verhandlungsreif sein und nach dem Willen der großen bürgerlichen Parteien so aussehen, daß sie wohl die Warenumsatzsteuer, aber keine direkte Bundessteuer enthält, sondern es mit der höchst künstlichen Konstruktion kantonaler Beiträge (Kontingente) an die Bundeskasse versucht. Daß eine solche «Lösung» vom Volk angenommen werden könnte, scheint uns ausgeschlossen; sogar sehr föderalistische (das heißt in diesem Fall reaktionäre) Finanzdirektoren katholischer Kantone sollen sich davor bekreuzigen. Was aber dann? Ein neuer Scherbenhaufen ist das einzig Sichere, was im weiteren Verlauf dieses Groteskdramas zu gewärtigen ist. Ob aber darauf schließlich doch noch eine haltbare, der Demokratie würdige Reform der Bundesfinanzen aufgebaut werden kann, wissen nicht einmal die Halbgötter, die unsere eidgenössische Politik machen.

Sieg der Obersten Der Luzerner Parteitag der Sozialdemokratie hat bekanntlich mit erheblichem Getöse und mit erdrückendem Mehr die Ablehnung der verfassungswidrigen Übergangsordnung für den Finanzhaushalt des Bundes beschlossen. Trotzdem konnte sich eine starke Minderheit der Parlamentsfraktion, darunter sämtliche sozialdemokratischen Ständeräte (die Altherrenkrankheit ist ansteckend), nicht entschließen, zu diesem Pfusch nein zu sagen; sie enthielten sich bloß der Stimme und hätten wohl am liebsten ja gesagt, wenn es die Disziplin erlaubt hätte. Noch befremdlicher war die Haltung der sozialdemokratischen Fraktion in der Frage der *Militärausgaben*. Der Parteitag hatte bekanntlich die Fraktion verpflichtet, nicht höher als auf 400 Millionen zu gehen und im Falle der Ablehnung dieser Höchstgrenze das Budget überhaupt abzulehnen. Selbstverständlich kümmerte sich die Fraktion weder um den einen noch den anderen Teil dieser Verpflichtung. Sie ließ sich von den Herren Obersten nur zu gern überzeugen, daß heutzutage, wo sich alles bis an die Zähne bewaffnet, 400 Milliönchen längst nicht mehr genügten, um einen richtigen Militärbetrieb aufrechtzuerhalten; «die wirklichen Militärausgaben», so schrieb das «Volksrecht» kühl, «hätten nach unseren Vorschlägen für das Jahr 1950 sich auf annähernd 450 Millionen Franken belaufen». Auch darauf ließen sich die ganz echten Patrioten freilich nicht ein; unter einer halben Milliarde tun sie es sowieso nicht mehr. Aber von einer Ablehnung des Gesamtbudgets durch die sozialdemokratische Fraktion war trotzdem keine Rede; ein einziges Mitglied, Nationalrat Schümperli, stimmte zuletzt mit Nein, «weil er sich verpflichtet fühlte, gegen einen Voranschlag zu votieren, den er als Ausdruck eines helvetischen Militarismus betrachtete».

Man sieht aufs neue, was solche äußerlichen Parteiverpflichtungen wert sind. Wenn ihnen nicht die Verpflichtung eines persönlichen Gewissens entspricht – so man hat! –, nützen sie weniger als nichts; sie vermindern nur die Achtung vor einer Parteiinstanz, deren Willen (oder war es bloß Stimmung?) man nach Belieben mißachten kann, wenn die (bürgerliche) Staatsraison es verlangt, und schädigen den Kampf gegen den Militarismus, der mit ganz anderem Ernst, als er unter uns üblich ist, geführt werden muß, wenn er Eindruck machen soll.

Dürfen wir zuletzt noch eine wenig beachtete, aber doch bezeichnende «Kleinigkeit» aus der welschen Schweiz erwähnen? Die von René Bovard so vornehm und – soweit es auf ihn ankam – in einem den Zeitnotwendigkeiten geöffneten Geist geleitete Monatsschrift «*Suisse Contemporaine*» ist auf Ende 1949 aus Mangel an Abonnenten eingegangen. Nach dem Verschwinden des Wochenblattes «Servir» ist dies ein neuer Schlag für die Sache des politischen und sozialen Fortschritts in unserer Romandie. Aber man weiß ja: die welsche Schweiz ist steiniger Boden für nonkonformistische Aussaat geworden. (O Vinet, o Rousseau, o Calvin!) Und was dort, besonders in der Bildungsschicht, trotzdem oppositionell und irgendwie revolutionär ist, das orien-

tiert sich an Frankreich – oder an der Sowjetunion. Bovard selbst, der sich seit seiner Militärdienstverweigerung vor allem der Arbeit für einen rechten Frieden widmet, wird dennoch nicht ermüden; in seinem Abschiedsartikel kündigt er die Fortsetzung des guten Kampfes mit anderen Mitteln an, sei es durch eine neue Zeitschrift, sei es «durch das, was man ‚direkte Aktion' nennt». Wir wünschen ihm Glück und wollen ihm helfen!

10. Januar 1950. *Hugo Kramer.*

BUCHBESPRECHUNGEN

Erzählende Literatur

Paul Ilg: «Die Passion der Margarete Peter», nach Akten dargestellt. 267 Seiten. Diana-Verlag, Zürich 1949.

Ilg führt die Leser in seinem neuen Buche örtlich in ein kleines ostschweizerisches Bauerndorf, zeitlich in die den Napoleonischen Kriegen folgende, auch in der Schweiz verspürbare Notzeit, geistig vor allem aber an den dunklen Punkt, wo der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben wird. Damals nämlich – und nicht nur damals – haben sich weite Kreise der christlichen Bevölkerung, von Orthodoxie und Rationalismus in den Kirchen in gleicher Weise enttäuscht, schwärmerischer Sektiererei zugewandt, wie sie der Schweiz besonders durch die als Wanderpredigerin tätige Baronin von Krüdener vermittelt wurde. Von ihr ist auch die Heldin dieser Erzählung – die Fakten sind historisch –, eine junge Bauerntochter, «bekehrt» und zur Predigerin und Wundertäterin gemacht worden. Der Taumel von Hysterie und religiösem Wahnsinn endet schließlich in der von den Opfern selbst angeordneten Ermordung der Heldin und ihrer Schwester zum Zweck, dem Teufel die vielen gefangenen Seelen zu entreißen.

In diesen düsteren Bereich hat sich der Verfasser vertieft und in meisterhafter Weise darin noch das Menschliche und Ergreifende herauszuarbeiten verstanden. Diese Sympathie – wörtlich als Miterleiden – erhellt die subjektive Ehrlichkeit der an jener Tragödie Beteiligten. Das andere freilich, die Erkenntnis, wie sehr die Sektiererei eine Verdunklung, eine neue Verkleinerung der christlichen Wahrheit war, muß der Leser selber mitbringen oder gewinnen. Es tut gut, bei oder nach dieser Lektüre eine wirklich große christliche Gestalt jener Epoche, etwa Pestalozzi, daneben zu stellen. *B. B.*

Horst Schade: «Ein Engel war mit mir». Ein Tatsachenroman, 304 S. Steinberg-Verlag, Zürich 1949.

Der Buchtitel erklärt das Wunder, daß ein junger polnischer Jude lebend durch die deutschen Konzentrationslager gekommen und dem tausendfach auf ihn lauernden und wahllos seine Leidensgenossen packenden Tode entgangen und mit so heiler Seele der Hölle entronnen ist, daß er auch noch Lichtes zu sehen vermag und nicht in Haß und Verzweiflung versinkt.

Um das Entsetzliche schildern zu können, bedient sich der Autor, ein in Jerusalem lebender Christ deutscher Herkunft, eines sehr schlichten Stiles, der die Nacktheit des höllischen Geschehens unverhüllt empfinden läßt.

So leistet dieses Buch einen doppelten Dienst. Es hält fest, was niemals vergessen werden darf, und wehrt so der großen Flut bequemen Vergessens, die heute über die Welt geht, und zeugt von menschlicher Seelenkraft entgegen der nur nivellierenden Massenempfindung. *B. B.*

Das Gesetz

Im steinernen Haus des Gesetzes
Ist feste, doch düstere Heimat.
Gleichnislose Gewalttat
Göttlichen Geistes – so reckt es
Grau aus der Tiefe des Grundes
Die übermächtigen Pfeiler
Bis zu der Decke Gewölb.
Bilder sind fern und verboten,
Türen sind nicht, der Ausgang
Ist versteint und vermauert.

Dennoch ist Einer gekommen
Durch die verschlossenen Tore,
Aber er sprengte sie nicht.
Ruhig trat er, ein Licht,
Durch die geschlossenen Fenster
Und verwandelte alles.
Aber er ließ es bestehn.
Aufzulösen war nimmer
Sein Werk; sein Werk war Erfüllung.

Alles blieb stehn und ward anders,
Alles vom Lichte erlöst
Zeigte sich erst, und der Säulen
Und Pfeiler ragende Strenge
War von lebendigem Wachstum
Blumen- und rankenumschossen,
Bild und Sinnbild erstrahlten
Und in des Steines Urgrau
Das rote Geäder der Liebe.

Ja, das Haus blieb bestehen.
Aber das Licht ward zur Flamme:
Lodernd mit stummer Gewalt
Nahm es in seine Umarmung
Die versteinerte Welt.

Nicht daß der Tempel verbrannte!
Nein, er steht in der Flamme:
Klares asbestnes Gerüst –
Selber ein flammendes Bild.

Margarete Susman.

Durst

Am letzten, dem großen Tage des Festes aber stand Jesus da und rief: Wenn jemand dürstet, komme er zu mir und trinke! Joh. 7, 37.

In orientalischem Gedankengut, und besonders in solchem, das in der Nähe der Wüste entstand, spielt der Durst eine wichtige Rolle. Er ist mehr als nur ein Begehren, das hierhin und dorthin spielt, nach Freude, Ehre und Glück, er ist vielmehr ein elementarer Drang, der Menschen und Tiere entweder Wasser finden oder verrückt werden läßt. Der elementare Durst richtet sich auf das Leben. Sein einziges Entweder-Oder heißt: Entweder ein Leben finden, das sich in Fülle schlürfen läßt, vielleicht auch eines, dessen einzeln fallende Tropfen fiebernde Lippen kühlen – oder verrückt werden. Diesen Durst kennt man nicht in wohltemperierten Welten. Was aber weder der wohldosierte Materialist noch der wohltemperierte Idealist noch der wohlabgewogene Christ kennt, das kennt vielleicht noch der verlorene Sohn, den dieser Drang in die Ferne, in die Weinschenke und in den Schweinestall treibt.

Wenn jemand dürstet, komme er zu mir. Es heißt nicht: Wer da dürstet, findet in jedem Falle, was er sucht. Aber es heißt auch nicht: Wehe den Dürstenden. Nicht Buddhas, des anderen großen Orientalen Weisheit wird hier verkündet, daß der Durst die Fessel sei, die den Menschen an das leidvolle und leidschaffende Leben bindet, und von der sich befreien müsse, wer immer der Kette der Lebenslast entrinnen will. Es heißt nur: Wenn jemand dürstet, komme er zu mir und trinke. Den Dürstenden, auch wenn sie oft nicht wissen, was sie suchen, kann und will die Lebensmitte selber begegnen. Denen, die diesen Durst nicht kennen, weil sie sich an Teichen abgestandenen Wassers nähren, widerfährt dieses Wunder nicht.

Nicht, daß ganze Kulturen auf den Weg des verlorenen Sohnes, in seine Lumpenexistenz und in seinen Schweinestall irren, ist der Kulturen grausigster Tod, sondern, daß sie sich vom abgestandenen Wasser nähren, Ideen wiederkäuen, an die sie nicht mehr glauben. Die Zeiten der abgestandenen Wasser sind nie die Zeiten der frischen Quellen. Sie sind vielmehr die Epochen, da auf dem Jahrmarkt des Lebens Quacksalber und Scharlatane Religionen und Philosophien durcheinandermischen und dankbare Abnehmer finden, sie sind auch die Epochen, da an die Stelle des eigenen Suchens das Nachbeten vorgekauter Lehrmeinungen tritt. Und Todeshauch legt sich über solche Epochen – lange bevor der Tod zu rasen beginnt.

Der Durchbruch zum Suchen der Quellen, der Abscheu vor dem Abgestandenen und Abgeschmackten, sind, auch wenn solches auf den Pfaden des verlorenen Sohnes geschieht, nicht ein Zeichen des Todes, sondern eine Gebärde gegen den Tod – freilich nicht eine Gebärde, die sicher und unter allen Umständen das Leben findet!

Denn das Leben, das der Dürstende in seinem elementaren Drange sucht, ist das Nicht-mehr-Vegetieren, ist die Fülle, ist Gott! Darum werden die Dürstenden zu Christus gerufen. Das, was hier zu finden ist, ist etwas anderes, als das, was man zu finden hofft. Wer bei Christus nur finden würde, was er zu finden hofft, fände eben immer nur sich selber. Wer hier nur eine Bestätigung seiner Ideale fände, hätte nicht Christus, sondern abgestandenes Wasser gefunden!

Zu Christus kommen heißt, das Reich Gottes finden – aber was für eines? Eines, welches nur unterstreicht, was wir ohnehin schon wissen, eine bloße Bestätigung unserer Religion, Ethik und Politik oder eines, das dem Gottesfeuer gleich, läuternd und schmerzhaft umschmilzt, was in seine Nähe kommt? Das Leben, der Gott, die hier zu finden sind, sind das Leben und der Gott, um die das Christusleben sich bewegte, das von der Versuchung bis zum Kreuze um die Bitte kreiste: Dein Wille geschehe.

Dieses Leben, dieser Gott, sie warten auf die Dürstenden. Sie können und wollen den Gewohnheitsdurst derer, die das Abgestandene lieben, nicht stillen, weil sehr weit entfernt von den alten Teichen die lebendige Quelle aus der Erde quillt. Und den elementaren Durst der Verlorenen, der weglos Suchenden, können und wollen sie anders stillen, als es die Irrenden hoffen.

Stillung des Urdurstes, das ist nun allerdings kein aus gesättigten Herzen quellender Jubel, ist ein Erlebnis, das vielmehr dem Erschrecken Jesajas gleicht, der vor dem lebendigen Gott erkannte, daß er unreiner Lippen sei, oder dem Erleben des Petrus, der zu Christus sprach, Herr gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch.

Es gibt einen Weg heraus aus dem Abgestandenen und Abgeschmackten, das unsere Zeit vergiftet. Dies ist er: Durst – die Rettung vor der Gewöhnung ans Abgestandene; Christus – die Rettung von dem Wegende der Dürstenden im Schweinestall; Gott und sein Reich – die Stillung des Durstes, die Neuschöpfung der Dürstenden. *Bruno Balscheit.*

Die urchristliche Gemeinde – ihre Botschaft und ihr Weg (V)

(Schluß)

Was mit Jesus beginnt, müssen wir als die *permanente Revolution Gottes* bezeichnen. «Die Erscheinung Christi hat eine völlig neue Zeit der Menschheit gebracht. Es ist durch sie ein gänzlicher Umschwung des menschlichen Daseins überhaupt eingetreten.» (Richard Rothe.) Die Menschengeschichte bekommt endgültig ihre Bestimmung und ihr Ziel. Nun ist das Reich Gottes das *Unausweichliche* geworden und in die Geschichte als *das Entscheidende* eingetreten. Wie es in Christus als die

eigentliche *umkehrende Kraft* hervortritt, so auch als die eigentliche *befreiende, erneuernde und zielsetzende Kraft*. Die ganze Menschengeschichte hat von jetzt an ihren vollbewußten Inhalt. Sie ist in Saat und Ernte dem Reiche Gottes unterworfen. Die Guten und Bösen kommen unter sein Gericht und seine Verheißung. Nichts Oberstes und nichts Unterstes entgeht seinem Walten, und nichts Fernstes und nichts Nächstes kann sich ihm entziehen. Alles wird in ihm erfaßt und zusammengefaßt, was im Himmel und auf Erden ist und die neuen Himmel und die neue Erde, in denen Gerechtigkeit, d. h. das volle Wesen und die volle Kraft Gottes wohnen, da Gott «Alles ist und in allen» (1. Kor. 15, 28), sind Grund und Bestimmung aller Schöpfung wie aller Geschichte. Gott offenbart sich durch alle Geschichte, wie er sich in den Werken seiner Schöpfung offenbart (Römer 1, 20 und 21), als der Schaffende, Erlösende und Vollendende. Vollendung aber ist Gottes und des Lammes Wohnen unter den Menschen, die volle Wirklichkeit und Herrlichkeit Gottes unter seinen Söhnen und Töchtern im Leben des Reiches Gottes.

Mit Jesus tritt das Reich hervor in «Kraft». Wie Jesus die volle Offenbarung Gottes und seines Reiches ist, so strömen aus ihm auch das volle Leben und die Kraft des Reiches. Botschaft und Wirken Jesu sind ein einziger Angriff, Kampf und Sieg über das ganze Reich des Bösen, des Todes, der Sünde, der Krankheit, der Besessenheit und Gebundenheit, der Ungerechtigkeit, des Mammons, des Lasters, der Gier. Wo Jesus hinkommt, kämpft er den Kampf um das Reich Gottes. Die Versuchungsgeschichte ist die Entscheidungsstunde für das Reich Gottes in Jesus. Dadurch erweist er sich als der Sohn, und seine Taufe im Jordan und die Herabkunft des Geistes werden zum Signal Gottes für ihn zum Kampfe. Von nun an soll Christus gehört werden — «der Sohn Gottes». «Dies ist mein geliebter Sohn, den sollt ihr hören!»

Jesus weiß sich gesandt vom Vater. Und er sendet, die er zu Jüngern macht, zu seinen Gesandten, die in seiner «Nachfolge» die Reichsbotschaft und die Reichswirklichkeit in das Volk tragen. Wir stehen vor der Tatsache des Apostolates und der Jüngerschaft verbunden mit der Nachfolge.

Apostolat, Jüngerschaft und Nachfolge sind zu allen Zeiten die Grundelemente der lebendigen Gemeinde Christi. Es handelt sich bei ihnen um die Zeugenschaft und Gesandtschaft des lebendigen Christus für das Reich des Vaters unter den Völkern. Auch ihre Botschaft, das ihnen anvertraute Evangelium vom Reich und ihr Wirken geschieht in der Kraft des Reiches Gottes. Denn sie sind ausgerüstet mit der «Vollmacht» Christi für den Dienst des Reiches. In ihrem Wort und in ihrem Tun wirkt der Eine, lebendige und heilige Gott für sein Reich. Sie sind darin «Gottes Mitarbeiter». (1. Kor. 3, 9.) Mitnichten sind das Apostolat, die Jüngerschaft und die Nachfolge gleichsam mit dem Kanon des Neuen Testamentes abgeschlossen, wie das weithin für den Protestantismus der Fall ist, und ebensowenig sind sie umzuwandeln

in eine kirchliche Hierarchie oder ein Vollkommenheitsideal mönchischer Art, wie es im Katholizismus geschehen ist. Beide bezeichnen eben auf ihre Art ein Abkommen vom Reiche Gottes und der lebendigen Gemeinde Christi zu Religion und Kirche. Der Reichsbotschaft und der Christusherrschaft entsprechen allein das in der Kraft Gottes wirkende Apostolat (dem die Prophetie zur Seite tritt!), die geistgeborene, in der Nachfolge Christi und dem Dienst des Reiches sich erfüllende Jüngerschaft in der Gemeinde Christi. Das zeigt auf das deutlichste der ganze Bericht der Apostelgeschichte. Apostolat, Jüngerschaft und Nachfolge sind nicht, wie es die protestantischen Verkürzer und Beschneider des Evangeliums und der Gnade Gottes wahrhaben wollen, auf die erste Zeit beschränkt und die Nachfolge gar «ein Rückfall ins Gesetz», sondern sie sind geradezu das Zeichen des Evangeliums vom Reiche mit seiner Gnade, die in der Gemeinde Christi freilich kein bloßes Wort ist, auch kein bloßes psychologisches Erlebnis, auch kein priesterlicher Besitz, auch nicht durch die Rechtfertigung aus dem Glauben erschöpft wird, sondern sie sind Organe des lebendigen Fortwirkens Gottes in der Welt für sein Reich und Ausdruck des wirklichen Gerufen- und Erwähltseins zur Gemeinde Christi und zu ihrem Dienst für das Reich Gottes. Gott wirkt, Christus wirkt, die Gemeinde in ihren Organen wirkt mit am Reich bis zur Vollendung. (Vgl. 1. Kor. 12—15 mit dem Schlußwort: «Am Werk des Herrn nehmt reichlich teil zu jeder Zeit, da ihr wißt, daß im Herrn eure Arbeit nicht vergeblich ist.»)

Die Existenz der Jünger ist darum völlig durch Christus und den Dienst des Reiches bestimmt. Sie haben keine «bürgerliche Existenz» mit einem «christlichen» Anhang mehr oder weniger ernsthafter Art; sie haben auch keine Doppelexistenz im Sinne einer Teilung zwischen dem Reiche Gottes und dem Reiche der Welt. Die Taufe ist die Umwandlung und völlige Umkehrung ihrer Existenz für das Reich Gottes. Sie leben nun nicht mehr «sich selber». Darum sollen sie zuerst nach dem Reiche Gottes trachten und darum sollen sie vollkommen sein, wie ihr Vater im Himmel vollkommen ist. Ihre Bestimmung und ihre «Einsetzung» dazu ist von nun an nichts Geringeres als die «Sohnschaft Gottes». Das ist das Entscheidende daran, nicht der Adoptionsgedanke an sich. Dazu sendet Jesus die Apostel zunächst zu Israel und dann unter die Völker. Das Apostolat ist also die Sendung Christi zur Gewinnung der Menschen und Völker für das Reich Gottes, worin die Menschen zur Sohnschaft und Bruderschaft bestimmt und berufen sind. «Ich will euch zu Menschenfischern machen.» (Matth. 4, 19.) Dieses Wort Jesu bezeichnet den Grundsinn und die Grundrichtung, die das Reich Gottes und die ihm dienende Gemeinde in Christus nehmen. Es geht voll und ganz um den *Menschen*, weil es voll und ganz um das Reich Gottes geht. Gott reklamiert in Christus den Menschen wieder für sich. Er gibt ihn nicht preis an die Sünde und an den Tod. Er läßt ihn nicht in der Gewalt Satans. Er überläßt ihn auch nicht seinem Eigenstolz

und seiner Gier. Er gibt ihn auch nicht als «Eigentum» den Mächten dieser Welt, wie es immer wieder die Kirchen tun, denn zum Herrn der Welt ist Christus gesetzt, der Sohn Gottes, und der Mensch in ihm zum alleinigen Eigentum Gottes bestimmt. (Eph. 1, 14.) Der Mensch kann nichts anderem eigen sein als Gott. Das ist seine Bestimmung für das Reich. Wenn der Mensch abgefallen ist, so hat ihn doch Gott nicht fallen lassen. Er hält ihn nicht nur fest, sondern er hebt ihn in Christus in erbarmender Liebe empor, reißt ihn geradezu heraus aus aller Gebundenheit, macht ihn frei und nimmt ihn zugleich an in der vollen Vaterliebe. So ist das Gottesreich in Christus die Quelle der Freiheit und der Liebe Gottes, in denen allein der Mensch als Mensch und als Bruder leben kann. (Lernten wir doch auch die heutigen Kämpfe um die Freiheit und die Bruderschaft unter den Menschen in diesem Lichte verstehen und mitkämpfen!) Wie das Reich in Christus auf diese Weise eine schon gegenwärtige *neue Wirklichkeit* ist und weiter schafft, so die Gnade in Christus eine *neue Existenz* und eine *neue Gemeinschaft*, die dem Reiche dient. Das ist die Gemeinde Christi.

Wir wollen uns nun noch einigen wichtigen Einzelfragen zuwenden:

1. Was bedeutet für diese Gemeinde *die Bergpredigt* (und alles, was an Jüngerschaftsunterweisung dazugehört in den Evangelien und bei den Aposteln)? Sie ist die dem Volk und den Jüngern gezeigte Revolution des Reiches Gottes, die große Umkehrung, wie sie uns besonders Leonhard Ragaz in seinem Buche über die Bergpredigt dargestellt hat. Sie wird als Gabe, Verheißung und Forderung jedem Menschen angeboten. Sie kann der erste Schritt zur Erfassung des Reiches sein. Darum werden alle vor diese Entscheidung gestellt, und die Masse merkt gut, daß «Vollmacht» und «Ruf» bei Jesus ist, keine schriftgelehrte Rede. Jesus stellt die Menschen nicht einfach vor das Gesetz oder Gesetzlichkeiten — das tun die Pharisäer und Kirchenleute —, sondern er stellt sie vor die Seligkeit der Offenbarung des Reiches und des Lebens für das Reich. Er gründet die Existenz und das Tun des Menschen auf Gott selbst, auf Gottes in ihm geschehendes lebendiges Wort. Das Wort Jesu aber kann der Mensch nach Jesu eigener Versicherung tun. Es verbindet ihn in Christus mit dem Vater, reinigt ihn, macht ihn zum Sohn, erschließt ihm die ursprüngliche Lebensquelle, nach der er dürstet, nichts mehr ist unmöglich! Begriffen wir das nur genügend! Für die Jünger, die Gemeinde ist die Bergpredigt so nichts anderes als die Verwirklichung des Lebens aus Gott und mit Gott und für Gottes Reich. Darum hat sie Geltung als Teil des Rufes Jesu zu seiner Nachfolge und zum Dienste am Reich, ist sie ein Stück dessen, was Paulus später «unsern vernünftigen Gottesdienst» nennt. Die kirchliche Unwirksammachung der Bergpredigt ist nichts anderes als ein Stück ihres Abfalls vom Reiche Gottes und der Gemeinde Christi. Dreierlei wollen wir noch besonders beachten. Einmal: Jesus nimmt das Gesetz ernst. Es wird auf dem Wege der Bergpredigt, der

der Weg Jesu ist, erfüllt dadurch, daß Jesus den Menschen mit Gott auf unmittelbare und unlösliche Weise verbindet und ihm zugleich sein wahres göttliches Bild und Wesen offenbart und freilegt, das sich in der geschenkten und gelebten Gerechtigkeit Gottes darstellt. Niemand ruft den Menschen so ernst und macht ihn so frei und fähig zu göttlichem Tun wie Jesus! Sodann: Jesus offenbart den «Geist des Lebens» (vgl. Römer 8, 2), der Gott ist, in der Bergpredigt. Darum ist sie ein so lebendiges Wort für alle Zeiten, das seine Fruchtbarkeit außerhalb und innerhalb des Christentums immer neu erweist. (Denken wir etwa in neuerer Zeit an Tolstoj und an Gandhi!) Sie ist eine Lebenslehre für die Gemeinde Christi, die ihr als Orientierung und Weg für den Kampf des Reiches Gottes dient und das Tun und Leben der Gemeinde und all ihrer Glieder zu einem Organ des lebendigen Willens Gottes macht. Daß ein Jünger z. B. nach dem ganzen Sinn und Geist der Bergpredigt, nach diesem «Gesetz des Geistes des Lebens», wie Paulus später sich ausdrückt, keinen Kriegsdienst tun kann, weil er ganz andere Dinge tut, der Gerechtigkeit, der Reinheit, der Güte, der Liebe, der Wahrheit, dem Frieden, der Brüderlichkeit, mit einem Worte, Gott und seiner Herrschaft mit seinem ganzen Leben dient, wird dabei sonnenklar. Merkwürdig, daß in einer Entscheidungsstunde der Welt, wo Gott die Welt vor das Entweder-Oder des Krieges oder des Friedens gestellt hat, die Christenheit immer noch nicht weiß, was es heißt: «Selig sind, die Frieden schaffen; denn sie werden Söhne Gottes heißen»; «Selig sind die Sanftmütigen, denn die Erde wird ihr Erbe sein». *Die prophetische Forderung und Verheißung des Friedens ist in Jesus erfüllt zur Verwirklichung in seiner Gemeinde.* Wie weit ist doch das Christentum in seinem «Sündenfall» von dieser Christuswelt abgekommen. Darum vermag es wohl auch so wenig den wirklichen Frieden der Seele zu vermitteln, in dem sie ruhen kann in Gott. Denn in Gott ruht nur wirklich, was seinem Reiche lebt und dient. Drittens: Jesus macht mit der Bergpredigt und dem, was zu ihr gehört, überhaupt den prophetischen Geist und das prophetische Leben zur Mitgift seiner Jünger, ja sogar, als Angebot, jedes Menschen. Damit aber wird sie zu einer ewigen Revolution der Welt durch Gott und den Menschen des Reiches Gottes in der Gemeinde Christi.

2. Eine überaus wichtige Frage ist in unserem Zusammenhange die nach dem sogenannten *Primat des Petrus.* Wie sollen wir das Ereignis von Cäsarea Philippi und seine Bedeutung für die Gemeinde Christi verstehen. Hier stehen wir ja vor einem Hauptteil der Geschichte der Sache Christi. Denken wir an *Rom* und seinen Anspruch, der daraus abgeleitet wird! Es ist klar, daß dieser Anspruch Roms vor der Reichsbotschaft und dem Verständnis der Gemeinde Christi, das das Neue Testament uns gibt, nicht bestehen kann. Dieses mit Hilfe einer «statutarischen Gesetzgebung» (Blumhardt) errichtete und vollendete Gebäude (auch darin widerspricht es dem Reiche Gottes und der lebendigen Ge-

meinde Christi!) dürfen wir mit seinem kirchlichen Anspruch trotz aller Machtentfaltung als gescheitert betrachten. Sein Leben hat Rom im übrigen von einer Reihe von Wahrheitselementen, die wesentlich zur Gemeinde Christi gehören: ich nenne hier nur den Universalismus, die Einheit und die Vertretung der Herrschaft Christi, wenn auch in falscher Form.

Petrus wird in Cäsarea Philippi freilich zum kommenden Träger (Fels) der Gemeinde Christi. Ihm ist von Gott die Offenbarung vom «Christus» Jesus gegeben worden. Um dieser Offenbarung willen wird Petrus für Jesus zu dem Felsen, auf dem er die Gemeinde zu bauen verheißt, bekommt Petrus die Schlüssel zum Reich Gottes als erster, dem die andern Jünger dann aber folgen. Es ist ganz deutlich: die von Gott gegebene lebendige Offenbarung entscheidet über den Träger der Vollmacht des Reiches und entscheidet darüber immer neu, wie es gerade auch die Berufung des Paulus zeigt. Das ist auch die Erfahrung der Geschichte, wenn wir sie nicht mit einer kirchlichen Brille anschauen. Es ist ein Hauptverdienst der «Geschichte der Sache Christi», das besonders deutlich gemacht zu haben. Es läßt sich kein historisch festgelegter und tradierter Anspruch auf dieses Wort gründen. Auf dem gotterwählten Träger baut Christus seine Gemeinde damals wie heute. Es ist aber der lebendige Christus, der sie baut, und seine immer neu zu gebende Vollmacht, mit der die Gemeinde der Macht des Bösen standhält und sie überwindet. Diese Gemeinde allein hat diese Verheißung. Die Gottesstadt und die Gottesherrschaft auf Erden fällt keiner geschichtlich festzulegenden Instanz zu. Das ist der Kern der Abweisung der Zebedäus-Söhne, die im Sitzen zur Rechten Jesu die Verwirklichung eines solchen Primates erstreben. Die Gottesstadt und die Gottesherrschaft bleiben in Gottes Hand. Jesus selbst, der Sohn, stellt sich so zu ihr. Und gerade dafür gilt: Erste werden letzte und letzte werden erste sein. Und der Herr des Reiches holt sich immer neue Knechte zu seinem Dienst, zu seiner Stunde! (Vgl. Matth. 20.) So hat nur die lebendige, dem Reiche dienende Gemeinde mit ihren immer neu von Gott erwählten und von Christus gerufenen Trägern diese dauernde Verheißung, und sie ist auch Ausdruck der wahren Einheit und Allheit. Man könnte auch viel eher von einem Primat Jerusalems als von einem solchen Roms sprechen. Die Urgemeinde, das, was Jesus als der Christus in seinem Leben und in seiner Auferstehung gebaut hat, mit Petrus und den andern Jüngern, ist *Jerusalem*. Mit dem Gericht über das irdische Jerusalem und dem Eintritt des Reiches in die Völkerwelt geht freilich auch die Gemeinde in diese ein und wird aus ihr erbaut. Das ist aber vor allem das Werk des Paulus. (1. Kor. 3.) Das alles aber geschieht durch immer neue Offenbarung, durch immer neue Vollmacht des lebendigen Christus und unter der Leitung des heiligen Geistes, der auf die Dauer nicht einer kirchlichen Menschenherrschaft, sondern allein der dem Reiche dienenden Gemeinde und den zu ihr gehörenden Gemeinden gegeben wird.

Die Gemeinde aber hat in diesem Äon keine bleibende Stadt. Sie ist völlig auf das Zukünftige gerichtet. (Hebr. 13, 14.) Es ist wie keine abgeschlossene Offenbarung, so auch keine fertige Gemeinde auf dem Boden der Botschaft vom Reiche möglich. Rom aber ist fertig. Und Rom ist vor allem von der Diakonie, dem Dienst Christi in seiner Herrschaft, zur Selbstherrschaft im Namen Christi übergegangen. Es hat sich in die Zweideutigkeit gestellt. Die Frage, ob es mehr dem Großinquisitor bei Dostojewskij gleiche als dem wahren Nachfolger Christi, ist berechtigt. Petrus und die Gemeinde und alle «Diener» dieser Gemeinde, seien es Apostel oder Propheten oder Evangelisten oder Hirten oder Lehrer in dieser Gemeinde, haben nur eine Verheißung in der Nachfolge Christi und im Dienst des Reiches. Die Gemeinde ist und bleibt Christi. «Weide *meine* Lämmer», sagt Christus im Johannes-Evangelium, nachdem er Petrus um seine Liebe befragt hat. Der Primat ist an den Dienst des Reiches gebunden. Der Dienst der Gemeinde aber ist völlig auf das Reich Gottes und das mit diesem verbundene Kommen des neuen Himmels und der neuen Erde gerichtet. Sie kann ihrem Wesen nach nicht zur kirchlichen Einrichtung in der Welt werden. In diesem Dienst allein kann sich die wahre Gemeinde vollenden. Und darum kommt im Neuen Testament auch «Jerusalem» *neu herab von Gott* und ist allein die bleibende Stadt Gottes. Das ist kein Überbleibsel einer «jüdischen» Apokalypse, sondern das prophetische Wort der Weissagung und Verheißung, die die Gemeinde hat, die sich in diesem Jerusalem, oder wie Blumhardt sagt, in diesem «Zion» vollendet. (Vgl. Offbg. 14, 1; 21, 2.) Die römische Gemeinde kann eine Vollmacht haben, soweit sie dem Reiche zusammen mit den andern Gemeinden Gottes und Christi in der Welt dient. Im *Zusammenschluß* in dem *einen* Gott und Christus, dem *einen* Herrn und Glauben, der *einen* Taufe und dem *einen* Vater über allen wird die *eine* Gemeinde Christi. Ist das nicht etwas anderes als Rom, das sich abschließt, anstatt weit zu sein wie Gott, der Herr und Vater? Was Israel mit dem Gesetz machte, macht Rom mit der Kirche. Es errichtet den Zaun, den Gott nicht gelten läßt. Es kann einer Gemeinde durchaus auch einmal so etwas wie der «Vorort» gegeben werden. Aber Gott kann um seines Reiches willen auch den Vorort wechseln und tut es auch. Die Gemeinde Gottes kann einen solchen irdischen Mittelpunkt haben — sie ist nicht einfach die «unsichtbare Gemeinde» —, aber der lebendige Gott und der lebendige Christus entscheiden über Personen und Orte, über Zeiten und Fristen für diese Personen und Orte, und die ganze sogenannte Kirchengeschichte ist ein Zeichen dafür, daß sie es tun. Die Geschichte der lebendigen und einen Gemeinde Christi, die dem Reiche verbunden ist, ist nicht nur umfangreicher als jegliche Kirchengeschichte, als jede Kirche und Konfession; sie zeigt auch, daß der «Anspruch» der Kirchen unter dem ständigen Gericht des Reiches steht. «Von allen menschlichen Einrichtungen ist die Kirche weitaus die höchste; sie ist viel höher als der Staat; es gibt nur Eins, das höher ist als sie, und

dieses allein ist auch ihr Gericht: das Reich Gottes selbst.» (L. Ragaz: Weltreich, Religion und Gottesherrschaft, Bd. 1.) Das Reich Gottes ist nicht nur das Weltgericht, das Völkergericht, es ist vor allem auch das Kirchengericht. Das Gericht vollzieht sich sogar zuerst am Hause Gottes. Dort fängt es an. (1. Petrus 4, 17.) Was uns immer wieder erstaunen läßt im Nachdenken über die Kirchenfrage, ist das, daß sie sich immer wieder gegen das Gericht des Reiches Gottes behaupten wollen und ihm gerade darum verfallen. Ganz genau wie Israel und Jerusalem! Sie sind keine dauernden und voll angemessenen Werkzeuge des Reiches Gottes. Ihm kann nur dienen die in «Gericht und Gnade» sich erneuernde und reinigende (vgl. Joh. 15) Gemeinde Christi, die sich auch örtlich als Gemeinde Christi ausprägt. Das war eigentlich *der ursprüngliche Sinn der Reformation*: diese Erneuerung und Reinigung der Gemeinde Christi zum Volldienst des Reiches Gottes. Vor allem die lutherische Reformation ist daran wesentlich gescheitert. Denn es soll und muß eine Gemeinde Christi geben, deren ganzes Glauben, Hoffen und Kämpfen auf das Reich gerichtet ist. Nicht soll die Gemeinde in der Kirche aufgelöst oder entstellt werden, wie das nach der apostolischen Zeit geschah und wie das auf eine andere Weise wieder Luther tat (weil er zur Gemeinde, zum wirklichen Volk Gottes, wie er sagte, nicht die Leute hatte, nicht hatte, die «mit Ernst Christen sein wollten»), sondern die Kirche muß in der Gemeinde Christi aufgelöst werden, sie muß mit andern Worten wieder Gemeinde Christi werden, nicht nur dem Namen, sondern der Sache nach. Daß wir innerhalb und außerhalb der Kirchen die dem Reiche dienende Gemeinde Christi suchen und neu zu gewinnen trachten, der Gott wieder das Erbe Christi, sein Reich, anvertrauen kann, ist vielleicht das Entscheidendste, was in unsern Tagen geschehen muß.

3. Wir sind damit schon zur zentralsten Frage für die Gemeinde Christi in diesem Zusammenhang gekommen, denn in ihr liegt das Kriterium ihrer Stellung zum Reiche Gottes. Es ist *die Machtfrage*. Wer hat die Macht in der Gemeinde Christi, und durch wen wird sie? Hier kann es nur *eine* Antwort geben: durch Gott selbst und durch Gott allein und zum Dienst des Reiches Gottes allein. Das gilt vom einzelnen und von der Gemeinde. Ihre Stellung entscheidet sich an ihrem *Dienersein für das Reich Gottes*. Diener, Knecht, Arbeiter, das sind die Worte, mit denen Jesus dieses Verhältnis zum Reiche Gottes bezeichnet. Alles, was einer in der Gemeinde ist, ob Apostel, ob Prophet, ob Lehrer, ob Aufseher, ob Ältester, ist er als Diener, Knecht und Arbeiter. Er hat kein «Amt», auf dem sich eigene oder kirchliche Macht aufbauen ließe, sondern einen Dienst, und ist Diener Gottes, Knecht Christi in der Gemeinde. Die Übersetzung des Wortes «Dienst» mit «Amt» ist so fragwürdig wie die Anschauungen, die sich mit dem Begriff des Wortes «Amt» verbinden. Sie trägt den Machtgedanken in etwas hinein, wo er gerade ausgeschlossen ist. Es gibt vor allem auch keinen Symbolismus des Dienstes wie in der Kirche, sondern der reale Dienst des Reiches

Gottes, das, was man für das Reich Gottes ist und arbeitet, entscheidet. Denn durch den Glauben, der das erlösende Wort Christi und die Gerechtigkeit des Reiches Gottes annimmt, treten wir in das Reich Gottes ein, aber *im* Reiche Gottes werden wir beurteilt nach unserem Tun. Das ist die Meinung des ganzen Neuen Testamentes. Das gilt für den Apostel wie für das geringste Glied der Gemeinde. (Vgl. Matth. 16, 24; 20, 20—28.) Daher sind z. B. alle Glieder der Gemeinde im Unser Vater zusammengeschlossen zum Dienst des Reiches. Das Unser Vater ist das Reichsgebet (Blumhardt Vater) nicht nur, es ist das Gebet der Reichsdiener, die zu Söhnen und Töchtern Gottes berufen sind. Darum nimmt es sich in manchen Kirchen so merkwürdig aus! Nur wer dem Reiche dient, kann die Anliegen haben, um die im Unser Vater gebeten wird: «Dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.» Diese Reichsdiener können dann auch um das bitten, was sie bedürfen: das Brot aus Gottes Hand, die Vergebung der Schuld, die Erlösung vom Bösen, und sie üben auch die Vergebung der Schuld als Gabe, Vollmacht und Pflicht des Reiches Gottes. Wenn dann in der Fassung des Matthäus noch steht: denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in alle Weltzeiten, so ist dieses Wort, wenn es von der Gemeinde hinzugefügt worden ist, wie man annimmt, ein wahrer Ausdruck für das Selbstverständnis der ersten Gemeinde in ihrer Stellung zu Gott und Christus. Gottes ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in der Gemeinde, die ihm dient. Die Macht ist für die Gemeinde Christi allein Gottes, der Dienst ist der Gemeinde bis in ihr letztes Glied. Die «Vollmacht» gilt dem Dienst am Reiche, nicht der Macht eines Amtes oder gar einer kirchlichen Weltherrschaft. Wenn Christus selbst sich dem unterzogen hat, mit Nachdruck seine Jünger immer wieder darauf verwiesen hat, seinen «Dienst» und sein «Dienersein» (vgl. Joh. 13, 14; Matth. 20, 27; 23, 11) am Kreuz vollendete, hat er seiner Gemeinde eine deutliche und unumstößliche Weisung gegeben. Sie kommt nur durch den Dienst am Reiche Gottes zum Reiche Gottes. Das Kreuz als Ausdruck der Hingabe der Seele für den Dienst am Reiche Gottes ist der Engpaß und das Zeichen nicht nur für Christus, sondern auch für die Gemeinde und ihre Glieder. *Das Kreuz der Nachfolge* ist unabdingbar der Weg der Gemeinde Christi, *das Kreuz auf Golgatha* wird die Gnade, die Kraft und der Sieg dieses Weges, auf den die Gemeinde aber schon mit dem Ruf zum Reiche gewiesen ist und Jesus seine Jünger von Anfang an führt. Wer glaubt, bekommt die ganze Gabe und Gnade Christi, aber er wird auch auf den Weg Christi gerufen! Wo das Reich Gottes das wahre Anliegen der Gemeinde ist, bleibt für sie nur der Weg der Nachfolge, des Dienstes, ihrem Herrn und Meister nach. Der Weg der Menschenherrschaft ist völlig abgeschnitten — um der Gottesherrschaft willen, und nur wer der Gottesherrschaft dient, bekommt ihre Vollmacht als dienendes Organ.

4. Das Kreuz ist vor uns aufgetaucht und damit auch die Frage, was das ganze Leben Jesu, das sich darin vollendet, für die Gemeinde bedeutet. Jesus bedeutet für die Gemeinde alles, das Kreuz bedeutet für die Gemeinde alles. Sie lebt aus ihm, sie lebt von seinem ganzen Wort und Wirken, sie lebt vom Kreuze, sie lebt von Ostern, denn ohne den Sieg Christi über den Tod und das ganze Reich des Todes versänken Christus und seine Botschaft im Grabe. Das Reich Gottes aber in Jesus ist gerade durch den Weg des Kreuzes, durch das Kreuz Sieg über den Tod und ist die Verheißung dieses Sieges für die ganze Schöpfung, die jetzt noch seufzt und in den Geburtswehen auf das Leben hin liegt. Die Gemeinde aber verkündigt nicht nur Jesus, der in der Kraft Gottes auferweckt und zum Herrn und Christus erhöht wurde; sie lebt auch aus der Ostertatsache und aus der Osterkraft. Der Tod hat zwar noch über den Leib, aber nicht mehr über den Menschen des Geistes Christi Macht. Weil die Gemeinde von der Kraft der Auferstehung Christi berührt ist, sehnt sie sich und hofft so stark auch auf die «Erlösung unseres Leibes» vom Tode und schaut aus auf die kommende Auferstehung. Die Gemeinde verkündet nun zusammen mit der Botschaft vom Reiche Gottes die Botschaft von der Herrschaft Christi. Auch der Auferstandene redet von nichts anderem als dem Reiche mit seinen Jüngern. Aber durch Ostern und Pfingsten wird Jesus im Vollsinn für die Gemeinde und die Welt zum Herrn und Christus. Von da an verkündigt sie ihn und seine Herrschaft, wie sie weiter in seinem Auftrag das Reich Gottes verkündet. Die Gemeinde wird nun endgültig Christusgemeinde. Für sie ist die Herrschaft Gottes in Christus durch den Geist festgemacht, den er an Pfingsten sendet und den er weiter ausgießt als Ausdruck seiner Herrschaft. *Die Christusherrschaft ist das sieghafte Zeichen des Kampfes für die Gottesherrschaft.* War vorher mit Jesus die Herrschaft Gottes genaht, so daß es auf die Frage der Pharisäer nach dem Zeitpunkt des Kommens des Reiches hieß: «Siehe das Reich Gottes geschieht mitten unter euch» (Luk. 17, 20), so ist jetzt mit dem Geist für die Gemeinde Gottesherrschaft und Christi Herrschaft angebrochen, und sie selbst wird zu deren Zeugin und Trägerin in der Welt. Beides ist so unlöslich verbunden, wie der Sohn mit dem Vater und der Vater mit dem Sohn eins ist. Der erste Ausdruck nun dieser vom ganzen Christus, dem lebendigen Christus, dem «Herrn» Christus lebenden Gemeinde ist *die Urgemeinde in Jerusalem.* Der lebendige Gott und sein Christus herrschen in dieser Gemeinde durch den Geist. Die Gemeinde ist geistbestimmt, und das heißt gottbestimmt, christusbestimmt in allen ihren Gliedern und für ihren Weg und ihr Tun. Der Geist ist eine Gabe Christi, die er, zur Rechten Gottes erhöht, mitteilt (Apg 2, 29—47). Der Geist wird zur Kraft Christi in seiner Gemeinde. Nichts anderes bestimmt fortan ihre Organe und nichts anderes ihren Weg — solange und soweit sie wirkliche Gemeinde Christi ist und bleibt. Die Taufe wird zum Wendepunkt für den Menschen, der Christus annimmt. Seine Existenz ist von

nun an völlig bestimmt durch Christus, der ihm die Gabe des Geistes als Siegel des Zeugnisses der Gemeinde mitteilt. Die Taufe ist verbunden mit der Umkehr, der Annahme Christi im Glauben, der Geistmitteilung und dem Dienst in der Herrschaft Christi. Am Menschen wird die reinigende und erneuernde Kraft Christi wirksam, so daß er eine neue Schöpfung wird, die Schöpfung des Christusmenschen, der Gott und dem Bruder lebt. Das Wort Johannes des Täufers: «Er wird euch mit heiligem Geist und mit Feuer taufen, drückt das rechte Verständnis der Taufe aus. Die Christustaufe ist Geisttaufe. Die Christusgemeinde ist geistgetaufte Gemeinde. Sie kann nicht leben ohne den Geist, und sie kann nichts sein für die Herrschaft Christi ohne den Geist. «Kirche» kann es ohne den Geist geben, Gemeinde Christi nicht! In der Kirche kann an die Stelle des Geistes die kirchliche Organisation treten, an Stelle des lebendigen, den Alltag und alle Beziehungen erfüllenden Gottesdienstes des Reiches ein in sich ruhender und für sich geltender Kultus, sie kann sich auf die Bibel oder auf die Hierarchie aufbauen, sie ist damit noch nicht Gemeinde Christi, des lebendigen Herrn! Diese Gemeinde kann nicht sein ohne den lebendigen, immer neu ausgegossenen heiligen Geist, den Weg- und Wahrheitsweiser, sie kann nicht sein ohne ihn als Gnadengabe, sie kann ihn nicht entbehren als Kraft und lebendiges Tun Gottes und Christi, die Liebe und die Wahrheit kann sie nicht leiten, es sei denn der Geist ausgegossen in den Herzen. Der Mensch Gottes in der Gemeinde Christi kann nicht leben ohne die Einwohnung des Geistes, die die Einwohnung Christi in ihm ist. Nur so kann er ein lebendiger Diener des Reiches sein. Aus dieser Quelle stammt all das, was Leonhard Ragaz in der «Geschichte der Sache Christi» über die «Befreiung des Menschen», die «Demokratie», den «Sozialismus» und den «Kommunismus» aufgezeigt hat und durch die Geschichte verfolgt. Es hat nur in der Verbindung mit dieser Quelle eine dauernde Verheißung. Wahrhaftig, eine Revolution der Christenheit in dieser Richtung ist nötig. Christus muß wieder wahrhaft «der Herr» werden durch den Geist[4].

Es ist klar, daß diese Gemeinde nie ein fertiges Modell sein kann. Es gibt aber Wesenszüge, ohne die sie nicht mehr Gemeinde Christi ist. Diese Wesenszüge werden uns deutlich an der Urgemeinde und besonders auch an den Aussagen des Apostels Paulus über die Gemeinde Christi, deren Bote in der Völkerwelt er ist. Wir versuchen diese Wesenszüge nun zunächst im Bilde der Urgemeinde zu Jerusalem zu erkennen.

Wir haben vom grundlegenden Ereignis der Ausgießung des Geistes geredet. Der Geist ist der wahre Weiterführer und Vollender der Gemeinde Christi, die auf ihren Herrn wartet, ihm dient. Darum ist es bedeutsam, daß am Ende des Neuen Testamentes der Geist und «die Braut», d. h. die Gemeinde, sagen: «Komm!» Die Gemeinde kann sich

[4] Das war auch das große Anliegen der beiden Blumhardt.

nicht vollenden außer in der vollendeten Christusherrschaft, der sie dient, und die zur Gottesherrschaft wird im neuen Himmel und in der neuen Erde, worin Gerechtigkeit wohnen.

Diese Urgemeinde nun hört die apostolische Botschaft, die «Lehre» der Apostel, sie hat «Gemeinschaft», sie ist eine Gottesfamilie, die jede natürliche Gemeinschaft weit überbietet, weil sie keine Schranken kennt (wie sehr ist dieser Zug verlorengegangen!), sie sind alle Brüder, sie haben sogar ihre Habe gemeinsam. Die Bruderschaft im höchsten Sinne leuchtet auf. Sie sind verbunden in der Agape, dem Liebesmahl und Brudermahl, dem heiligen Mittelpunkt ihres Gemeindelebens, worin Christus ihnen alles ist und schenkt und sie sich alles werden und schenken und sich dem Christus Gottes weihen, dessen Herrschaft sie in der Welt verkünden und auf den sie warten. Das Abendmahl ist Christusmahl — und Reichsmahl. Es blickt aus auf das kommende Reich, das neue Kommen Christi und das große Mahl an den Tischen des Reiches mit der ganzen erlösten Schöpfung. Es ist Ausdruck der stärksten Kraft, die die Gemeinde Christi in der Welt und im Kampfe für das Reich Gottes hat — die sich opfernde Liebe, die Christus selbst ist und in Wein und Brot der Gemeinde darbietet. Es ist der Empfang der Liebe zum Leben der Liebe. Die Liebe ist das wahre Leben der Gemeinde, nicht etwa der Kultus und das Sakrament an sich, wozu Agape und Christusmahl in der Kirche geworden sind. Zu dieser Gemeinde gehört das Gebet, denn es ist eine kämpfende und dem lebendigen Christus dienende Gemeinde. Das Gebet ist aber Reichsgebet, Christusgebet: Ringen um den Willen und die Sache Gottes und Hingabe an den Kampf um diese Sache. Es ist reale Teilnahme am Kampf des Reiches. Diese Gemeinde ist durch den in ihr waltenden Gottes- und Christusgeist zusammengeschlossen zu «einem Leib». Sie ist durch den Vater schöpfungsgroß und weit mit allem Lebendigen verbunden und allem Lebendigen verpflichtet. Das ist ihr Universalismus, der weit größer ist, als er je in einer Kirchenform verwirklicht wurde. Es ist kein geschlossener, es ist ein *offener Universalismus*. «Sie hatten nur ein Herz und eine Seele» wird von der Schar derer, die gläubig geworden waren, gesagt. Die Gemeinde lebt wirklich aus dem einen Leben Christi in allen, aus der einen Wirkung Gottes in allen, aus dem einen Geist der Liebe und Wahrheit in allen. Das ganze Wachstum dieser Gemeinde in all ihren Bedürfnissen und ihren Organen fließt daraus. Die Urgemeinde, die urchristliche Gemeinde in diesem Sinne und damit die lebendige Gemeinde Christi zu allen Zeiten und an allen Orten ist die Geistschöpfung und Geistwirksamkeit Gottes und Christi zum Bau des Reiches, da «Gott alles ist und in allen». Sie geht doch, manchmal mehr verborgen und manchmal mehr offenbar, durch die Geschichte der Sache Christi. Und wo sie wirklich diese Gemeinde Christi ist, erfüllen sich an ihr die Worte Christi: «Ihr seid das Salz der Erde» und «Ihr seid das Licht der Welt».

Albert Böhler.

Leben und Werk Léon Bloys

J'attends les Cosaques et le Saint-Esprit.

1.

Laßt mich zuerst so brav als möglich seinen Lebenslauf schildern, so wie es einem Pfarrer ziemt, der eine Abdankung hält.

Léon Bloy, der zweitälteste von sieben Söhnen des Jean Bloy und der Marie-Anne-Césarine geb. Carreau, ist am 11. Juli 1846 in Notre-Dame de Sanilhac, einem Vorort von dem an der Dordogne gelegenen *Périgueux* zur Welt gekommen. In seinem autobiographischen Roman «Der Verzweifelte» zeichnet der Autor in der Gestalt des Caïn Marchenoir sich selbst und das Milieu, in dem er aufgewachsen. Hier erscheint sein Vater als ein kleiner, spießbürgerlicher Beamter, der mit seinem platten Positivismus der Kunst und allem Übernatürlichen verschlossen gegenübersteht und unfähig ist, seinen Sohn zu verstehen oder ihn gar gelten zu lassen. Seine Mutter, in deren Adern spanisches Blut rollt, wird hingegen liebevoll als eine «Feuerseele» gepriesen, die mit vorbildlicher Geduld ihr schweres Leiden trägt – sie war bis zu ihrem Tode fünfzehn Jahre lang an beiden Beinen gelähmt – und die Gott das Opfer ihrer Gesundheit für jenen ihrer Söhne gebracht habe, der der Bekehrung am bedürftigsten wäre, für Léon Bloy. Gott scheint ihr Opfer angenommen zu haben.

Wie *Sören Kierkegaard* davon überzeugt ist, die Schwermut als Beigabe schon in die Wiege mitbekommen zu haben, so sieht Léon Bloy seine Kindheit aller Heiterkeit bar und sein eigenstes Wesen einer kellerdunklen Melancholie entwachsen. Am 18. November 1889 schreibt er an seine Braut: «Ich bin von *Natur* aus traurig, so wie man klein oder blond ist von Natur. Ich bin traurig geboren, traurig in einer tiefen und fürchterlichen Art, und wenn ich von der wildesten Sehnsucht nach Freude besessen bin, so geschieht das kraft des geheimnisvollen Gesetzes, durch welches die Gegensätze sich anziehen.» Und weiter: «Trotz der mächtigen Anziehungskraft, die die bloße Idee des Glücks auf mich ausübt, zieht das noch mächtigere Schwergewicht meiner Natur mich hin zum Leid, zur Traurigkeit, vielleicht zur Verzweiflung. Ich erinnere mich, wie ich als Kind, als ganz kleiner Knabe, oft mit *Unwillen*, mit Empörung mich geweigert habe, an Spielen und Vergnügungen teilzunehmen, an die zu denken für mich schon ein Freudenrausch war. Aber ich hielt es für *edler*, zu leiden und mich leiden zu machen, indem ich darauf verzichtete.» So liebt er triebmäßig das Unglück; er *will* unglücklich sein. Das bloße Wort «*Unglück*» kann ihn bisweilen geradezu in einen Begeisterungssturm reißen. Die Maßvollen werden diesen Zug ins Maßlose sofort mit irgendeiner pathologischen Veranlagung in Zusammenhang bringen, und sie werden das um so bereitwilliger tun, als sie auf diese Weise den radikalen Thesen dieses Mannes von vornherein ihre Spitzen zu brechen ver-

meinen. Wir aber werden gut daran tun, das Phänomen Léon Bloy mit anderen Augen zu betrachten, dessen eingedenk, daß das Wertproblem «Genie und Irrsinn» das Problem des Genies überhaupt ist, ein Problem voll tiefer Dunkelheiten und sehr harter Fragezeichen, das seit Jahrtausenden in der Menschheit wühlt und immer noch die feinsten Köpfe beunruhigt. Bloy selbst hat jedenfalls dieses Stürmische seines Wesens mit seiner Mutter in Verbindung gesetzt, dieser «Närrin der Gottesliebe», deren spanische Seele gleichzeitig so glühend und so düster war, daß sie sich ein Marterparadies erbetete, nur um für Christus ewig leiden zu dürfen. Von daher ist es auch verständlich, daß für Bloy die Hauptanziehungskraft des Christentums immer die Unermeßlichkeit der Schmerzen Christi gewesen ist, «die grandiose, alles Sein übersteigende Schrecklichkeit seiner Passion». Doch wir greifen vor. Noch beschäftigt uns die klägliche Kindheit dieses Absonderlichen, dessen wahrhaft furchtbare Leiden nach seinem eigenen Geständnis zum großen Teil sicherlich sein eigenes Werk gewesen sind, weil er schon als Knabe sich selbst gegen sich selbst diskreditiert hat mit wilder Raserei. Träumerisch-leidenschaftlichen Wesens ertastet er seine Begabung, die sich bald zeichnerisch, bald musikalisch oder auch poetisch äußert, ehrlich bemüht, ein guter Schüler zu werden, was allein ihm des Vaters Wohlgefallen hätte eintragen können, aber erfolglos in dieser Bemühung und darum sich frühe schon Luft schaffend in Tagebuchergüssen oder gar in Versen, in die der trotzige Pennäler seine Pubertätstragödie zu Ehren der sinnbetörenden, dolchbewehrten Lucrezia Borgia zwingt. Noch nicht mündig geworden, verläßt er das von ihm abgelehnte Vaterhaus, in der Absicht, Maler zu werden. Indessen macht er seinen Eltern noch Konzessionen und geht nach *Paris*, um sich zunächst in die rechtschaffene Arbeit auf einem Architekturbüro zu schicken. Er besucht Kurse über Arithmetik und Geometrie, aber wichtiger ist es ihm, daß er Schüler der Schönen Künste werden kann und im Atelier des Malers Pils Verständnis für seine Neigung findet. Wäre er beim Malen geblieben, der Holländer *Vincent van Gogh* hätte vielleicht in ihm den allein kongenialen Weg- und Leidensgefährten gefunden, den er so vergeblich gesucht hatte. Bloy wird auf andere Weise ähnlich geführt und in ähnliche Abgründe gestoßen. Im Jahre 1866 kommt es zur folgenschweren Begegnung mit dem Schriftsteller *Barbey d'Aurevilly*, der ihn nicht nur entschieden gegen die *Literatur* hin orientiert, sondern ihn auch in die ganze Fülle der allein seligmachenden Kirche einweiht. Am 29. Juni 1869 findet Bloys eigentliche Rückkehr zum *Katholizismus* statt.

Wie kommt es zu dieser Bekehrung? Lassen wir Bloy selber sprechen! In seinem Roman «Der Verzweifelte» läßt er Marchenoir, alias Bloy, bekennen: «Eines Tages galt es für mich entweder zu sterben oder mich sozusagen mechanisch um jeden Preis der Hoffnung zu bemächtigen. Ich wurde Christ . . .» Und später erzählt er seinem Freund Dom Guéranger dasselbe Ereignis in folgender Weise: «Eines schönen Tages gefiel es

Gott, mich zum Christen zu machen. Wie er dieses Wunder bewerkstelligt hat? Ich weiß es nicht. Aber die Wirkung ist plötzlich und wunderbar gewesen. (Er vergleicht es mit der überraschenden Plötzlichkeit eines Erdbebens.) Freudig habe ich die übernatürliche Einströmung dieses großen Glaubens empfangen. Ich habe geweint, gebetet . . .» Er weiß sich von diesem Zeitpunkte an eingereiht in die Schar der Streiter der triumphierenden Kirche, aber der Kirche, die durch *Leiden* triumphiert. Allerdings folgt nun sofort ein fragwürdiges Intermezzo. Der *Deutsch-Französische Krieg* bricht aus. Bloy gesellt sich zu den Freischärlern unter Cathelineaus Fahne. Für ihn sind Frankreichs Feinde vor allem Feinde Gottes und seiner Kirche, und darum will er nichts wissen vom Patriotismus nationaler Ordnung; sein Vaterland ist die römische Kirche, und er versteht sich selbst als ein Soldat Christi. Aber der Krieg bringt über Frankreich furchtbares Schicksal im Zeichen deutscher Siegerfreude, und Bloy fühlt sich im Innersten verletzt und nährt in sich einen unversieglichen Haß gegen «das nördliche Lumpengesindel», dessen seichter Protestantismus ihn vor allem anwidert. Luther ist für ihn ein «salaud», ein Schmutzfink. Verzeihe ihm solches Fehlurteil, wer da kann, besonders in Berücksichtigung dessen, daß Bloy vielleicht Luthers «Schriften wider die Juden» kennt, denen er selbst sein «Heil durch die Juden» entgegenstellen wird. – Nach Frankreichs Niederlage kehrt Bloy wieder nach Périgueux zurück, so schwer es ihm fällt. Aber seine Eltern sind beide schwer erkrankt, und er will sich ihrer annehmen. Er widmet sich auch der Erziehung seines Bruders Jules, leidet aber erneut unter der drückenden Atmosphäre, so daß er sich nach zwei Jahren doch wieder aus dem häuslichen Kreise entfernt, um in Paris Stellung und Unterkunft zu suchen. Er findet Arbeit bei einem Notar, läßt sich jedoch zu früh zur Aufgabe seiner Stelle bewegen, da *Louis Veuillot* ihm eine glänzende Zukunft als Mitarbeiter der von ihm herausgegebenen katholischen Zeitung «Univers» verspricht. Mit Hingabe widmet sich Bloy dem Journalismus, in der Hoffnung, «aus eigener Kraft in Frankreich eine neue literarische Strömung von christlichem Spiritualismus anzubahnen» – so äußert er sich selbst, rückblickend auf diese Periode; aber er muß es zu seiner tiefsten Enttäuschung erleben, daß man sich am «Univers» von ihm distanziert, nachdem man ihm einige wenige Artikel überlassen hat. Er, der die Gerechtigkeit über alles liebt und unter allen Umständen für die Wahrheit eintreten will, fühlt sich schmählich unterdrückt und ausgeschaltet. Er steht fortan auf dem Kriegsfuß mit den Machthabern der öffentlichen Meinung und kämpft gegen «die Räuberhäuptlinge des Journalismus, die unaufhörlich an der Entehrung und Vertierung unseres edlen Volkes arbeiten». Die Folge ist, daß dieselben sich an ihm rächen und er nur noch als Hungerleider seine Existenz zu fristen vermag. Später nennt er sich selbst den «mendiant ingrat», also einen Bettler nicht nur, sondern ausdrücklich einen *undankbaren* Bettler, undankbar deshalb, weil man ihn geradezu zwingt, von Almosen abhängig zu werden. Wie das ge-

meint ist, geht am deutlichsten aus der folgenden Stelle seines Buches «Das Blut des Armen» hervor: «Wer nicht ein ausgesprochener Bösewicht ist, gibt Almosen, das heißt, er gibt einen geringen Teil von seinem Überfluß. Das ist die Lust, den Wunsch des Armen zu schüren, ohne ihn zu erfüllen. Der liebende Christ aber gibt sich selbst, indem er das gibt, was er selber notwendig hat, und dadurch erst wird der Wunsch des Armen erfüllt. So sagt das Evangelium und damit basta.» Je mehr er aber im Elend zu versinken droht, desto fester klammert er sich an Gott und opfert sich selbst, sein Leben, seine Gesundheit, seine Ruhe im Gedanken an die Realisierung der «Gemeinschaft der Heiligen». Am meisten leidet er darunter, kein Heiliger zu sein – heilig nicht im Sinne einer perfektionistischen Moral, sondern im Sinne einer letzten Hingabe- und Leidensfähigkeit. Er vertraut dieses sein «unerhörtes Geheimnis» zunächst niemandem an als seinem Tagebuch und empfindet es als «eine Bürde von zerschmetternder Wucht, das ihn schwitzen macht vor Angst und zugleich trunken von Weh». Zu dieser Zeit unternimmt er den Versuch, in den Benediktinerorden einzutreten; doch auch hier gilt er als «ungeeignet».

1877 wird Léon Bloys Schicksalsjahr. Auf der Verlustseite verzeichnet es den Tod seiner Eltern, auf der Gewinnseite aber zwei entscheidende Begegnungen. Da kommt es einerseits zur Entdeckung des «Propheten», anderseits zur Entdeckung der «Frau». Den Propheten findet er in der Gestalt des Abbé *Tardif de Moidrey*, eines Theologen, der körperlich zu schwach war, um Ordensgeistlicher zu werden, und der sich darum auf dem Lande privaten Studien hingab und die von Thomas von Aquin geübte Methode der moralischen und symbolischen Auslegung der Bibel wieder aufnahm. Es war ein Mann, der seine Bibel auf den Knien las, sie verzehrte, ja verschlang, wie es der Engel dem Seher von Patmos geboten hatte. Wie bedeutend dieser Tardif von den französischen Katholiken eingeschätzt wird, geht aus dem überschwenglichen Urteil hervor, das *Paul Claudel* über ihn ausspricht: «Niemand – Bossuet ausgeschlossen – hat seit den großen christlichen Jahrhunderten die Heiligen Schriften, ich sage nicht, so tief erfaßt, sondern mit ihnen Umgang gepflegt und in ihnen gelebt; keiner sie so miteinander verglichen, so pietätvoll und intelligent ausgelegt, daß man es gerechterweise mit genial bezeichnen sollte.» Von ihm übernimmt Bloy nicht nur jene Art der Exegese, die darin besteht, die Bibel als die Autobiographie Gottes zu lesen, sondern auch dessen anbetende Verehrung der weinenden Mutter Gottes von *La Salette*, als deren Apostel schließlich beide, Buße predigend, nach Jerusalem zu wandern beschließen, bereit, ihren festen Wohnsitz für immer aufzugeben. Jerusalem, der Ölberg, wird für den «Pèlerin de L'Absolu» der Inbegriff alles Wünschbaren. Aber auch dieser Pfeil der Sehnsucht fällt unversehens kraftlos zu Boden. Tardif, der durch sein persönliches Vermögen die Reise sichergestellt hätte, stirbt plötzlich, und Bloy steht wieder vor dem Nichts. Zeitlebens hat er dies als einen

Schlag des göttlichen Zornes empfunden. Zu derselben Zeit kommt es aber auch zur eigenartigsten aller Liebesgeschichten durch das Erlebnis mit *Anne Marie Roulet*, der Veronika des «Verzweifelten», einem armen Freudenmädchen, das sich unter seinem Einfluß zu einer Art Hellseherin und Gottbegeisterten entwickelt, das heißt von einer Entwicklung kann man eigentlich nicht reden, weil auch bei ihr die Erleuchtung des Geistes unvermittelt eintritt, blitzartig und wundersam wie bei Bloy selbst. Sie, die früher in Nachtlokalen sich umtrieb, verbringt ihre Tage und Nächte auf einmal im Gebet. Sie, die noch ihren «Retter» in den Schlamm schmachvollster Sinnlichkeit herunterzog, löst sich von aller sinnlichen Liebe und verfällt in einen Rausch mystischer Ekstasen bis zur Erschöpfung. Als Eisenbahnangestellter hat Bloy mit einem Jahresgehalt von 1800 Francs für beide aufzukommen und schließlich noch die Kosten zu tragen, die ihm durch die Überführung der hoffnungslos geistig Umnachteten in ein Asyl erwachsen. Kein Wunder, daß er sich kaum mehr zu helfen weiß und nur noch die Frage hat: Was will eigentlich Gott von mir? Gehöre ich ins Kloster? Tatsächlich hat er sich schon einmal zwei ganze Monate lang als Novize im Trappistenkloster zu Soligny versucht, aber vergeblich. Soll er es nicht noch einmal wagen, da Gott noch seine einzige Hoffnung ist? Im Winter 1882/83 sucht er Ruhe in der *Grande Chartreuse* und findet sie ... Materiell sowohl als auch moralisch wird er gestärkt. Aber ist hier sein Platz? *Paul Verlaine* hat von Bloy gesungen:

«Ein Geist, erschreckend und zugleich bezaubernd,
sein ganzes Wesen und sein ganz Erscheinen
das eines schlechten Mönchs und eines guten Priesters.»

Ein schlechter Mönch! Mit dem Erwachen des Frühlings verläßt Bloy die Stille des weltabgeschiedenen Klosters und wirft sich in den lärmigsten Teil von Paris: *Montmartre, Chat Noir!* Das sind die Kontraste, die er braucht. Wollen die katholischen Verleger und Zeitungsredaktoren nichts von ihm wissen, als Pamphletist und Chansonnier kann er sich wenigstens im Bereiche der Boulevardliteratur behaupten, und wenn ihn auch die Umgebung anekelt, hier wird er zum mindesten anerkannt. Und dann ist es eine hervorragende Stilschule: hier bereitet sich der spätere «crieur public de Notre Seigneur Jésus Christ» auf sein Amt vor. In diesen Jahren (1882–1886) schreibt er seinen *«Verzweifelten»*, die Summe all dessen, was er erlebt hat, denkt und fühlt, und diesem Aufschrei des Vergewaltigten folgen fortan in kurzen Zeitabständen Werke voll göttlicher Inspiration und Großherzigkeit, Werke, in denen irgendwie der Geist der alten Nabis wieder auflebt, und die das Drama und das Elend der heutigen Zeitgenossenschaft vorausahnen lassen. Bloy, seiner Mission bewußt, erklärt selbst: «Der Prophet ist eine Stimme, welche die Gerechtigkeit hernieder zu beschwören hat ... Wenn man einem Lästerer meinesgleichen unbedingt, und sei es auch

nur ironisch, diesen herrlichen Namen verleihen will, so muß man auch den aus der Natur der Dinge sich ergebenden Schluß ziehen, daß sein Schrei die Macht hat, die Verheerungen zu beschleunigen. In diesem Sinne wird er zum Propheten, soviel man dies ohne die göttliche Eingebung sein kann, so wie ein Betender ein Wundertäter ist.» Was Bloy in seiner Apokalypse so leidenschaftlich verkündet, ist eine sich in Krämpfen windende Erde, wo die Völker ihre Arme erstarrend gegen den Tod ausstrecken. Er erwartet das Ende, damit die immer noch säumende Herrlichkeit siegreich unter uns erstrahle. Er steht in solcher Erwartung als Christ, der, wie er einst die Pilgerfahrt ins Heilige Land ersehnt hat, so auch ständig nur *ein* Ziel vor Augen hat: Das Absolute, Gott. Gott ist ihm Anfang und Ende, Ausgang und Ziel, und das Absolute ist sein einziger Wertmesser. Absolut ist die Art, mit der er seine Gedanken ausdrückt, und er tut es so, weil er überhaupt nicht anders fühlen und denken kann. Absolut ist er darum auch als *katholischer* Christ. Er ist konsequenter, praktizierender, absoluter Katholik, der eben deshalb auch schonungslos mit dem offiziellen Klerus ins Gericht geht. Diese Absolutheit seiner konfessionellen Haltung kommt am eindeutigsten – und wohl auch am bemühendsten! – in seinen *Brautbriefen* zum Ausdruck, deren Beleuchtung für unsere kurze Lebensbeschreibung noch unerläßlich ist.

Nach 43 Jahren Mißerfolg, Unglück, Angst und Not lernt Léon Bloy im Nachsommer des Jahres 1889 *Jeanne Molbech*, eine protestantische Dänin, kennen. Als Tochter des Schriftstellers Molbech ist sie zusammen mit Bloy und andern Freunden beim Dichter Copée zu einem literarischen Abend eingeladen. Während sie auf den Hausherrn wartet, sitzt sie unvermutet Léon Bloy ganz allein gegenüber. Das Dienstmädchen bringt ihm Wein. In den Wein taucht er ein Stück Brot. Da schaut er auf die Dänin und sagt: «Mein Fräulein, das ist mein Mittagessen.» Noch niemals ist sie in unmittelbare Berührung mit der Armut gekommen, und daß man nicht einmal etwas zum Mittagessen haben könne, ist ihr bis jetzt ein unvollziehbarer Gedanke gewesen. Sie nimmt neben ihm in einem Lehnstuhl Platz, und dann beginnt Bloy seine Unterhaltung, eigentlich eher einen Monolog, in dem er die Geheimnisse seines Lebens vor ihr enthüllt. Vor einem armen Mädchen, das wohl nur versteht, ihm zuzuhören, dessen Herz sich aber wortlos und mit unwiderstehlicher Gewalt in seines stürzt. Sie ist überwältigt von dem Eindruck, den «dieser außergewöhnlich kindhafte Mensch» auf sie macht; doch bevor sie sich trennen, wagt sie die verwegene Frage: «Wie können Sie, ein so überlegener Geist, wie können Sie eigentlich Katholik sein?» – «Vielleicht», sagt er, «vielleicht bin ich das erste, weil ich das zweite bin.» Die Protestantin fühlt, daß sie nicht in der Lage ist, in diese Dinge hineinzureden, und schweigt. Er küßt ihr die Hand und geht. Am folgenden Tag erhält sie den ersten Brief von Léon Bloy. Und dann will es auf einmal nicht mehr aufhören von Briefen, weil sein Herz überläuft von Zärtlichkeit,

und sein Glücksgefühl ins Uferlose sich weitet, und weil es eben etwas Großes ist um die wahre, bräutliche Liebe, und weil sie besonders groß ist in den großen Seelen. Wollte man Brautbriefe einer besonderen literarischen Gattung zuteilen, so bildete dieses Dokument der Liebe jedenfalls ihre Krone; denn so leidenschaftlich, so ehrlich, so wahr, so radikal und schonungslos auch im Aufdecken der verborgensten Seelenvorgänge hat sich wohl noch nie ein Mann seinem ihm von Gott zugeordneten «Du» seelisch entblößt. Da ist *sub specie aeternitatis* mit schrankenloser Offenheit und mit der wesenhaften Realität unbedingter Liebe alles gesagt, was ein Mann seiner künftigen Frau sagen kann. Da wird mit unerbittlicher Folgerichtigkeit der ganze Knäuel der Fragen, die mit unserem Mannsein und Frausein zusammenhängen, auf- und abgerollt. Da wird fein und zart die Psychologie der Geschlechterfrage bis in die letzten Lichtabgründe des verlorenen Paradieses zurückertastet. Aber da kann auch grad und grob herausgesagt werden: «Die Frau hängt von ihrem Geschlecht ab wie der Mann von seinem Gehirn.» Und eben im Gefecht all der blitzenden Gedanken, in der Flut hinbrausender Gefühle geschieht unmerklich und darum für die Empfängerin dieser Briefe so unwiderstehlich das, was trotz allem das *Bemühende* an ihnen ist: mit der unbändigen Triebkraft des *Eros* verbindet sich immer ungestümer der *Konvertiteneifer* des absoluten Katholiken, der seine Braut nur als Glied in der Gemeinschaft des mystischen Christusleibes empfangen mag, so daß sie, als die sich ihm restlos Hingebende, gar nicht mehr anders kann, als sich bußfertig zu den Füßen der Mutter Gottes hinzuwerfen, ja, sich nach allen Regeln der kapuzinischen Katechetentaktik konvertieren zu lassen. Man kann, man muß auch als Protestant Léon Bloy dies verzeihen, weil keinerlei Strategie noch Berechnung ihn leitet, sondern weil die Gewalt und Leidenschaft seiner Liebe seine einzige Kampfweise und Kampfart ist; aber es ist dennoch bemühend, Zeuge dessen zu sein, daß die dänische Protestantin auf Tausend nicht Eines zu entgegnen vermag, und daß sie auch seine symbolträchtige Mariologie ohne Wimperzucken sich zu eigen macht. Schade, daß diesem gewaltigen Geist protestantischerseits nicht eine Partnerin größeren Formats begegnet ist; schade überhaupt, daß große Denker selten auch große und würdige Partner finden, und schade noch einmal, daß Genies gerade in Liebesdingen meist Unglück haben, ja, daß Nietzsche wohl recht hat, wenn er sagt, das Genie paare sich beinahe unfehlbar mit einer – Gans! Daran wird man denken müssen, wenn Jeanne Molbech ihr «unerhörtes Glück» darin erblickt, heimgefunden zu haben in die römisch-katholische Kirche.

Am 11. Juni 1890 findet ihre Heirat unter römischem Zeremoniell statt. Es ist wahr, sie beginnen miteinander ein vorbildliches Christenleben. In der Hoffnung, der bittersten Armut entfliehen zu können, reisen sie über Hamburg, wo Bloy anläßlich der Besichtigung des Judenmarktes die Anregung für sein schwerstes und tiefgründigstes Werk «Das Heil durch die Juden» (Le Salut par les Juifs) empfängt, nach der Heimat sei-

ner Frau. Allein, auch in Dänemark bleiben ihnen Mißerfolg und Armut treu, nur daß sie es zusammen besser tragen und miteinander von Tag zu Tag im Gottvertrauen erstarken. Vier Kinder werden ihnen geboren, zwei Söhne, die sich zum bittersten Schmerz der Eltern den andauernden Entbehrungen nicht als gewachsen erweisen und früh dahinmüssen, und zwei Töchter, Veronika und Madeleine, die ihnen erhalten bleiben. Nach Frankreich zurückgekehrt, bezieht er wieder düstere Wohnung in Paris-Montmartre und schreibt seine großen Romane «Die Ritterin des Todes» (1891), «Die arme Frau» (1897), «Der undankbare Bettler» (1898), «Das Blut des Armen» (1909) und «Der Pilger des Absoluten» (1914), um nur die wichtigsten zu nennen, auf deren Inhalt wir noch zurückkommen werden. Er verfaßt auch viele Bücher historischen Charakters. Kolumbus, Napoleon und natürlich auch Jeanne d'Arc sind Gestalten, die seiner originellen Deutung nicht entgehen, und immer wieder schleudert er Pamphlete von sich, Broschüren, etwa mit folgendem Titel: «Léon Bloy vor den Schweinen.» Grenzenlos ist sein Jammer. An Geld ist so gut wie nichts in seinem Haus. Geld! Geld! Geld! So tönt's in endloser Litanei aus seinen Tagebüchern. Ihm bleibt es bis zum letzten Atemzug bewußt, daß er nicht umsonst einer seiner Anklageschriften den Titel gab: «Ici on assassine les grands hommes.» Es ist Ostern 1895. Er hat kalt bis in die Seelenwurzel hinein, ist so nah wie noch nie an der Verzweiflung. Schmerzlich schreibt er: «Ich komme nicht zum Gefühl der Auferstehungsfreude, weil die Auferstehung für mich niemals kommt. Ich sehe immer nur Jesus in Agonie, Jesus am Kreuz und kann ihn gar nicht anders sehen.» Vierzehn Jahre später ist es noch immer dasselbe. Er widmet sein Buch «Das Blut des Armen» seiner ältesten Tochter Veronika: «Wenn Du es liest, mein liebes Kind, dann wirst Du Dich der unendlich vielen Herzen erinnern, die leiden, der Gotteskinder, die gequält werden, der kleinen Kinder, die erwürgt werden und keine Stimme haben, zu klagen. Dein Vater hat versucht, an ihrer Stelle zu klagen und wie in einem ‚Miserere' alle Leiden dieser Bejammernswerten zu sammeln. Du weißt, wie teuer er dieses Recht erkauft hat und in welcher furchtbaren Schule er unterrichtet worden ist.»

Mit Ungeduld erwartet Bloy bis zuletzt für sich und für alle Armen eine große Wende zum Guten. Er erwartet eine wunderbare Umdrehung der Dinge auf Grund eines unmittelbaren göttlichen Eingriffes. Aber er muß, statt dessen, noch den Ausbruch des ersten Weltkrieges erleben und sogar noch drei ganze schwere Kriegsjahre dazu. Auf den abschließenden Band seiner Tagebücher schreibt er unter dem Titel «Auf der Schwelle zur Offenbarung» diese Zeilen, deren letzte er mit großen Buchstaben hervorhebt: «Jede Größe ist von Grund aus verbannt aus der Geschichte, und wenn Gott nun offenbar handeln will, wird er es wohl selbst tun müssen, siegreich, wie vor zweitausend Jahren, da er von den Toten auferstand.

Ich erwarte die Kosaken und den Heiligen Geist.»

Bald glaubt er, Gott greife in manifester Weise ein in den Lauf der Geschichte durch eine providentielle Persönlichkeit nach gewaltigen Revolutionen und Umwälzungen, bald denkt er an ein Wunder, vergleichbar der Auferstehung des Herrn. Er zögert, dieser Persönlichkeit des «Retters» feste Gestalt zu geben; aber er sieht sie für Frankreich wohl entweder als eine neue Jeanne d'Arc oder als einen neuen Christus. Es ist jedenfalls ein *französischer* Sieger, den er herbeisehnt, und er hat sich in seiner Voraussicht nicht gänzlich geirrt. Doch auch Frankreichs Sieg zu sehen, ist ihm nicht vergönnt. Er verbringt seine letzte Zeit in der Provinz: Von Rennes geht er nach Saint-Piat und Bourg-la-Reine, wo ihn am 3. November 1917 der Tod ereilt, in dem gleichen Gartenhaus, das 1914 *Charles Péguy* beherbergt hat in jener Nacht vor seinem Aufbruch zur Marne. Er stirbt in der Enttäuschung darüber, sein Leben nicht als Märtyrer beschließen zu dürfen. *Herbert Hug.*

Fortsetzung folgt.

Fünf Jahre Arbeiterregierung in England

Mit welcher Freude und Erwartung erfuhren wir 1945 den Sieg der Labourpartei in England. Nach zweimaligem Anlauf in den Jahren 1924 und 1931 hatte sie die Nachkriegslage richtig ausgenützt und mit einem klaren und entschiedenen Programm den «Mann, der den Krieg gewonnen hatte», und seine Zigarre besiegt und mit 394 von 640 Mandaten (das heißt 62 Prozent) eine starke Position im Lande errungen. Nach Professor Laski wird 1945 ein ebenso wichtiger Markstein sein in der politischen Geschichte Englands wie 1832, das Jahr des großen Reformgesetzes.

Auch in allen Nachwahlen hat die Arbeiterregierung einen Rekord geschlagen, indem sie keinen einzigen Sitz verlor, was bisher nie vorgekommen ist. Nun kommt die große Frage, ob das englische Volk am 23. Februar der Arbeiterpartei nach all dem, was sie geleistet hat, eine zweite Möglichkeit geben wird, oder ob es dem Beispiel der Neuseeländer und Australier folgen und die Oppositionspartei an die Macht bringen wird. David Low, der große Karikaturist (s. «Volksrecht», 19. 1. 1950), der nun für den «Daily Herald» zeichnet, und der einen hervorragenden politischen Flair hat, brachte vor ein paar Wochen ein Bild, worauf Oberst Blimp, die von Low erfundene Figur des Erzreaktionärs, als Leichenbestatter mit seinem Leichenwagen und Gefolge vor Downing Street Nr. 10 wartet. Morrison, der Diener, begegnet ihnen an der Schwelle des Hauses des Premierministers mit den Worten: «Es scheint ein Irrtum vorzuliegen, meine Herren. Der Verstorbene war ein entfernter Verwandter in Neuseeland.» Möge Low auch diesmal seinen politischen Flair beweisen. Diese weit entfernten Verwandten in Neuseeland und Austra-

lien, die den Wohlfahrtsstaat zu errichten versuchten, sind daran gescheitert (nach «New Statesman» vom 14. Januar), «weil sie die wirtschaftlichen Privilegien nicht angriffen und die wirtschaftliche Macht nicht der Gemeinschaft unterordneten. Der Sieg für eine demokratische sozialistische Partei hängt davon ab, ob sie die Arbeiterbewegung überzeugen kann, daß sie links anhält.»

Da in gewissen Arbeiterbezirken eine Apathie zu konstatieren ist, sahen sich ein paar Sozialisten gezwungen, eine Broschüre herauszugeben, «Keeping Left» («Wir halten links», Jan. 1950), worin sie zu zeigen sich bemühen, daß Vollbeschäftigung und gerechter Anteil am Wirtschaftsprodukt innerhalb einer gemischten Wirtschaft eine größere Revolution darstellen, als die meisten sie im Jahre 1945 für möglich hielten. Schafft sie doch die Hauptantriebe des Kapitalismus ab, die Angst der Arbeitnehmer vor Entlassung und die Hoffnung der Arbeitgeber auf uneingeschränkte Profite.

Wir können uns fragen, ob wir 1945 so viel von der Arbeiterregierung erwarteten. Haben wir die Forderungen der Arbeiterpartei (Let Us Face the Future) für durchführbar gehalten? «Die Nation braucht Nahrung, Arbeit, Heime, Arbeit für alle, einen steigenden Lebensstandard, Sicherheit für alle (gegen Not), Freiheit, aber keine Freiheit, andere auszubeuten.» Und doch hat die Arbeiterregierung in den fünf Jahren ihrer Amtstätigkeit erstaunlich viel von diesen Forderungen erfüllt. Was die Ernährung der Bevölkerung anbelangt, hat die Labourregierung durch Sammelkäufe und zweckmäßige Verteilung lebenswichtiger Nahrungsmittel sowie durch Staatssubventionen an Speck, Brot, Eier, Milch, Fleisch, Butter, Tee und Kartoffeln, durch Schulmahlzeiten und Milch für Schulkinder (gratis) die Gesundheit der Bevölkerung, vor allem von Mutter und Kind, gehoben. Zu dieser Gesundheit haben natürlich andere Faktoren beigetragen, eine bessere Verteilung der Einkommen zum Beispiel, wie wir sehen werden; vor allem aber hat die bessere Ernährung bewirkt, daß weniger Mütter bei der Geburt und weniger Kleinkinder sterben und daß die Kinder überhaupt größer und kräftiger werden.

Auf dem Gebiet der Schaffung von Heimen steht die Arbeiterregierung im Vergleich mit den Regierungen von anderen Ländern sehr gut da. Sie hat siebenmal so schnell gebaut wie die konservative Regierung nach dem ersten Weltkrieg, viel schneller als Westeuropa und die USA; die neuen Wohnungen sind besser, größer und nicht eintönig. Wenn man die neuen Wohnhäuser neben den Docks in London, zum Beispiel mit den alten armseligen Wohnungen, die noch stehen, vergleicht, ist man überrascht über den Fortschritt. Trotzdem haben 23 Prozent der Wohnungen in Großbritannien immer noch weniger als ein Zimmer pro Einwohner und 7 Prozent keine Wasserleitung. In Schottland soll die Überbesetzung der Wohnräume 50 Prozent betragen, in Glasgow hörten wir letzthin von einer siebenköpfigen Familie in einem Zimmer. Wenn man an die Slums in den Großstädten Englands denkt, ist man nicht er-

staunt, daß nach fünf Jahren einer Arbeiterregierung nicht alle Leute schöne Wohnungen haben. Das Wunder ist, daß in so kurzer Zeit so viel geleistet wurde.

Der nächste Punkt auf der Wahlerklärung von 1945 lautet: «Arbeit für alle.» Dieses Versprechen ist gehalten worden, in gewissen Industrien besteht sogar ein Mangel an Arbeitskräften. Wenn er sein Los mit dem der Belgier, der Italiener und der Bürger von Westdeutschland vergleicht, und mit dem der 4¼ Millionen Arbeitslosen in den Vereinigten Staaten, kann sich der Engländer in diesem Punkt sehr glücklich schätzen. (Zwischen den zwei Weltkriegen hatte Großbritannien nie weniger als 800 000 Arbeitslose.) Ob aber eine neue Arbeiterregierung Vollbeschäftigung sichern kann im Falle einer Depression in den USA, ist eine andere Frage.

Wie steht es mit dem nächsten Versprechen der Arbeiterpartei von 1945, einen steigenden Lebensstandard herbeizuführen? Die Lohnverdiener haben zweifellos einen größeren Anteil des Nationaleinkommens bekommen wie vorher, zum Teil wegen der Regelmäßigkeit des Verdienstes und der höheren Besteuerung der größeren Einkommen, zum Teil der sozialen Dienste wegen: Altershilfe, Kinderzulagen und Gesundheitsdienst. Die Unterschiede im Einkommen sind viel weniger kraß als vorher, wie auch der Unterschied in den Löhnen für gelernte und ungelernte Arbeiter, für Industriearbeiter gegenüber landwirtschaftlichen Arbeitern. Die hohen Steuern haben für eine Neuverteilung der Einkommen gesorgt. Im Jahre 1948 zum Beispiel haben Leute, die unter 250 Pfund im Jahre verdienten, 2 Prozent an Steuern abgeliefert, während Einkommen von 10 000 Pfund mit 77 Prozent Steuern belastet wurden. Was übrig blieb, ist noch immer eine hübsche Summe! Professor Cole behauptet in seinen «Facts for Socialists» (Fabian Broschüre, Okt. 1949), daß bloß durch Besteuerung der Reichen keine große Verbesserung des Lebensstandards der Arbeiterklasse zu erreichen sei. Die Arbeiter können einen höheren Lebensstandard nur durch gesteigerte Produktivität erwarten. Das will nicht heißen, daß die englischen Arbeiter weniger arbeiten als die Amerikaner zum Beispiel, aber die Amerikaner haben etwa doppelt soviel Pferdekräfte an Maschinen und Energie zur Verfügung als die Engländer.

Der nächste Punkt des Programms von 1945, «Sicherheit für alle», ist mehr oder weniger erreicht worden. Die Grundlage dazu wurde während des Krieges gelegt und in den fünf Jahren seither haben die Engländer große Fortschritte in der Richtung des Wohlfahrtsstaates gemacht, einer Gemeinschaft, in welcher jeder Bürger auf ein Minimum an Lebensstandard und Entwicklungsmöglichkeiten rechnen kann, und das alles trotz dem bankrotten Zustand Englands, den Churchill 1944 Morgenthau voraussagte. Durch Krankenversicherung, Witwenrenten, Altersversicherung und vor allem den großzügigen Gesundheitsdienst (der von 95 Prozent der Bevölkerung benützt wird) haben sie das Ziel erreicht. Wenn

die Konservativen in diesen Wahlen siegen sollten, würden sie solche Errungenschaften beibehalten müssen. Es ist den Engländern zum Bewußtsein gekommen, daß sie ein Recht auf einen Gesundheitsdienst haben wie auf eine gute Erziehung ihrer Kinder. Der Gesundheitsdienst wird weiter ausgebaut werden müssen durch den Bau von Gesundheitszentren, neuen Spitälern, neuen Entbindungsanstalten und durch die Ausbildung von Ärzten und Pflegepersonal. Er wird in den nächsten fünf Jahren bedeutend mehr kosten. Man hat natürlich den Gesundheitsminister, Aneurin Bevan, angegriffen, weil die Kosten doppelt so hoch waren, wie ursprünglich angenommen wurde (300 Millionen Pfund statt 150). Man schimpfte über die 8 Millionen Brillen und 28 000 Hörapparate, die verordnet wurden, und die 8½ Millionen Patienten, die von Zahnärzten behandelt wurden. Seine Antwort war, daß niemand in England habe wissen können, in welchem Maße Krankheit und Leiden verbreitet gewesen seien, weil die Bevölkerung bei den früheren hohen Arzt- und Arzneikosten nichts dagegen habe unternehmen können.

Wir sehen also, daß die Arbeiterregierung ihr Versprechen in innenpolitischen Angelegenheiten gehalten hat. Der liberale «Manchester Guardian» schreibt dazu: «Niemals hat eine Regierung mit der Verwirklichung eines so breiten, im voraus entworfenen Programmes begonnen und es so vollständig in die Tat umgesetzt.» Wenn die Labourpartei ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiert, kann sie auf diese rasche Entwicklung wirklich stolz sein.

Parallel zu dieser Entwicklung zur sozialen Sicherheit in Großbritannien läuft die Verstaatlichung gewisser Industrien. In den letzten fünf Jahren gingen nicht weniger als zehn Wirtschaftszweige in die öffentliche Hand über, vor allem die Kohlenindustrie (die zwanzig Jahre darauf gewartet hatte), das gesamte Transportwesen, Eisenbahn-, Straßen- und Wasserverkehr umfassend. Über die Verstaatlichung der Eisen- und Stahlindustrie soll der Ausgang der Neuwahlen entscheiden.

Trotz dieser Verstaatlichung ist keine grundlegende Änderung in der Klassenstruktur der Engländer eingetreten, da die früheren Besitzer durch den Staat entschädigt worden sind, der ihnen immer noch Zins bezahlen muß. Ihr Kapital ist unangetastet geblieben (s. Cole, «Facts for Socialists», S. 11). Die Labourregierung meint, es sei unfair, das Eigentum der einen zu enteignen, während sie das Eigentum der anderen nicht anrührt. Deshalb hat die Nationalisierung das Problem des Kapitalbesitzes nicht gelöst. Professor Cole meint, daß nur eine Kapitalabgabe oder höhere Erbschaftssteuern die Klassenstruktur ändern könnten. Ob die gemäßigten Führer der Partei seinen Rat befolgen werden, falls sie ans Ruder kommen, ist sehr zweifelhaft. Sie wollen eher ihre Position konsolidieren, aber vorläufig keine weiteren Postulate des Sozialismus verwirklichen.

Aber die Frage ist, ob die aufgeweckten, verhältnismäßig gut orientierten englischen Wähler (und Wählerinnen) sich mit dieser Klassen-

gesellschaft noch zufrieden geben werden. Es ist ihnen bis jetzt vielleicht zuwenig zum Bewußtsein gekommen, daß 90 000 Buben und 95 000 Mädchen der Reichen immer noch eine Vorzugsschulung genießen. Diese Kinder werden in kleineren Klassen unterrichtet, haben besser bezahlte Lehrer und besser ausgerüstete Räume als die Kinder, die die staatlichen Schulen besuchen. Obwohl es für ausgewählte Arbeiterkinder viel leichter geworden ist, die höheren Schulen zu besuchen, ist der Klassencharakter des britischen Erziehungswesens sehr betont. «Großbritannien», sagt Professor Cole, «ist noch nicht eine Demokratie im vollen Sinne des Wortes.» Eine zweite Regierungsperiode würde der Labourpartei eine Gelegenheit geben, Großbritannien der Demokratie näherzubringen.
Gegenüber all diesen Leistungen in Großbritannien selbst läßt die Außenpolitik der Arbeiterregierung zu wünschen übrig. Wie in den achtziger Jahren die liberale Regierung unter Gladstone, die gewählt wurde, um die imperialistische Politik Disraelis zu ändern, noch vom Geist Disraelis beseelt war (was dazu führte, daß England bald seine Hand auf Aegypten legte), so ist leider der Geist Churchills auch in der Außenpolitik der Arbeiterregierung zu spüren.

Sogar die konservative «New York Herald Tribune», (Pariser Ausgabe) stellte am 5. Juni 1946 fest: «Die von Mr. Bevin in den ersten zehn Monaten verfolgte Linie stimmt mit den Versprechungen und den Doktrinen der britischen Labourpartei nicht überein. Die Politik Mr. Bevins liegt darin, die Richtlinien, die er bei seinem Amtsantritt vorfand, weiterzu führen und der von Mr. Churchill und der ‚alten Garde' im Außenamt festgelegten Linie treu zu bleiben.» Wie schön waren die Worte des Programms der Labourpartei «Let Us Face the Future» (Laßt uns in die Zukunft schauen) 1945:

> «Kein Programm für die Innenpolitik – wie klug es auch ausgedacht sei, wie tapfer es ausgeführt werden möge, kann in einer noch von Krieg bedrohten Welt erfolgreich sein . . . Wir müssen die große Waffenbrüderschaft des britischen Commonwealth mit den USA und der Sowjetunion auch für den Frieden erhalten. Laßt uns nicht vergessen, daß in den Jahren vor dem Krieg die Konservativen solche Angst vor Rußland hatten, daß sie die Gelegenheit verpaßten, eine Partnerschaft zu etablieren, die den Krieg vielleicht hätte verhindern können.»

Hat sich die Erfahrung von 1919 nicht wiederholt? Sofort nach dem Krieg fing das alte Mißtrauen auf beiden Seiten wieder an, in Rußland dadurch genährt, daß es aussah, als ob Großbritannien und die USA ein Bündnis gegen die Sowjetunion beabsichtigten. Schon im März 1946 hielt Churchill seine Fultoner Rede. Nicht UNO, sondern das Gleichgewicht der Mächte war das Leitmotiv. Mr. Attlee behauptete November 1946, die Regierung verbünde sich nicht mit den USA gegen die Sowjetunion. Und doch waren die Vorbereitungen für anglo-amerika-

nische kollektive Verteidigung gegen Rußland in jenem Moment schon ziemlich fortgeschritten (Zilliacus). Wir kennen nur zu gut die Weiterentwicklung zur Truman-Doktrin, dem Plan für das «containment» (Einschließung) der Sowjetunion. Vor einem Plan der kollektiven Sicherheit gegen den Kommunismus warnten, April 1947, Richard Croßman, Michael Foot und Ian Mikardo und andere Abgeordnete (Keep Left).

> «Wenn Amerika mit der Unterstützung der Labourregierung ‚kollektive Sicherheit' gegen Rußland organisiert und Dollaranleihen dazu verwendet, anti-kommunistische Regimes um die russische Grenze herum aufrechtzuerhalten, so werden die kommunistischen Führer nur *eine* Schlußfolgerung ziehen können. Sie werden das Schlimmste annehmen und sich hartnäckig in der Defensive halten, bis ihre Wissenschafter genug Atombomben hergestellt haben, um das Gleichgewicht der militärischen Macht wiederherzustellen. Auf kurze Sicht bedeutet dies den Ruin eines in zwei sich bekämpfende Einflußgebiete geteilten Europas, auf lange Sicht einen dritten Weltkrieg. Es wäre ein Verrat am britischen und europäischen Sozialismus, würden wir uns gehorsam unter kommunistische Führung stellen. Aber es wäre gleichfalls verhängnisvoll, sollten wir amerikanische Führung im Austausch gegen Dollar akzeptieren . . . Die Aufgabe des britischen Sozialismus müsse sein, wo immer möglich, die kleineren Nationen von dieser nutzlosen ideologischen Kriegsführung abzuhalten und den Zwist zwischen den USA und der USSR beizulegen.»

Wie gut wäre es gewesen, wenn die Labourregierung so gehandelt hätte. Lesen wir doch jetzt, daß «es in den USA eine Schule gibt, die die Auffassung vertritt, daß die Truman-Doktrin nie anders als strategisch-geopolitisch gemeint war» (NZZ, 12. 1. 1950). Auch der Berichterstatter der NZZ scheint diese Auffassung zu teilen. Und doch wurde die Welt irregeführt. Man behauptete, die Westmächte unterstützten den Kampf um die Freiheit in Griechenland. Nein, die Truman-Doktrin hat wahrlich weder in Griechenland noch in China Reklame für sich gemacht. Trotzdem hat die Labourregierung sich im Schlepptau der USA ziehen lassen.

«Da die englische Regierung sich auf amerikanische Unterstützung gegen Rußland verließ», schrieben Crossman und Co., «beeinträchtigte sie ihr Verhältnis zu den demokratischen Kräften in Europa. Sie gestattete, daß sie auf die Seite gedrückt wurden, indem jedes Land in einen kommunistischen und einen anti-kommunistischen Block aufgespalten wurde . . . In Griechenland z. B. wurden wir nach und nach dazu gebracht, die Reaktion und halb-faschistische Kräfte zu unterstützen.» Die Früchte der «demokratischen Erziehung» Deutschlands liegen klar zu Tage.

Leider ist diese Entwicklung in den letzten zwei Jahren weiter ge-

schritten, bis die Welt in zwei Lager gespalten ist, und durch die Verfolgung ihrer Brüderparteien in den Oststaaten hat die Arbeiterpartei in England immer weniger Verständnis für Rußland aufbringen können. Die Angst vor Rußland, wovor das Labourpartei-Programm 1945 warnte, ist wieder da, in noch schlimmeren Formen und in einem Atomzeitalter (sogar einem Wasserstoffatomzeitalter) noch viel verhängnisvoller.

Wir können leider nur kurz auf die Entwicklung hinweisen, die von der Truman-Doktrin zum Marshallplan führte (Warum wurde die Hilfsaktion nicht von der UNO durchgeführt, wie seinerzeit die UNRRA, die ein großer Erfolg war? Warum behauptete man, der Marshallplan werde keine militärischen Verpflichtungen nach sich ziehen?), zur Westlichen Union, zum Atlantikpakt, mit schwerwiegenden Bedingungen für die Signatarmächte. Wie es sich jetzt herausstellt, soll eine amerikanische Luftdivision mit fliegenden Festungen in England permanent stationiert bleiben und die englischen Inseln den Amerikanern als unversenkbarer Flugzeugträger dienen (NZZ 218). Auch Professor Laski in seiner Broschüre «Sozialismus als Internationalismus» (Februar 1949) warnt davor: «Je gründlicher wir versuchen, die Verteidigung Westeuropas in Übereinstimmung mit amerikanischen Zwecken zu organisieren, um so sicherer ist es, daß wir nicht nur das Wachstum gemeinsamer Aufgaben in einer unteilbaren Welt verhindern, sondern auch die Entwicklung jener Atmosphäre der Duldsamkeit, unter deren Einfluß die Möglichkeit besteht — nicht mehr als die Möglichkeit —, daß wir den Frieden bewahren können.»

Ohne Zweifel sehnt sich die Labourpartei nach der Freiheit von Furcht, nach Frieden, und doch hat sie sich, wie alle anderen Regierungen, zu wenig dafür eingesetzt. «Der größte Fehler der britischen Außenpolitik seit dem Krieg (nach dem ‚New Statesman' vom 28. Jan. 1950) liegt darin, daß Mr. Bevin Mr. Wyschinskis neue Vorschläge für atomische Abrüstung in Lake Sucess nicht aufgriff.»

Trotzdem die Schwierigkeit, eine für beide Seiten annehmbare Lösung dieses heikelsten aller Probleme zu finden, nicht zu unterschätzen ist, muß man bedauern, daß die Labourregierung hier nicht eine vermittelnde Rolle gespielt hat.

In der Befreiung der Kolonien hat aber die Labourregierung viel radikaler und viel klüger gehandelt als die Konservativen es getan hätten. 1946, als die Kabinettmission nach Indien abreiste, sagte Mr. Attlee als Premierminister, «Indien muß selbst wählen, was seine zukünftige Verfassung sein wird», und zu Burma sagte er, «Die Burmesen selbst müssen ihre Zukunft bestimmen». Indien und Pakistan und Ceylon bleiben im Britischen Commonwealth, als Dominien, Burma wählte die Unabhängigkeit. Obwohl wir diese Befreiung der Völker Asiens sehr begrüßen müssen, ist auch etwas Skepsis am Platz. Vielleicht werden die Geschichtsschreiber, die eine bessere Perspektive haben als wir, die Un-

vermeidlichkeit eines Rückzuges mehr betonen als die Großherzigkeit der Engländer. Das Erfreuliche an der jetzigen Lage ist, daß das Britische Commonwealth nun ein paar «farbige» Dominien hat, die den anderen Mitgliedern den Standpunkt der Asiaten klar machen können. (In offizieller Sprache wird nun «British» vor Commonwealth sogar weggelassen.) England scheint doch von Nehru beeinflußt worden zu sein, in der Frage der Anerkennung der neuen chinesischen Regierung (wenn auch der Druck der Business-Interessen viel dazu beigetragen haben mag). England, Indien, Pakistan und Ceylon haben das neue China anerkannt, die «weißen» Dominien Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika (weiß?) warten auf die Initiative Amerikas. Die Anerkennung von Bao Dai in Vietnam würde eher die Solidarität der Westlichen Union den Kolonien gegenüber beweisen. Trotzdem 99 Prozent der Bevölkerung (nach Andrew Roth in der amerikanischen «Nation» vom 8. 1. 1949) gegen Bao Dai sind, betrachtet der amerikanische Sonderbotschafter, Jessup, das Regime Bao Dais offenbar als eine «Regierung nach eigener Wahl»!

Leider hat der Mann auf der Straße sich bis jetzt zu wenig mit diesen Problemen beschäftigt. In diesen englischen Wahlen wird überhaupt wenig über die Außenpolitik gesprochen. Und doch werden in den nächsten fünf Jahren die Geschehnisse in Asien und Afrika von größter Bedeutung für die Zukunft Großbritanniens sein. Wenn die Arbeiter Englands gegenüber ihren Brüdern in den Kolonien gleichgültig und unwissend bleiben, wenn sie den Ruf nach Brot, nach Gesundheit, nach Erziehung in den Kolonialländern nicht beachten, dann wird die Umgestaltung der Verhältnisse von anderen besorgt werden. Überall erwachen die bisher unterdrückten Völker, Westafrika, Ostafrika, Malaya, Westindien usw. Es sind innerhalb der Arbeiterpartei Menschen, die für die Befreiung der Kolonialvölker Großes leisten. Traurig ist es aber, wie solche Menschen, wenn sie zu regieren haben, überall in das bestehende System verstrickt werden. «Keine Freiheit, andere auszubeuten», erklärte die Arbeiterpartei in «Let Us Face the Future», 1945. Aber die Ausbeutung der Kolonialländer geht noch weiter. «In den 30 Monaten bis Juli 1949 haben die Engländer — d. h. die Reichen — nicht weniger als 468 Millionen Pfund in Übersee, vor allem in Afrika und Asien investiert.» Vermißt werden die Garantien zum Schutze der Eingeborenen. (Brailsford in «New Statesman», 10. Dezember 1949.) Die Lebensbedingungen der Menschen in diesen Gebieten aber will die Labourregierung der Welt nicht bekannt geben. Es war für die Freunde Labours eine erschreckende Nachricht, daß die Labourvertreter Großbritanniens bei der UNO gegen das Recht des Pfarrers Michael Scott stimmten, in Lake Succeß für die Hereros in Südwestafrika einzutreten. Brailsford sagte: «Reiche (Imperien) werden immer zusammenhalten, gegen irgendeinen Verteidiger ihrer farbigen Untertanen.» Glücklicherweise war die Mehrheit in Lake Success dafür, daß Scott sprechen solle,

und seine einstündige Rede hinterließ einen tiefen Eindruck. Bezeichnenderweise stritt man sich in der Vierten Kommission der UNO-Generalversammlung über die Ausweise Scotts als Vertreter, worauf der mexikanische Delegierte die Frage aufwarf, ob nicht vielleicht auch Christus verurteilt wurde, weil er sich nicht als Sohn Gottes ausweisen konnte. Es soll darauf betretenes Schweigen geherrscht haben.
Eine andere bedenkliche Tatsache ist, daß der Vertreter Großbritanniens in Lake Success sich der Stimme enthielt in der Frage der Entsendung von Kontrollmissionen der UNO in die Treuhandschaftsgebiete und sich den meisten Resolutionen widersetzte, die von den Mandatsregierungen Auskunft über die Entwicklung und den Schutz der Menschenrechte in ihren Kolonien verlangten. Der diplomatische Korrespondent der «Sunday Times» erklärte, die britische Regierung sei eher bereit, eine Schwächung der Autorität der UNO in Kauf zu nehmen als in dieser Frage nachzugeben. Und doch ist das Treuhandschaftssystem selbst immer noch Imperialismus, wie die Fabierin Rita Hinden im «Empire and After» hervorhebt («Kolonialreich und was nachher?»). Wir wissen aber, daß die Zustände unter Labour, obwohl sie zu Kritik Anlaß geben, sich viel schlimmer gestaltet hätten unter einer konservativen Regierung. Die schmutzige Kritik, der der Schriftsteller J. B. Priestley ausgesetzt ist, eben weil er für die Arbeiterregierung am Radio spricht, zeigt, wie sehr die Reaktion eine zweite Regierungsperiode der Labourpartei fürchtet. Vielleicht wird die Arbeiterpartei nicht die überwältigende Mehrheit erringen, die sie 1945 gewann, aber wir hoffen sehr, daß sie die Möglichkeit haben wird, die Erfahrungen dieser fünf Jahre tapferer Arbeit im Innern für die noch schwierigeren Probleme der Außenpolitik nutzbar zu machen. *Millicent Furrer-Proud.*

Hic Rhodus, hic salta

Offener Brief an Herrn Dr. Felix Köchlin

Lieber Felix!

Du hast meine Broschüre «Geist, christlicher Glaube, Sozialismus» in die Hände bekommen und mir daraufhin im «Aufbau» (vom 27. Jan. 1950) einen Artikel, betitelt «Der hinkende Bote» gewidmet. Der erste Teil meiner Schrift hat Dir um der Kritik an der Kirche willen offenbar nicht schlecht gefallen, nachdem Du festgestellt hast, daß diese Kritik einer tolstojanischen Linie folge. Die dann folgende Kritik am verbürgerlichten Sozialismus aber hat Dir Gelegenheit gegeben, erstens zu zeigen, was Du alles weißt, zweitens darzulegen, daß ich vom Sozialismus nichts verstehe, ein terrible simplificateur und Nachbeter des Vulgärmarxismus sei und drittens von mir einen Protest gegen den russischen Bolschewismus zu verlangen. Den letzten Teil, den nicht-kritischen – der dem törichten Verfasser leider der wichtigste war – hast Du dann offenbar gar nicht mehr gelesen. Wozu auch? So viel gewichtige Feststellungen sollten doch genügen, um den Autor in Sack und Asche zu jagen.

Wenn Du Dich in den Jahren, da ich Dich nicht mehr gesehen habe, nicht sehr verändert hast – was zwar möglich ist, waren es für Dich doch die oft entscheidenden

Jahre des Studiums –, dann glaube ich doch, annehmen zu dürfen, daß Dir heute, nach diesem forschen Husarenritt auf dem munteren Rößlein Arrogantia ins Grenzgebiet des ungastlichen Landes Infamia nicht mehr ganz wohl sein wird. Was soll aber der ganze Ritt? Daß Dir Utopisten und Anarchisten sympathischer sind als Marx, mag Dir unbenommen bleiben, wenn es auch ein merkwürdiger Vergleich ist, das Bedeutungsverhältnis zwischen Marx einerseits und Utopisten und Anarchisten andererseits mit dem Verhältnis zwischen Ignatius von Loyola auf der einen und der Bibel auf der anderen Seite zu parallelisieren. Es ist aber ein wesentlicher Unterschied, ob Utopismus und Anarchismus als Lebenspathos, als Seelengrund, als geistiges Erbe bewahrt und bejaht werden, oder ob sie direkt zum politischen Anarchismus, zur Verneinung von Staat und Partei führen. Das erste ist nötig – auch im marxistischen Sozialismus, das zweite ist widergeschichtlich und richtet sich, sofern ein Proudhon gegen Marx ausgespielt wird, gegen die Mittel, die der Arbeiterschaft heute zur Erringung ihres Sieges zur Verfügung stehen und besorgt so die Geschäfte des Gegners. Dann sollte aber ehrlicherweise auch die Etikette «Sozialismus» aufgegeben und offen von Anarchismus geredet werden.

Dieser sachliche Gegensatz – ein berechtigter und zwischen uns tatsächlich vorhandener – bildet ja aber nicht den Ausgangspunkt der forschen Attacke. Du hast die Katze aus dem Sack gelassen und dem «Hinkenden Boten» zugerufen: «Hic Rhodus, hic salta», deutsch: «Hier ist Rhodus, hier tanze.»

Mit diesem gewünschten Tanz ist ein Protest, ein möglichst lauter und flammender gegen den «Moloch des Machtstaates» und die «Kriegsknechte» in Rußland gemeint. Nun ist Tanzen nicht gerade das Lebenselement «hinkender Boten»; aber nur das Tanzen zählt. Was in der «Broschüre am Wege» tatsächlich an Kritik am östlichen Kommunismus zu lesen ist, ermangelt der tänzerischen Leidenschaft, der lärmenden Musikbegleitung, der Ekstase, die seitens der bei Anarchisten beginnenden und über religiöse Idealisten, moralische Aufrüster bis zur Hochfinanz und den Neonazisten reichenden Einheitsfront von jedem gefordert wird, der nicht den Bannfluch wegen Parteinahme für den Kommunismus erleiden soll.

Und doch will der «Hinkende Bote» Deiner Aufforderung «Hic Rhodus, hic salta» so gut er es kann, nachkommen; und zwar wörtlich. Die zitierten Worte wurden nämlich einmal, wie Du es ja sicher auch weißt, einem gesagt, der auf dem Festland sich rühmte, wie gut er auf Rhodus tanzen gelernt und getanzt habe. Und sie sagen nichts anderes als: Rege deine Kräfte in deiner jetzigen, nicht in einer fiktiven Umgebung, in deiner Gegenwart, nicht in einer erträumten Möglichkeit. Und nun, hic Rhodus, hic salta, mein Lieber, wie sieht diese Umgebung, diese Gegenwart aus? Du schreibst am Ende selber, daß von kapitalistischer Seite ein ideologischer Krieg gegen den russischen Staat geführt werde. Ich behaupte: nicht nur das, sondern ein sehr realer, kalter Krieg. Doch schon diese Erkenntnis macht Dich zu einem weißen Raben im «Aufbau», wo ja gegenwärtig die Trumandoktrin, die Pax Americana als reine Friedenskräfte, die allein uns heute noch retten, gelten. Du bist also durch Deinen Antikommunismus noch nicht ganz blind geworden. Hic Rhodus! Auch, daß Du zugestehst, nicht alles, was bei uns über russische Greuel zu hören oder zu lesen ist, sei glaubwürdig, ist eine dankenswerte Erkenntnis. Beide Punkte scheinen mir ein Fortschritt gegenüber der Haltung Deines Bruders zu sein, der im Jahre 1945 («Neue Wege», 1945, S. 207) in einem offenen Brief an Leonhard Ragaz diesem auch eine unerlaubte Parteinahme für Rußland vorwarf. Sonst aber scheinst Du aus der treffenden Antwort, die Ragaz damals gab und die noch heute für alle – auch «Aufbau»-Leser – sehr lesenswert ist, nichts aufgenommen zu haben.

Aber müßte Dich nicht die Erkenntnis unserer Gegenwart, ihrer Atmosphäre, die wir atmen, und die eben nicht die Atmosphäre Moskaus ist, dazu drängen, gerade hier und jetzt den Dienst der Wahrheit zu tun? Du erklärst, das allein Mögliche und Sinnvolle sei das Sagen der Wahrheit. Welcher Wahrheit zuerst? Der, welcher die «Bösen» in Rhodus, in Moskau, auf dem Mars folgen und sich zu ihr bekehren sollen? Oder der, welche uns angeht, uns Kampf und Kreuz, kleine Verunglimpfungen, aber auch Ernsteres bringt?

Ich glaube trotz allem, daß die Liebe in Dir wohnt, und daß u. a. das Mitfühlen mit Deportierten und Vertriebenen Dich dazu drängt, Deine laute Kritik zu erheben und von allen anderen eine ebenso laute zu fordern. Damit verkehrst Du aber «Hic Rhodus, hic salta» ins Gegenteil. Du reihst Dich in die Front der gegen Rußland heulenden Wölfe, ohne selbst ein Wolf zu sein. Und wenn die Wölfe ihr Opfer zerreißen würden, würden sie dann nicht auch Dich zerreißen? Laß den Kreuzzug gegen Rußland – der doch allein die Konsequenz der ewigen Hetzereien sein kann, sofern man die Worte überhaupt ernst nehmen soll – losbrechen. Würde er nicht gleichzeitig oder nach siegreichem Ende ein Kreuzzug gegen uns alle sein, gegen uns in unserer oft so braven Sozialdemokratie, wie gegen Dich und Deine idealistischen und anarchistischen Freunde?

Und wenn Dir dies gleichgültig ist, so denk im Ernst, nicht nur im rhetorischen Protest, an die Opfer der russischen Diktatur! Was tust Du aber in Wirklichkeit? Deine Worte helfen mit, ein Klima zu erzeugen, das Klima des kalten Krieges, in dem man es ganz natürlich findet, daß gegenwärtig die Angriffswaffen gegen Rußland in westlichen Häfen ausgeladen werden, das Klima, in dem auf russischer Seite die Gewalt sich versteift und weite Strecken Landes zum Glacis werden, in dem um des erwarteten Angriffs willen deportiert und gesäubert wird. Du hörst vom Jammer der Betroffenen. Sollte dies Dich nicht dazu drängen, hier wirksam zu helfen? Hic Rhodus, hic salta. Stemmen wir uns mit allen Kräften – und da nur Kräfte, nicht abstrakte oder rhetorische «Wahrheiten» zählen, haben die des forschen Attackenreiters neben denen des «Hinkenden Boten» Platz – gegen diese rollende Hysterie, die neue Ersatzreligion Antikommunismus, die nur die üblen Seiten des Kommunismus stärkt, seine edlen aber – die einen wie die andern sieht nur der nicht, der für das eine oder andere blind sein will – schwächt. Was Du als «Sagen der Wahrheit» aber forderst, hieße von Jeremias verlangen, er solle gegen die ganze Bevölkerungen deportierenden Heere der Babylonier predigen und von Jesus verlangen, er solle – in Nazareth, Kapernaum oder Jerusalem – die Machtpolitik Roms geißeln.

Lieber Felix, auf diesem Wege hätte Jeremias das Gefängnis, Jesus das Kreuz vermeiden können – und der «Hinkende Bote», ohne sich mit beiden vergleichen zu wollen, Deine und andere Freundlichkeiten.

Wo die neue, böse Ersatzreligion Beziehungen vergiftet, gibt der echte Kampf dem Kämpfenden den Glauben an ein Weiterreifen, an eine fast unvorhersehbare Entwicklung. Ich habe beides, sowohl in bezug auf Rußland als auch auf Dich.

Mit freundlichem Gruß Dein *Bruno Balscheit.*

WELTRUNDSCHAU

Die H-Bombe Das ernsteste Geschehnis von Weltbedeutung, das diesmal zu berichten ist, ist Präsident Trumans Befehl an die amerikanische Atomkraftkommission, nun auch die Herstellung einer auf *Wasserstoff* beruhenden Sprengbombe an die Hand zu nehmen. Die Produktion der ersten Hydrogen-Bombe (kurz H-Bombe genannt) werde, so heißt es, etwa ein Jahr brauchen; ihre Zerstörungskraft soll diejenige der wirksamsten Atombomben auf Uranbasis um ein Vielfaches, vielleicht das Hundertfache, übertreffen. Dem Entschluß Trumans, der in der Tat von ganz unabsehbarer Tragweite ist, ging ein heftiger Kampf in den zuständigen Körperschaften, vielleicht auch in seiner eigenen Seele, voraus. Aber die Befürworter der H-Bombe, vor

allem die so unerwartet mächtig gewordenen Militärkreise, hatten eben ein nach der vorherrschenden Auffassung unbedingt durchschlagendes Argument für sich: den Hinweis darauf nämlich, daß auch den Russen die Fabrikation von Wasserstoffbomben über kurz oder lang möglich sein werde, seit sie hinter das Geheimnis der Herstellung von Atombomben überhaupt gekommen seien. Wenn also, so folgerte man weiter, Amerika nicht auch zur Produktion von H-Bomben übergehe, so werde es eben die Sowjetunion tun, die dann eine Waffe in die Hand bekomme, mit der sie in jedem beliebigen Augenblick Amerika physisch vernichten könne. Und zweifellos werde sie auch nicht zögern, von dieser kriegsmäßigen Überlegenheit rücksichtslos Gebrauch zu machen, während natürlich in der Hand Amerikas die Wasserstoffbombe nur eine Friedensgarantie mehr sei.

Gegen dieses Argument war beim gegenwärtigen Geisteszustand des amerikanischen Volkes allerdings nicht aufzukommen. Denn der andere Schluß, daß die Brechung des amerikanischen Atombomben-Monopols durch die Russen nur noch die Abschaffung *aller* Massenvernichtungswaffen und die militärische Abrüstung ganz allgemein übrig lasse, wenn ein Atomwettrüsten mit all seinen unheimlichen Gefahren vermieden werden solle, dieser Schluß, der sich dem «zivilistischen» Denken unweigerlich aufdrängte, wurde eben in den seit Hiroshima von einer Atombomben-Psychose beherrschten Vereinigten Staaten nicht gezogen. Und so war es gar nicht anders möglich, als daß die *militärische* Denkweise durchdrang und sich die amerikanische Staatsführung entschloß, auf die Herstellung der gewöhnlichen Atombombe auch durch die Russen mit der Produktion einer Super-Atombombe zu antworten, die den Vereinigten Staaten einen neuen Vorsprung vor der Sowjetunion sichern soll, wenn auch vielleicht nur für ein paar Jahre. Das ist die unentrinnbare Logik des Gewaltdenkens. Wenn man nicht glauben will, daß man den Frieden *vorbereiten* muß, um ihn zu haben, dann muß man eben den *Krieg* vorbereiten — nicht, um den Frieden zu sichern, wie die alte Lügenlosung lautet, sondern um ihn mit den wirksamsten Waffen führen zu können, wenn er infolge dieses Denkens und Handelns schließlich kommt. Wenn man nicht die Unvermeidlichkeit des Friedens anerkennt, so muß man sich eben zur Unvermeidlichkeit des Krieges bekennen — das ist der wirkliche Sinn des Truman-Befehls vom 31. Januar 1950. Ist es gleich Wahnsinn, hat es doch Methode!

Amerikanische Strömungen Man sage uns nicht, das sei ein zu scharfes Urteil. Gewiß, in der Politik der Vereinigten Staaten wogen immer die verschiedenartigsten Strömungen durcheinander. Und es wäre unbillig, die fortschrittlichen und dem Frieden ergebenen Kräfte, die im amerikanischen Volke tätig sind, irgendwie gering zu achten; der Wahlsieg Trumans und der Demokraten im Herbst 1948 hat ihre tatsächliche Ausdehnung der Welt aufs

neue vor Augen geführt. Aber gerade dieser Wahlsieg und was ihm folgte (oder besser nicht folgte) hat auch wiederum höchst eindrücklich klargemacht, daß solche Fassadenerfolge bei weitem nicht genügen, um der amerikanischen Politik eine neue Wendung zu geben. Es kommt vielmehr vor allem darauf an, die *hinter* den Parteien und Parlamenten wirkenden reaktionären und imperialistischen Kräfte zu bändigen, wenn der oberflächliche Fortschrittswille der Volksmehrheit auch in der Formung des Staatswillens zum Ausdruck kommen soll. Die Führung der amerikanischen Politik ist ja seit Roosevelts Tod wieder ganz unverkennbar an das kapitalistische Besitzbürgertum und das raffgierige Großverdienertum zurückgefallen, das den Schöpfer des New Deal und Baumeister der Allianz mit Rußland samt seinen damaligen Beratern noch heute mit zähem, stumpfsinnigem Haß verfolgt.

Ein neues Beispiel dafür ist der nunmehr nach fast einjähriger Dauer vorläufig abgeschlossene Sensationsprozeß gegen Alger *Hiss*, einen der glänzendsten Mitarbeiter Roosevelts und einflußreichen Teilnehmer der Konferenz von Jalta, der wegen angeblichen Meineids kürzlich zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt worden ist. Dabei war der Hauptbelastungszeuge des Gerichtes ein bekehrter Kommunist, namens Chambers, der nicht ableugnen konnte, vor dem berüchtigten Ausschuß zur Bekämpfung unamerikanischer Umtriebe in elf Fällen falsch geschworen zu haben, nun aber restlos Glauben fand mit seiner Behauptung, er habe im Jahre 1936 von Hiss zuhanden der Sowjetunion vertrauliche Aktenstücke des Außenministeriums bekommen. So dunkel auch vieles an diesem Handel bleibt und so starke Indizien gegen Hiss sprechen — vor allem die von ihm selbst anerkannte Tatsache, daß die von Chambers in Kleinphotographie vorgelegten Schriftstücke auf einer Maschine geschrieben worden sind, die einmal der Familie Hiss gehörte —, so klar ist es, daß in Hiss die ganze Politik Roosevelts verurteilt und nicht zuletzt auch Außenminister Acheson getroffen werden sollte, der zu Hissens persönlichen Freunden gehört und auch nach dessen Verurteilung offen zu ihm steht. Damit haben aber die verhängnisvollen Mächte einen neuen Sieg errungen, die nicht nur in den Vereinigten Staaten selbst die Klassenherrschaft des «freien Unternehmertums» aufrechterhalten, sondern dieses Regime mit Hilfsgeldern und Militärmacht auch anderen Ländern auferlegen wollen und durch stärksten Druck von außen, eingeschlossen die Drohung mit der H-Bombe, den Ostblock erschüttern, ja sprengen zu können hoffen.

Deutschland in Europa Diesem Ziele dient jedenfalls die gegenwärtige Europa- und Deutschlandpolitik der Vereinigten Staaten in ganz ausgesprochener Art und Weise. Paul Hoffman, der Generaldirektor der amerikanischen Wirtschaftsverwaltung für Europa, hat es in Paris den Empfängern der Marshallhilfe in fast ultimativer Form und jedenfalls sehr deutlich zugerufen: Schließt

euch jetzt einmal, im Geiste der liberalen Wirtschaft, zu einer *westeuropäischen Wirtschaftsunion* zusammen — oder es gibt über 1952 hinaus einfach keine Dollar mehr! Der Zweck eines solchen Wirtschaftszusammenschlusses, so sagte er, sei «die Bildung eines einzigen, großen Absatzgebietes, innerhalb dessen mengenmäßige Beschränkungen des Güterverkehrs, Währungsschranken für den Zahlungsverkehr und zuletzt alle Schutzzölle ein für alle Male weggefegt sind». Die Schaffung eines «dauernden Freihandelsraumes mit 270 Millionen Konsumenten in Westeuropa», so fügte Hoffman hinzu, «würde die Entwicklung großaufgezogener Industrien mit niedrigen Produktionskosten beschleunigen», während die Betätigung eines wirtschaftlichen Nationalismus «Unglück für die Staaten und Armut für die Völker bedeuten» würde. Und damit ja kein Mißverständnis darüber aufkomme, wozu das so geeinigte Westeuropa dienen solle, erläuterte er in der Neuyorker «Times»: «Für mich liegt der Beweis kristallklar da, daß der Kreml nichts Geringeres als die Welteroberung erstrebt ... Der Kommunismus wird erst dann keine Gefahr mehr in Europa sein, wenn die europäische Wirtschaft auf einer gesunden Grundlage ruht» — der Grundlage natürlich, die schon den Vereinigten Staaten ihren stolzen wirtschaftlichen und politischen Aufstieg ermöglicht hat.

Den Kern der «freiheitlich» organisierten westeuropäischen Einheitswirtschaft muß aber nach amerikanischer Auffassung, da England – zumal unter sozialistischer Regierung – seine eigenen Wege geht, ein kapitalistisch wiedererstarktes *Westdeutschland* bilden. Mit Hilfe der Vereinigten Staaten hat denn auch die westdeutsche Wirtschaft – abgesehen von den über zwei Millionen Arbeitslosen, die sie, Westberlin eingeschlossen, bereits wieder produziert hat – die ermutigendsten Fortschritte gemacht. Die Förderung von Kohle zum Beispiel ist in der Doppelzone von 1947 bis Mitte 1949 um über 50 Prozent gestiegen, die Erzeugung elektrischer Kraft um 40 Prozent, die von Stahl gar um 230 Prozent. Die industrielle Vorherrschaft Deutschlands in Westeuropa zeichnet sich so trotz Krieg und Niederlage von Monat zu Monat deutlicher ab. Und wenn die Ausfuhr Westdeutschlands seine Einfuhr auch kaum zur Hälfte zu bezahlen vermag, diejenige nach den Vereinigten Staaten wertmäßig sogar nicht einmal 10 Prozent der deutschen Bezüge aus Amerika erreicht, so spielt das angesichts der Schlüsselstellung, die Amerika der westdeutschen Republik im Kampf gegen den Kommunismus zudenkt, keine entscheidende Rolle; der reiche Schirmherr jenseits des großen Wassers – so sagt man sich im Vierten Reich – wird das Defizit schon ausgleichen, wenn man ihn nur an seiner empfindlichen Stelle zu packen weiß. Und das verstehen sie ja in Bonn und Umgebung wirklich meisterhaft ...

So darf denn Washington seinen Kurs, der darauf abzielt, Westdeutschland auch politisch in die «Gemeinschaft der freien Völker» zurückzuführen, zuversichtlich fortsetzen. Es gibt zwar hie und da noch –

dank dem bekannten teutonischen Taktgefühl – störende Zwischenfälle, welche die Alliierten verstimmen könnten. So wenn der westdeutsche Minister «für gesamtdeutsche Fragen», Jakob Kaiser, in einer Denkschrift den förmlichen Anschluß der Saar an die Bonner Republik fordert und der Justizminister Dehler das Ruhrstatut angreift und Deutschland von aller Schuld an den beiden Weltkriegen freispricht. Oder auch wenn der Bundestagsabgeordnete Richter, den man schon den «kleinen Hitler» nennt, in einem Bierkeller – nach dem Vorbilde des großen Adolf – eine Deutsche Reichspartei mit klassisch nationalistischem Programm gründet und sein früherer Kollege Hedler die Zweckmäßigkeit der Auschwitzer Gaskammern in Frage stellt, weil es – auch noch andere Mittel gegeben hätte, um die Juden auszurotten. Aber Bundeskanzler Adenauer hat ja schon eine recht ansehnliche Technik im Einrenken solcher propagandistischer Verstauchungen, und da sich die Kanzleien in Washington, London und schließlich auch in Paris nur zu gern überzeugen lassen, daß all diese Kundgebungen deutschen Revanchewillens im Grunde gar nicht so bös gemeint seien, wie es scheinen möge, so ist man jeweilen bald wieder lieb miteinander und stellt das Einigende, nicht das Trennende, in den Vordergrund. Man hat es so ja auch nach dem ersten Weltkrieg gehalten, wo nicht einmal ein Hitler, ein Goebbels, ein Streicher die Zusammenarbeit der «freien Nationen» im Kampf gegen den gemeinsamen Feind im Osten zu stören vermochte – bis es der geschätzte neue Freund und alte Gegner, den man so großzügig wieder auf die Beine gestellt hatte, so toll trieb, daß man ihn wohl oder übel doch am Kragen nehmen mußte ...

England im Kampf Eine entscheidende Rolle bei der Wiederaufrichtung des kapitalistisch-imperialistischen Deutschlands in den zwanziger und dreißiger Jahren wie auch bei seiner Niederwerfung im zweiten Weltkrieg hat, wie man weiß, *England* gespielt. Ob es eine ähnliche Doppelrolle erneut spielen wird, ob es also mit schweren Kriegsopfern ein weiteres Mal die Fehler einer kurzsichtigen Friedenspolitik bezahlen muß, das hängt großenteils davon ab, wie rasch es erkennt, daß es nicht mehr ein konservativ-reaktionäres Westeuropa gegen ein kommunistisch-revolutionäres Osteuropa ausspielen darf, um sich selber und die alte Gesellschaftsordnung zu salvieren, daß vielmehr sein eigenes Schicksal endgültig mit der Aufrichtung eines neuen, demokratischen und sozialistischen Gesamteuropa verbunden ist. Nichts wäre verhängnisvoller, als wollte England die Völker des europäischen Festlandes sich selber, und das heißt einerseits dem amerikanisch-kapitalistischen, anderseits dem deutschnationalistischen Machteinfluß überlassen in der Meinung, es müsse vor allem den Zusammenhang mit den anderen Gliedern des britischen Völkerbundes pflegen und sich gleichzeitig eng an der Seite der Vereinigten Staaten halten, von denen es wirtschaftlich wie militärisch ja doch abhängig sei. Mit Recht stellt die

von einer Gruppe weiterblickender Labourabgeordneter auf die Unterhauswahlen hin herausgegebene Programmschrift «*Keeping Left*» («Links anhalten») in dieser Hinsicht fest:

«Wenn das sozialistische England eine isolationistische Haltung gegenüber Europa einnähme und seine Zukunft ausschließlich auf den Commonwealth und die Verbindung mit Amerika bauen wollte, so wäre das Ergebnis schon nach wenigen Jahren eine französisch-deutsche Allianz, die von den Ruhrmagnaten und dem Comité des Forges beherrscht und darauf angelegt wäre, uns von allen Absatzmärkten zu verdrängen ... Es ist schwer zu bestreiten, daß wir versäumt haben, die Führung des europäischen Sozialismus zu übernehmen. Im besondern hat unsere Weigerung, im Jahre 1946, als wir noch unser volles Entscheidungsrecht hatten, in unserer Zone eine Währungsreform vorzunehmen und die Schwerindustrie in der Ruhr zu verstaatlichen, unsere sozialistische Führerschaft schwer geschädigt. So ist auch, weil wir es versäumt haben, rechtzeitig unsere eigenen Pläne für einen Westbund vorzulegen, diese Idee von Männern wie Churchill und Reynaud an sich gerissen worden, mit dem Ergebnis, daß an der Straßburger Tagung des Europarates vom letzten Sommer die britische Abordnung überspielt und in die Verteidigung gedrängt wurde.»

Ein *sozialistisches Westeuropa* schaffen zu helfen und zu diesem Zweck die sozialistischen Kräfte der festländischen Nationen, von Italien bis Skandinavien, zu sammeln und anzufeuern – das müßte jetzt wirklich eine Hauptaufgabe der labour-britischen Außenpolitik werden. Es wäre darum so außerordentlich wichtig, daß die gegenwärtig im Gang befindliche politische Ausmarchung in England nicht nur zu einer einfachen Bestätigung des Labourregimes führte, sondern auch eine Mannschaft ans Ruder brächte, die mit der eher konservativ-überlieferungsgebundenen Linie der bisherigen labouristischen Außenpolitik zu brechen und einen bewußt sozialistischen Kurs auch in den internationalen Beziehungen Großbritanniens einzuschlagen gewillt wäre. Es genügt nicht, daß das Unglück einer Wiederkehr Churchills vermieden wird; der europäische und Weltsozialismus muß aufs dringendste auch die Ausschaltung Bevins und seiner Leute wünschen, die aus freien Stücken die alte Tory-Außenpolitik so getreulich fortgesetzt haben, daß sich ihre Geschäftsführung oft genug das hohe Lob Churchills und der Konservativen verdiente.

Im Gegensatz zu ihrer Außenpolitik kann die Labourregierung auf ihre *wirtschafts- und sozialpolitischen Leistungen* wirklich stolz sein. Hier hat sie während ihrer fünfjährigen Amtszeit ihre Wahlversprechungen nicht nur erfüllt, sondern sogar überboten, und dies unter allerschwierigsten Umständen. Sie hat die Übertragung der wirtschaftlichen Macht von der nach eigenem Gutdünken schaltenden Kapitalistenklasse auf die verantwortlichen Organe des Gesamtvolkes planmäßig in die Wege geleitet, indem sie fünf wichtige Wirtschaftszweige – Kohle, Stahl, Elektrizität, Gas und Transport – sozialisiert oder doch ihre Sozialisierung vorbereitet hat. Sie hat den Gesundheitsdienst zur Volkssache erhoben, Hunderttausende neuer Wohnungen gebaut und die Lebenssicherheit der bisher am wenigsten gesicherten Schichten verstärkt. Sie hat – das Allerwichtigste – für Vollbeschäftigung gesorgt und damit die Voraussetzung für eine allgemeine Erhöhung des Lohneinkommens geschaffen. Und sie hat

gleichzeitig bewiesen, daß die mit all dem verbundene Schwächung der kapitalistischen Arbeitsantriebe – bei den Unternehmungsleitern die Lockung hoher Profite, bei den Arbeitern die Furcht vor Entlassung – nicht auch die Produktionsleistung verringert, sondern sie im Gegenteil steigert. Die industrielle Gesamtproduktion ist heute in England tatsächlich um fast 40 Prozent höher als vor dem Krieg (im liberalistischen Frankreich kaum um 30 Prozent), die Arbeitsleistung je Mann um 22 Prozent (Frankreich 5 Prozent), die Ausfuhr um 46 Prozent (Frankreich 37 Prozent), und die Anlage von Neukapital betrug im Jahr 1948 in Großbritannien 36 Dollar pro Kopf der Bevölkerung gegen nur 16 Dollar in Frankreich.

Das sind erstaunliche und ermutigende Ergebnisse, und wenn es gelingt, eine gewisse Gleichgültigkeit in der britischen Arbeiterbevölkerung durch die Neubelebung sozialistischer Hoffnung und sozialistischen Glaubens zu überwinden, dann sollte die Wiedergewinnung einer guten Labourmehrheit im Unterhaus sicher sein, so sehr auch mit dem Verlust einer erheblichen Anzahl gefährdeter Sitze zu rechnen ist.

Unsicherheit in Frankreich und Italien In *Frankreich* werden die Erneuerungswahlen zur Nationalversammlung normalerweise erst im nächsten Jahr stattfinden. Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß schon vorher ans Volk appelliert wird. Das Kabinett Bidault, das nur mehr mit äußerster Mühe zusammenzuhalten ist, ist jedenfalls neuerdings wieder – Ende Januar – nur ganz knapp am Sturz vorbeigekommen und bleibt auch dann aktionsunfähig, wenn es sich noch ein paar weitere Monate, mehr schlecht als recht, auf den Beinen halten kann[1]. Ob Neuwahlen diesen Zustand chronischer Schwäche des französischen Regierungsorganismus zu beheben vermöchten, ist mehr als zweifelhaft, es sei denn, die neue Parlamentsmehrheit greife zur Abschaffung des Verhältniswahlrechts, von der sich die Rechte eine Zurückwerfung der Kommunisten auf höchstens die Hälfte ihres jetzigen Mandatsbestandes verspricht. Da aber nicht nur die Linke einer solchen «Reform», die einem kalten Staatsstreich gleichkäme, äußersten Widerstand leisten würde, sondern auch die klerikalen Volksrepublikaner davon eine wesentliche Sitzeinbuße befürchten und die Sozialisten dann nicht mehr zur Mehrheitsbildung nötig wären, also in die Opposition gerieten, ohne wirklich oppositionell gesinnt zu sein, so stößt auch dieser Ausweg auf Schwierigkeiten, welche die *Krise des Regimes* nur auf einen anderen Boden verschieben würden. Die organische Über-

[1] Das war bereits geschrieben, als die Meldung vom Rücktritt der sozialistischen Minister aus der Regierung Bidault eintraf. Da die sozialistische Fraktion trotzdem nicht grundsätzlich in die Opposition gehen zu wollen scheint, so ist der Bestand des Kabinetts für den Augenblick nicht gefährdet. Auf die Dauer wird sich aber die Frage gleichwohl stellen, wie lange die Fiktion eines Regimes der «Dritten Kraft» noch aufrechterhalten werden kann.

windung dieser Krise ist ohne die Bildung einer neuen Volksfront, ohne die Wiederbelebung des Geistes der so schmählich verratenen Widerstandsbewegung überhaupt nicht mehr vorstellbar – aber für eine solche Erneuerung des französischen Volkslebens fehlen vorderhand alle Voraussetzungen. Es ist die alte, traurige Wahrheit, die Camille Val im «Socialiste Chrétien» (Januar 1950) ausspricht:

«Die Sozialistische Partei ist in die Fußstapfen der Radikalen Partei der Vorkriegszeit getreten. Sie ist nur mehr ein zwar gewiß fortschrittlicher, aber doch des revolutionären Geistes entbehrender Faktor. In Frankreich ist die Sozialistische Partei, gleich wie die meisten sozialdemokratischen Parteien Europas, als revolutionäre Kraft ausgeschieden. Sie kann nicht mehr die Hoffnung eines Proletariats verkörpern, das tatsächlich die Kriegsfolgen allein trägt.

Anderseits die Kommunistische Partei: Die bleibt zwar die einzige organisierte Kraft der Revolution, aber ihr Totalitarismus bringt alle schöpferischen Kräfte in ihr zum Versiegen, entmutigt die zuverlässigsten Energien, beunruhigt die Masse eines Volkes, das ihr nur noch in die Verzweiflung folgt und weil es außer ihr nichts anderes hat. Eine Revolution macht man aber mit Begeisterung und nicht mit Verzweiflung.»

Wozu immerhin angemerkt sei, daß Äußerungen, wie die anläßlich des Rajk-Prozesses erschienenen Artikel von Jean Cassou und Vercors (im «Esprit»), von Pierre Emanuel (im «Monde»), von Edith Thomas (im «Combat»), die in der Öffentlichkeit so viel Aufsehen erregt haben, doch eine lebendige Bewegung der Geister und Gewissen auch in denjenigen Kreisen der französischen Intelligenz anzeigen, die sonst eng mit der Kommunistischen Partei verbunden sind.

Auch in *Italien* hat die Auflösung der Volksfront, wie sie aus der Widerstandsbewegung des letzten Kriegsjahres hervorgegangen war, unselige Folgen gehabt. Von einer ernsthaften Inangriffnahme der grundlegenden Strukturreformen, nach denen der gegenwärtige Zustand Italiens förmlich schreit, ist längst keine Rede mehr; dafür befestigen die Nutznießer der kapitalistischen und feudalen Ordnungen ihre Machtstellung in einer Art und Weise, daß deren Erschütterung kaum mehr anders als durch gewalttätige Mittel möglich scheint, so wie sie sich in den Boden- und Fabrikbesetzungen bereits leise ankündigen. Eine besonders wichtige Rolle fällt bei dieser Verteidigung des alten Regimes – neben dem Gelde der Vereinigten Staaten – der Katholischen Aktion zu, die wohl die einflußreichste Massenbewegung des heutigen Italiens ist und, bei drei Millionen Mitgliedern, die sie zählen soll, mit ihren Zellen und Agitatoren bis ins hinterste Dorf hinausreicht. Sie ist es, die der Christlich-demokratischen Partei recht eigentlich zu ihrer Machtstellung verholfen hat, einer Stellung, die durch die jüngste Kabinettsumbildung nur noch weiter verstärkt worden ist, gehören jetzt doch, nach dem Ausscheiden der sogenannten Liberalen, 11 von 16 Ministern der Democrazia Cristiana an, und zwar ihrem rechten Flügel, der eine Gruppe fortschrittlicherer katholischer Politiker geschickt aus der Regierung hinausmanövriert hat. Natürlich sitzen auch die Rechtssozialisten, deren vorläufiger

Rücktritt aus dem Kabinett die Umbildung nötig gemacht hatte, wieder fröhlich in ihren Sesseln, darunter Lombardo, der, wie die «Neue Zürcher Zeitung» so hübsch sagt, «ungeachtet seiner Parteizugehörigkeit einen modernen, gegen monopolistische und kollektivistische Auswüchse gerichteten Liberalismus vertritt». Saragat selbst hat sein Ministeramt mit der Leitung des Generalsekretariats seiner Partei vertauscht. Wie lange aber werden wohl diese Parteimanöver und Kulissenschiebungen, verbunden mit den «energischen Polizeiaktionen» Scelbas, des «starken Mannes» der Regierung de Gasperi, die *wirklichen* Aufgaben verdecken können, von deren Lösung Leben und Sterben des italienischen Volkes abhängt?

Die Rechnung mit dem Krieg Kehren wir aber nach dieser Ergänzung des gegenwärtigen Weltbildes zu dem Punkte zurück, von dem wir ausgegangen sind, und prüfen wir die Lage, die durch das Atomwettrüsten entstanden ist, noch etwas genauer. Man kann jetzt vielfach lesen, die Wasserstoffbombe werde, sofern sie in die Hand der Amerikaner komme, nicht den Ausbruch eines neuen Krieges befördern, sondern umgekehrt den Frieden sichern, wobei man natürlich vor allem an ihre abschreckende Wirkung auf die «kriegslüsternen» Russen denkt. (Auch General Guisan hat sich bei seinem kürzlichen Besuch in Aegypten in diesem Sinne geäußert.) Aber wie unsinnig, ja wie leichtfertig ist doch solche Spekulation! Amerika kann sich ja auch in der Produktion der H-Bombe im besten Falle nur einen Vorsprung von wenigen Jahren vor der Sowjetunion sichern; nachher wird die Sowjetunion wieder mit gleichen Chancen wie ihr Rivale im Rennen liegen, und die Vereinigten Staaten werden – sofern nicht schon zuvor etwas passiert – eine neue Anstrengung machen müssen, um Rußland ein paar Nasenlängen vorauszukommen. Und so weiter. Rüstung hat eben immer zu Gegenrüstung geführt, und aus dem Wettrüsten droht nach allen Erfahrungen viel eher der Krieg hervorzugehen als der Frieden. Die Rüstungspolitiker glauben ja auch gar nicht ernstlich an die Möglichkeit eines dauernden Friedens, wohl aber an die ewige Wiederkehr des Krieges, bei dessen nächstem Erscheinen möglichst gut gewappnet dazustehen der wahre Zweck ihrer Anstrengungen ist – nicht die *Verhinderung* eines Kriegsausbruches. Und daß insbesondere hinter dem amerikanischen Entschluß, die Wasserstoffbombe herzustellen, die fatalistische Überzeugung steht, die Russen würden ja eines Tages auf jeden Fall über Amerika herfallen, das unterliegt für mich nicht dem mindesten Zweifel[2].

[2] Die «New York Post» hat erst dieser Tage geschrieben: «Präsident Truman, Staatssekretär Acheson und einige ihrer führenden außenpolitischen Berater glauben daran, daß Rußland im Begriffe steht, zum offenen Angriff überzugehen.» – Diese, wenn auch noch so sinnlose Furcht ist durch die Aufdeckung der Verräterei des Atomphysikers Dr. *Fuchs* natürlich noch erhöht worden, besonders im großen Publikum.

Wie liegen nun aber, «realpolitisch» betrachtet, für die Vereinigten Staaten die Aussichten, einen Krieg gegen die Sowjetunion zu gewinnen? Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß besonders von amerikanischen Marinekreisen, aber auch von manchen Armeeführern vor einer Überschätzung der Wirkungen auch der massivsten Atombombenangriffe auf das russische Reich gewarnt wird. Kriegsentscheidend, so sagen diese Fachleute des Massenmordes, bleibe auch in Zukunft die Kampfkraft der Landarmee, und da habe eben Amerika samt seinen europäischen Verbündeten, eingeschlossen Westdeutschland und Franco-Spanien, der Sowjetwehrmacht auf alle absehbare Zeit nichts Gleichwertiges oder gar Überlegenes entgegenzustellen. Ähnlich denkt man in *England*, das, wie man fürchtet, trotz Radar und Düsenjägern einem russischen Luftangriff ohne hinreichend wirksame Verteidigungsmittel ausgesetzt wäre, zumal es, wie Oliver Stewart in der Zeitschrift «Aeronautics» unlängst feststellte, wegen der Zusammendrängung seiner Bevölkerung und seiner Industrie auf engem Raum «für die Zwecke eines Atombombenkrieges das beste Ziel in der Welt» bietet. Zur Lage *Frankreichs* aber bemerkt Max Werner in dem amerikanischen Wochenblatt «National Guardian» (23. Dezember 1949):

«Frankreich hat heute keine Flotte, aber immer noch Admirale; es hat tatsächlich keine Luftmacht, wohl aber eine ausgeklügelte Luftkriegsstrategie. Admiral Castex, der einen internationalen Ruf als einer der besten strategischen Denker genießt, fragt, wozu eigentlich eine Luftmacht gut sei, wenn eine überlegene Landmacht ihre Stützpunkte erobern und die Länder besetzen könne, die durch schwächere Armeen ungenügend verteidigt seien. Wie General Vallin betonte, könnten die Landstreitkräfte Westeuropas, wenn sie auf sich selber angewiesen blieben, nicht mehr als eine heldenhafte Gebärde ausführen ... Die französischen Armee- und Flottenoffiziere sagen, ein Luftsieg werde erstens unmöglich und zweitens nutzlos sein, während die französischen Flieger sagen, die Niederlage auf dem Land wäre unvermeidlich.»

Was der Atlantikpakt und die amerikanischen Kriegsmaterialiefe-rungen nach Europa, die jetzt begonnen haben, unter diesen Umständen wert sind, kann sich auch der militärische Laie ausrechnen.

Der andere Weg Es muß angesichts dieser Sachlage immer von neuem wieder ausgesprochen werden, daß der ganze mit militärisch-machtpolitischen Mitteln geführte Kampf gegen den Kommunismus und die Sowjetunion, auf den sich die westliche Welt eingelassen hat, ein *Irrweg* ist, der nur mit einem Unglück enden kann. Gewiß, das ist die übliche bequeme, billige Art der Menschen: recht kräftig auf den Feind einhauen, seine abgründige Schlechtigkeit bloßstellen

---

Und so naiv es wäre, anzunehmen, daß die Russen ohne die Mitteilungen, die ihnen Dr. Fuchs zukommen ließ, noch nicht imstande wären, Atomexplosionen herbeizuführen ,so klar ist es doch, daß die Kommunistenhysterie durch solche trüben Machenschaften immer neue Nahrung finden muß. Der blinde, sich jenseits von Gut und Böse stellende Fanatismus so vieler Kommunisten ist heute vielleicht der schlimmste Feind ihrer eigenen Sache. (12. Februar.)

und die Güte der eigenen Sache ins hellste Licht setzen. Aber kann das *unser* Weg sein? Hat das mit unserer vielgerühmten Christlichkeit das mindeste zu tun? Ist es nicht vielmehr deren zynische Verleugnung? Stünde es uns nicht eher an, auch dem Kommunismus gegenüber jenen anderen, uns so wohl bekannten, aber freilich schwereren Weg zu gehen, auf dem wir *den Feind vor allem in uns selber entdecken werden* und lernen müssen, ihn nicht mit äußerer Gewalt, sondern mit den Waffen des Geistes und des sittlichen Willens zu überwinden? Bleibt uns, die wir zum westlichen Kulturkreis gehören, darum etwas anderes übrig, als zunächst einmal im eigenen Haus gründlich Ordnung zu schaffen, Gerechtigkeit und Menschenwürde in unseren eigenen Lebensformen und Einrichtungen zu verwirklichen und erst dann zu schauen, ob wir noch viel Anlaß haben, das Abendland gegen die kommunistische Gefahr zu mobilisieren? (Gehörten wir zur östlichen Welt, so müßten wir im gleichen Geist vor allem die Schuld des Kommunismus erforschen und gutzumachen suchen, statt uns in Anklagen und Rüstungen gegen Kapitalismus und Imperialismus zu erschöpfen.) Je eher wir auf diesem Weg umkehren, desto besser für uns. Es freut mich daher, der rechten Erkenntnis auch in dem schon erwähnten Labour-Büchlein «Keeping Left» begegnet zu sein. Der Vormarsch des russischen Kommunismus bei den rückständigen Völkern, so liest man nämlich hier, könne nur aufgehalten und der Weiterbestand der westlichen Demokratie nur gesichert werden, wenn soziale Gerechtigkeit im Weltmaßstab verwirklicht und der «Unwürdigkeit des kapitalistischen freien Unternehmertums» ein Ende gemacht werde.

«Diesmal – betonen die Verfasser – ist der Feind nicht ein zweiter Hitler, den wir mit Waffengewalt zurückwerfen müßten; es wird keine zweite Schlacht um England geben. Diesmal ist der Feind in uns selber.»

«Die dringendste Lebensnotwendigkeit ist heute, daß England und Amerika sich zu der Auffassung bekennen, daß die erste Verteidigungslinie sozialer und wirtschaftlicher Natur ist und Rüstungen nur die zweite Linie darstellen. Wenn wir oder unsere Verbündeten die auswärtige Politik militärischen Erfordernissen unterordnen, dann besteht keine Aussicht, einen neuen Krieg zu verhindern.»

Gerade das – Unterordnung der Politik unter militärische Gesichtspunkte – ist es aber, was, unter amerikanischer Führung, die Haltung der Westmächte gegenüber dem Weltkommunismus kennzeichnet. Statt den Kampf auf wirtschaftlichem und sozialem Boden auszutragen, und zwar nicht durch Befestigung und Ausbreitung der Herrschaft des «freien Unternehmertums», sondern durch die Begründung einer weltweiten sozialistischen Planwirtschaft, verlegt man ihn auf dasjenige Gebiet, wo man kein Opfer von Besitz- und Machtinteressen zu bringen braucht, sondern eher noch mehr zu erraffen hoffen darf, als man schon hat: auf das Gebiet des militärisch-politischen Machtkampfes. Trumandoktrin, Atlantikpakt und nun die H-Bombe sind Etappen auf diesem Weg – einem Weg, der, wenn weiter verfolgt, wirklich keine Aussicht mehr läßt, einen neuen Krieg zu verhindern. Daß nun endlich mit der *Ab-*

rüstung ernst gemacht werde, muß darum – neben der Umwälzung der Eigentumsordnungen – zur dringlichsten Forderung der in ihrem Leben selbst bedrohten Völker werden. Im besonderen wird zur Ausschaltung der Atomwaffe ein neuer Anlauf genommen werden müssen, der aber selbstverständlich nicht auf der nun ohnehin unmöglich gewordenen Linie des Baruchplanes erfolgen darf. Denn es ist ja nicht so, wie völlig irreführend die «Neue Zürcher Zeitung» letzthin (am 2. Februar 1950) schrieb:

«Solange Moskau nur die unkontrollierte Vernichtung aller bestehenden Atombombenvorräte verlangt, um seine Friedensliebe zu beweisen, sich aber hartnäckig weigert, eine internationale Kontrolle der Erzeugung atomischer Energie auch in seinem Machtbereich zuzulassen, wird es beim Wettlauf um die Überlegenheit auch auf dem Gebiete der Atomwaffen bleiben.»

Tatsache ist vielmehr, daß der von den Vereinten Nationen übernommene amerikanische Plan für die Kontrolle der Atomkraft nicht an der Ablehnung einer solchen Kontrolle durch die Sowjetunion scheiterte, sondern – um mit Professor Blackett zu sprechen – an dem Versuch der Westmächte, diesen Plan auf eine Linie festzulegen, «auf der die Sowjetunion einer Gruppe von Nationen unter amerikanischer Führung untergeordnet worden wäre». «Da Amerika», so schreibt der berühmte englische Atomphysiker, «seine Atombomben bis zu einer späten Phase des Ingangkommens (der Inspektion) behalten würde, könnte die Sowjetunion keine feste Garantie haben, daß nicht zu dem Zeitpunkt, an dem die Bomben beseitigt werden sollen, irgendein technischer Einwand erhoben wird, der ihre Beibehaltung rechtfertigt. In der Zwischenzeit hätte die Sowjetunion ihr Land und ihre Volkswirtschaft der Inspektion und damit notwendig auch der militärischen Spionage geöffnet[3].»

Daß die Sowjetunion einer strengen Kontrolle der Erzeugung von Atomkraft keineswegs widerstreben würde, sofern diese nur nicht einseitig Amerika begünstigen und sie selber schädigen würde, haben ihre Sprecher immer wieder betont, zuletzt Wyschinski in seiner Rede vor dem politischen Sonderausschuß der UNO am 10. November 1949. Mache man doch, wenn man das alles nur für Propaganda ansieht, einmal die Probe aufs Exempel – und man wird bald sehen, ob die Russen wirklich die Saboteure der Atomkraftkontrolle sind, als die sie die gerissene Taktik der Verfasser und Befürworter des Baruchplanes einer oberflächlich urteilenden, weil voreingenommenen Welt hat erscheinen lassen!

Propaganda und Wahrheit Die Regel, zuerst im eigenen Haus Ordnung zu schaffen, bevor man den Nachbar anklagt, bedeutet freilich nicht, daß wir Unrecht, mit dem sich der andere belastet, einfach übersehen sollten. Wir *dürfen*, ja *müssen*

[3] Blackett, Angst, Krieg und Atombombe, Seite 192.

vielleicht sogar es aufzeigen, wenn sich unser Wille zur Gerechtigkeit und unsere Leidenschaft für die Menschenwürde vor allen Dingen einmal im Kampf gegen den «Feind in uns selber» bewährt. Sonst trifft uns der Vorwurf der Heuchelei und Selbstgerechtigkeit mit voller Wucht und Schärfe!

Das gilt namentlich auch für den moralischen Kreuzzug gegen die Sowjetunion, der die wirksamste Vorbereitung für den *militärischen* Krieg gegen den «Menschheitsfeind Nr. 1» darstellt. Nehmen wir etwa die jetzt besonders beliebten Anklagen gegen die *russischen Zwangsarbeitslager*. Kein Zweifel: diese Lager gibt es, wenn es auch unwahrscheinlich klingt, daß in ihnen an die zehn Millionen Sträflinge vereinigt seien, müßte dann doch, bei rund 50 Millionen erwachsenen Männern, die in der Sowjetunion leben (1940, also vor dem deutschen Einfall in Rußland, zählte man in der ganzen Sowjetunion genau 46,7 Millionen Männer zwischen 15 und 59 Jahren), jeder fünfte arbeitsfähige Russe in diesen Lagern sein. Aber gibt es nicht auch Zwangsarbeit, und zwar sicher für Millionen von Menschen, in den britischen und französischen Kolonien, in Südafrika, in Lateinamerika? Leben die Neger in den Südstaaten der USA – es sind immerhin auch einige Millionen – unter menschenwürdigeren Verhältnissen als die Zwangsarbeiter in Rußland?[4] Gibt es nicht immer noch Konzentrationslager in Spanien und Griechenland, die, wenn sie schon von verhältnismäßig geringer Ausdehnung sind, doch viel unmenschlichere Lebensbedingungen für die Gefangenen aufweisen, als das die sowjetischen Arbeitslager tun? J. M. Domenach spricht darum nur eine Forderung elementarer Gerechtigkeit aus, wenn er im «Esprit», die lärmende Aktion David Roussets gegen die russischen Arbeitslager kritisierend, bemerkt, eine Untersuchung über Lagergreuel müsse sich auf *alle* in Frage kommenden Länder erstrecken; «sonst macht man sich die Dialektik derjenigen zu eigen, die die sowjetischen Konzentrationslager nur zu dem Zwecke denunzieren, um Gründe für einen Krieg beizubringen, der zu einer noch weiteren Ausdehnung dieser Lager auch bei ihnen führen würde. Die öffentliche Meinung muß sich daher aufraffen und von der UNO die Bildung einer Untersuchungskommission verlangen, die mit der Inspektion der Strafvollzugssysteme und der

[4] Die beiden amerikanischen Negerschriftsteller Horace Cayton und Claire Drake haben vor ein paar Jahren, als der damalige Außenminister Byrnes empörte Proteste in die Hauptstädte der osteuropäischen Volksrepubliken wegen Verletzung der demokratischen Grundsätze schickte, die Gefühle ihrer Rassengenossen nicht übel ausgedrückt. «Wenn sie», so schrieben sie in einem gemeinsam verfaßten Aufsatz, «die Proteste gegen den ‚Eisernen Vorhang' hören, dann setzen sie ein sardonisches Lächeln auf. Weiß Europa, was in den Sümpfen von Florida vorgeht, in den Baumwollplantagen von Mississippi und in den Kettengefängnissen und Zwangsarbeitsfarmen des Südens, wo die Neger täglich geschlagen und gefoltert werden? Wenn sie den amerikanischen Außenminister sagen hören, man müsse den Balkanstaaten die vier Freiheiten bringen, lachen sie unehrerbietig auf. Sie denken an seinen eigenen Staat Südkarolina, wo die Neger wie Hunde niedergeschlagen würden, wenn sie in größerem Umfang ihr Recht, an die Urnen zu gehen, geltend zu machen wagten.»

Sträflings- oder Zwangsarbeiterlager in allen Ländern zu beauftragen wäre. Wer sich dem widersetzen würde, wäre gerichtet, und wenn sich die Sowjetunion allein widersetzte, so wäre das, wie ich glaube, in den Augen der ganzen Welt der einzig mögliche Beweis für die Wahrheit von Roussets Anklagen.»

Oder nehmen wir die jüngste Propaganda gegen die «*Verschleppung von 28 000 griechischen Kindern* durch die Kommunisten», zu der die griechische Königin, eine ehemalige deutsche Prinzessin und Führerin der Hitlermädchen, das Stichwort gegeben hat. Es ist in Westeuropa begierig aufgenommen worden, auch vom westschweizerischen Radio, das seit Wochen einen planmäßigen Feldzug gegen die Urheber dieses «Verbrechens» führt, auch vom britischen Außenminister Bevin, der im Unterhaus (am 16. November 1949) behauptete, es handle sich hier um «einen der größten Skandale aller Zeiten». Wie steht es damit aber in Wirklichkeit?

Ich glaube, wir dürfen in dieser Sache das Zeugnis eines Mannes als zuverlässig annehmen, der während sechs Monaten als Beobachter der Untersuchungskommission der Vereinten Nationen in Griechenland weilte und vorher zwei Jahre lang politischer Berater des Chefs der britischen Militärregierung in Berlin war, des Engländers Kenneth Spencer. Dieser Mann stellt im «New Statesman» die Tatsachen folgendermaßen dar: Im Frühjahr 1946 verfügte General Markos die Verbringung der Kinder in den unmittelbar von den Kriegshandlungen erfaßten und von schwerer Lebensmittelnot betroffenen Gebieten Nordgriechenlands in die verhältnismäßig gesicherten Länder der benachbarten Volksrepubliken. (Das war also, so fügen *wir* hinzu, nicht ein Akt der Unmenschlichkeit und Grausamkeit, sondern der Menschlichkeit und Fürsorge, der Tausenden von Kindern das Leben gerettet hat.) Die Kinder wurden in der Regel mit Einwilligung der Eltern weggebracht (der Vater kämpfte häufig in den Reihen der Partisanen); nur in einer Minderheit von Fällen wurden sie zwangsweise evakuiert. Ihre Rückführung in die Heimat geschieht, wenn die Eltern es verlangen und sobald es die Verhältnisse erlauben. Die griechische Regierung hat aber mit allen Druckmitteln, über die sie verfügt, bisher nur die Eltern von 8000 der insgesamt 28 000 Kinder veranlassen können, ein Heimschaffungsbegehren zu stellen, vermutlich deshalb, weil sie die Kinder zuerst einer «Umerziehungskur» in besonderen Lagern unterwerfen will, bevor sie dieselben ihren Eltern zurückzugeben bereit ist. Spencer belegt seine Darstellung durch Anführung offizieller Berichte der erwähnten UNO-Kommission und des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz sowie des Bundes der nationalen Rotkreuzgesellschaften.

Im übrigen hätte gerade die griechische Regierung wahrhaftig alle Ursache, zuerst einmal vor der eigenen Tür zu wischen. Denn was zuverlässig über die Zustände in den von ihr selbst betriebenen Gefängnissen und Lagern, besonders in dem berüchtigten Konzentrationslager

von *Makronissos*, verlautet, ist so bedenklich, daß davor jede Anklage wegen der «verschleppten» Kinder – die in Jugoslawien, Ungarn, der Tschechoslowakei usw. musterhaft untergebracht sind – verstummen muß. Dem Internationalen Roten Kreuz zufolge sind immer noch 25 000 politische Häftlinge in den griechischen Staatsgefängnissen; ebensoviele befinden sich in den Konzentrationslagern, im ganzen also rund 50 000 Menschen, die bei weitem nicht alles Kommunisten sind, aber solange «umerzogen» werden, bis sie, an Körper und Seele gebrochen, zum Kreuz kriechen und ihre ehemaligen Kameraden verraten[5]. Hört man unsere Antikommunisten gegen diese Verhältnisse auch nur mit annähernd der gleichen Heftigkeit und Ausdauer protestieren, die sie in ihre Anklagen gegen *kommunistische* Verbrechen legen?

Die Welt des Ostens Es bleibt mir nur mehr wenig Raum, um auch noch den Fortgang der Ereignisse in Asien und Afrika zu skizzieren, die doch von so außerordentlicher Bedeutung für die künftigen Geschicke unserer Welt sind. Ihr gemeinsamer Zug ist wiederum der unaufhaltsame Aufstieg der farbigen Rassen zu Mündigkeit und Menschenwürde. Er hat sich in *Aegypten* in dem Wahlsieg der Wafdpartei bekundet, die sich als Trägerin der nationalen Unabhängigkeitsbewegung zur endgültigen Auseinandersetzung mit England anschickt (das ja immer noch am Suezkanal und besonders im Sudan steht), aber auch innerpolitische Reformen an die Hand nehmen zu wollen scheint, um das Volk aus seiner fürchterlichen Armut, Verkommenheit und Unwissenheit herauszuführen. Er hat sich in der Ende Januar erfolgten Ausrufung der souveränen Republik *Indien* bekundet, die in Rajendra Prasat, einem alten Freund und Schüler Gandhis, ihren ersten Präsidenten bekommen hat. Und er bekundet sich vor allem weiterhin in dem großen Ringen der *ost- und südostasiatischen Völker* um völlige Freiheit von westlicher Bevormundung und Ausbeutung.

---

[5] Nach Frankreich ist folgender Hilfeschrei eines Gefangenen gedrungen, auf den der katholische Schriftsteller Mauriac öffentlich geantwortet hat: «Erhebt kraftvoll die Stimme eures Protestes gegen die abscheulichen Verbrechen, die in diesem Augenblick die Henker der griechischen Regierung auf der Insel Makronissos begehen, wo sie den politischen Deportierten schreckliche körperliche Martern bereiten, um sie zur Unterzeichnung von ‚Erklärungen' zu zwingen, die ein Schimpf für die menschliche Würde sind! Einer dieser Henker, der Leutnant Rados, ein als Sadist gekennzeichneter Typ, hat offen erklärt, wenn sie sich weigerten zu unterschreiben, werde er sie alle umbringen. Fünf Soldaten der griechischen Armee, Augenzeugen dieser furchtbaren Szenen, sind verrückt geworden. Ein Greis von 73 Jahren, namens Nikitidis, von Kilkis, hat ‚Selbstmord begangen'. Vier andere Deportierte sind ermordet worden. Diejenigen, die sich beharrlich weigern zu unterschreiben, werden nach schrecklichen Mißhandlungen mit einer Last von 64 Kilo beladen und gezwungen, den ganzen Tag zu laufen. Wenn sie dann erschöpft umfallen, werden sie mit Bambusstöcken geschlagen, so daß sie zeitlebens Krüppel oder lungenkrank bleiben. Auch der bekannte Schriftsteller Demetrios Photiadis ist soeben dieser Behandlung unterworfen worden. Schreckensnächte folgen einander ununterbrochen seit etwa 14 Tagen in diesem neuen Dachau. Das Blut fließt in Strömen.»

Das neue *China* ist gegenwärtig aber auch daran, seine Beziehungen zur Sowjetunion in Ordnung zu bringen. Mao Tse-tung und seine Mitarbeiter verhandeln darüber noch immer in Moskau, während die Vereinigten Staaten, wie die kürzliche Rede Außenminister Achesons vor dem amerikanischen Presseverband ganz offen erkennen ließ, alle Anstrengungen machen, um einen Keil zwischen China und Rußland zu treiben (so durch die Behauptung, die Sowjetunion gehe auf die Annexion der Mandschurei, der Inneren Mongolei und Sinkiangs aus) und aus Mao einen asiatischen Tito im großen Stil zu machen. Die Liebesmüh wird allerdings sehr wahrscheinlich vergebens sein.

Inzwischen machen sich immer stärker die Auswirkungen der chinesischen Revolution auf Französisch-*Indochina* bemerkbar. Das französische Parlament hat zwar letzthin die Verträge genehmigt, die aus Vietnam, Kambodscha und Laos «praktisch selbständige» Mitglieder des französischen Reichsverbandes machen sollen. Aber jedermann weiß, daß solche Manöver der letzten Stunde die Gewinnung der wirklichen Unabhängigkeit für Indochina doch nicht mehr vereiteln können. Und als Schlag um Schlag zuerst China, dann die Sowjetunion, dann die osteuropäischen Volksrepubliken statt die Regierung des Puppenkaisers Bao Dai diejenige seines Gegenspielers Ho Chi-Minh anerkannten (ein Hinweis darauf, was in Moskau *tatsächlich* vorgeht!), da kam denn auch gleich das ganze luftige Gebäude der westmächtlichen Ostasienpolitik ins Wanken. Besonders in Paris gab es über dieses zweifellos unfreundliche Verhalten der Ostblockstaaten große Entrüstung[6], und Amerika wie England leisteten ihrem französischen Verbündeten unverzüglich diplomatische Schützenhilfe, indem sie sich ihrerseits treu hinter Bao Dai stellten; aber daß diese papierene Solidaritätskundgebung der neuen Heiligen Allianz die Lage für die «Ordnungsmächte» noch wirklich zu retten vermöge, können doch nur Leute glauben, die von den in der asiatischen Völkerwelt tätigen Kräften überhaupt keine Ahnung haben. Die Gefahr ist vielmehr groß, daß den Westmächten durch ihre Versteifung auf unhaltbare Stellungen außer China und Indochina auch noch *Siam* und *Malaya* aus der Hand gleiten, ja daß die sozialrevolutionäre Bewegung, von Peking und Moskau gefördert, mehr und mehr auch *Burma* und *Indien* erfaßt.

Wird dafür wenigstens *Indonesien* in den Einflußbereich der Westmächte zurückkehren? Hoffnungen darauf nährt man mindestens in Wa-

---

[6] Ho Chi-Minh ist eben technisch ein Rebell, wenn er auch 80 Prozent des Gebietes von Vietnam beherrscht, während Bao Dai unter dem Schutz der französischen Bajonette nur in den größeren Städten «regiert». Merkwürdig ist immerhin, daß die Vereinigten Staaten zwar die Scheinregierung Bao Dai anerkennen, hingegen (ebenso wie Frankreich selbst) der neuen *chinesischen* Regierung die Anerkennung verweigern, obwohl diese nunmehr auf dem ganzen Gebiet Chinas die einzige wirkliche Autorität darstellt. Aber eben: die Regierung von Saigon ist heftig gegenrevolutionär, während diejenige von Peking durch eine Revolution an die Macht gekommen ist, ähnlich wie – lang, lang ist's her – die erste Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika auch ...

«Ihr» und die Menge

Und es begab sich, als er für sich allein betete, waren die Jünger bei ihm, und er fragte sie: Für wen hält mich die Volksmenge? Da antworteten sie und sagten: Für Johannes den Täufer, andere für Elia, noch andere meinen, einer der alten Propheten sei auferstanden. Darauf sagte er zu ihnen: Ihr aber, für wen haltet ihr mich? Da antwortete Petrus und sprach: Für den Gesalbten Gottes. Er aber gebot ihnen mit strengem Befehl, dies niemand zu sagen, indem er sprach: Der Sohn des Menschen muß viel leiden und verworfen werden von den Ältesten und Hohepriestern und Schriftgelehrten und getötet werden, und am dritten Tage muß er auferweckt werden.
Luk. 9, 18—21.

Vor etwa dreißig Jahren wurde oft und kraftvoll darauf hingewiesen, daß die Gemeinde Christi auf die Seite der «Menge» gehöre und ihre ganz besonderen Verpflichtungen der «Welt» gegenüber habe. Heute redet man mehr von dem an die Gemeinde — oder auch Kirche — ergangenen Ruf Gottes, der diese aus den Ordnungen der Menge und Welt hinwegnimmt und anderen Ordnung unterstellt. Die Bibel kennt sowohl den einen wie den anderen Ruf.

Die Volksmenge ist, wo immer sie als Masse in Erscheinung tritt — sei es die grölende Masse bei einem Fußballmatsch oder die uniformierte Kolonne, sei es ein fliehendes Chaos oder eine von Not und elementaren Trieben gepeitschte Aufrührermasse — häßlich; darum kann der vorwiegend ästhetisch wertende Mensch die Menge nur verachten oder fürchten. Sie ist aber auch, da in ihr die großen Gedanken und Regungen sich dem Fassungsvermögen der am wenigsten Bedeutenden angleichen und so leicht der skrupellosen Demagogie erliegen, arm und erbarmenerregend; darum wird der vorwiegend gefühlsmäßig reagierende Mensch der Masse eine Art Erbarmen entgegenbringen.

Jesus ist den Menschen der Menge ohne Furcht und Verachtung begegnet. Er hat sich ihrer erbarmt. Doch das ist nicht alles; er hat diesen Menschen der Menge mehr und Größeres entgegengebracht als nur ein Gefühl. Er hat in sie ein großes Vertrauen gesetzt.

Dieses Vertrauen ist freilich frei von jeder seichten Romantik. Es hat nichts mit der großen Illusion zu tun, in der enttäuschte Glieder der bürgerlichen Dekadenz gern das Proletariat überschätzen und auch nichts mit dem wurzellosen Glauben an den von Natur guten, «unverbildeten» Menschen. Jesu Vertrauen zu den Menschen der Menge ist kein Vertrauen für alles und jedes, keine Blankovollmacht auf die Zukunft hin, sondern ein ganz bestimmtes Vertrauen.

Er traut diesen Menschen zu, daß sie von der Frage des lebendigen Gottes bewegt werden. Er traut ihnen zu, daß sie leben und nicht nur vegetieren. Den Menschen der Menge, die damals nicht besser und nicht schlechter war als die Menge von heute, traut er zu, der Frage standzuhalten, wer er selber in Wahrheit sei. Keine Menge vermag jemals nur von ihrer Zahl zu leben. Sie kann nur leben vermöge der Ungenannten und Unbekannten, die der Frage des lebendigen Gottes standhalten, die

mit Gott noch nicht «fertig» sind und niemals fertig werden. Darum scheidet Jesus die Seinen von der Menge so wenig, wie er sich selber je von ihr geschieden hat.

Die Jünger, die Jesus als «ihr» anredet, stehen auf der gleichen Seite wie die Menge, weil sie vor der gleichen Frage des lebendigen Gottes stehen. Es wird ihnen die scheinbar — aber eben nur scheinbar — stolze Verachtung der Masse verwehrt, auch wenn diese «kreuzige, kreuzige» zu grölen beginnt. Es wird ihnen auch der Ausweg in einen aristokratischen Individualismus verbaut, in dessen Treibhausluft Liebe und Leben ersticken.

Aber eben, weil die Menschen der Menge vor dem lebendigen Gott stehen, und nicht, weil sie besondere Vorzüge hätten, ist dieses Vertrauen möglich. Dieses so begründete Vertrauen vermag Enttäuschungen zu ertragen, die der blinde Glaube an die Masse oder an den «unverbildeten» Menschen niemals aushielte. Wie viele Massengläubige sind doch enttäuscht auf die Seite getreten, wenn sie glaubten, ein Versagen der Massen feststellen zu müssen und wie viele Gläubige an den «unverbildeten» Menschen erhalten sich ihren Glauben nur dadurch, daß sie sich weislich hüten, dem konkreten Menschen zu begegnen.

Das Erbarmen Jesu gegenüber der Menge, das auch in den Seinen leben sollte, ist keine wirklichkeitsferne Gefühlsseligkeit, sondern die Frucht des Glaubens an die Wirklichkeit des fragenden Gottes bei den Menschen der Menge.

Stellt Jesus also zunächst die Menge, die Seinen und sich selber auf die eine und selbe Seite, so ebenso deutlich die Welt der Priester und Pharisäer auf die andere. Zwischen denen, die mit der Frage des lebendigen Gottes nicht fertig werden, und denen, die schon lange damit fertig sind, verläuft die wirkliche Grenze. Das Fertigsein mit Gott ist das Schlimmste. Es kann sich wohl mit viel Ehrfurcht und Religion bekleiden. Aber in diesen feierlichen Kleidern klappert der Tod. Hohepriester und Pharisäer haben den Gotteswillen in Kultus und Lehre gebannt, sie müssen nicht mehr vor der Frage «was will Gott hier und jetzt, wer ist der Christus Gottes?» stehenbleiben, sie können ihre Dogmatik aufschlagen oder ihre Amtsträger befragen und wissen die Antwort — ohne die Frage gehört zu haben, sterben, ohne gelebt zu haben. Sie kennen das rechte Gefühl für Gott und die rechte Lehre von Gott — nur den lebendigen, fragenden Gott selber kennen sie nicht.

So deutlich, wie Jesus die Menge und die Seinen dieser Welt der frommen Gottlosigkeit gegenüber zusammenrückt, so deutlich allerdings macht er nun aber auch wieder einen Unterschied zwischen den Seinen und der Menge, eine Abgrenzung zwischen denen, die doch auf derselben Seite der großen Grenze stehen. «Ihr aber, für wen haltet ihr mich?» Die gleiche Frage ist an die Menschen der Menge und an die Jüngergemeinde gerichtet. «Du bist der Messias Gottes», das ist die Antwort derer, die ihm am nächsten stehen, eine Antwort, wie sie die

Menschen der Menge nicht finden. Diese Antwort ist viel verpflichtender, viel verbindlicher als die Antwort der Suchenden aus der Menge. Diese Antwort sagt, daß hier, in diesem Christusleben, in diesem Christusgeist die einzige Türe zur Gotteswelt sei. Es ist eine Antwort, die den Menschen in die glühende Nähe des verzehrenden Gottesfeuers stellt.

Die Abgrenzung zwischen den Seinen und der Menge ist also gerade nicht das, was die Christenheit seit jeher gern daraus gemacht hat, eine Sicherung vor Irrtum und Unsauberkeit der Menge, ein Beruhigungsmittel für die Ewigkeit, eine Zuflucht in einem gemütlichen Obergeschoß der ungastlichen Welt, wo die privilegierten Bewohner einander listig zublinzeln «wir» und halb mitleidig, halb verachtungsvoll hinunterblicken «ihr».

Nein, der einzige Unterschied zwischen den Seinen und der Menge ist, daß diese Seinen die größere Verantwortung als den sengenden Hauch der göttlichen Nähe verspüren. Wer wirklich in diese Nähe rückt, hat weder Zeit noch Kraft mehr, sich sehr betont von der irrenden Menge zu distanzieren; er weiß, daß der Gotteshauch ihn gerade am ehesten verzehren kann.

Darum müssen die Seinen, die da auf die Gottesfrage die beste Antwort zu geben wissen, zunächst einmal das Schweigen, das Reifen im Schweigen erlernen. Sie werden lernen müssen, daß Gottes Weg anders verläuft, als die menschliche Vorstellung, das menschliche Ideal, das menschliche Gefühl ihn sich erhoffen und ausmalen. Sie werden das Kreuz verstehen lernen müssen. Jesus befiehlt denen, die ihm durch ihre Antwort auf die zentrale Lebensfrage am nächsten gerückt sind, weder durch Weltpropaganda eine Welt für ihn zu erobern, noch ihre Anbetung wie ein loderndes Altarfeuer sichtbar aufflammen zu lassen. Er heißt sie zunächst das Schweigen lernen — in der Nähe des brennenden Feuers Gottes.

Verstehen ist mehr als Propaganda, Dienst und Anbetung. Verstandenwerden heißt schon die tiefste Sehnsucht des menschlichen Herzens. Das ist auch die tiefste Sehnsucht Gottes. Verstehen wir den Menschen, so werden wir ihn weder anbeten, noch nach unserem Bilde zu modeln versuchen, ihn weder vergotten noch versklaven, sondern sein Besonderes erkennen und hüten.

Verstehen wir Gottes Kreuzesweg, lernen wir ihn in des Feuers Nähe schweigend verstehen, dann ist der kleine Gott, den man nur anbeten kann, und der noch kleinere, der — gemacht nach des Menschen Bilde — nur dazu da ist, unsere Wünsche zu erfüllen, überwunden. Dann ist Raum da für den Größeren und Lebendigen. In dessen Nähe dürfte es vielleicht auch leichter sein als in der Nähe der kleinen Götter, den Menschen zu verstehen.

Die, zu denen Christus in Wahrheit sagt: «Ihr aber», sind zu diesem Schweren, das zugleich das Erlösende und Heilige ist, gerufen.

Bruno Balscheit.

Leben und Werk Léon Bloys

(Fortsetzung und Schluß)

II.

Es wird in Zukunft müheloser sein, sich mit Léon Bloys Werk vertraut zu machen, da seit 1947 bei *François Bernouard* in Paris unter der weisen Aufsicht von *Joseph Bollery* eine gediegen ausgestattete, mit Varianten und Anmerkungen versehene *Gesamtausgabe* erscheint, die um die dreißig Bände umfassen wird. Bereits 1929 hat J. Bollery mit seinem Buche «Ein großer verkannter Schriftsteller Frankreichs: Léon Bloy» eine gute Einführung gegeben und eine vollständige Bibliographie der Werke Bloys veröffentlicht. Dieses Buch ist zusammen mit *Stanislas Fumets* «Sendung von Léon Bloy» (1935) immer noch lesenswert, obwohl uns heute näherliegendes Material zur Verfügung steht. Es ist dem früheren Basler Ordinarius für französische Philologie, *Albert Béguin*-Vincent, zu verdanken, daß uns Bloy durch seine subtile Durchschauung und Durchdringung der oft schwer verständlichen Texte zu einer lebendigen und prophetischen Gestalt unserer Zeit erstanden ist. In der Sammlung «Le Cri de la France» hat Béguin im Jahre 1943 bei Egloff in Freiburg eine wohlerwogene Auswahl der Schriften Léon Bloys erscheinen lassen, und ein Jahr darauf hat er beim gleichen Verleger sein wundervolles Meisterporträt «Léon Bloy, L'Impatient» veröffentlicht. Monographische Studien eines Literaturprofessors zeichnen sich gewöhnlich durch die Kälte der kritischen Distanz und durch die Schärfe der Analyse aus. Bei Béguin ist das anders. Sein wahrlich auch kritisches Urteilsvermögen und sein analytischer Scharfsinn sind ganz und gar von einer tiefen und lebhaften geistigen Sympathie in Anspruch genommen, und man merkt es jeder Zeile seines Buches an, daß er über Léon Bloy schreibt, weil er sich zutiefst von dessen noch unerschlossener Hoheit überwunden weiß. Er liebt ihn, liebt ihn glühend und ringt um die Wertschätzung eines Menschen, dessen Ruhm einst schmachvoll zertreten worden war. Mein eigenes Essay, das ich hier veröffentlichen darf, hat auch keinen andern Sinn, als ein kleiner Beitrag zu sein für eine Wiedergutmachung, die Bloy gegenüber schon längst fällig ist. Um ihn mundtot zu machen, taten sich einst seine Zeitgenossen zu einer Verschwörung des Schweigens zusammen, und charakteristisch dafür war die Stellung, die *Paul Bourget*, einer jener erfolgreichen Literaten, noch 1923 bezog, indem er von Bloy erklärte: «Ein interessanter Mensch war das nicht . . . Er war nicht ohne Begabung, hielt sich aber für ein Genie . . . Er war hochmütig, ein Faulenzer . . . Er dachte nur daran, Geld zu borgen, und beleidigte die, welche es ihm weigerten . . . Er hielt sich ständig für verfolgt . . .» Das ist die Legende von Léon Bloy. Von Frankreich aus drang sie in alle Welt, besonders auch nach Deutschland, und so ist es gekommen, daß Bloy auf deutschem Sprachgebiet nicht nur ein verkannter, sondern ganz einfach ein unbe-

kannter Autor ist. Die äußerst spärlichen Übersetzungen weniger Werke von ihm bestätigen es. Der katholische Pfarrer *Karl Pfleger* ist beinahe der einzige, der sich um Bloy intensiv gemüht hat. In seinem lehrreichen Werk «Geister, die um Christus ringen» (Verlag Anton Pustet, Salzburg 1934) bietet er unter anderen Essays, die Péguy, Gide, Chesterton, Dostojewskij, Solowiow, Berdjajew gewidmet sind, auch eine großangelegte Studie über Léon Bloy als den «Pilger des Absoluten», die zur Einführung in sein Lebenswerk gute Dienste leistet. Ferner hat Pfleger die Brautbriefe übersetzt und ihnen unter dem Titel «Ein Dokument der Liebe» ein leuchtendes Vorwort vorangestellt. Sehr hilfreich ist mir selbst die Abhandlung von *Lotte Kaupp* (Zürich/Küsnacht) geworden, die den Zusammenhängen zwischen der Weltanschauung und dem Stil Léon Bloys nachgeht und die Eigenart seiner rhythmischen Schreibweise sinnvoll beleuchtet. Die Abhandlung ist als Doktordissertation unter dem Titel «Versuch über den Stil Léon Bloys» 1937 in Zürich erschienen. Außer den bereits genannten Brautbriefen liegen an Übersetzungen bloß noch die beiden folgenden vor: «Clotilde Maréchal», übersetzt von Hans Jacob (Basel-Leipzig, 1931), und «Das Blut des Armen», ins Deutsche übertragen von Clemens ten Holder, sowie durch ein Kapitel «Das Mysterium der Armut bei Bloy» eingeleitet von Karl Pfleger (Salzburg-Leipzig, 1936).

a) *Der Herrgottsnarr.* Ungefähr zur gleichen Zeit, da Nietzsche-Zarathustra in ein dionysisches Gelächter über das Christentum ausbricht und die Welt aufschreckt mit der Botschaft, daß Gott tot sei, schreibt Bloy sein bändereiches Werk von der ersten bis zur letzten Zeile ausdrücklich und ausschließlich zur Ehre Gottes, und zwar des alten Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs, und nicht des Gottes der Philosophen. Er schreibt alles aus glühendem Drang nach dem, was vollkommen, was *absolut* ist, führt alles mit ansteigender Ungeduld über das Furioso seiner nach Gott schmachtenden Seele und eifert mit Eliasgeist für den einen, ewigen Gott gegen die Baale seiner Zeit und gegen ihre Baalspriester. Ein Herrgottsnarr ist er, aber man vergleiche ihn nicht mit jenem umbrischen Herrgottsbruder, der die Gabe der Milde besaß und dessen Seele in seraphischem Gesang mit den Sonnenuntergängen Umbriens verschwebte. Bloy ist zwar auch ein Franziskus in seiner Weise, aber er kann kein Heiliger sein wie jener — und darunter hat er zeitlebens gelitten! —, sondern muß um des Herrn willen nur ein Hund sein, ein treuer *canis Domini*, der unaufhörlich bellend die Herde Christi umkreist, um sie zusammenzuhalten und zu schützen.

«Niemand kann zwei Herren dienen: entweder er wird den einen hassen und den andern lieben, oder er wird dem einen anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.» Dieses Wort der Bergpredigt ist bei Bloy sozusagen existentiell geworden. Sein ganzes Werk ist darum so gespannt, darum so explosiv, weil er mit diesem unerbittlichen «Ihr könnt nicht!» seine Zeitgenossen in höchstem Maße aufreizen und skandalieren *muß*. Seine Aufgabe ist es, sich leiden-

schaftlich für die ganze, ungeteilte, unverwässerte Wahrheit einzusetzen. Darum muß er das Entweder-Oder mit der ganzen Schärfe der uns obliegenden Entscheidung betonen und alle verdammen, die es sophistisch in ein Sowohl-als-Auch umlügen. Bloy ist noch unnachsichtiger als der Engel der Gemeinde zu Laodizea. Jener Engel rügt die Werke, die weder kalt noch warm sind. Kalt oder warm sind für Bloy zu milde Gegensätze. Bei ihm gilt nur: Eis oder Glut. Darum empfindet er das meiste als lau und speit es weg aus seinem Munde. Kein Wunder, daß seine Zeitungsartikel, seine Schriften und Briefe ihm auf der ganzen Linie den Haß und die Feindschaft der Mächtigen und Erfolgreichen einbringen und daß ihm zugleich überall, wohin er dringt, die Türen all der Verborgenen, Armen und Dunklen aufgehen, jener unbekannten Einzelnen, die sich stets im Hintergrunde halten und die Bloy erkennt und feiert als die eigentlichen Träger des Reiches Gottes auf Erden.

Bloy ist Künstler. Er hat aber eine sehr strenge Auffassung vom Wesen der Kunst. Sie hat die Wahrheit zu verteidigen gegen die Unwahrheit und das Schöne wider das Unschöne. Denn noch deutlicher als irgendwer empfindet der Künstler die Verbannung aus dem Paradiese und die Sehnsucht nach dem Absoluten. Darum bedenkt er alles *sub specie aeternitatis* und fragt nicht, ob er gefalle oder mißfalle, ob er Erfolg habe oder Mißerfolg: er hat nur sich selber treu zu sein und seiner Sendung. Denn was er zu sagen hat, hat er nicht aus sich selbst: es wird ihm gegeben, aufgezwungen, und die äußere Form, um die er ringt, ist ein Versuch, Unendliches mit endlichen Mitteln auszudrücken. Bloys Ideal wäre es gewesen, sich ganz von der Welt zurückzuziehen — in ein kleines Haus mit einem Garten — um sich nur «vom Worte Gottes zu ernähren». Aber dieser Traum von einem beschaulichen Leben sollte sich für ihn nie erfüllen. Gerade der Abgrund zwischen der grenzenlosen Herrlichkeit Gottes, die er, wie selten einer, schon zu Lebzeiten ahnen darf, und der bodenlosen Niedertracht der Welt, mit der er sich im bitteren Kampf ums Dasein täglich herumschlägt, bringt sein Instrument zum Tönen. Er beherrscht seine Sprache mit überlegener Meisterschaft. Nichts bleibt abstrakt. Alles gestaltet sich bei ihm zum plastischen Bilde. Und das kommt daher, daß sein Reden und Schreiben ein Werk vor Gott ist, ein Gebet. «Das Gebet ist die Arbeit der Herren», sagt er einmal in einer seiner prägnanten Formulierungen, «und die Arbeit ist das Gebet der Knechte». Das Gebet ist eine geheimnisvolle, übernatürliche Kraft, «eine Waffe, die wir Gott in die Hand legen, deren Bestimmung uns aber völlig unbekannt bleibt», ein Kapital, mit dem Gott an unserer Stelle arbeitet. Bloy glaubt an die wunderwirkende Kraft des Gebetes. Die Gabe der Apostel und Jünger Jesu und so vieler Heiliger, Krankheiten durch Gebete zu heilen, ist eine natürliche Kraft des kindlich gläubigen Christen und uns nur deshalb verlorengegangen, weil wir diesen Glauben nicht mehr haben.

Hinter allem Sichtbaren ahnt er die Macht des Unsichtbaren. Nichts ist seinen Augen bedeutungslos. Das geringste Geschehen ist geheimnis-

voll und wunderbar, weil es im großen Plane Gottes vorgesehen ist. Wenn uns am Jüngsten Gericht die Augen aufgehen und wir mit einem Schlag den Blick bekommen für die großen Zusammenhänge des Weltgeschehens, werden wir uns anbetend vor der Herrlichkeit Gottes beugen. «Anbeten», das ist eines seiner Lieblingsworte. «Ich bin vor allem ein Anbeter», sagt er irgendwo, «und ich sehe mich selbst jedesmal unter dem Vieh, wenn ich anders als aus Liebe und aus den Motiven der Liebe handle.» Mag ihm Schweres und Schwerstes widerfahren, er ruht nicht, bis er auch und gerade vor solchem anbetend erstaunen muß. Nicht daß Gottes allwissende Vorsehung den freien Willen des Menschen aufhöbe! Es gehört vielmehr gerade zum tiefen Ernst Bloyscher Weltanschauung, daß er die Verantwortlichkeit des frei sich entscheidenden Menschen mit erschreckender Deutlichkeit wahrnimmt und aufzeigt: Wir handeln nicht als voneinander unabhängige Einzelwesen, sondern als Teile der gesamten Menschheit, als Glieder *eines* Leibes, an dem Christus das Haupt ist. Die scheinbar unbedeutendste unserer Handlungen hat ihre Auswirkungen im Unsichtbaren. Für des einen Sünden müssen andere büßen, an des einen Verdiensten haben andere teil. Die Gerechtigkeit Gottes verlangt ein konstantes Gleichgewicht zwischen den Verfehlungen und den Verdiensten der ganzen Menschhit. Mag uns auch dies in unserem egoistischen Individualismus ungerecht erscheinen, so dürfen wir doch nicht an Gottes Gerechtigkeit zweifeln, nur weil unser begrenzter, armseliger Menschenverstand das große Geheimnis der *Gemeinschaft der Heiligen* nicht zu erfassen vermag. Als gläubiger Christ visiert Bloy immer wieder fast in jedem seiner Werke diese Gemeinschaft der Heiligen, in welcher er die Einheit des ganzen Menschengeschlechts wiedererkennt. Hervorgegangen aus dem ersten Menschenpaar, ist die Menschheit in ihrer Gesamtheit mit den Folgen der ersten Sünde, der Erbsünde, belastet. Weil aber an des einen Last alle tragen müssen, kann auch eines einzigen Sühne für alle genugtun. Deshalb hat Christi Tod — rückwirkend und nachwirkend — alle erlöst, Juden und Heiden, und Verfehlungen und Verdienste jedes Einzelnen haben nicht eine beschränkte persönliche Bedeutung, sondern sie beeinflussen wesentlich das Gleichgewicht der ganzen Menschheit.

Bloy verkündigt Christus den Gekreuzigten, Gottes allgenugsame Opfertat. Aber er kennt auch die abgrundtiefe Gottesferne der Welt, in der diese Verkündigung immer noch und sogar immer mehr entweder eine Torheit ist oder ein Ärgernis. Aus dieser Spannung heraus wächst sein Werk. Blickt er auf Gott, so wird seine Sprache wunderbar rein und klar, sieht er auf die Welt, so wird sie wild und grob, ja unflätig. Er sieht das Heilige heiliger und das Gemeine gemeiner als wir. Er hat nur Sinn für die Extreme, für alle Zwischenstufen geht ihm das Verständnis vollkommen ab. Er haßt die «goldene Mitte», verachtet jeden klugen Kompromiß, und besonders die Indifferenz der Christen seiner Zeit weckt seinen maßlosen Zorn. Hätte ihn nicht Christi Lehre und Leben bis ins Mark

hinein durchdrungen, er wäre vielleicht mit seiner vehementen Naturanlage eine Bestie geworden. Nun aber stellt er sich selbst bedingungslos in den Dienst Gottes: seinen kindlichen Glauben, seine aufopfernde Liebe, seine Demut und seinen Stolz, seine Erdhaftigkeit und Sinnlichkeit, seine Leidenschaftlichkeit und seine bissige Ironie. Die Satire scheint ihm die gemäßeste Form seines geistigen Kampfes zu sein. Aber hinter der Maske des Pamphletärs verbirgt sich der missionarische Eifer, seine Gegner zu Ehren Gottes zu «erledigen», und je gewagter der Kampf wird, um so flammender wird seine Begeisterung. Vorsicht kennt er nicht. Er ist seiner Sache sicher, und das übrige anvertraut er Gott.

b) *Der Dichter des Leidens.* Es gibt schmerztrunkene Romantiker, die das Leiden besingen und verklären. Vielleicht ist ihr Gejammer nicht immer so theatralisch als es sich anhört. Auch Viktor Hugo kannte den Schmerz, auch Hölderlin, und wie! Aber entschiedener als sie alle ist Bloy durch den Schmerz ins geistige Leben eingedrungen. «Freude für den schönen Körper, Schmerz für die schöne Seele», dieses Wort aus der Epistola in carcere et vinculis von Oskar Wilde könnte auch von Bloy stammen. Durch unsägliches Leid ist seine Seele erst zum vollen Wuchs ihrer Vollendung herangereift. Gewiß hat auch Bloy nicht sofort für sich das Leid bejaht und begrüßt. Auch er hat damit begonnen, daß er sich dagegen wehrte und auflehnte, und schrittweise nur gelangte er zur Einsicht, daß es in der Nachfolge Christi gar nicht anders sein darf: durch schmerzlichen Verzicht führt der Weg zum Leben. Zwar hat seine starke Seele mitunter das Unglück herbeigesehnt, wie um es sich selber zu beweisen, daß sie es zu ertragen vermag; aber es bedurfte mancher Stürme, bis er sich von dieser befremdlichen Neigung, leiden zu wollen, zur Erkenntnis dieser seltsamen Sehnsucht erhob und schließlich sogar zur festen Überzeugung, daß der menschliche Schmerz eigentlich der Schmerz des gekreuzigten Gottes selber ist. Béguin redet von den «Etappen einer langsamen und allmählichen Einweihung», die sich schon in Bloys Kindheit ankündigte, sich bei wachsendem Alter zunehmend vertiefte und in den Büchern seiner letzten Jahre zur ungeduldigen Erwartung des Weltendes ausreifte. In einem an seinen Freund Georges Landry gerichteten Briefe hat sich der damals erst Siebenundzwanzigjährige bemerkenswert hellsichtig über die läuternde, heiligende Wirkung des Leidens geäußert. «Der Schmerz», so führt er hier aus, «ist der diamantne Schlüssel, mit dem ich mein eigenes Herz erschließe. Er ist jenes heilige Schweißtuch, dem das blutige Antlitz unseres mild gesinnten Erlösers aufgeprägt ist. Die Sterne nehmen, wie man weiß, immer denselben Platz am Himmel ein, aber je nach dem Druck der Wettersphäre erscheinen sie viel ferner als sonst, oder sie rücken näher und näher und gleichen auf einmal glitzernden Tränen, die zu Boden fallen. So ist es auch mit Gott. Die Freude rückt ihn weit von uns fort, indessen die Bedrängnis ihn uns immer näher bringt, so nah, daß er schließlich in uns wohnt. Wühlen uns Qualen auf, so sind

sie doch immer begleitet von wundersamen Gnadenerweisungen . . . Das Herz hört vielleicht nicht auf zu bluten, aber im Frieden Gottes blutet es sich gut. Denn ein Herz ohne Leid ist wie eine Welt ohne Offenbarung; im verblassenden Licht der Dämmerung schaut es erst Gott. Ja, von Engeln sind unsere Herzen erfüllt, wenn sie voll Qualen sind . . .

Der Schmerz versenkt uns in den Willen Gottes wie in ein Grab, er hüllt uns wie in ein nachtdunkles Leichentuch ein, verengt mehr und mehr unsern Horizont und preßt das ganze All in unsere Brust hinein . . . Unser inneres Leben wird wacher. Unsere Seele stärker. Und unversehens befinden wir uns auf Golgatha . . . Finsternis ringsum . . . Die lichte Gestalt Jesu allein hebt sich hervor . . . Sein warmes Blut rinnt über unsere Hände, die sein Kreuz ergreifen . . . Wir sind mit Gott, unserem Schöpfer und unserem Erlöser. Er ist uns um so näher, je ferner wir von den Dingen dieser Welt sind. Zwar ist er immer derselbe in unseren Seelen, aber das Blendwerk der Dinge verdeckt ihn uns. Erst in der Nacht, gleich den Sternen, begegnet er uns. Am hellen Mittag strahlt uns des Mondes milder Glanz nicht, in der Nacht jedoch entzückt er uns. Gleich wunderbar ist es mit unserem Erlöser. Seine milde Klarheit breitet sich über unsere Seelen erst aus in der Finsternis des geistigen Golgathas.»

Wohl ist durch die Sünde das Leid in die Welt gekommen. Vor dem Sündenfall konnten die ersten Menschen nicht leiden. Daher ist alles Leid seinem Wesen nach Heimweh nach dem verlorenen Paradiese. Ursprünglich ein Fluch, wird es uns in Christus zum Zeichen der Erlösung. Ja, Bloy erblickt auch im eigenen Leiden erlösende Kraft. Weil Christus gelitten hat, ist unser Leiden in seiner Nachfolge geradezu notwendig; denn «der Knecht ist nicht mehr als sein Herr», und wir müssen «mit Ihm leiden, um mit Ihm verherrlicht zu werden». Die Passion des dornengekrönten Erlösers geht weiter in dieser Welt und vollendet sich in seinen Gliedern. Indem wir teilhaben an seinem Todeskampf, werden wir überhaupt erst Glieder seines Leibes und hinzugesellt zur Gemeinschaft der Heiligen. So gebiert der Schmerz aus sich die ewige Freude. Er macht uns Gott zur alleinigen Zuflucht, und geborgen in seinen väterlichen Armen erfassen wir das Wunder seiner schrankenlosen Liebe.

Bloy hat es immer als ein providentielles Ereignis empfunden, daß er im Jahre der Erscheinung der *Notre Dame de La Salette* geboren worden ist. Diese Erscheinung der weinenden Gottesmutter, die kirchlich beglaubigt worden ist, hat sein ganzes geistiges Leben beherrscht. Sie bildet das Kernstück in seinem Roman «*Die arme Frau*» (Clotilde Maréchal). Bemerkenswert ist der Rahmen, in den hier der Dichter seine Erzählung von La Salette einspannt. Der Kunstmaler Gacougnol und seine Freundin Clotilde haben einen Ausflug in den Zoologischen Garten von Paris unternommen, und dort begegnen sie beide Caïn Marchenoir, alias Bloy. Es kommt zu einem sehr eigenartigen Gespräch über die in ihren Käfigen eingepferchten Tiere, über die Leiden dieser Tiere. «Ich kann Ihnen gar nicht schildern», erklärt Marchenoir, «wie sehr ich mich mit fast allen Tie-

ren, die hier sind, solidarisch fühle: sie sind mir tatsächlich viel näher als viele Menschen. Nicht eines von ihnen, glaube ich, hat mich in Herzensqualen oder in Geistesnöten im Stich gelassen. Man will nicht bemerken, daß die Tiere ebenso geheimnisvoll sind wie der Mensch, und man weiß gar nichts davon, daß ihre Geschichte eine ‚Schrift' in Bildern ist, darin das göttliche Geheimnis ruht. Aber seit sechstausend Jahren ist noch kein Genie entstanden, um das symbolische Alphabet der Schöpfung zu entziffern . . .» Sensibel für alles Weh auf Erden, ist Marchenoir auch ungemein hellhörig für das Seufzen der Kreatur. Er erkennt auch in ihrem Leiden einen tiefen, in die göttliche Heilsgeschichte einbezogenen Sinn. Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen und ihm die Herrschaft über die Tiere gegeben. Adam hat jedem von ihnen einen Namen gegeben, und so wurden die Tiere nach dem Bilde seiner Vernunft geschaffen, wie er selbst nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen worden war. Denn der Name eines Wesens ist das Wesen selbst. Unser Urahne hat dadurch, daß er ihnen Namen gegeben hat, die Tiere auf unsagbare Art zu seinen Tieren gemacht. Er hat sie nicht nur unterworfen wie ein Herrscher. Seine Wesenheit ist in sie eingedrungen. Er hat sie für ewig an sich gebunden, an sich geheftet, indem er sie in sein Gleichgewicht miteinbezog und in sein Schicksal verflocht. «Warum sollen die Tiere, die uns umgeben, nicht gefangen sein, wo doch die menschliche Rasse siebenmal gefangen ist? Alles mußte auf den gleichen Platz fallen, auf den der Mensch fiel. Man hat gesagt, die Tiere hätten sich gegen den Menschen empört, wie sich der Mensch gegen Gott empört hat. Fromme Rhetorik ohne Tiefe. Diese Käfige sind nur dunkel, weil sie sich unter dem Käfig der Menschen befinden, den sie stützen und der sie erdrückt. Aber, ob gefangen oder frei, ob wild oder gezähmt, ob ihrem kläglichen Sultan sehr nah oder sehr fern — die Tiere sind gezwungen, unter ihm, seinetwegen und folglich für ihn zu leiden . . . Selbst in der Ferne spüren sie das unbesiegliche Gesetz, und sie zerfleischen einander — wie wir selbst — in der Einsamkeit unter dem Vorwande, sie seien Fleischfresser. Die gewaltige Menge ihrer Leiden gehört zu unserem Lösegeld, und die ganze Kette der Tiere, vom Menschen bis zum letzten Vieh, ist der allgemeine Schmerz, ein und dieselbe Sühne.» Diese Lehre vom Sinn des Leidens und die Idee der Schicksalsgemeinschaft der ganzen Schöpfung sind nicht voneinander zu trennen. Beide sind nicht nur Theorie, die Bloy immer wieder vertritt — sie sind die Luft, in der er lebt.

Im Zusammenhang solcher Gedanken kommt nun Marchenoir auf seine Wallfahrt zu sprechen, die er einst zu «Unserer Lieben Frau von La Salette» unternommen hat. Bekanntlich soll auf jenem Berge im Jahre 1846 die Heilige Jungfrau zwei armen Kindern erschienen sein. Marchenoir entrüstet sich über die Leute, die es wagen, durch Lächerlichkeit oder Verleumdung jenes wunderbare Ereignis zu entehren. Er sieht es selbst für «die hinreißendste göttliche Offenbarung seit der Verklärung Christi» an. Er wurde dort auf dem Gipfel des Berges von La Salette angesichts

der in ihre Hände weinenden Muttergottes von einer «entsetzlichen Vision» heimgesucht, jener Ort ist ihm seither schreckerregend wie der Berg Horeb. Warum? Versunken in einem heiligen Erbarmen zu aller leidenden Kreatur angesichts «Derjenigen, die weint» wird er mitten im Gasthoftbetrieb der dortigen Pilgerstätte Zeuge der niederträchtigsten Szene. Ein Vegetarier, der sich unter den Pilgern befindet, wird zur Zielscheibe des ausgelassensten Spottes, an dem auch ein Priester in langer Soutane schuldig wird. Bloy schimpft bei dieser Gelegenheit über die «priesterlichen Kuhhirten», die offenbar vom Wunder von La Salette keine Ahnung haben, obwohl sie dort täglich zur Erklärung desselben ihre immer gleichen Redensarten von sich geben, als hätte sich die Jungfrau im flammenden Dornbusch ihrer Schmerzen bloß offenbart, um ihnen eine Existenz zu ermöglichen . . . Marchenoir muß sich zur leidenschaftlichen Verteidigung jenes Vegetariers einsetzen, weil er entdeckt, daß der Angegriffene aus Liebe zu allen Tieren seine Enthaltsamkeit übt. «Ich weiß auch», sagt jener, «daß Gott uns die Tiere zur Speise überlassen hat, aber er hat uns nicht geboten, sie wirklich zu verschlingen, und die Erfahrungen der Asketen seit rund tausend Jahren haben bewiesen, daß die Kraft des Menschen nicht auf dieser Nahrung beruht. Man erkennt die Liebe nicht, weil man unter dem Antlitz nicht die Wirklichkeit sieht. Wie ist es zum Beispiel möglich, ein Lamm oder ein Rind zu töten, ohne sich sofort daran zu erinnern, daß diese armen Geschöpfe die Ehre hatten, durch sich das allgemeine Opfer unseres Herrn Jesus Christus zu verkünden? . . .» Dieser Mann, dessen Zärtlichkeit für die Tiere von einer Art mystischer Achtung begleitet war, hatte einst im Duell einen Menschen getötet und war seither von einem unstillbaren Durst nach Sühne entbrannt. In der Darstellung dieses Kampfes überbietet Bloy meines Erachtens Dostojewskijs Psychologie des schuldigen Menschen, und es klingt durchaus glaubhaft, wenn Marchenoir seine Erzählung folgendermaßen endet: «Der arme Mann ist in meinem Gedächtnis ein parabolisches Gleichnis für jenes gigantische einstige Christentum geblieben, von dem unsere heutigen mißratenen Generationen nichts wissen wollen. Für mich verkörpert er die übernatürliche Verbindung von Kinderei in der Liebe und Tiefe im Opfer, die den ganzen Geist der ersten Christen ausgemacht hat, die vom Orkan der Schmerzen eines Gottes umbraust gewesen waren. Beschimpft von den Narren und von den Scheinheiligen, als freiwilliger Bettler, der traurig bis in den Tod ist, wenn er sich selbst betrachtet, allen Qualen verbunden und Gefährte aller Schande ist dieser Mann, in dem das Feuer des Gekreuzigten brannte, das Abbild und die sehr getreue Zusammenfassung jener entschwundenen Zeiten, da die Erde noch wie ein großes Schiff im Golf des Paradieses war!»

c) *Der Schrei des Armen.* «Man tritt nicht morgen, noch übermorgen, noch erst in zehn Jahren ins Paradies ein, sondern *heute* kommt man hinein, wenn man arm ist und gekreuzigt.» So lautet ein Satz in dem

bereits erwähnten Buch, das den Titel trägt: «*Die arme Frau.*» Ein anderes Wort ist nicht minder bezeichnend: «*Mendicus et pauper sum,* Bettler bin ich und arm.» Dieses Wort darf man getrost an die Spitze seines gesamten Werkes setzen. Es gibt keinen Autor der Christenheit außer dem seraphischen Vater, der so viele Epigramme und geflügelte Worte auf den Bettler und den Armen prägte wie Bloy. Von dem Augenblick an, da man dem jungen Schriftsteller auf der Redaktion von Louis Veuillots «Univers» erklärte, daß er nicht verwendbar sei wegen seiner vielen Epitheta, begann die Passion dieses Märtyrers des Journalismus und der Literatur. Er gerät in die ewige Gefangenschaft durch den Geldmangel, in eine Burg, die umwallt ist durch den Hunger, in ein Exil, das ihm auferlegt wird durch Freunde und Berufsgenossen. Was aber ihm widerfährt, er nimmt es in seinen Willen auf und begrüßt es mit ungeheurer Trauer. Er weiß, welche schweren Lasten Gott auf die legt, die ihm gehorchen; er, der von sich sagen kann, daß er im Lichte lebe alle Tage seines Lebens: «Unser Leben ist der übernatürliche Preis eines wütenden Kampfes an jedem Tage. Ich habe Jesus folgen wollen, und siehe da: Er sät mich in die Einöde, *in terra deserta et invia et inaquosa*».

So gerät Bloy in das allerschändlichste und allerverworfenste Dasein, das der moderne Bürger kennt, das Dasein ohne Rente, ohne Einkünfte, ohne Geld, das Dasein auf Grund täglichen Borgens bei Hausbesitzern und Krämern, das Dasein schuldiggebliebener Miete, unbezahlter Lebensmittel, das allverhaßte Dasein des Armen: «Man wird mich mit abgenagten Fäusten in einer Festung ohne Tore und ohne Schießscharten finden. Sie nennt sich der Geldmangel. Man kann sie weder einnehmen noch verteidigen, sie wird blockiert durch einen Wall von Leichen.» Dies letztere buchstäblich: das Exil traf nicht nur ihn, sondern auch seine Familie, und tötete zwei seiner Kinder!

Bloy beginnt den ersten Band seines Tagebuches «*Der undankbare Bettler*» mit dem unerhörten Appell: «Wehe dem, der nicht bettelt! Nichts Größeres gibt es denn betteln! Gott bettelt. Engel betteln. Könige, Propheten und Heilige betteln. Tote betteln. Alles bettelt, was da im Ruhme und im Lichte ist. Warum will man, daß ich mich nicht ehre und ein Bettler war, insonderheit ein undankbarer Bettler?» Und Bollery faßt alles in einer Lobrede auf diesen gewaltigen Bettler zusammen: «Wie hat er gelebt? Er hat gebettelt. Er hat sein Brot gebettelt und das seiner Kinder. Er hat sein Einkommen gebettelt. Er hat die Gerechtigkeit gebettelt, die die Menschen ihm weigerten. Er hat den Ruhm gebettelt, den man ihm schuldig war. Er hat die Schönheit gebettelt, nach der er hungrig war. Er hat die Freundschaft gebettelt. Er hat die Liebe der Seelen gebettelt . . .» Und in der Tat, zahlreich waren die Seelen, die kamen, um bei Léon Bloy «den Weg zum Himmel zu erfragen». So kreist all sein Werk um das Magnifikat der Armut, am erschütterndsten jedoch dasjenige mit der Überschrift «*Das Blut des Armen*».

Das Christentum hat keinen Erfolg gehabt, das Wort Gottes hat

keinen Erfolg gehabt. Man hat dem Christentum das Recht auf Reichtum unterschoben, und dieser Betrug ist — nach Bloy — «eine tatsächliche Verneinung des Evangeliums und eine menschenfressende Verhöhnung des Erlösers». Allein, dieses Recht auf Reichtum steht bereits in allen Gesetzbüchern eingetragen. Es ist unmöglich, diesen Bandwurm auszureißen, ohne daß die Eingeweide mit zerrissen werden, und doch ist diese Operation höchst dringend. Bloy weiß sich dazu berufen, Gott, der sie vollziehen wird, zu assistieren. Mit grimmiger Ironie betont er zwar, daß er den Reichen ihr Vorrecht, mit dem sie nebst so vielen andern Vorrechten gesegnet sind, nämlich: «im Vorhof der Hölle über die Freuden und die Beständigkeit des Reichtums nachzudenken», keineswegs vorenthalten möchte, aber er hofft doch noch, lebendige Herzen im «riesengroßen Dunghaufen der Herzen» zu finden, für die er in seinen Schriften das Elend der Armen nicht vergebens beschwört. Für ihn ist es eine hygienische Notwendigkeit, daß der Arme vom Reichen gefressen wird. «Der Reiche findet ihn sehr gut und kann nicht genug bekommen. Seine Kinder werden mit der Fleischbrühe aus dem Armen genährt, und seine Küche ist mit Extrakt aus dem Fleisch des Armen reichlich versehen.» Der tief unten in der Finsternis liegende Bergmann, der schwarze Kumpel, der immer nur Kohlenstaub schluckt, sorgt für die angenehme Temperatur im Palaste Balthasars. Vielleicht ist eine von seinen Töchtern unter den Freudenmädchen, mit denen sich der Bürger Schändlich amüsiert. — Es ist ein besonderer Genuß, wenn man bei ohnehin schon vollem Wanst sich sagen kann, daß das Geflügel oder die Hammelkeule, die aufgetragen werden, einer armen Familie mit zehn hungrigen Kindern, die allein ein Recht auf diese Schlemmerei hat und nicht ein einziges Krümchen davon bekommt, hätte geschenkt werden können. Oder da wird auf der Schwelle eines Pfandhauses ein reicher Mann angesprochen. — Was tun Sie denn hier? Sie wollen doch bestimmt nichts verpfänden. — Ich suche eine günstige Gelegenheit. Zuweilen trifft man hier nämlich kleine, hübsche Frauen, die keinen Freund haben und aus Armut gezwungen sind, das Kostbarste, was sie haben, zu versetzen. Manche weinen sogar, was sie noch niedlicher macht ... Die Zahl dieser Wohltäter ist unbekannt. — Da lebt ein Millionär, der unnötig viel Geld besitzt, und in einer Minute gibt er für eine Laune eine Summe aus, die fünfzig oder sechzig Jahre lang Gegenstand der verzweifelten Wünsche eines armen Mannes war. — Da ist eine arme, alte Frau. Sie schuldet einer Dame von der «Caritas» an die zehn Franken. Die Dame sagt zu ihr: «Sie können mir kein Geld geben, Sie werden mir also Ihre Arbeit geben.» Die Unglückselige, erfüllt von dem Wunsche, ihre Schulden zu bezahlen, arbeitet also; sie besorgt den Haushalt, die Wäsche, die Küche und die Näherei. So vergehen Wochen, Monate und Jahre. Der Tod kommt. Sie schuldet immer noch die zehn Franken und obendrein eine ewige Dankbarkeit. — Nun genug der Beispiele! Bloy beschwört eine geradezu apokalyptische Menge ausgehungerter Geschöpfe, die arbeiten, leiden und sterben, um

die Freuden von wenigen Einzelnen zu garantieren, Menschen, die kein Licht zum Arbeiten haben, kein Licht zum Leiden, kein Licht zum Sterben, und das seit Generationen, seit Jahrhunderten. Und was ihn am meisten in Harnisch bringt, das ist die sogenannte «billige Arbeitskraft», die für den Ausbeuter wucherische Gewinne abwirft, vor allem die Arbeitskraft der Kinder, die damals in allen Ländern aufs Abscheulichste mißbraucht worden ist. Bloy schüttet die Schale seines Zornes aus über das «System des Schweißes», worunter er nichts anderes als den Kapitalismus versteht. «Gewiß, man kann nichts erreichen ohne den Schweiß und das Blut des Armen; aber wenn dieser Schweiß von einer edlen Stirne fließt, und wenn dieses Blut aus einem edlen Herzen tropft, so sollten es nicht die Hunde saufen; und es ist mehr als empörend, wenn man Zeuge davon sein muß.» Und wie ist ihm aller Merkantilismus zuwider! Im Grunde genommen heißt «handeln»: sehr teuer verkaufen, was billig gewesen ist, wobei man nach Möglichkeit über Quantität und Qualität zu täuschen versucht. Mit andern Worten: «Der Handel nimmt den Tropfen Erlöserblut, der jedem Menschen umsonst gegeben ist, und betreibt mit diesem überaus kostbaren Tropfen, der auf grauenhafte Weise durch Verdünnungen und Mischungen gepanscht ist, ein mehr oder weniger schwunghaftes Geschäft.» Bloy räumt mit den bekannten Gemeinplätzen wie «Geld regiert die Welt» oder «Geschäft ist Geschäft» gründlich auf und zeigt uns das wahre satanische Gesicht unserer Wirtschafts- und Gesellschafts-«ordnung».

Mit einem Wirbel von Unwettern fährt er gegen die Kolonialpolitik los. Christoph Kolumbus — eine Gestalt, der Bloy auch ein selbständiges Werk widmet — hatte verlangt, daß kein Spanier in den neuentdeckten Ländern an Land gehen sollte, der nicht ein echter Christ wäre, damit so das wahre Ziel dieses Unternehmens, nämlich «die Ausbreitung und Verherrlichung der christlichen Religion», erreicht würde. Man leerte für ihn die Gefängnisse und die Galeeren. Gauner, Meineidige, Betrüger, Diebe, Kuppler und Mörder sollten den Indianern das Beispiel der christlichen Tugenden geben. Bloy schildert die Sklavenarbeit der Armeen von Menschen, die damals auf den unermeßlichen Diamantenfeldern buchstäblich eingesperrt waren, und überhaupt ist ihm Amerika das Land, «das durch den Geiz einiger Kapitalisten in eine Kolonie der Hölle verwandelt worden ist».

Und was sagt die Kirche dazu? «Gibt es überhaupt einen Priester», fragt Bloy, «der über folgenden Text zu predigen wagte: *‚Vae vobis divitibus, quia habetis consolationem vestram* — Wehe euch, ihr Reichen, die ihr euren Trost habt!'? Das ist zu schwer, zu evangelisch, zuwenig liebevoll. Die Reichen verstehen nicht, daß auch die Armen Tröstungen und Freuden haben. Der Gedanke, daß ein Armer sich Tabak gekauft oder eine Tasse Kaffee getrunken hat, ist ihnen unerträglich. Sie haben recht, ohne es zu wissen, da ja die Armen für sie leiden. Aber sie behalten ihren Trost für sich, ihren entsetzlichen Trost, und welch ein Todeskampf,

wenn sie, da sie auf Grund unaussprechlicher Abrechnungen jedes Stückchen ihres mörderischen Reichtums abbüßen müssen, diesen Berg der Qualen auf sich zukommen sehen, ehe sie sterben.» Bloy nennt jeden Reichen, der sich nicht als Diener und Verwalter des Armen betrachtet, einen «infamen Brudermörder». Doch wer ist reich? Bloy antwortet: «Jeder Mensch, der außer dem, was zum körperlichen und geistigen Leben notwendig ist, noch etwas besitzt, ist ein Millionär und infolgedessen ein Schuldner derer, die nichts besitzen.» Jegliches Vermögen, auch das kleinste, ist ein uns anvertrautes Verwaltungskapital zugunsten des noch Bedürftigeren. Wenn wir in Not sind und einen Reichen um Hilfe bitten, tun wir ein gutes Werk: Wir erinnern ihn an seine Pflicht, und im Grunde genommen ist er es, der uns dadurch zu Dank verpflichtet wird. Bloy war — wie wir wissen — oft in solcher Lage. Er hat sich nicht geschämt, oft und eindringlich zu betteln, und wenn er von irgendeiner Seite Geld bekam, dann beglückwünschte er den Geber! Er dankte wohl auch, aber nur nebenbei. Denn wem gebührt der Dank außer Gott, von dem doch alles kommt? Stolz trägt er den Schimpfnamen «le mendiant ingrat», den ihm seine Feinde gegeben haben, jene Schreiberlinge, die seine ätzende Satire fürchteten und ihm mit einigen Sous den Mund zu stopfen suchten. Unbeirrt von Gunst oder Mißgunst sieht er die echte Dankbarkeit im mutigen Zeugnis für Gerechtigkeit und Wahrheit. Und darum hört er nicht auf, daran zu erinnern, daß Jesus nur den Armen gepredigt hat, auf den Spuren der uralten Psalmen, die stets den Armen gegen den Reichen in Schutz nehmen. Bloy träumt von einem Katholizismus der Barfüßigen und erhebt den Ruf der Barmherzigkeit für das arme «Volk Gottes»: «Seit Jesus Christus ist Gottes Volk jeder unter uns! Ich bin's, Sie sind's, Sie, der Tischler, Sie, der Schlosser, Sie, der Büroangestellte, der Abtrittfeger oder der Dichter. Alles ist es, was arm ist, alles, was leidet, alles, was tief gedemütigt ist. Eine unermeßliche Herde ist es in der Einsamkeit, eine unendliche Menge trauriger Herzen auf der Suche nach dem Paradiese. Solche gibt es, die gerecht ihr Brot erwerben und die doch nie eine Stunde zur Pflege ihrer Seelen haben und darauf schließlich verzichten müssen. Wie sie belehren, sie leiten, sie ermutigen», klagt Bloy, «wo die Geistlichkeit unzureichend der Zahl nach ist und fast immer von erschreckender Mittelmäßigkeit?» «Sie sind es», fährt er dann fort, «denen Christus sagte: Verlasset alles, verkaufet alles, verzichtet auf alles und folgt mir; denn niemand ist von der evangelischen Verkündigung ausgeschlossen. Und sie könnten ihm antworten: Wir haben nichts zu verlassen, nichts zu verkaufen und besitzen nichts, nicht einmal unsere Körper und unsere Seelen, wir wissen nicht, worauf verzichten. Wir weigern uns nicht, dir zu folgen, aber wir sind Trostlose, Hunderte von Millionen Trostloser in den Finsternissen.» Ihren Klagen antwortet dann Bloy selbst: «Rauh ist der Dienst Gottes; nur die Heuchler sagen es euch anders. Er hat mich zwanzig Jahre der Martern gekostet, vollendete Schande und Tod von zweien meiner Kinder, die unter meinen Augen durch das wildeste Elend getötet wur-

den.» Das ist es, was er den Katholizismus der Barfüßigen nennt. Ihm hat er die mächtigsten und erschütternsten seiner Werke gewidmet.

d) Der Judenapostel. Es kann nicht verwundern, daß Bloy, dessen Denken vom Christusmysterium der Armut beherrscht ist, einen besonders wachen Sinn für das Geheimnis des Judenvolkes hat. Er, der immer für die Angefochtenen, für die Bedrängten einsteht, wie könnte er achtlos an den Juden vorbeisehen? Erschüttert steht er vor der ganzen Geschichte der Juden seit der Verschacherung ihres Erstgeborenen, und mit erschreckender Traurigkeit gedenkt er des endlosen Zuges jüdischer Emigranten, die, den Pogromen entronnen, in ihren jämmerlichen Säcken den Schatz der Welt tragen, ihre Thora. «Wer darf behaupten, daß ein solches Volk arm ist? Ein Volk, das durch Nacht und Gräber wandelt, durch Schrecken, Feuer und Tod schreiten kann, um das zu retten, was ihm heilig und teuer ist; ein Volk, das so großem Unglück widerstehen kann, das so viel leiden kann und sooft sein Leben hingegeben hat, das nichts und niemanden fürchtet, sein Leben aufs Spiel setzt für ein paar armselige Blätter, ein Volk, das immer in Tränen badet, das jeder mit Wollust schlägt und quält, das jahrtausendelang in den Wüsten umherirrt und doch den Mut noch nicht verloren hat; um eines solchen Volkes Namen würdig auszusprechen, müßt ihr eure Lippen reinigen. Auf die Knie vor ihm, ihr Völker!» Diesem Volk widmet Bloy sein wohl gewichtigstes Buch, «*Das Heil durch die Juden*». Er nennt es selbst «weniger ein Buch, als die Summe eines Buches», da er es unter unsäglichen Seelenqualen in jahrelanger Mühsal erarbeitet hat. Jede Besprechung dieses Buches ist vollkommen ungenügend. Sein Wert kann nur ermessen werden, wenn man es in der Sprache seines Autors auf sich einwirken läßt. Auch wäre es endlich an der Zeit, seine Übersetzung ins Deutsche zu veröffentlichen. Denn gerade im deutschen Sprachbereich wäre seine weiteste Verbreitung wünschenswert. Den Antisemiten springt es mit unerbittlichem Zugriff an die Gurgel, ist es doch auch entstanden im Kampf gegen Edouard Drumont, den Begründer des französischen Antisemitismus. Drumont, das Muster eines Sittenapostels, wandte sich zur Zeit der Dreyfus-Affäre gegen die Juden als die Hauptschuldigen der Sittenlosigkeit in der Republik und gewann äußerst schnell Popularität und Ruhm, die beide dann freilich mit seinem Tode erloschen. Seine Gestalt hat Georg Bernanos in seinem Roman «Der Schrecken der Wohlmeinenden» literarisch verwertet. Entrüstet ob diesem durch Drumont verursachten Skandal, schreibt Bloy sein Buch dennoch nicht aus polemischen Gründen, sondern einzig und allein zur Ehre Gottes und seiner anbetungswürdigen Gerechtigkeit. Er will nichts anderes, als seine Zeitgenossen in das so besondere Geheimnis Israels einweihen und ihnen das ihm angemessene Erstaunen beibringen: Ehrfurcht! «Die Juden sind die Erstgeborenen unter allen Völkern, und wenn die Dinge wieder an ihren Platz gestellt werden, dann werden ihre stolzesten Beherrscher es für eine Ehre halten, die Füße dieser Vaga-

bunden küssen zu dürfen. Denn ihnen ist alles verheißen, und in der Zwischenzeit tun sie Buße für die ganze Welt. Das Recht der Erstgeburt kann durch keine noch so strenge Züchtigung aufgehoben werden, und das Ehrenwort Gottes bleibt ewig bestehen, weil ‚seine Gaben und seine Berufung ihn nicht gereuen'. Das hat der größte jüdische Konvertit gesagt, und die unversöhnlichen Christen, die die Erpressungen des ‚crucifigatur' verewigen wollen, sollten sich daran erinnern. ‚Ihre Schuld', sagt ferner der heilige Paulus, ‚ist das Heil der Völker gewesen'. Was ist das also für ein seltsames Volk? Sogar Gott muß es um Erlaubnis bitten, wenn er das menschliche Geschlecht retten will, nachdem es ihm sein Fleisch geborgt hat, damit er besser leiden kann. Muß man noch darauf hinweisen, daß sein Leiden ihn nur befriedigte, wenn es ihm von seinem Geliebten (Volke) zugefügt wurde, und daß nur das Blut aus Abrahams Stamm imstande war, die Sünden der Welt abzuwaschen?» Es ist darum für Bloy ganz klar, daß der Antisemitismus — erst recht in seiner modernen Form — das Unmöglichste ist, das es für einen Christen geben kann; er ist die schrecklichste Ohrfeige, die unser Herr in seiner Passion empfangen hat, «die blutigste und unverzeihlichste, weil er sie auf das Antlitz seiner Mutter erhalten hat und dazu erst noch von der Hand der Christen!»

Daß Bloy, der für die Armut und für das Wesen des Geldes so helle Einsichten hat, auch den Geldhunger des jüdischen Proletariats einläßlich analysiert, ist selbstverständlich. Er kommt in diesem Zusammenhang auf Judas Ischarioth zu sprechen und somit wiederum auf das Geld, auf jene Silberlinge, die er für seine verzweifelte Überlieferung des göttlichen Armen einlöste, und die er nicht zu verwenden vermochte. Was hilft dem Judenvolk sein Geld? Es ist nicht dazu bestimmt, davon zu leben. Es lebt von Gottes Wahl in Gnade und Gericht. Wohl wahr, es gibt jüdische Börsenmakler und Spekulanten, sogenannte Geldjuden, und die Legende will, daß alle Juden Wucherer seien. Man weigert sich, etwas anderes zu glauben. Und diese Legende ist eine Lüge, erklärt Bloy entschieden. «Wer dieses Volk kennt und es ohne Vorurteil betrachtet, weiß, daß es ganz andere Aspekte hat und daß es das Elend aller Jahrhunderte trägt und unendlich leidet. Welches Volk ist so arm wie das jüdische Volk, und da ich ein Buch über den Armen verfaßt habe, wie hätte ich es unterlassen können, über die Juden zu schreiben? Etliche der edelsten Seelen, denen ich begegnet bin, waren jüdische Seelen. — Der Gedanke der Kirche ist und muß zu allen Zeiten der sein, daß die Heiligkeit diesem außergewöhnlichen, einzigen und unzerstörbaren Volke innewohnt, daß es zur Vollendung seiner letzten Pläne von Gott bewahrt und mitten im Zerfall so vieler Völker behütet wird als sein Augapfel. Selbst die Verworfenheit dieses Volkes ist ein göttliches Zeichen, nämlich das sichtbarste Zeichen der Beharrlichkeit des Heiligen Geistes über diese so verachteten Menschen, die am Ende der Tage vor der Herrlichkeit des Trösters erscheinen dürfen.» Dieses Volk ist reich in Gott.

*

Zum Schlusse erlaube man mir noch eine Bemerkung konfessioneller Natur. Wenn Bloy von der *Kirche* spricht, so meint er nie eine andere als die römisch-katholische. Es gibt für ihn keine andere. Absolut wie er ist, läßt er absolut keine andere gelten. Das ist seltsam, ja unerträglich. Es gibt protestantische Gelehrte, die durch ihre Beschäftigung mit Bloys Leben und Werk sich unwiderstehlich dazu gedrängt fühlten, ihr evangelisches Glaubensgut über Bord zu werfen und auf das geräumige Schiff der Kirche Roms hinüberzuwechseln. Sie wurden des nüchternen-allzunüchternen Protestantismus satt. Sie vermochten sich den Verlockungen der katholischen Mystik nicht mehr zu entziehen. Sie verlangten nach der Geborgenheit in der Fülle des mütterlichen Schoßes der Kirche. Erstaunliches Symptom! Wir Protestanten tun wohl gut, solche Erscheinungen zu prüfen. Wir werden uns sagen lassen müssen, daß es im Bereich des Katholizismus von gestern und heute Köpfe gegeben hat und noch gibt, die vom Geist des Evangeliums einige Pfunde mehr erhalten haben als wir. Besonders Frankreich mahnt diesbezüglich zum Aufsehen. Denn was nebst Léon Bloy der ihn legitim fortsetzende Georg Bernanos sowie Charles Péguy und auch Paul Claudel an hellstrahlenden Zeugnissen evangelischen Geistes ans Licht gefördert haben, reicht bei weitem hin, um uns in der Zerfahrenheit unseres protestantischen Literatentums zu beschämen, ja, bloßzustellen. Wir haben da Ähnliches nicht entgegenzuhalten. Wer Kraft sucht und Salz, das auch die kunstvolle Prosa erst angenehm macht, wer nach Charakter verlangt, nach dem geheimnisvollen Feuer dessen, der zeugen und sagen muß, wessen sein Herz voll ist, und vor allem, wer die ewig schaffende Glut des Evangeliums auch und gerade in der ihr genuinen Form des Wortes und dessen, der es meistert, ersehnt, so daß die Dichtung zur Frohbotschaft und die Frohbotschaft zur Dichtung wird, die mit geballter Kraft eine schlaftrunkene Zeitgenossenschaft aufruft, aufschreckt, aufweckt, der findet im Bereich des evangelischen Schrifttums wenig oder gar nichts, das sich an die Seite der genannten Franzosen stellen ließe, der muß schon zu den Dänen gehen und womöglich auch bei ihnen gleich nach Kaj Munk zurück zu Kierkegaard, der zudem noch auf den Protestantismus traditioneller Observanz pfeift, oder — besser noch — zu den Russen, zu Dostojewskij, Gogol und Tolstoi, wenn er es nicht vorzieht, sich bei den Juden Rat zu holen, bei Martin Buber, Schalom Asch (wenn er nicht bereits zu amerikanisiert wäre!) oder zu Stefan Zweig, der an unserem Zeitalter überhaupt verzweifelte. Arme Sache — unser Protestantismus, aber gerade dann vielleicht nicht ohne Verheißung, sofern wir ehrlich genug sind, unsere Armut zu sehen, sie sogar zu wollen! Die Seligpreisung der Armut durch Bloy spornt uns an, an unserer Sache nicht zu verzweifeln. Wir haben uns für das Evangelium als unserer einzigen Richtschnur entschieden. Der Katholik Bloy zeigt uns, wie viel wir daran haben und wie wenig wir dessen wert sind. Er deckt uns das Versagen, das ewige Scheitern des Christentums auf. Er demütigt unsern falschen Stolz und zerschlägt alle kirchliche Selbstsicherheit. Wie in solchem Ge-

richt gerade *die* Kirche bestehen kann, als deren Glied er spricht, mögen die Katholiken beantworten. Wir Protestanten aber müssen Bloys Werk ernst nehmen, sofern wir das Evangelium ernst nehmen; denn es sagt in der Hauptsache nichts anderes. *Herbert Hug.*

Ein nächtlicher Spuk

An der dunklen Holzwand meiner Stube hängt, am Abend nur noch halb vom Schein der Lampe beleuchtet, über einem Bücherbrett der Holzschnitt Holbeins mit dem kreuztragenden Christus. Das wuchtige Kreuz mit den scharfen Kanten tritt allein im Halbdunkel deutlich hervor. Der zusammengebrochene Mann darunter, die Steine auf dem Weg, über die er gestolpert, die knorrigen Büsche am Weg, die die Last aufhalten und erschweren, die gerunzelten Sturmwolken am Himmel, sie alle treten zurück hinter der Wucht der übermenschlichen Last. Es ist das große Kreuz, das da Wegrast hält, auf den einen Arm gestützt, bereit, bald wieder aufzubrechen.

Und letzthin geschah's, daß es die Arme bewegte und leicht vornüber sich neigte. Es blickte aus dem Rahmen heraus und verwundert zur Türe hin. Von dort her zog über die Bücher ein langer Zug von kleinen Kreuzen — aus Gold und Silber, Holz und Stein. Die hintersten waren sehr klein und stumpf, in roten und weißen, blauen und grünen Gewändern; die den Zug anführten aber waren von markanter und bekannter Gestalt. Da schritt ein schlankes dunkelbraunes Kreuz, wie ich es als sinniges Symbol an der weißgetünchten Stirnwand einer Kirche gesehen hatte, neben dem gedrungenen, hellen Eichenkreuz, das über einem Grabe seine Wohnung hat. Ein edelsteingeschmücktes, rundliches Kreuz, das ich kürzlich — im Bild — auf dem Ornat eines kirchlichen Würdenträgers sah, geleitete ein graziles, glitzerndes Kreuzlein, das sonst auf der schwarzen Seide eines eleganten Damenkleides zu Hause war. Und etwas hinter diesen beiden Vertrauten humpelte mürrisch und grimmig ein abgegriffenes, grobgeschnitztes Kruzifix, nicht eines von den kleinen, wie sie in katholischen Bauernstuben hängen, sondern eben das, welches ich einmal auf der Darstellung einer mittelalterlichen spanischen Judenverbrennung gesehen hatte, das dort der verzerrte Dominikaner in den Fäusten schwang, um es den Opfern zum Kusse hinzustrecken, oder, so sie nicht wollten, auf den Schädel zu schlagen.

Während die kleinen im Hintergrund blieben, traten diese fünf Anführer respektvoll vor das große ruhende Kreuz und verneigten sich tief.

«Ihr kommt zu mir?» fragte das Große sehr leise. Das Edelsteinbesetzte blickte noch einmal lächelnd auf seine Begleiterin und trat dann würdig vor die anderen: «Es ist uns eine Ehre und eine Freude, dir zu

melden, daß du nun zur wohlverdienten Ruhe dich zurückziehen kannst, aus der Meister Holbein dich einst störte. Wir haben auf der ganzen Erde in deinem Namen unsere Niederlassungen begründet und unsere Arbeit wohl organisiert.

«Ihr meint also, ich sei hier nicht mehr vonnöten, ich störe vielleicht nur eure Kreise?»

«Bitte, verstehe uns richtig», erklang die leise würdige Stimme des Edelsteinkreuzes, «wir haben nichts zu tun mit unseren Verwandten aus der Unterwelt, mit den gehakten und gepfeilten und eisernen Kreuzen, die wohl auch unseren Namen tragen, doch in Wahrheit dich und uns bekämpfen. Wir sind ehrbare Kreuze, wir wissen wohl, daß keines von uns deine Stelle ganz ausfüllen könnte, wir sind nur deine Diener, Zeugen deiner weltumspannenden Herrschaft.»

«Aber alle Teile zusammen», fiel das schlanke Wandschmuckkreuz ein, «sind doch soviel wie das Ganze.»

«Und wenn jeder Teil seine Arbeit ganz tut», murmelte das Grabkreuz etwas beleidigt, «so ist am Ende gewiß nicht weniger getan».

Während das grazile Glitzernde nur leise lächelte, polterte trotz der beschwichtigenden Gebärde des Edelsteingeschmückten das Grobgeschnitzte hinter dessen Rücken: «Und manches können die Knechte doch besser machen als der Herr.»

«So erzählt, was euer Amt und eure Arbeit ist», seufzte das Große und lehnte sich wieder langsam in den Rahmen zurück.

«Wir» — das Wandkreuz und das Grabkreuz waren vorgetreten und das Schlanke redete — «legen einen Hauch von Feierlichkeit über die öde und kalte Welt; ohne uns würden Ehrfurcht und Würde sterben.»

«Und wir,» fiel das Grabkreuz ein, «schenken Haltung und Halt den Haltlosen und Verzweifelten; wo wir hintreten, wird das Leben zuchtvoll und feierlich.»

«Wir sind Zeugen deiner künftigen Herrlichkeit», verkündete das Edelsteingeschmückte und zog seine Begleiterin nach vorn. «Wir schenken Menschenaugen, die sonst wenig Leuchtendes sehen, einen Abglanz edlen Lichtes. Wir schenken guten Schlaf und gutes Gewissen.»

«Wir verheißen, wir locken, wir schenken Hoffnung» — auch die Stimme des grazilen glitzernden Kreuzleins blinkte wie Silber. «Und», fuhr das Edelsteingeschmückte fort, wie wenn es eine endgültige Wahrheit sagte, «wo wir aufleuchten, wird das Leben seriös.»

Das Grobgeschnitzte schnellte vor: «Wir machen das Leben einfach. Wir dienen dem Recht und dem Glauben. Wir verbreiten deine Herrschaft, indem wir uns der Hand der Menschen anpassen; sieh mich an, bald bin ich Werkzeug, bald bin ich Waffe. Ich mache dem Menschen das Leben erträglich, ohne mich könnten sie nicht scheiden zwischen Gut und Böse, zwischen Licht und Finsternis und müßten an sich selber verzweifeln.» Die Stimme wurde fast laut: «Küßt mich oder sterbet, ist das

nicht die herrlichste Weise, dein Reich zu erweitern? Ja, wo wir hintreten oder hinschlagen, wird das Leben einfach.»

«Und», läutete ein wenig vorwurfsvoll das Silberglöcklein des Glitzernden, «kann man dein Reich besser ausbreiten, als wenn man die Menschen von Lasten befreit?»

Der Chor der kleinen, bunten Kreuze im Hintergrund echote dumpf: «Von Lasten befreit, von Lasten befreit.» Und es klang wie der Schritt marschierender Kolonnen.

Das große Kreuz reckte nun wieder den einen Arm aus dem Rahmen, daß er — war's ein Segen, war's ein Drohen? — über den vielen Kreuzen schwebte, und fragte — mehr sich als die anderen:

«Feierlich und zuchtvoll, lockend und seriös, einfach und frei von Lasten macht ihr — das Leben?, das Leben, sagt ihr? Glaubt ihr das wirklich oder wißt ihr im stillen, daß ihr nur — den Tod einfach macht? Seid ihr Toren oder Heuchler?»

Als wäre das ein Zauberwort gewesen, waren mit einem Schlage die kleinen Besucher von den Büchern unter dem Holzschnitt verschwunden, und das wuchtige Kreuz war wieder in seinem Rahmen und auf dem Rücken des hingesunkenen zum weiteren Kreuzesweg bereiten Mannes — und in des Mannes Blick und Gebärde dort unter dem Kreuz war — das Leben. *Bruno Balscheit.*

Pfarrer Samuel Dieterle zum Gedenken

Ob ich der rechte Mann bin, um dem so plötzlich unter uns heimgerufenen Basler Pfarrer Samuel Dieterle in den «Neuen Wegen» einen Nachruf zu widmen, weiß ich nicht. Ich tue es auf Aufforderung, und ich tue es gerne, weil ich allerdings Samuel Dieterle in besonderer Weise nahestehen, ja, durch viele Jahre hindurch sogar in enger Arbeitsgemeinschaft mit ihm leben durfte. Es sei mir daher erlaubt, meinen Nachruf in persönlicher Weise zu gestalten.

Meine erste deutliche Erinnerung an Pfarrer Dieterle reicht in dessen Studentenjahre zurück. Er war 1882 geboren und also sechs Jahre älter als ich, und das bedeutet nicht wenig, jedenfalls in jugendlichen Zeiten. Ich war Schüler, als er noch die Studentenmütze trug, und daher schaute ich an ihm herauf. Er hatte mich und andere Junge zusammen mit seinem uns allen ja nicht weniger wohlbekannten Freund Rudolf Schwarz zu einem Spaziergang eingeladen, der uns in die damals noch nicht abgesperrte badische Nachbarschaft führte, also in das Land Johann Peter Hebels, der unserm Heimgegangenen von Jugend auf in seiner gemütstiefen Art innerlich nahe war. Als Student trug er selber den Übernamen «Hebel», und erst noch vor wenigen Jahren hat Dieterle am Hebel-Fest in Lörrach bei einem Festgottesdienst die Predigt gehalten. Jener Spa-

ziergang ist mir darum noch in Erinnerung, weil an diesem Nachmittag das sprühende, gemütvolle, fröhliche Wesen des jungen Dieterle hell in Erscheinung trat und uns Junge sofort ganz für ihn eingenommen hat. Und das ist kennzeichnend für ihn geblieben. Er ist ein ganzer, ernster Mann gewesen, aber eine innere Fröhlichkeit, ein geistvoller Humor, eine tapfere Lebensfreude hat ihn beseelt und hat alle gewonnen, die mit ihm näher zusammentrafen. Er hat durch seine Person, durch seine gemütstiefe Art und sein frohes Wesen alle die widerlegt, die sich einen Prediger, und erst noch einen, der zugleich Abstinent und christlicher Sozialist ist, nur als düstern Fanatiker vorstellen können. Wenn das einer nicht war, wenn einer ein ganz menschlicher Mann gewesen ist, so war es Dieterle. Man muß ihn vor allem im Kreise der Seinen erlebt haben, in ernstem und frohem Gespräch — und es ging immer im Gespräch mit ihm um Wesentliches —, um diese seine reiche und lebendige Menschlichkeit vor Augen zu haben.

Die Jahre kamen und gingen. Dieterle wurde Pfarrer in Wetzikon und fand dort seine Lebensgefährtin, mit der er, und die mit ihm in einer ganz selten guten und lebendigen Lebensgemeinschaft verbunden war und blieb. Vielleicht war es nicht immer ganz einfach, Dieterles Lebensgefährtin zu sein, denn man mußte auch stürmische Wege mitgehen und nach fernen und hohen Zielen ausschauen können. Aber dafür bereitete er den Seinen ein innerlich reiches und bewegtes Leben, keine Idylle, aber ich möchte sagen: einen Bauplatz, eine Arbeitsstätte, wo er selber unermündlich am Werke war, wo es um eine große und wichtige Sache ging, der er selber seine ganze Kraft hingab, und nun mußten oder durften auch die Seinen mit dabei sein am Werk, an der Arbeit des Gatten und Vaters. Im Jahre 1909 wurde Samuel Dieterle von Wetzikon nach der Vorstadtgemeinde Bruggen bei St. Gallen berufen und hat dort fast volle 20 Jahre hindurch gewirkt.

Und hier nun setzen meine weiteren Erinnerungen an ihn ein. Die erste ist eine Begegnung, die ich mit ihm hatte während eines Streikes in Basel. Ich war unterdessen selber Pfarrer im Aargau geworden, und Dieterle stand als Feldprediger im Dienst. Es waren wohl die Generalstreiktage des Jahres 1918. Ich traf ihn in Uniform, aber er war innerlich tief aufgewühlt und belastet. Er hat ja dann entschlossen sein Feldpredigeramt beim Basler Regiment niedergelegt und ist dem Bund antimilitaristischer Pfarrer beigetreten, und zwar eben aus den Erfahrungen solcher schweren Tage, wo man das Militär gegen «den innern Feind» aufzubieten für nötig hielt. Wie sollte er da noch mittun können, nachdem er bereits in Wetzikon tief hineingeführt worden war in die Not und Problematik der sozialen Lage! Er erkannte mit ganzer Klarheit, daß der Klassenkampf von unten nichts anderes ist als eine Folge des längst vorher geführten Klassenkampfes von oben. Und er erkannte, daß es vom Evangelium her nichts anderes geben könne als die Solidarität mit den um ihr Lebensrecht kämpfenden Arbeitern. Es waren jene Jahre,

wo die ersten Bücher von Hermann Kutter erschienen, vor allem das Buch «Sie müssen», ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft, in welchem dargestellt wurde, daß es im Kampf gegen die Mammonsherrschaft keine Neutralität für die Kirche geben dürfe, kein wohlabgewogenes Gleichgewicht von oben und unten, sondern eine klare, evangelische Parteinahme für die, die unten leben, die Armen, die Bedrückten. Und später waren es die Schriften und Worte von Leonhard Ragaz, die einen Mann wie Dieterle nicht weniger aufriefen zum Eintreten in den Kampf gegen Mammon und gesellschaftliche Vorurteile. Und das andere Kampfgebiet, das Dieterle betreten mußte, war das Alkoholelend. Er brach für sich selber mit den Trinksitten und trat in die Reihen des Blauen Kreuzes, um sie nie mehr zu verlassen, solange er lebte. Ja, gerade hier hat er eine ganz große und sicher oft genug mühevolle Arbeit geleistet. Bei seinem Tode war er Zentralpräsident des deutschschweizerischen Zweiges des Blauen Kreuzes. Und sein Hinschied reißt eine tiefe Lücke in diese Bewegung.

In diesen Bruggener Jahren geschah es dann, daß ich neben Dieterle an die selbe Gemeinde, auf die gleiche Kanzel berufen wurde. Es sind dies für mich gerade durch die Zusammenarbeit mit ihm unvergeßliche Jahre geworden. Es ist ja nicht ganz selbstverständlich, daß zwei Pfarrer an der gleichen Gemeinde es immer leicht haben, miteinander Schritt zu halten und der Gemeinde in wirklicher Eintracht zu dienen. Ich erinnere mich noch eines Gespräches, das ich mit einem Altersgenossen und Studienfreund von Samuel Dieterle hatte, bald nachdem ich nach Bruggen gewählt worden war. Er meinte, mir voraussagen zu müssen, daß ich neben einem Prediger von Format wie Dieterle durchaus im Schatten werde zu leben haben. Aber davon war nun wirklich keine Rede. Ich durfte mich selber sein und bleiben, ohne von Dieterles «Format» mich erdrückt zu fühlen. Aber daß dies so geschah, gehört eben auch ganz mit zum «Format» von Dieterle. Er war ein Prediger, der Gewalt hatte in seinem Wort, und er war der Mann, der die ganze Gemeinde innerlich aufgeweckt hatte und zusammenhielt. Wenn er etwa an einem Festtage die Kanzel betrat bei gedrängt voller Kirche und das Wort ergriff, so spürte man, daß hier ein Pfarrer und Hirte vor einer Gemeinde stand, die ihm folgte, weil sie ihm Großes, Lebendiges verdankte und an ihm hing, weil er sie wahrhaft väterlich und mit männlicher Kraft speiste und tränkte aus dem Schatz des Wortes Gottes, das er ihr verkündigte. Da gab es keine Phrasen, aber da wurde stark und klar und ins Leben eingreifend gepredigt. Da wurde ein Wort laut, das vor allem auch die Männerwelt ansprach und mitnahm. Ich weiß von mehr als einem solchen Mann, der durch Dieterle entscheidend geweckt und geführt worden ist. Unter Dieterles Verkündigung wurde die Kirche wieder aus jenem halb langweiligen, halb feierlichen Ort, zu dem sie mancherorts herabgesunken ist, zu einer Stätte, wo Leben erwacht, weil der Geist der Bibel zu wehen beginnt. Da wurden keine Flicke auf das alte Kleid gesetzt, da

wurde das neue Kleid angemessen; da wurde nicht alter Wein getrunken, da wurde neuer Wein ausgeschenkt (trotz aller Abstinenz, die sich durchaus damit vertrug!). Ich kann nur sagen, daß ich selber von Dieterle als Prediger viel gelernt habe und diese Schule nicht missen möchte.

Aber nun war es so, daß Dieterle bei all seiner großen Predigergabe gar nichts an sich hatte von einem Kanzelredner, der seine eigene Ehre sucht. Eben das hat er nie getan. Er predigte nicht sich selber, sondern er predigte, wie der Apostel es vorschreibt, nichts anderes als Jesus Christus und sein Evangelium, so wie es ihm aufgegangen war. Und so hat er sich auch im täglichen Zusammenarbeiten in der Gemeinde niemals aufgespielt als der Ältere, Erfahrenere, als der, der vieles konnte, was ich nicht konnte, sondern er hat sich schlicht und brüderlich neben den jüngeren und in manchem so anders gearteten Amtsbruder gestellt, der ich war. Er freute sich, daß ich mich freuen konnte an der Wirksamkeit, die er entfalten durfte, und er gab mir ganz freien Raum und half mir, wo er konnte, meinen mir gewiesenen Weg in der Verkündigung und in der Arbeit zu gehen. So kam es zu jenem gegenseitigen, neidlosen Zusammenarbeiten, das leider oft genug in der Kirche fehlt und das doch so wichtig wäre für den Aufbau der Gemeinde. Es erfüllte sich ein wenig auf geistigem Gebiete das soziale Wort aus der ersten Christengemeinde: «Sie hatten alle Dinge gemein!» Wir konnten zusammenstehen freilich auch aus dem Grunde, daß wir beide eine gemeinsame, innere Voraussetzung hatten. Auch ich war aufs stärkste bewegt von der Botschaft der beiden Blumhardt und Hermann Kutters. Und wir trafen uns in dem Bemühen, uns mit unserer Verkündigung mitten hineinzustellen ins einfache Volk, aus dem sich unsere Gemeinde rekrutierte. So traten wir auch hin und wieder miteinander in Arbeiterversammlungen auf, in die wir gerufen wurden, und bestanden Diskussionen über soziale und politische Probleme oder besuchten die damals noch im Schwange stehenden religiössozialen Konferenzen. Daß ich als Theologe etwas andere Wege betrat, daß ich mich verbunden wußte mit Karl Barth, und daß Dieterle mir auf diesen Wegen nicht ohne weiteres folgte, daß ich also mein eigenes geistiges Gesicht hatte, das hat uns aber wiederum nicht auseinandergetrieben, sondern hat wohl unsere Gespräche und Auseinandersetzungen belebt und befruchtet, hat aber nicht zu einem Risse geführt.

1927 wurde ich nach Basel gewählt, aber schon 1929 folgte Dieterle einem Ruf an die Petersgemeinde in Basel. Die Zeit enger Zusammenarbeit hörte damit auf. Wir hatten verschiedene Gemeinden und in manchem auch unterschiedliche Aufträge und Aufgaben und Wege. Dieterle ging auch in Basel seinen Weg der Verkündigung, in welcher das soziale Anliegen und das Anliegen des Kampfes gegen die Mächte des Geldes und des Krieges das volle Übergewicht behielt. Er hat wie in Bruggen eine Gemeinde um sich gesammelt, die seiner Predigt Großes verdankt. Er hat sich auch in Basel weiter und weiter vor allem darum bemüht,

den Arbeitern Heimatrecht in der Gemeinde zu erkämpfen. Er litt unter der Verbürgerlichung der Kirche und hat sich, wo er konnte, eingesetzt für die Sache der Unterdrückten und Zurückgesetzten. Er ist dabei auf viel Unverständnis und Anfechtung gestoßen, aber er hat dies fröhlich und getrost getragen als Zeichen dafür, daß er gerade mit dieser seiner Verkündigung auf dem rechten Wege sei. Die Basler Kirche, ja, das Baslervolk verdankt ihm Großes, und er ist in seiner Art und in der Wirkung, die er hatte, geradezu unersetzlich geblieben. Man wird ihn und sein tapferes Wort auf der Kanzel und vor allem auch in der kirchlichen Öffentlichkeit (also etwa in der Synode!) tief vermissen. Es wird zwar auch solche geben, die ein wenig aufatmen, daß dieser unbequeme Mahner und Rufer verstummt ist (vielleicht gerade in der Synode!), aber das gehört mit zu der Wirkung, die von Dieterle ausgegangen ist. Und die Kirche als solche jedenfalls lebt davon, daß immer wieder solche Wächter aufstehen. Würden sie endgültig verstummen, so wäre dies das Ende ihres Lebens.

Wenn ich versuchen soll, mit ein paar Worten das geistige Bild dieses Predigers und Hirten zu umreißen, so wäre eines sicher zu sagen: Samuel Dieterle hat ein innerlich gesammeltes Leben gelebt. Das will sagen: er hatte in seinem Leben eine Mitte, um die sich alle seine Kräfte zusammenschlossen. Die Sache Gottes war für ihn diese Mitte, ich könnte auch sagen: das Reich, die Herrschaft Gottes. Es war ihm in der Bibel — Dieterle war ein unermüdlicher und treuer Leser und Erforscher der Bibel —, und es war ihm in der Schule der Blumhardt, Kutters und Ragazens aufgegangen, daß es beim Evangelium von Christus nicht um bloße Frömmigkeitspflege, nicht um bloßes Seelenheilchristentum gehen könne, sondern um die neue Welt, die von Gott her zu uns nicht erst kommt, sondern schon gekommen ist, die Welt des Vaters, wie Hermann Kutter sie in einem frühen, glühenden, ersten Predigtband genannt hatte. Es war ihm aufgegangen, daß Dunkel liegt über den Völkern, Dunkel auch über jedem einzelnen Menschendasein, daß man sich aber in dieses Dunkel nicht zu schicken hat, daß vielmehr Gott Licht bringen will und schon gebracht hat in der Erscheinung des Jesus Christus in alles Dunkel, und daß wir uns nach diesem Lichte ausstrecken sollen, ausstrecken dürfen, eben nach eben jenem Licht seines Reiches, seiner kommenden und gekommenen Welt. Gott hat die Zügel seiner Herrschaft auf Erden wieder ergriffen. Und damit haben die Mächte, haben also Mammon und Krieg, Alkohol und die Gewalt des Todes ihr Spiel verloren. Darum gilt es, aufzustehen vom Schlaf, zu erwachen aus allem bloßen Seelenchristentum und aller Schicksalsgläubigkeit und die Wanderschaft anzutreten durch das Dunkel, das heute noch herrscht, dem Tage entgegen, der einmal anbrechen wird, ja, der schon im Anbrechen ist. Um was anderes geht es denn in all den großen Auseinandersetzungen, den geistigen, weltanschaulichen, aber auch den politischen und wirtschaftlichen unserer

Tage als darum, daß der Eine Recht behält, der auf dem Throne sitzt und spricht: «Siehe, ich mache alles neu!»?

Das war die Grundanschauung Dieterles. Das hat er aufgenommen aus der Arbeit an der Bibel, die in der neuen Theologie von heute ein wenig von allen Seiten geleistet wird. Mögen die einzelnen Theologen sich dabei oft in Gegenstellungen befinden und in allerlei Lager auseinanderfallen, Dieterle hat sich um diese an sich ernsten Auseinandersetzungen nicht so sehr gekümmert, aber er hat die Resultate mit seinem scharfen Verstande und seinem lebendigen Glauben aufgenommen und sich daran gehalten. Er hat auf seine Weise den Aufbruch mitgemacht, der in seinen Mannesjahren alle diejenigen unter den Pfarrern, die nicht hinter dem Ofen sitzen blieben oder auf dem Monde daheim sein wollten, bewegt hat. Er hat sich also auf die Wanderschaft gemacht dem Tage Jesu Christi entgegen. Und er hat begriffen, daß dies bedeutet, daß man anbinde mit den Mächten und Gewalten, die scheinbar (aber nur für den Unglauben!) noch so gewaltig herrschen und regieren. Das war die Sache seines Lebens. Dafür hat er sich eingesetzt. Das war ihm der Gehalt der Botschaft von der Vergebung der Sünden, vom Kreuz und der Auferstehung Jesu Christi. Er gehörte, kirchlich gesprochen, ganz und gar nicht zu den Verdünnern der Bibel, er stand fest auf dem Boden seines Jesus-Christus-Glaubens. Aber er hat freilich auch hier sich nicht so sehr gekümmert um die Auseinandersetzungen innerkirchlicher Art. Er wollte kein Parteimann sein und meinte, es sei möglich, ohne kirchliche Richtungsbindung seinen Weg zu gehen als Einzelner, Freibleibender, ja, Freischärler. Ob ihm dies ganz gelungen ist, gelingen konnte, wäre zu fragen. Aber er hat es jedenfalls versucht. Und damit sind wir an der Frage der Stellung Dieterles zur Kirche überhaupt. Die Sache seines Lebens sei das Reich Gottes gewesen, haben wir gesagt; wir hätten nicht ebenso eindeutig sagen können: die Sache der Kirche. Daß Reich Gottes und Kirche zweierlei sei, das hatte ihm vor allem Ragaz eingeprägt, und das bleibt eine unaufgebbare Einsicht. Aber Dieterle hat doch daran festgehalten, daß man eben auch in der Kirche den Schauplatz sehen darf und sehen muß, auf welchem nach diesem Reiche getrachtet werden soll. Darum hat er zeitlebens an der Kirche festgehalten, hat ihr gedient, hat ihr seine Kraft und Liebe geschenkt. Er hat sie freilich auch eben um deswillen, daß es in der Kirche um Gottes Herrschaft gehen muß und um nichts anderes, kritisiert, sie aufgerufen, ja aufzurütteln getrachtet. Er war das Gegenteil eines Pfaffen und hat alles pfäffische Wesen aus tiefer Seele verabscheut. Es ist ihm oft eng und weh ums Herz geworden, wenn er die Kirche auf allzu ausgelaufenen Wegen fahren sah. Vielleicht hat er sie in einem gewissen Unmut manchmal auch allzusehr nur als Bremse am rollenden Wagen des göttlichen Wirkens und Geschehens empfunden. Vielleicht hat ihm der Gegensatz zwischen Reich Gottes und Kirche oft stärker vor Augen gestanden als deren von Gott selber gesetzter Zusammenhang. Aber das gehört wohl mit zu den Kennzeichen der Generation von Kämpfern,

zu denen Samuel Dieterle mit einem Karl von Greyerz, einem Hans Bader und Emanuel Tischhauser zu rechnen ist. Sie haben uns auf alle Fälle mit ihrem ganzen, mannhaften Ergreifen der Botschaft vom Reiche Gottes Wesentliches gegeben. Und es wäre der nun nachrückenden Generation von Pfarrern und Gemeindegliedern wohl zu wünschen, daß ihr etwas von dem lebendigen und brennenden Eifer um das Reich erhalten bliebe, wie er in diesen Männern lebte. Der religiöse Sozialismus, der für sie der Ausdruck ihres Wollens war, sollte nicht totgesagt werden, wenn es auch wahr sein wird, daß wir heute das gleiche, was jene gesehen und gewollt haben, ein wenig anders sehen, sagen und wollen müssen. Die Zeit steht nicht still, aber der Herr ist derselbe, der gestern wie heute und in alle kommenden Jahre hinein in der Zeit wirkt und herrscht, weil er der Herr aller Zeit ist. *Eduard Thurneysen.*

WELTRUNDSCHAU

Krise in England Es scheint gegeben, daß wir unsere Wanderung durch das Dickicht der Weltpolitik diesmal in *England* beginnen. Dies nicht allein, weil wir immer noch unter dem frischen Eindruck der *Unterhauswahlen* vom 23. Februar stehen, die für die weitere Entwicklung in Großbritannien selbst von großer Bedeutung sein können, sondern auch wegen der Auswirkung dieses Volksentscheides auf die ganze internationale Lage. Aber kann man denn überhaupt von einem Volksentscheid reden? Ist das hervorstechende Kennzeichen der englischen Parlamentswahlen nicht gerade ihr *unentschiedener* Ausgang? Ja und nein. Die Labourpartei hat zunächst ohne Zweifel einen ausgesprochenen *Abwehrsieg* errungen. Die Konservativen haben das Ziel nicht erreicht, das sie sich gesteckt hatten: das Labourregime, dieses letzte Überbleibsel der großen Linksbewegung, die bei Kriegsende auch Westeuropa erfaßt hatte, zu stürzen und Großbritannien im Sinne des amerikanischen «way of life», der amerikanischen Lebensauffassung und Weltpolitik, mit den inzwischen mehr und mehr wieder der kapitalistischen Reaktion verfallenen Ländern des übrigen Westeuropas gleichzuschalten. Das ist ein bedeutungsvoller, durch die positiven Leistungen der Labourregierung durchaus verdienter Erfolg.

Aber das Ausmaß dieses Erfolges genügte dennoch nicht, um der Labourpartei eine weitere Periode ungestörten, weitausschauenden Regierens zu sichern. Sie hat nicht mehr die Kraft, eine neue sozialistische Offensive in das seinem Wirtschafts- und Gesellschaftsaufbau nach eben immer noch ganz überwiegend bürgerlich-kapitalistische Großbritannien hinein vorzutragen. Ihre Parlamentsmehrheit ist gegenüber 1945 von 141 auf ganze sechs Sitze zusammengeschrumpft, ihr Anteil an der

Gesamtstimmenzahl von 48 auf 46,5 Prozent zurückgegangen. Die Verschiebung im Stimmengewicht scheint zwar wirklich nur ganz unwesentlich zu sein, zumal die Labourpartei ihre Wählerzahl um über eine Million zu steigern vermochte. Sie reichte aber bei den zugespitzten Parteiverhältnissen in einer Reihe von Bezirken und infolge der Neueinteilung der Wahlkreise, die sich im Endergebnis gegen die Labourpartei auswirkte und den Konservativen rund 25 sichere Sitze zuhielt, doch aus, um eine neue, der Labourpartei ungünstige Lage zu schaffen. Hätte diese nur noch 10 000 Stimmen mehr bekommen, so hätte sie bei «richtiger» Verteilung der zusätzlichen Wähler eine Mehrheit von 53 Sitzen gewonnen. Aber es war dennoch kein bloßer Zufall, daß dies nicht geschah. Die Strömung im englischen Volke ging eben diesmal, wenn nicht sehr stark, so doch fühlbar genug nach rechts, während sie vor fünf Jahren mit elementarer Wucht nach links ging. Das kam auch in der Arbeiterbewegung selbst recht deutlich zum Ausdruck, haben doch die unabhängigen Linkssozialisten und die Kommunisten die wenigen Sitze, die sie bisher innehatten, diesmal auch noch verloren, zur Freude kurzsichtiger Sozialdemokraten, die nicht zu merken scheinen, daß der Mißerfolg der äußersten Linken eine Auswirkung des gleichen Zuges nach rechts ist, der den Rückschlag der Arbeiterpartei selbst verursacht hat. Was 1945 infolge der Eigenart des englischen Wahlsystems, das einfach dem Kandidaten der relativ stärksten Partei das Mandat zufallen läßt und beim Vorhandensein von bloß zwei Parteien auch lange Zeit ganz klare Verhältnisse schuf, was also vor fünf Jahren vielen Leuten, besonders im Ausland, gar nicht zum Bewußtsein kam, das liegt heute offen am Tag: daß sich nämlich im britischen Volk trotz der Zwischenexistenz der Liberalen Partei zwei fast gleich starke politische Heerlager gegenüberstehen, von denen das eine nur unter besonderen Umständen, wie sie bei Kriegsende tatsächlich vorlagen, ein entscheidendes Übergewicht in der Volks*vertretung* erringen und darauf gestützt eine handlungsfähige Regierung bilden kann. Ob aber solche Umstände bei einer zweiten Unterhauswahl, wie sie jetzt ziemlich allgemein schon für eine nahe Zukunft ins Auge gefaßt wird, wirklich eintreten werden, das ist vorerst noch ganz nebelhaft. Und inzwischen bleibt eben die parlamentarische Lage der Labourregierung im höchsten Grade gefährdet; die Regierung ist förmlich auf die Gnade der Konservativen angewiesen, die kalten Blutes den Zeitpunkt der Hinrichtung ihres Gegners bestimmen können und in dem Augenblick zum entscheidenden Schlag ausholen werden, da eine Auflösung des Unterhauses ihnen den Sieg bei den folgenden Neuwahlen zu versprechen scheint.

Die britische Demokratie ist damit tatsächlich in eine *Funktions-*, ja *Existenzkrise* geraten, die nicht einfach durch taktische Manöver wie die Ausschaltung der Liberalen oder durch eine Wahlreform in der Richtung des Proporzsystems zu beheben ist. Die Überwindung dieser Krise ist vielmehr nur vom endgültigen, klaren Durchbruch der einen oder

anderen der beiden politisch-sozialen Grundströmungen zu erwarten, die sich jetzt innerhalb des britischen Volkes gegenüberstehen. Und das heißt, vom Standpunkt der Linken aus gesehen, daß sich innerhalb der Labourbewegung immer folgerichtiger ein entschieden *sozialistischer* Kurs durchsetzen muß, wenn England nicht der Reaktion und Gegenrevolution ausgeliefert werden soll. Nichts wäre darum verhängnisvoller, als wenn die Labourpartei jetzt eine zaghaft-opportunistische, auf Stimmenfang bei den schwankenden Mittelschichten ausgehende politische Linie einschlagen wollte. Das könnte nur ihre moralische Stoßkraft und damit auch ihre Werbekraft nach außen hin schwächen, während nun doch alles darauf ankommt, daß Labour durch eine grundsätzlich sozialistische Haltung — die nicht gleichbedeutend mit bloß formalem Drauflosverstaatlichen der Wirtschaft sein kann — eine zuverlässige Volksmehrheit hinter sich bekommt, auch wenn es bis dahin noch durch weitere Rückschläge und Krisen hindurchgehen sollte.

Das gilt zunächst für ihren innenpolitischen Kurs; es gilt aber nicht weniger auch für ihre *außenpolitische* Linie. Denn daß der Zwiespalt zwischen der bisherigen Innenpolitik der Labourregierung, die offenkundig sozialistisch inspiriert war, und dem Geist ihrer Außenpolitik, der im wesentlichen derjenige der bürgerlich-konservativen Reichstradition war, zu dem unbefriedigenden Wahlergebnis maßgebend beigetragen hat, das steht für mich durchaus einwandfrei fest. Wenn eine zur Regierungsverantwortung aufgestiegene Partei auf einem so entscheidend wichtigen Gebiet, wie es heute die Völkerbeziehungen sind, in der Hauptsache die Politik ihres Gegners betreibt (der ihr natürlich dauernd Komplimente für diese ihre «staatsmännische» Haltung macht), so *muß* das ja zuletzt selbst auf eine so robuste Wählerschaft, wie es diejenige der Labourpartei ist, verwirrend und demoralisierend wirken, so *muß* die Stoßkraft der Bewegung auch im innenpolitischen Kampf leiden und der Sinn für eine grundsätzliche Entscheidung zwischen zwei unvereinbaren politischen Grundauffassungen, wie sie nun einmal in England gefordert ist, verhängnisvoll getrübt werden*.

---

* Konni Zilliacus, der aus der Labourpartei hinausgeworfene bisherige Abgeordnete für Gateshead, schrieb in seiner Broschüre «Warum ich ausgeschlossen wurde» mit nur zu großem Recht: «Indem sie (die gegenwärtigen Führer der Labourpartei) durch Fortsetzung der Außenpolitik der Koalitionsregierung und Annahme eines ‚Burgfriedens' mit den Konservativen ‚die Außenpolitik von der Parteipolitik trennten', haben sie dem Volk das Mitbestimmungsrecht in außenpolitischen Angelegenheiten verweigert, obwohl internationale Fragen alles entscheiden, was wir in der Innenpolitik zu erreichen streben ... Die Verleugnung der Demokratie in der Außenpolitik durch die Labourführung ist ein Hohn auf die Demokratie auch in der Innenpolitik. Man kann unmöglich eine der Versprechungen in ‚Labour glaubt an England' (einer offiziellen Flugschrift der Labourpartei) ernst nehmen, denn sie können nie verwirklicht werden, wenn wir weiterhin den Frieden verlieren.» Daß auch Zilliacus (der übrigens den Mißerfolg der Labourpartei bei den Wahlen voraussah) dem Rechtsruck innerhalb der Arbeiterbewegung zum Opfer fiel und einem höchst mittelmäßigen Vertreter der offiziellen Parteilinie weichen mußte, ist besonders bedauerlich. Er wird aber wiederkommen.

Welche Kraft wäre doch von einer klar sozialistisch eingestellten Außenpolitik der Labourregierung auf die ganze britische Bewegung ausgeströmt! Und wie unmöglich wäre es geworden, daß ein Churchill seine Politik der Unterordnung Großbritanniens unter die Bedürfnisse des amerikanischen Kapitalismus als die rechtmäßige britische Nationalpolitik hinstellen, ja sich sogar als den gegebenen Vermittler zur Sowjetunion hin empfehlen konnte, wie er das nicht ohne Erfolg im Wahlkampf getan hat! Die Zukunft des Labourregimes hängt so zu einem guten Teil davon ab, ob und wann sich unter britischer Führung die sozialistischen Kräfte Westeuropas zu sammeln vermögen, ob und wann sich Westeuropa von der amerikanischen Vormundschaft freimachen wird, ob und wann sich Amerika selbst zur Abkehr von seiner kapitalistisch-imperialistischen Machtpolitik und zur Zusammenarbeit mit der neu entstehenden sozialistischen und kommunistischen Welt Europas und Asiens entschließt. Kommt es *nicht* rechtzeitig dazu, dann ist die Gefahr groß, daß die konservativen Mächte, die immer noch die Außenpolitik Englands bestimmen, auch in der Innenpolitik wieder zur Herrschaft kommen, zum Verhängnis nicht nur für die Sache der sozialen Gerechtigkeit, sondern auch für diejenige des Völkerfriedens.

Im alten Gleis weiter! Sozialistischem Denken sollte es freilich, so meint man, selbstverständlich sein, daß die Nachkriegspolitik Englands, wie der Westmächte überhaupt, auf eine falsche Bahn geraten ist. Sie ist ja im Grunde nur eine Fortsetzung jener schon nach dem ersten Weltkrieg betriebenen Politik der großen westlichen Demokratien, die auf die *Niederhaltung der sozialen Revolution* und die Konservierung der bestehenden Gesellschaftsordnung ausging, durchaus folgerichtig zur Stützung der faschistischen Diktaturstaaten als der zuverlässigsten Bollwerke gegen Sozialismus und Kommunismus führte, dann aber etwas programmwidrig mit dem Angriffskrieg der undankbaren Achsenmächte weiterging und mit dem Bündnis zwischen den Westmächten und dem «bolschewistischen Erzfeind» für den Kampf gegen den gemeinsamen Gegner endete. Die gleiche sozialkonservative und gegenrevolutionäre Zielsetzung ist der westmächtlichen Außenpolitik, nach dem Zwischenspiel des Kampfes gegen Hitler und Genossen, auch seit dem Ende des zweiten Weltkrieges eigen, nur daß sie diesmal vor allem von den Vereinigten Staaten getragen wird und dementsprechend viel rationeller, planmäßiger und mit ungleich größeren Mitteln als damals arbeitet. Ihre Methoden sind im wesentlichen dreifacher Art:

1. Ein mit allen Mitteln der modernen Massenpropaganda geführter «moralischer» Kreuzzug gegen den Kommunismus, verbunden mit einer leicht übertriebenen Verherrlichung der westlichen Freiheit und Kultur.

2. Wiederherstellung der «freien Wirtschaft» nach amerikanischem Muster und mit amerikanischem Kapital in den vom Krieg zerrütteten

Ländern außerhalb der Sowjetzone, als angeblich allein zuverlässiger Grundlage für materiellen Wohlstand und politische Demokratie.

3. Sicherung dieser Weltordnung durch gewaltige Kriegsrüstungen und durch Hilfeleistung an die «freien Länder», mit dem Ziel, den kommunistischen Einfluß gewaltsam zurückzudrängen und durch konzentrischen Druck von außen her den Ostblock womöglich zum Einsturz nach innen zu bringen.

Die Ergebnisse dieser Politik sind schon bisher wenig ermutigend, und sie drohen, je länger sich der ganze Plan entfalten kann, um so verheerender zu werden. Die Anfangserfolge der *amerikanischen Wirtschaftshilfe* an Europa — um zunächst davon zu reden — sollen zwar keineswegs bestritten werden, und soweit mit ihr einfach die Milderung der drückendsten Kriegsfolgen bezweckt war, ist dagegen gar nichts einzuwenden, im Gegenteil. Darüber hinaus aber ist die Marshallhilfe, die vor allem dem Wiederaufbau des durch den Krieg zerstörten Produktionsapparats im Rahmen der «freien Marktwirtschaft» dient, nicht imstande, das Wirtschaftsproblem der westeuropäischen Industrieländer zu lösen, das darin besteht, daß ihrer wachsenden Produktionskraft keine entsprechende *Konsumkraft* der Bevölkerung und kein genügend großer und einheitlicher Absatzmarkt in Europa gegenüberstehen. Und ein solcher Markt kann eben auch durch den stärksten amerikanischen Druck nicht erzwungen werden, besonders wenn die Art europäischer Einigung, die man in Amerika im Auge hat, nur die Organisierung Westeuropas für den Kampf gegen die Oststaaten ist, von denen sich der Westen doch nur um den Preis seines wirtschaftlichen Zerfalls absperren kann. Unter dem Kapitalismus ist aber das europäische Wirtschaftsproblem überhaupt nicht lösbar. Wie Dr. V. Gitermann im «Öffentlichen Dienst» (24. Februar) schreibt:

«Der Kapitalismus ist außerstande, den Lebensstandard der Menschen lohnpolitisch im selben Tempo zu erhöhen, in welchem er technisch die Ergiebigkeit ihrer Arbeit steigert. Schon aus diesem Grunde ist eine störungsfreie Ausweitung des Warenaustausches unter kapitalistischen Verhältnissen schlechthin nicht möglich. Um Europa (unter Beibehaltung der kapitalistischen Privatwirtschaft) wirklich zu sanieren, müßte Amerika sich entschließen, Jahr für Jahr große Mengen europäischer Waren zu kaufen. Gerade dies aber kann Amerika nicht tun, weil es dabei seine eigenen wirtschaftlichen Interessen hintansetzen müßte. Amerika will exportieren, eines großen Importes dagegen bedarf es nicht. Europa wäre imstande, amerikanische Produkte zu kaufen, wenn es sie mit europäischen Produkten bezahlen dürfte. Amerika aber will für seine Ausfuhr in Dollars bezahlt werden, und Dollars sind in vielen europäischen Ländern nur in geringen Quantitäten vorhanden.»

Die Vereinigten Staaten werden um so weniger geneigt sein, ihre Ausfuhr zugunsten vermehrter Einfuhr aus Europa zu beschränken, je mehr die Hochkonjunktur in Amerika abflaut und die Sättigung des amerikanischen Binnenmarktes die Abschiebung der Überschußproduktion ins Ausland zur Lebensnotwendigkeit für die eigene Industrie macht. Und diese Entwicklung bereitet sich mit sozusagen gesetzmäßiger

Zwangsläufigkeit immer deutlicher vor. Um mit der Neuyorker «Monthly Review» (Januar 1950) zu reden:

«Die Hochkonjunktur nähert sich ihrem Ende, doch ist kein plötzlicher Zusammenbruch zu erwarten. Die Wirtschaftskurve geht ausgesprochen abwärts, doch dürfte der Abstieg stufenweise erfolgen ... Die wirtschaftliche Aussicht ist, daß sich der amerikanische Kapitalismus vom Guten zum Schlimmen und vom Schlimmen zum Schlimmeren entwickelt — nicht plötzlich oder dramatisch, aber stufenweise und sicher. Es ist wohl möglich, daß die künftigen Volkswirtschafter und Geschichtsschreiber von der großen Krise der fünfziger Jahre sprechen werden, ohne jemals genau feststellen zu können, wann sie begonnen hat.»

Und dann — wird sich im Gefolge der neuen Krise auch das wieder einstellen, was wir schon in den Dreißigerjahren erlebt haben: Linksradikalismus bei den Massen, Rechtsradikalismus im Mittelstand und Besitzbürgertum und zuletzt Flucht aus der Krise in auswärtige Abenteuerpolitik und Krieg?

Die «freie Wirtschaft» Auch die praktischen Erfahrungen in den europäischen Ländern, die des neubelebten wirtschaftlichen Liberalismus teilhaftig geworden sind, sprechen keineswegs für eine Fortsetzung dieses Experiments. Dem Aufschwung gewisser Zweige der Produktion, der teilweisen Ausweitung des Konsums und der mächtigen Steigerung der Gewinne in Handel und Industrie, die als Folge der «Rückkehr zur Marktwirtschaft» in einer Anzahl von Staaten zu verzeichnen sind, steht eine Verschlechterung der Lebenshaltung breiter Volksschichten und eine Vermehrung der Arbeitslosigkeit gegenüber, die allmählich beunruhigende Ausmaße annimmt. In dem kleinen *Belgien* zum Beispiel lag Anfang 1950 eine Viertelmillion Menschen ohne Beschäftigung und Verdienst auf der Straße. In *Italien* sind es nach der jüngsten amtlichen Zählung schon über zwei Millionen, zu denen noch eine Million Kurzarbeiter kommen dürfte, während die Produktion keinerlei Anzeichen einer Wiederbelebung aufweist und insbesondere die Maschinenindustrie, der Schiffsbau und die Schwerindustrie, aber großenteils auch die Textilindustrie höchstens mit halber Kraft arbeiten. In *Frankreich* ist es vor allem die Spannung zwischen Preisen und Löhnen, die das Lebensniveau der Arbeiter- und Angestelltenschichten immer tiefer herunterdrückt, vermag doch gegenwärtig der Durchschnittslohn des Arbeiters kaum die Hälfte der Güter und Dienstleistungen zu kaufen, die er vor dem Kriege kaufen konnte. In Italien dürfte es in dieser Beziehung noch ärger stehen, in Belgien nicht viel besser.

In *Westdeutschland* hat sich die Zahl der Arbeitlosen in den letzten 12 Monaten mehr als verdoppelt, und zwar gar nicht nur in den mit Ostflüchtlingen überschwemmten Ländern. Sechs bis sieben Millionen Menschen — Arbeitslose, Kurzarbeiter und Sozialrentner mit ihren Familien — können sich fast nie Fleisch und nur in ungenügendem Maße Milch und Margarine leisten; weitere zwei Millionen Lohnempfänger mit Ein-

kommen von unter 150 Mark sind, wenn sie Familie haben, ungefähr in der gleichen Lage, so daß annähernd der dritte Teil der Bevölkerung unterernährt ist. Aber die Westmächte haben wahrhaftig wenig Recht, die Deutsche Bundesrepublik wegen ihres Versagens gegenüber solchem Notstand irgendwie zu tadeln; der «gänzliche Mißerfolg» ihrer Wirtschaftspolitik, den nach der Feststellung der Berater der alliierten Hochkommissare die Bonner Regierung selbst in ihrem jüngsten Bericht an die Marshallplan-Organisation in Paris zugegeben hat, ist ja in Wirklichkeit nur der Mißerfolg des «freien Unternehmertums» und des Gewährenlassens der gesellschaftlichen Kräfte, das die Westmächte — oder doch mindestens die Vereinigten Staaten — zum Grundsatz ihrer eigenen Wirtschaftspolitik erhoben haben und das man nun auch in Westdeutschland so gelehrig praktiziert!

Nebenbei: *Ostdeutschland* kennt nicht nur keine Arbeitslosigkeit, sondern steigert auch seine Produktion in bemerkenswerter Weise: bei Braunkohle um 25 Prozent zwischen März 1948 und September 1949, bei Eisenerz um 36 Prozent, bei Rohstahl um 190 Prozent und bei Walzstahl um 100 Prozent. Gleichzeitig scheint sich, bei sinkenden Preisen, die Versorgung mit Verbrauchsgütern allmählich ebenfalls zu bessern, ähnlich wie dies auch in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn der Fall ist, nicht zuletzt in der *Sowjetunion*, wo soeben eine allgemeine Preissenkung um 10 bis 50 Prozent verfügt worden ist.

Natürlich schnöden unsere bürgerliche und teilweise auch die sozialdemokratische Presse wacker über diesen «Propagandaschwindel», aber Tatsache bleibt eben doch, daß die Steigerung der Produktion von Verbrauchsgütern, die seit Kriegsende ein Hauptziel der sowjetischen Wirtschaftspolitik ist, nunmehr eine fühlbare Erhöhung der Kaufkraft des Lohneinkommens bewirkt hat, im Gegensatz zu der fallenden Tendenz des Reallohnes, der in den meisten kapitalistischen Ländern zu verzeichnen ist. Der Unterschied zwischen Planwirtschaft und «freier» Wirtschaft wird so aller liberalistischen Propaganda zum Trotz den Völkern allmählich doch in die Augen springen.

Die «freien Nationen» Aber auch *die* Behauptung wird mehr und mehr durch die Tatsachen Lügen gestraft, daß die kapitalistische Wirtschaftsfreiheit allein den Bestand der politischen Freiheit und Demokratie gewährleiste. In Wahrheit erleben wir ja gerade den fortschreitenden *Verfall* der Demokratie in den Ländern des «freien Unternehmertums». Schauen wir nach *Frankreich*: Hier herrscht nun wirklich der Wirtschaftsliberalismus wieder fast unumschränkt, so sehr, daß sogar die Sozialisten die Zusammenarbeit mit der vom Finanz- und Industriekapital gegängelten Regierung gekündigt haben. Aber von einer Stärkung und Gesundung der Demokratie, die dadurch eingeleitet worden sei, können nur Zyniker reden. Tatsächlich greifen Fäulnis und Korruption wie bösartige Geschwüre am Volkskör-

per um sich. Ein Skandal jagt den anderen. Die nationale Gemeinschaft zersetzt sich erschreckend rasch. Gleichzeitig nimmt die soziale Gärung eher zu als ab und entlädt sich in immer neuen Lohnkonflikten und Streikaktionen, die die bürgerliche Presse vergebens als kommunistische Mache erklärt, die vielmehr in der schweren Lebensnot des Arbeitervolkes ihren Ursprung haben und darum auch in bezeichnender Einmütigkeit von den Gewerkschaften aller Richtungen getragen werden. Die Klassenkämpfe werden unter diesen Umständen immer schärfer, bitterer, brutaler, und wie lange mag es noch gehen, bis unter ihrer Gewalt vollends das ganze Gefüge der parlamentarischen Republik zusammenbricht?

Ähnlich ist das Bild, das *Italien* bietet; auch hier werden auf die Dauer weder amerikanisches Geld noch klerikale Macht die Fassade einer Demokratie aufrechtzuerhalten vermögen, für deren lebendiges Funktionieren weder die geistigen noch die sozialen Voraussetzungen bestehen.

Und *Westdeutschland*? Wie sich die Demokratie da entwickelt, braucht nicht mehr im einzelnen beschrieben zu werden. Die unheilige Allianz von Kapitalismus, Militarismus und Neunazismus steht ja in voller Blüte und verspricht zu ihrer Zeit Früchte zu bringen, die ihren westmächtlichen Gönnern noch einmal recht bitter schmecken werden. Man kann eben Deutschland nicht wiederum gegen die Sowjetunion mobilisieren, ohne die alten Unheilsmächte neuerdings zu erwecken, die schon zwei Weltkriege entfesselt haben. Und man darf umgekehrt nicht das Wiederaufleben dieser Mächte beklagen, wenn man gleichzeitig eine Welt- und Europapolitik mitmacht, die ihre Neuerstarkung nicht bloß dulden muß, sondern geradezu voraussetzt *.

Ähnliches gilt für *Spanien*, das, wie der amerikanische Außenminister erklärt, «ein Teil von Westeuropa ist, der nicht dauernd von normalen Beziehungen mit diesem Raum abgeschnitten werden sollte». Von seiten der Wesmächte ist es auch tatsächlich durchaus konsequent, Franco-Spanien in ihr europäisches Militärsystem einzugliedern und es darum auch diplomatisch und politisch wieder zu Ehren zu ziehen. Inkonsequent, ja unwahrhaftig aber ist es, im Namen der Freiheit eine antisowjetische Europapolitik zu unterstützen, die auch Diktaturstaaten für ihre Zwecke einspannen muß, ja gerade sie, haben sie sich doch seit Hitler und Mussolini immer als die brauchbarsten, wenn auch zuletzt brüchigsten Werkzeuge im Kampf gegen die soziale Revolution erwiesen.

Auf der Linie dieser gegenrevolutionären Klassenpolitik führt darum auch in *Belgien* die Entwicklung immer ausgesprochener von der Demokratie weg. Die bevorstehende Volksbefragung über die Königsfrage

* Daß der vom amerikanischen Hochkommissar McCloy erhobene Ruf nach «freien Wahlen» für ein zu schaffendes Gesamtdeutschland nur dazu bestimmt ist, die Einigung Deutschlands auf westlich-kapitalistischer Grundlage zu befördern und der Propaganda der «Nationalen Front» der Ostzone für ein *sozialistisches* Deutschland entgegenzuwirken, braucht kaum besonders betont zu werden.

dürfte das aufs neue erweisen, ist es doch wenig wahrscheinlich, daß die 55 Prozent Stimmen gegen Leopolds Rückkehr erreicht werden, die dieser als nötig erklärt, solle er überhaupt seine freiwillige Abdankung in Erwägung ziehen. Und daß mit der Wiedereinsetzung Leopolds in seine königlichen Rechte die Reaktion mehr als bloß einen symbolischen Sieg erringen würde, ist nur allzu klar. Die Rolle, die der König schon vor dem Krieg bei der Lösung Belgiens aus seinem Bündnis mit Frankreich und England gespielt hat, und dann namentlich seine Rolle während des Krieges selbst, die sich von derjenigen eines Kollaborateurs kaum wesentlich unterschied, aber auch seine engen Bindungen an rückschrittliche, besonders klerikale Kreise, nicht zu reden von seiner üblen Verwandtschaft (sein Schwiegervater mußte wegen Flucht vor dem Feind als Gouverneur von Westflandern gemaßregelt werden, und sein Schwager wurde wegen Dienstverweigerung aus unehrenhaften Gründen zu drei Jahren Gefängnis verurteilt) — all das zeigt zur Genüge, wes Geistes Kind dieser Monarch ist. Zu der Wiederherstellung des ungehemmten kapitalistischen Freibeutertums in Belgien und dem konservativen Wahlerfolg im Sommer 1949, der dann das Ausscheiden der Arbeiterpartei aus der Regierung nach sich zog, würde Leopolds Rückberufung freilich ausgezeichnet passen. Und die Hartnäckigkeit, mit der sich die Rechte für sie einsetzt, ist ein Gradmesser für das Selbstbewußtsein der belgischen Reaktion und für ihre Entschlossenheit, ihren Willen durchzusetzen, auch wenn darunter die nationale Einheit Belgiens und sein innerer Frieden noch so sehr leiden sollten. Die Lage in Belgien fügt sich auf jeden Fall aufs natürlichste in das Bild ein, das Alvarez del Vayo unlängst in der Neuyorker «Nation» von Westeuropa als Ganzem entworfen hat:

«Überall in den westeuropäischen Ländern tauchen ehemalige Faschisten und Kollaborateure auf, die ob der Ohnmacht ihrer Feinde verächtlich lachen. Ich könnte Dutzende von antifaschistischen Zeitungsleuten anführen, die in Frankreich, Belgien und Italien in der Widerstandsbewegung mitgekämpft haben, aber jetzt ohne Stellung sind, weil Mitläufer Hitlers und Mussolinis ihre Plätze eingenommen haben. Viele tüchtige Beamte, die für die Befreiung gekämpft haben, sind entweder entlassen worden oder haben in den Ministerien und im diplomatischen Dienst Kollaborateure vor die Nase gesetzt bekommen. Es ist ein historischer Schwindel ersten Ranges, wenn man es so darstellt, als sei Europa für die Demokratie gerettet worden. Wenn die ehemaligen Faschisten und ihre Verteidiger den Krieg verloren haben, so haben sie wenigstens den Frieden gewonnen. Überall triumphiert heute die Rechte. Sogar in Monaco kam bei den letzten Wahlen die Rechte an die Macht, zur Sicherung der Ruhe der Touristen, die im kommenden Sommer ihr Glück an den Spieltischen von Monte Carlo versuchen wollen.»

Ein Wort muß immerhin noch zu der neuesten Entwicklung in *Griechenland* gesagt werden, die durchaus in diesen Zusammenhang hineingehört. Griechenland ist ja die erste «freie Nation», die gemäß der Truman-Doktrin die Finanz- und Militärhilfe der Vereinigten Staaten für ihren Kampf gegen die «rote Diktatur» empfangen hat. Der Kampf ist nunmehr gewonnen, die «Banden» sind für einmal zersprengt, aber

dem griechischen Volke winkt nicht die Demokratie, sondern erst recht die Diktatur. O ja, soeben ist eine neue Volksvertretung gewählt worden, wie es in demokratischen Staaten üblich ist. Ihre Zusammensetzung ist im Augenblick, da ich schreibe, noch nicht bekannt, aber das ist ja auch vollkommen Nebensache, da die «freien Wahlen», mit denen das Athener Regime blaguierte, ein aufgelegter Betrug sind und von einer wirklichen Willensäußerung des Volkes so wenig die Rede sein kann wie bei den «Parlamentswahlen» in irgendeinem kommunistisch regierten Land. Basil Davidson kennzeichnete auf Grund eigenen Augenscheines die Lage in Griechenland scharf, aber kaum unrichtig, wenn er im «New Statesman» (vom 11. Februar) schreibt:

«Das Kriegsrecht ist formell am 30. Dezember aufgehoben worden, bleibt aber — mit Konzentrationslagern — tatsächlich für alle Personen in Kraft, die ‚umstürzlerischer Betätigung' verdächtig sind. Keine Linkspartei hat Kandidaten aufgestellt, außer einer kleinen, eingeschüchterten sozialistischen Partei, der die letzten paar Jahre viel von ihrem Ansehen genommen haben. Obwohl es seit 1946 große Wanderungsbewegungen in der Bevölkerung gegeben hat, haben die Behörden die Wählerlisten nicht ernsthaft überprüft. Weite Gebiete auf dem Land sind immer noch von Banden der Rechten beherrscht. Mehr als 50 000 Erwachsene sind im Gefängnis oder auf Inseln verbannt. Andere, die ‚linker Ansichten' verdächtig sind, können von einem Tag auf den andern zu ihnen stoßen oder wann immer die Polizei es angezeigt findet, sie zu verhaften. Die Gewerkschaftsbewegung ist demoralisiert und durch ihre ‚Führer' an die Parteien der Rechten gebunden. Alles, was diese Wahlen möglicherweise fertigbringen, ist die Ersetzung einer Gruppe der herrschenden Oligarchie durch eine andere. Mit diesem Unterschied: Man erwartet allgemein, daß das neue Parlament den Wunsch des Hofes, des Generalstabs und mächtiger amerikanischer Kreise nach einer ‚starken Regierung' widerspiegeln werde, die nach dem Muster der Diktatur Metaxas geformt wäre.»

Alles Gerede von einer allmählichen Demokratisierung Griechenlands, die nach der Beseitigung der «kommunistischen Drohung» möglich geworden sei, erklärt Davidson als besseren Unsinn. «Die Verhältnisse liegen so, daß die ‚kommunistische Drohung', zum mindesten wie man sie in Athen versteht, gleichbedeutend ist mit irgendwelcher Forderung nach ein bißchen Spielraum für Demokratie und für echte Selbstregierung. Man muß sich mit der unschmackhaften Tatsache abfinden, daß nicht viel anderes als planmäßige Korruption, Gewaltmaßnahmen und straflose Verbrechen von dem Regime erwartet werden kann, das die Westmächte Griechenland aufgezwungen haben*.»

* Inzwischen ist das Ergebnis der griechischen «Wahlen» bekannt geworden. In zahlreichen Blättern der westeuropäischen Linken wird es als Sieg der Demokratie, ja des Sozialismus gefeiert, mit mehr oder weniger weitreichenden Hoffnungen auf einen Umschwung der innenpolitischen Lage in Griechenland verbunden. O heilige Einfalt! möchte man da ausrufen. Als ob die Mächte, die Griechenland wirklich beherrschen, eine solche Wendung auch nur im Traum zuzulassen gedächten! Was immer die parlamentarische Fassade sein mag — *diese* Mächte gilt es zuerst zu überwinden, bevor im Ernst von einer Demokratisierung Griechenlands die Rede sein kann. Wenn die neue, aus den Kammerwahlen hervorgehende Regierung versuchen sollte, *ohne* Rücksicht auf die wirklichen Herrschaftsverhältnisse das Steuer nach links zu wenden, so wird sie bald merken, wie weit ihre Macht reicht. (1. März.)

Rotes Asien! Wenn es auf die Westmächte angekommen wäre, so würden die gleichen Zustände wie in Griechenland, ja weit ärgere, noch heute in *China* herrschen. Der Sieg der Revolution hat das verhindert und in Ostasien eine von Grund auf neue Lage geschaffen. Trotzdem denkt das offizielle Amerika überhaupt nicht daran, aus dem Zusammenbruch seiner Interventionspolitik die gegebenen Folgerungen zu ziehen und mit der chinesischen Volksrepublik in ein anständiges Verhältnis zu kommen oder gar seine Asienpolitik im ganzen umzustellen. Die erste Wirkung dieses sturen Konservatismus ist der *Freundschafts- und Bündnisvertrag zwischen China und der Sowjetunion*, den die Außenminister der beiden Länder, Tschu En-lai und Wyschinski, am 14. Februar in Moskau unterzeichnet haben. Die Tragweite dieses Ereignisses ist heute noch nicht abzusehen. Doch ist jetzt schon klar, daß all die interessierten Spekulationen auf ein Zerwürfnis zwischen China und Rußland zusammengebrochen sind und mit der Vorstellung von einer «fortschreitenden Zerstückelung und Unterjochung Chinas durch den Sowjetimperialismus» (so spiegeln sich nämlich die Dinge im Kopfe des Mr. Acheson) bei allen auch nur halbwegs urteilsfähigen Beobachtern gründlich aufgeräumt worden ist. Von einer Losreißung der nördlichen Provinzen Chinas ist im Vertragstext auch nicht die Spur zu finden. Dafür hat China die Genugtuung, daß der russisch-chinesische Vertrag von 1945, der in China immer als demütigend empfunden wurde, in aller Form aufgehoben und das von der russischen Armee den Japanern abgenommene chinesische Eigentum in der Mandschurei ordnungsgemäß zurückerstattet wird. China wird ferner spätestens 1952 die wichtige Tschangtschun-Bahn in der Mandschurei und ebenso den Hafen von Port Arthur zurückerhalten. Und schließlich wird ein russischer Kredit von 300 Millionen Dollar China helfen, seine Industrie mit modernen Maschinen und Apparaturen aus der Sowjetunion auszustatten.

Das sind Zugeständnisse, die Rußland kaum leicht gefallen sind, die es aber wohl machen *mußte*, wollte es seiner künftigen Zusammenarbeit mit China eine zuverlässige Grundlage geben. Darüber hinaus wird aber die ganze Haltung, welche die Sowjetunion gegenüber der chinesischen Revolution und dem daraus hervorgegangenen Regime eingenommen hat, wesentlich dazu beitragen, ihr Ansehen bei den Völkern Asiens, die um nationale Selbstbestimmung und Freiheit von wirtschaftlicher Not ringen, weiter zu erhöhen. «Auf diese Völker», so stellt die schon in unserer letzten Rundschau erwähnte Programmschrift englischer Labourpolitiker «Links anhalten» unumwunden fest,

«auf diese Völker übt der revolutionäre Marxismus eine gewaltige Anziehungskraft aus. Sie nehmen ihn nicht deshalb an, weil er russisch ist, sondern weil er ihnen eine Erklärung für ihr Elend und Hoffnung auf eine bessere Welt bietet. Die westliche Demokratie sagt einem chinesischen Bauern, einem afrikanischen Stammesmann oder einem arabischen Fellachen nicht viel — oder vielmehr: die westliche Demokratie erscheint ihnen als Zubehör imperialer Macht. Wir können nicht hoffen, ein Volk gerade-

wegs aus Feudalismus oder Stammestum herauszueißen und es die Praxis einer sozialen Demokratie zu lehren, die Hunderte von Jahren gebraucht hat, um sich in unseren eigenen Ländern zu entfalten.»

Was wunder also, wenn sich unter dem mächtigen Eindruck der chinesischen Revolution und mit den großen Leistungen der Sowjetunion für ihre «zurückgebliebenen» asiatischen Völker vor Augen, die farbigen Rassen mehr und mehr dem Einfluß des Kommunismus öffnen, der für sie nun einmal *die* Form ihrer Menschwerdung darstellt! So steht denn in *Indochina* schon heute die Mehrheit des Volkes hinter Ho Chi Minh und der von ihm geführten Bewegung, die für nationale Unabhängigkeit und Befreiung von kapitalistisch-imperialistischer Ausbeutung kämpft. So breitet sich die kommunistische Bewegung auch in *Siam* aus, das sich zwar eines ansehnlichen materiellen Wohlstandes erfreut, das aber eine starke und rührige chinesische Minderheit (3 bis 4 Millionen von insgesamt 17 Millionen Einwohnern) besitzt, deren Gewicht auch politisch entscheidend werden könnte, wenn es zugunsten der Partei des sozialistisch orientierten früheren Ministerpräsidenten Pridi Phanomuong gegen den jetzigen reaktionären Regierungschef Pibul Songgram in die Waagschale geworfen würde. In *Malaya* und *Singapur* stellen die Chinesen sogar 43 Prozent der Bevölkerung und bilden das Rückgrat des Aufstandes gegen die britische Kolonialherrschaft, der das Land seit Jahren so tief beunruhigt. Besonders ungesichert scheinen die Verhältnisse in *Burma* zu sein, dessen schwache und unpopuläre Regierung kaum die Hälfte des Landes mit nur einem Viertel der Bevölkerung kontrolliert und mit einer kommunistischen Bewegung im Rücken die 1500 Kilometer lange Grenze gegen China niemals zu verteidigen vermöchte.

Auf der anderen Seite ist auch *Südkorea* von China und zugleich von Nordkorea her kommunistischem Einfluß ausgesetzt, und wenn die amerikanische Militärdiktatur in *Japan* die kommunistische und radikalsozialistische Bewegung vorerst auch noch niederzuhalten imstande ist, so sorgt die Tatsache, daß sich China und Japan wirtschaftlich ausgezeichnet ergänzen — Japan braucht Mineralien und Lebensmittel aus der Mandschurei, und China ist ein natürliches Absatzgebiet für die billigen Fabrikwaren Japans —, auch für eine Annäherung des politischen und sozialen Regimes der beiden Länder in einer nicht fernen Zukunft. Ob schließlich die *Philippinen* noch lange die amerikanische Halbkolonie bleiben werden, die sie jetzt sind, ist recht fraglich; das korrupte Regime des Quislings Quirino ist im Volke wenig beliebt, und eine eigentliche Wirtschaftskrise (schon jetzt gibt es bei einer Bevölkerung von 19 Millionen 2 Millionen Arbeitslose) würde der revolutionären Agitation sicher den günstigsten Nährboden schaffen.

Die neue Wirklichkeit Was tun die Westmächte angesichts dieser ganzen Lage? Sie sehen im Kommunismus auch hier lediglich die Gefahr und bekämpfen sie zudem fast ausschließ-

lich negativ. Sie suchen mit den alten, wirkungslosen Gewaltmitteln «die Ordnung» aufrechtzuerhalten und «den Umsturz» zu verhindern. Sie führen, wie Frankreich in Indochina und England in Malaya, ebenso aussichtslose wie kostspielige und schmutzige Kolonialkriege, wobei Amerika im Begriffe steht, insbesondere den Franzosen ausgiebige wirtschaftliche und militärische Hilfe zu leisten. Sie bauen ihr Stützpunkt- und Operationssystem im Pazifikraum immer umfassender aus und sähen es gerne, wenn ein eigentliches Militärbündnis der beteiligten Staaten nach Art des Atlantikpaktes als Abwehrdamm gegen die rote Flut zustandekäme. Und soweit sie auch wirtschaftliche Hilfe an die Proletariervölker Asiens ins Auge fassen, tun sie es durchaus im Geiste des ausdehnungsbedürftigen, anlagesuchenden Kapitalismus, der hier neue Gewinnmöglichkeiten wittert.

Was *sollten* die Westmächte aber tun? Wenn sie gut beraten wären, so würden sie — um es mit *einem* Wort zu sagen — *die neue Wirklichkeit in Asien anerkennen* und danach handeln. «Annahme feststehender geschichtlicher Tatsachen», so bemerkt der Amerikaner Johannes Steel in seinem monatlichen «Bericht über die Weltereignisse» (Januar 1950), «ist nicht Beschwichtigungspolitik (appeasement), sondern weise Staatskunst. Geschichtliche Tendenzen zu erkennen, in ihrem Sinn zu handeln und ihre Formung und Lenkung zu versuchen, ohne ihre Grundrichtung zu ändern, liegt im besten Interesse des eigenen Landes. Präsident Franklin Delano Roosevelts größte Leistung war, daß er dies verstand und entsprechend handelte. Er machte in glanzvoller Weise aus der geschichtlichen Notwendigkeit eine Tugend. . . . Wir müssen ein- für allemal die Welt nehmen, wie sie ist, und nicht wie einige Leute aus den mannigfachsten Gründen sie haben möchten. Ist das einmal geschehen, dann ist das psychologische Haupthindernis für die Befriedung der Welt beseitigt.»

Steel macht in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, daß der Vertrag von Moskau China durchaus die Freiheit gelassen habe, auch mit Westeuropa und Amerika in Wirtschaftsbeziehungen zu treten. «Diese Haltung der Sowjets stellt», wie er glaubt,

«tatsächlich einen allgemeinen Hinweis auf die Möglichkeit einer friedlichen und nutzbringenden Zusammenarbeit zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion beim Wiederaufbau und bei der künftigen Industrialisierung Chinas dar. Man darf darin einen neuen Beweis dafür sehen, daß die Sowjetunion bereit ist, alles ihr Mögliche für die Beendigung des kalten Krieges zu tun, obwohl dieser keineswegs in Moskau erfunden worden ist. China könnte die Brücke über das Eisfeld des kalten Krieges werden. . . . Hier liegt die größte Möglichkeit des nächsten halben Jahrhunderts für einen westlichen Staatsmann.»

England habe, so fährt der amerikanische Journalist fort, durch seine Anerkennung der chinesischen Volksrepublik bereits einen Schritt in dieser Richtung gemacht. Das zeige besser als alles andere «den Bankerott des Grundsatzes der (gewaltsamen) Zurückdrängung des Kommunismus,

aus dem alle Kundgebungen der gegenwärtigen amerikanischen Außenpolitik fließen»:

«In China ist unser wichtigster Reisegefährte, Großbritannien, vom Zurückdrängungszug abgesprungen. Großbritannien konnte einfach die Last nicht mehr tragen, die ihm unsere Politik der Weigerung, die Welt und ihre politische Gestalt, wie sie tatsächlich ist, anzuerkennen, aufgeladen hatte. Die westlichen Demokratien, die immer noch unsere Reisegefährten in Europa sind, werden unvermeidlicherweise ebenfalls abspringen, weil sie die Anspannung auf die Dauer nicht ertragen können. Sie können im eigenen Interesse mit uns in Asien nicht mehr lange weiterkutschieren, aber auch nicht mehr mit unserer Politik der Wiederaufrichtung des Nazireiches einiggehen, denn das würde sie schließlich selber vernichten ... Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, daß der Kern unserer Politik darin besteht, Westdeutschland aufzubauen, damit es für uns Krieg gegen Rußland führe. Aber selbst wenn wir einen solchen Krieg gewinnen könnnten, würden wir am Tag nach unserem Sieg gegen Deutschland Krieg führen müssen, oder Deutschland würde gegen uns Krieg führen ... Im amerikanischen Volke wird man sich dieser düsteren Aussichten allmählich doch bewußt. Das Problem ist, dieses Bewußtsein in politisches Handeln umzusetzen. Im großen und ganzen darf man behaupten, daß die chinesische Revolution zusammen mit der Enthüllung, daß die Sowjetunion Atomkraft verwendet, die Kriegsgefahr vermindert hat *.»

Inzwischen scheint die Aussicht auf ein Wettrüsten mit Wasserstoffbomben das Wachwerden des amerikanischen Volkes aufs neue beschleunigt zu haben. Die H-Bombe, so berichtet der Washingtoner Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung», habe «in Amerika mit beinahe verheerender psychologischer Wirkung eingeschlagen» und eine verwirrende Fülle von Plänen und Vorschlägen für die Rettung des Friedens hervorgerufen. Der bemerkenswerteste davon stammt von dem demokratischen Senator *MacMahon*, dem Vorsitzenden der Atomkraftkommission der amerikanischen Bundesversammlung. Er läuft darauf hinaus, daß die Vereinigten Staaten in den nächsten fünf Jahren alljährlich zwei Drittel ihrer Militärausgaben — das sind 10 Milliarden Dollar — durch Vermittlung der UNO für eine friedliche Wirtschaftshilfe allen Ländern, eingeschlossen Rußland, zur Verfügung stellen sollten; als Gegenleistung soll Amerika 1. eine wirksame internationale Kontrolle der Atomkraft und 2. die wiederum international zu überwachende Herabsetzung der Rüstungsausgaben aller Länder um zwei Drittel verlangen. MacMahon ist überzeugt, daß die Wasserstoffbombe die Verteidigung der Vereinigten Staaten endgültig unmöglich gemacht habe, daß ihre Herstellung die amerikanischen Bundesfinanzen zerrütten

* Im Gegensatz dazu wird in der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 432) behauptet, falls wirklich die Mitteilungen von Dr. Fuchs die Herstellung der Atombombe in Rußland um ein bis zwei Jahre beschleunigt hätten, so «müßte Dr. Fuchs eine denkbar schwere Mitverantwortung für die Verschärfung der Gegensätze und der Kriegsgefahr zwischen Ost und West in den letzten Jahren zur Last gelegt werden.» Natürlich ist gerade das Gegenteil richtig. Die Brechung des amerikanischen Monopols auf die Atombombe hat — wie die Brechung jedes früheren Waffenmonopols — die Kriegsgefahr *vermindert*. Und wenn Fuchs dazu beigetragen hat, so hat er *objektiv* der Sache des Friedens gedient. Daß er damit *subjektiv* nicht entschuldigt ist, leuchtet ein. Verrat bleibt Verrat; der hohe Zweck rechtfertigt auch hier nicht das gemeine Mittel.

müsse und daß die moderne Kriegstechnik das Recht des Parlamentes, den Krieg zu erklären, völlig bedeutungslos erscheinen lasse. Ein «moralischer Kreuzzug für den Frieden» sei jetzt fällig, eingeleitet durch eine Sondertagung der Vereinten Nationen in Moskau, deren Verhandlungen durch das Radio in jedes russische Dorf übertragen werden müßten . . .

Auf einer ähnlichen Linie bewegt sich ein erstaunlicher Artikel, den einer der wichtigsten Männer des amerikanischen Außenministeriums, George *Kennan*, der als Vater der «Zurückdrängungspolitik» gilt, kürzlich in «Reader's Digest» (9 Millionen Leser!) veröffentlicht hat. Kennan tritt hier mit ebensoviel Freimut als gesundem Menschenverstand der populären Annahme entgegen, die Sowjetunion bereite einen Angriffskrieg gegen die Westmächte vor, ja auf Grund der leninistisch-stalinistischen Geschichtsauffassung *müsse* sie das sogar tun.

«Der heutige Stalinismus», so stellt Kennan fest, «fordert jedoch keinen Krieg. Im Gegenteil, er lehrt auch, daß der Kapitalismus schließlich weitgehend aus sich selbst heraus zusammenbrechen wird, das heißt infolge der inneren ‚Widersprüche', von denen er nach der Meinung der Kommunisten erfüllt ist. Die Rolle des Kommunismus besteht ihrer Ansicht nach darin, den Zusammenbruch des Kapitalismus zu beschleunigen und bei der Geburt der sozialistischen Ordnung Hebammendienste zu leisten. In ihrer Theorie sind sie anscheinend geneigt, dies in erster Linie als die Aufgabe der Kommunisten der einzelnen Länder und nicht als eine Aufgabe der Roten Armee zu betrachten.

Stalins Lehre enthält kein Wort darüber, daß es unbedingt die Hauptaufgabe der sowjetischen Streitkräfte sei, den Kapitalismus überall durch direkte Kriegshandlungen zu stürzen. Diese Annahme erschiene vom kommunistischen Standpunkt aus sogar unlogisch und falsch; sie würde nämlich besagen, daß der Kapitalismus im Grunde gesund und imstande sei, auf die Dauer mit seinen eigenen ‚Widersprüchen' fertigzuwerden, wenn solch ein Angriff nicht erfolgte. Das aber ist es gerade, was gute Marxisten nicht glauben.»

Im übrigen weist Kennan nachdrücklich darauf hin, daß Rußland schon aus Überlieferung und Instinkt nicht zu einer weitgreifenden Expansionspolitik neige, daß es auf lange Zeit hinaus mit der Wiedergutmachung seiner Kriegsschäden und dem Ausbau seiner Wirtschaftskräfte zu tun habe und daß der Kreml bei allem Wunsch, den Untergang des Kapitalismus zu beschleunigen, «nicht die Sicherheit der Welthochburg des Kommunismus, der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, ernstlich aufs Spiel setzen» möchte. Lauter Wahrheiten, die unsereiner schon seit Jahr und Tag ausspricht, die aber im Westen ebenso beharrlich übersehen oder bestritten werden, insbesondere von jenen Sozialdemokraten, die einen Sport daraus machen, den Sinn der Leninschen Imperialismuslehre in sein Gegenteil zu verkehren und daraus den Willen der Sowjetunion zur kriegerischen Austragung der gesellschaftlichen Gegensätze abzuleiten. (Vgl. meine Bemerkungen im Dezemberheft 1949, Seite 539.)

Item, es sind wirklich neue, ermutigende Töne, die man jetzt aus Amerika hört! Man braucht Einzelstimmen wie diejenige Kennans in ihrer sachlichen Bedeutung keineswegs zu überschätzen — eine Schwalbe

macht noch keinen Frühling —, mag auch den MacMahon-Plan eher als Anzeichen einer beginnenden Wandlung der Ansichten denn als Ausdruck einer bereits durchgebrochenen Tendenz beurteilen — sicher ist, daß die Wahrheit auch in Amerika arbeitet und daß der Zeitpunkt naht, da in den Vereinigten Staaten die Entscheidung zwischen ernsthafter Abrüstung und Weiterrüsten zu einem dritten Weltkrieg getroffen werden muß. Albert Einstein hat jedenfalls recht, wenn er erklärt, daß sich am Ende des Weges, den die Völker jetzt gehen, «mehr und mehr das Gespenst der allgemeinen Vernichtung abzeichnet», und hinzufügt, daß es unmöglich sei, den Frieden zu bewahren, solange die Regierungen jeden ihrer Entschlüsse im Hinblick auf einen künftigen Krieg faßten. (Er ist dafür von dem Senator Rankin prompt als «alter Gauner» beschimpft worden, der wegen seiner «kommunistischen Umtriebe» schon längst hätte deportiert werden sollen.)

Von den Regierungen erwarten wir freilich keine wirksame Initiative für die Zerbrechung der Schwerter mehr. Der entscheidende Antrieb muß aus den *Völkern* kommen — oder er wird überhaupt nicht kommen. Erst wenn es den Regierungen eindeutig klar sein wird, daß die Völker einfach nicht mehr gehorchen würden, wenn je wieder der Befehl «Zu den Waffen!» käme, erst dann wird abgerüstet werden, erst dann wird der Zwang übermächtig sein, eine wirtschaftliche und politische Neuordnung der Welt zu schaffen, die den Krieg als Mittel der Politik ein- für allemal ausschließt. Auf die Entfachung einer solchen Ungehorsams- und Widerstandsbewegung — und das ist immer unser letztes Wort in dieser Sache — müssen alle Lebenskräfte in den Völkern hingelenkt werden, sonst bleiben schließlich auch die bestgemeinten Aufrufe zu Abrüstung und Friedenssicherung in den Wind gesprochen.

6. März 1950. *Hugo Kramer.*

SCHWEIZERISCHE RUNDSCHAU

Landesverrat! Abrüstung, ziviler Ungehorsam, passiver Widerstand gegen jede Kriegshandlung, gegen jeden Invasionsversuch, diese Aktionen, die wir am Schluß unserer Weltrundschau als zentrale Notwendigkeiten des Friedenskampfes bezeichnet haben — all das klingt bekanntlich in den Ohren der meisten Schweizer wie selbstmörderischer Wahnwitz, ja fast wie Aufforderung zum Landesverrat. Denn *Militärwesen* und *Schweiz* — das ist für die landläufige Vorstellungsweise fast ein und dasselbe, und wer dem Militärgötzen zu nahe tritt, der ist damit von selbst auch ein Feind der Schweiz. Und was gar wirklich als Landesverrat gelten muß, das wird von unseren Militärgerichten mit einer derart barbarischen Härte bestraft, daß schon die Furcht vor den Folgen jede Verratsneigung ersticken sollte. Das haben neuerdings wieder die beiden Spionageprozesse *Steiner* und *Gerber* erwiesen, die während der Aktivdienstzeit wohl mit Todesurteilen geendet hätten, nun aber — leider, so klang es aus den Presseberichten darüber heraus — den Angeklagten nur hohe Zuchthausstrafen eingetragen haben. Und doch handelte es sich mindestens im einen Fall — demjenigen des

Telegraphenbeamten Steiner — sicher nicht um einen bösartigen, abgefeimten Militärverräter, sondern viel eher um einen dummen, vertrottelten Spießbürger, der, weil er ja chiffrierte Telegramme weitergab, nicht einmal wußte, was er seinen Kunden «verriet», und der nur dank einem geradezu unglaublichen Büroschlendrian sein Handwerk so viele Jahre lang ungestört betreiben konnte. Im übrigen muß man sich fragen, was für einen Lärm unsere patriotische Presse wohl geschlagen hätte, wenn die beiden Spione nicht für die Westmächte gearbeitet hätten, sondern für die Sowjetunion; die große Aufmachung, in der seinerzeit die wichtigtuerischen Erinnerungen des Sowjetagenten Foote von einer Reihe schweizerischer Zeitungen veröffentlicht wurden, gab ja schon einen Vorgeschmack davon, was wir erst zu erwarten gehabt hätten, wenn sich in der Schweiz so etwas wie ein Fall Fuchs ereignet hätte!

Dabei sollte es allmählich auch dem traditionsgebundensten Schweizer klar sein, daß wir mit der *bisherigen* Art der Landesverteidigung — der höchstmöglichen Steigerung der militärischen Rüstungen — nicht mehr weiterkommen und auch auf diesem Feld entschlossen neue Wege gehen müssen. Aber nein, Bundesrat Kobelt reist unermüdlich im Land herum und predigt unter dem Beifall aller Gutgesinnten die Notwendigkeit konsequenten Weiterrüstens, auch wenn die Militärausgaben des Bundes regelmäßig 500 Millionen Franken überstiegen; denn was ist doch eine halbe Milliarde für ein so wohlhabendes Land wie die Schweiz, das alljährlich die gleiche, ja eine noch höhere Summe für alkoholische Getränke ausgibt? In Wirklichkeit handelt es sich natürlich, wie immer wieder gesagt werden muß, gar nicht in erster Linie um die Kostenfrage, sowenig sie auch vernachlässigt werden soll; es geht vor allem um die Grundsatzfrage: Kann durch militärische Rüstungen das Leben der Schweiz in der heutigen Weltlage und bei der modernen Kriegstechnik überhaupt noch geschützt werden? Die Antwort darauf ist schon längst zu einer Intelligenzprobe geworden; um so beschämender für uns, wenn es mehr und mehr das *Ausland* ist, das uns sagen muß, wie ein durch Gefühle und Leidenschaften nicht getrübter Verstand die Aussichten einer militärischen Verteidigung der Schweiz im Ernstfall beurteilt. Der «Manchester Guardian» hat tatsächlich letzthin so deutlich, wie es die internationale Höflichkeit erlaubt, unserem Kriegsminister zu verstehen gegeben, daß seine Theorie — die offenbar jetzt auch diejenige des Generalstabes ist —, wonach die Schweiz an der Grenze verteidigt werden müsse und könne und das Mittelland nicht preisgegeben werden dürfe, wenn man nicht einen Angreifer ermutigen wolle — daß diese ganze Theorie nicht nur im Gegensatz zu der während des zweiten Weltkrieges praktizierten Réduittheorie stehe, sondern auch falsch und verhängnisvoll sei. «Die Schweizer», so bemerkt das liberale englische Blatt, «stehen zwei unerfreulichen Möglichkeiten gegenüber: Entweder müssen sie die reichsten Gebiete ihres Landes aufgeben und sich in unfruchtbaren Gebieten belagern lassen, oder sie müssen ihre reichsten Gebiete verteidigen und das Risiko eingehen, alles zu verlieren.» Die Annahme der zweiten Möglichkeit sei zwar verständlich, werde sich aber vom militärischen Standpunkt aus «möglicherweise als Fehler herausstellen». Die Aussicht auf Verteidigung von offenem Gelände, ohne dabei vernichtet zu werden, sei heutzutage für eine unterlegene Streitmacht sehr gering, und eine bereits durch eine Niederlage zersprengte Armee umzugruppieren, sei keine leichte Aufgabe. Der «Manchester Guardian» folgert darum: «Die Hoffnungen der Schweiz, gleich wie diejenigen Westeuropas ganz allgemein, bestehen darin, daß sie überhaupt *nicht angegriffen wird*, und die Schweizer, mit all ihrem unbeugsamen Nationalstolz, sind sich im klaren darüber.»

Kriegstheologie Sind sie es? Und wenn sie es sind: handeln sie danach? Setzen wir unsere Kraft, unsere Mittel, unsere Findigkeit statt für die *Vorbereitung* auf einen neuen Krieg für dessen *Verhinderung* ein, und das heißt für die Schaffung einer Weltordnung, aus der mit der gleichen Folgerichtigkeit der Frieden hervorgeht, wie aus der herrschenden «Ordnung» der Krieg entspringt? Wir denken nicht einmal daran oder begnügen uns höchstens mit unverbindlichen Gebärden und mit Ersatzhandlungen, die uns der Pflicht zu wirklichem und wirksamem Handeln entheben sollen. So wird denn unentwegt weiter und weiter gerüstet, uferlos,

hemmungslos, und zwar sind es nicht nur die herkommensmäßig bürgerlich-konservativen Schichten, die den «Wehrwillen» eifrig pflegen und stärken; zu ihnen hat sich längst auch der Großteil der organisierten Arbeiterschaft gesellt, ja neuerdings sogar ein Kreis von *«religiösen Pazifisten»* (?), die dem Krieg — der notwendigerweise ein Weltkrieg mit Atombomben und vielleicht mit Bakteriengiften würde — ein neues Recht zuerkennen, wenn er als «Polizeiaktion» der freien «Menschenstaaten» gegen die gottlosen kommunistischen «Tierstaaten» geführt werde, und die mit dieser modernsten Kriegstheologie den Militärgläubigen das gute Gewissen zurückzugeben bemüht sind, das sie angesichts der grauenhaften Konsequenzen ihres Glaubens allmählich doch offenkundig verlieren. (Vgl. den Vortrag von Pfarrer P. Trautvetter im «Aufbau» vom 3. März 1950.)

Welch tiefer Fall! Welch furchtbare Verirrung, im Namen der höchsten Güter der Menschheit «nötigenfalles» die Anwendung der untermenschlichsten, satanischsten Vernichtungswaffen dulden oder gar gutheißen zu wollen und damit gerade jenem Grundsatz vom Zweck, der das Mittel heilige, zu huldigen, den man, wenn die Kommunisten ihm nachleben, nicht entrüstet genug denunzieren kann! Und gleichzeitig welche Verkennung des Charakters des modernen Krieges, der über jede irgendwie begrenz- und beherrschbare politische Aktion, auch über jede «Polizeiaktion» gegen den Kommunismus endgültig hinausgewachsen ist und, wenn er einmal entfesselt wäre, nur noch zu einer sinnlosen Zerstörungsorgie im Kolossalstil werden könnte! Der Widersinn kann nicht höher getrieben werden. Um so gebieterischer aber unsere Pflicht, allen neuen und alten Idealisierungen des Krieges nun erst recht den entschlossensten Kampf anzusagen, sein wahres Wesen schonungslos zu enthüllen und die Völker zum unbedingten Widerstand gegen ihn aufzurufen, in welcher Verkleidung er auch auftreten oder uns vorgestellt werden möge!

Finanzen und Skandale Neben dieser überragenden Aufgabe wollen uns die sonstigen politischen Kämpfe und Auseinandersetzungen auf Schweizerboden fast belanglos, ja kleinlich erscheinen. Auch der Kampf um die *Neuordnung des Bundeshaushalts*, der in der Frühjahrstagung der Bundesversammlung aufs neue entbrennen wird. Die Anträge der Einigungskonferenz werden dabei von der besitzbürgerlich-konservativen Mehrheit ziemlich sicher en bloc angenommen, in der auf Anfang Juni zu erwartenden Volksabstimmung aber ebenso sicher verworfen werden. Eine «Finanzreform» ohne direkte Bundessteuer, aber mit dauernder Warenumsatzsteuer und gemilderter, dazu nur noch kurze Zeit zu erhebender Wehrsteuer — das ist wirklich mehr als der Souverän verträgt, zumal es das Geheimnis der «Föderalisten» bleibt, woher die Mittel für die wachsenden Militärausgaben genommen werden sollen, zu deren ernsthafter Beschneidung sie keine Hand rühren. Was aber dann? Zunächst einmal neue Notrechtsbeschlüsse und neue Versuche, eine Dauerlösung auf normal demokratischem Wege zu finden. Sollte sich aber auch das als unmöglich erweisen und die Kluft zwischen Volkswillen und Parlamentswünschen offen bleiben, dann wäre die Gefahr akut, daß die Schärfe der Klassengegensätze zum mindesten auf finanzpolitischem Gebiete den Rahmen der *direkten* Demokratie sprengen würde und der autoritär-kapitalistische Charakter unserer Demokratie, der ihr in Wahrheit natürlich schon längst eigen ist, auch nach außen hin nicht mehr verschleiert werden könnte.

Inzwischen wird das Volk durch die nicht endende Reihe *öffentlicher Skandale*, die vor seinen Augen abrollen, dauernd in übler Laune gehalten. Zuerst die trüben Affären im Internierungswesen, dann die Explosionen in verschiedenen Munitionslagern (für die selbstverständlich niemand verantwortlich gemacht werden konnte), dann die Betrügereien im Festungsbau, dann die Waffenverschiebungen ins Ausland, die die Rolle unserer Rüstungsindustrie wieder einmal ganz hübsch beleuchten, dann die Affidavitfälschungen, bei denen der Halbbruder eines Bundesrats moralisch der Hauptschuldige war, gleichzeitig die Tragikomödie um das Gefängnis St. Antoine in Genf, verquickt mit diversen Machenschaften des freisinnigen Regierungsrats Duboule, die ihm in der deutschen Schweiz längst sein Amt gekostet hätten, und schließlich die sich ebenfalls in Genf abwickelnden Prozesse um die Erbschaft Paderewskis, an deren Veruntreuung und Verschiebung nach Amerika nach den bisher unbewiesenen Behauptungen der Madame

Giron hohe schweizerische Würdenträger beteiligt gewesen sein sollen — wirklich, es ist mehr als bloß eine literarische Redensart, wenn man sagt, daß da etwas faul sein müsse im Staate Dänemark! Wenn man an die verhältnismäßig soliden Zustände zurückdenkt, deren sich die Schweiz vor dem ersten Weltkrieg erfreute, so kann man sich — auch wenn man billiges Moralisieren nicht gerade schätzt — des Eindruckes nicht erwehren, daß die Geschäftsmoral, die Moral des kapitalistischen Geschäftsbetriebs, auch bei uns schauderhaft gesunken ist. Fäulniserscheinungen in solcher Häufung — und jedermann ist ja überzeugt, daß nur der kleinste Teil davon in die Öffentlichkeit dringt — sind nichts Zufälliges oder Beiläufiges; sie sind immer Anzeichen einer tiefen Erkrankung des Gesellschaftskörpers, Ausdruck des Niedergangs einer ganzen Zivilisationsepoche. (Schon die Gesellschaftskritiker des späteren Roms haben die von ihnen so beklagte corruptio morum, die Sittenverderbnis besonders in den oberen Schichten, als Symptome eines allgemeinen Kulturverfalls gewürdigt.) Im Ausland hat diese Korruption zwar noch viel krassere Formen angenommen als hierzulande; aber auch die schweizerische Wirtschaftswelt hat keinen Anlaß mehr, sich einer besonderen Gediegenheit ihrer Sitten und Methoden zu rühmen. Der Kapitalismus *ist* nun einmal das Wirtschaftssystem der organisierten, mehr oder weniger gesetzlich geschützten Unsittlichkeit, und es wird auch in der Schweiz trotz dem anscheinend gesicherten Wohlstand, ja Reichtum, den Mammon seinen Dienern bietet, nicht mehr allzu lange gehen, bis sich dieses sein Wesen auch in einem offenkundigen Versagen seiner Erfolgskraft äußern wird. «Siehe, die Füße derer, die deinen Mann begraben haben, sind vor der Tür und werden dich hinaustragen.»

7. März 1950. *Hugo Kramer.*

Schweizerische Religiös-soziale Vereinigung

Mitgliederversammlung vom 12. März 1950

Die auf den 12. März anberaumte, entscheidende Aussprache der Religiös-sozialen Vereinigung stand, trotz vermittelndem Eingangsreferat von Pfr. J. Götz, unter dem Druck der ausgesprochenen Absicht eines Teils der Mitglieder, der Zusammenarbeit der beiden Richtungen ein Ende zu bereiten. Frl. Dr. Ch. Ragaz, als Initiantin der Trennung, beantragte eine Statutenänderung (Ausschaltung der «Neuen Wege» als Organ der Religiös-sozialen Vereinigung), um die von vielen bekämpfte Spaltung durchzusetzen. Wie sehr die Verantwortung für diesen Schritt auf der Versammlung lastete, zeigte die Diskussion. Deren tiefer Ernst, ihr beschwörender Appell an das Andenken von Leonhard Ragaz vermochten bei den Gegnern der Zusammenarbeit keine Sinnesänderung zu bewirken. Das Bekenntnis zur Freiheit und Gemeinschaft, zu sozialer Gerechtigkeit in der Freiheit ist aber ein Ziel, um das gerungen werden muß, und zwar von Menschen in allen Lebenslagen. Im Ringen um Freiheit und Gemeinschaft — dies kam in der Diskussion deutlich zum Ausdruck — ist niemandem die absolute Wahrheit offenbart. Das Beste, was man von uns wird sagen können, ist, daß wir in der heutigen Lage weder einem hysterischen Antikommunismus verfallen und uns für den Kreuzzug gegen den Osten mißbrauchen lassen, noch daß wir bereit sind, den Westen nur durch die marxistische Brille zu sehen. Es erfordert unter anderem, daß wir versuchen, über den Wall schweizerischer Selbstgerechtigkeit und Geborgenheit hinauszusehen. Wir müssen die Zeit im Sinne des Evangeliums lesen, des Evangeliums, das eine revolutionäre Botschaft ist, wenn sich nicht die Tätigkeit der Religiös-sozialen Vereinigung in erbaulichen Betrachtungen erschöpfen soll, die auf die politische Willensbildung nicht den geringsten Einfluß haben können. Die Mehrheit, die den Trennungsstrich ablehnte, zählt auf die Treue der Mitglieder unserer Bewegung. Sie ist sich ihrer großen Verantwortung bewußt und hofft, durch zielbewußte, unentwegte Arbeit für die Religiös-soziale Bewegung neue Kräfte und neue Menschen zu gewinnen.

Erklärung und Antrag

(Sophie Zoller)

welchen die Mitgliederversammlung mehrheitlich zustimmte.

1. Die Freunde der «Neuen Wege» empfinden den Versuch, in aller Form eine Spaltung der Religiös-sozialen Vereinigung herbeizuführen, als Anschlag auf die Existenz unserer Bewegung und auf ein wesentliches Stück des Lebenswerkes von Leonhard Ragaz. Sie lehnen die Verantwortung für die unheilvollen Wirkungen, die eine solche Spaltung haben müßte, mit Entschiedenheit ab und erklären zugleich, daß sie im Falle der Annahme der genannten Anträge nicht aus der Religiös-sozialen Vereinigung austreten, sondern selbstverständlich in ihr verbleiben und den Kampf für die Aufhebung jenes verderblichen Beschlusses aufnehmen würden.

2. Die sachliche Tendenz der Anträge von Fräulein Dr. Ragaz richtet sich offensichtlich gegen die «Neuen Wege», die nach der Behauptung ihrer Kritiker mit ihrer Haltung gegenüber der gegenwärtigen großen Auseinandersetzung um Kapitalismus, Sozialismus und Kommunismus vom «wahren religiös-sozialen Glauben» abgefallen seien und darum gewissermaßen exkommuniziert werden müßten. Wir lehnen diese Behauptung ab, stellen einmal mehr fest, daß wir den kommunistischen Totalitarismus und Terrorismus samt der dahinter stehenden Weltanschauung aus Grundsatz verwerfen, und bleiben im besonderen in der Beurteilung der Sowjetunion auf dem Boden der Auffassung von Leonhard Ragaz, so wie er sie noch wenige Monate vor seinem Hinscheiden unmißverständlich dargelegt hat (vgl. das Aprilheft 1945 der «Neuen Wege»). Wenn jemand von dieser Auffassung öffentlich und heftig abgerückt ist, so sind es nicht die «Neuen Wege», sondern ihre heutigen Widersacher, die aus dem in unseren Reihen herrschenden Zwiespält in der Beurteilung der Weltlage einen Grund zur Sprengung der Religiös-sozialen Vereinigung machen wollen.

3. So sehr wir die Notwendigkeit einer Abwehr der vom östlichen Kommunismus her drohenden Gefahr anerkennen, so entschieden lehnen wir die Mittel ab, die von der westlichen Welt unter Führung der Vereinigten Staaten zu deren Bekämpfung gebraucht werden. Wir denken dabei namentlich an den gehässigen «moralischen» Kreuzzug gegen die Sowjetunion und die Volksrepubliken, an die Stützung und Ausbreitung der kapitalistischen Wirtschaft in den für Sozialismus und Kommunismus anfälligen Ländern und an die *Politik hemmungsloser militärischer Aufrüstung und Gewaltdrohung gegenüber den Oststaaten,* mit der auch die Kritiker der «Neuen Wege» in beunruhigendem Maße sympathisieren. In all dem sehen wir eine tödliche Gefahr für das Leben der beteiligten Völker, und wir erachten es darum als entscheidend wichtige Aufgabe der religiös-sozialen Bewegung, getreu dem Geist, der sie bisher geleitet hat, mit ungebrochener Kraft für eine allumfassende militärische Abrüstung einzustehen, von der natürlich auch die Schweiz nicht ausgenommen werden dürfte.

4. Wirklich abgewehrt werden kann der Kommunismus nur, wenn die soziale Revolution, die er mit seinen totalitären Methoden erstrebt, in *freiheitlichem* Geist vollzogen wird. Wir wenden uns deshalb mit äußerstem Nachdruck gegen die von unseren Widersachern gemachten Versuche, die Dringlichkeit der sozialen Revolution abzuschwächen, und gegen ihre Gewohnheit, von Sozialismus und Kapitalismus wegwerfend als von «Schlagworten» zu reden, die der heutigen Lage nicht mehr angemessen seien. Auch hier halten wir entschieden an der Botschaft des religiösen Sozialismus fest, dessen Vorkämpfer sich aus ganzem Herzen für die Verwirklichung einer sozialistischen Wirtschafts- und Volksordnung eingesetzt und in ihr eine wesentliche Voraussetzung für die Sicherung von Frieden und Freiheit erkannt haben.

5. Wir haben so jegliches Recht, uns gegen den Vorwurf zu verwahren, *wir* seien es, die dem Geiste des religiösen Sozialismus untreu geworden seien. Wir nehmen für uns vielmehr in Anspruch, daß wir mit demselben Ernst um die *Wahrheit* und deren rechte Vertretung ringen, wie es irgendeiner unserer Kritiker tun kann.

Wenn wir uns dabei auf die nach jahrelanger gewissenhafter Arbeit gewonnene Haltung von Leonhard Ragaz berufen, dann gedieht es mit unbestreitbarem sachlichem Recht und ohne jeden äußerlichen Autoritätsglauben. Wer mit Menschen oder Gott in einer Sache einig ist, darf sich auf diese Einigkeit berufen! Bei aller Entschiedenheit unserer eigenen Überzeugung sind wir aber weit davon entfernt, die Vertreter einer anderen Auffassung als in unserer Vereinigung «untragbar» zu erklären. Warum sollten die beiden Haltungen nicht auch bei uns, wie dies in gewissen anderen religiös-sozialen Landesvereinigungen der Fall ist, der gemeinsamen Sache auf dem Grund eines gemeinsamen Glaubens dienen und im Suchen nach der Wahrheit einander befruchten können? Wo der wirkliche Christus gilt, ist auf alle Fälle Ehrlichkeit der Gesinnung und Schärfe des Urteils mit Weitherzigkeit und Duldsamkeit gegenüber abweichenden Überzeugungen durchaus vereinbar. Wir sind dem Reiche Gottes verpflichtet und keinem kommunistischen, aber auch keinem antikommunistischen Dogma und brauchen weder zu Ketzerverbrennungen noch zu Bannflüchen unsere Zuflucht zu nehmen.

Ich beantrage darum der Mitgliederversammlung, die Anträge von Fräulein Dr. Chr. Ragaz abzulehnen und wie bisher beide Zeitschriften als Organe der Religiös-sozialen Vereinigung gelten zu lassen.

Arbeit am Frieden — Zivildienst in aller Welt

Die Jahresversammlung des Schweizer Zweiges am 12. Februar 1950

Das Schlußwort von Hélène Monastier, der unermüdlichen internationalen Präsidentin, soll hier an den Anfang gestellt werden. Es war ein Dank und ein Appell vor allem an die junge Generation, weiterzutragen, was ein Pierre Ceresole vor 30 Jahren gewollt und uns mit der Schaffung des Zivildienstes anvertraut hat. «Die Welt ist aus den Fugen geraten», so rief sie uns mit Nansens Worten zu, «es ist an euch, sie wieder einzurenken; wir brauchen junge Kräfte, die bereit sind, Ungewisses zu wagen, auf die Stimme des Gewissens zu hören, die Zukunft zu bauen.» Der Zivildienst ist keine große Bewegung, aber seine Größe liegt darin, daß uneigennützig gedient wird. Wir kannten auch im vergangenen Jahre Schwierigkeiten und Probleme, aber ohne die unbekannte Hingabe Hunderter vom Gedanken der praktischen Friedensarbeit Erfüllter könnten wir nicht so weit sein.

Seit in den Nachkriegsjahren der Zivildienstgedanke in den alten Zivildienstländern neu aufflammte und in neuen Gebieten Fuß faßte, hat er sich verheißungsvoll ausgebreitet. Wie die einzelnen Zweige am großen Werk sich beteiligen, darüber gab Willi Begert, der internationale Sekretär, einen aufschlußreichen Überblick.

England hat inzwischen seine Sozialteams aus Deutschland zurückgezogen und führt weiterhin im Lande Erntedienste durch, die der Finanzierung großer Aufgaben, wie etwa des Indien-Dienstes, zugute kommen. Holland hofft, seine Arbeit auf Indonesien ausdehnen zu können, nachdem letztes Jahr zehn Indonesier an europäischen Diensten teilnahmen.

Der deutsche Zweig organisierte zusätzlich zu den andern Diensten einen Katastropheneinsatz in Prüm (Explosionsunglück). Bei dieser unvorbereiteten Hilfeleistung traten Schwierigkeiten auf, die uns aber erst recht nicht entmutigen dürfen, auch in Zukunft für den Katastropheneinsatz bereit zu sein. Die Dienste des neuen Jahres sollen vor allem der Flüchtlingshilfe zugute kommen. Eine Konferenz der in Deutschland arbeitenden, befreundeten Organisationen wird den Plan für die Koordinierung dieser Hilfeleistung aufstellen. Ein Kontakt mit der Ostzone war bis jetzt nur in Berlin möglich. Hingegen sieht Österreich auch dieses Jahr einen Dienst in der russischen Zone vor.

In der Saar ist der Same auf guten Boden gefallen. Vor vier Jahren setzte in Saarbrücken die Sozialarbeit der Schweizer Zivildienstequipe ein, und es gelang, einige

Saarländer Freunde für ein weiter gestecktes Ziel zu gewinnen. Die Jugendgruppen taten sich zusammen und bauten unter Leitung eines Freundes aus der Schweiz eine Jugendherberge auf. Dann folgte der erste internationale Dienst unter Verantwortung des Schweizer Zweiges (Aufforstarbeit). Hierauf bildete sich eine Zivildienstgruppe — mit dem prächtigen Resultat, daß sie es im letzten Sommer wagte, selbst einen Dienst durchzuführen. Die Hilfe galt der Siedlergemeinschaft im Grubendorfe Hühnerfeld und bildete eine schöne Entlastung der Bewohner, die vor oder nach ihrer Arbeit in der Grube an ihren Häusern bauen.

In Frankreich, Italien, Belgien, Holland und den skandinavischen Ländern verankert sich die Zivildienstsache mehr und mehr, und in all diesen Gebieten haben Schweizer an Diensten teilgenommen.

Die Equipe in Griechenland ist weiter am Werk. Wenn sich bis jetzt der Gruppe auch keine Griechen angeschlossen haben, so gibt es doch in den Dörfern viele Freunde, die mitgearbeitet haben. Vom englischen Zweig hat der schweizerische Zweig im Oktober letzten Jahres die Verantwortung für den Dienst übernommen. Die Schweizer Europahilfe hat uns eine Totalsumme von 15 000 Franken zugesprochen, wodurch die Arbeit in diesem Jahre weitergeführt werden kann. Die Hilfe in dem durch die Bürgerkriegswirren erschütterten Griechenland ist noch dringlich. In diesem Winter stellt die Zivildienstgruppe im Dorfe Metallia für die neugebauten Häuser sämtliche Türen und Fenster her. Sie genießt die Gastfreundschaft der Bewohner, die alle von dem einen Wunsche beseelt sind, wieder einmal in Frieden und Ruhe leben zu dürfen.

Ja, die Zivildienstbewegung hat selbst über die Grenzen Europas hinausgegriffen, dorthin, wo Hilfe nötig ist, im Bestreben, Menschen aller Überzeugungen und Rassen zu praktischer Friedensarbeit zu vereinigen.

In Algier arbeiten jetzt Mohammedaner und Juden Seite an Seite mit den Freunden aus Europa beim Straßen- und Wasserleitungsbau. Es besteht die Hoffnung, daß diese selbst bald die Verantwortung für die Arbeit übernehmen werden. Schon seit einiger Zeit ist es der Wunsch des Zivildienstes, in Palästina, einem Ort besonderer menschlicher Spannungen, arbeiten zu können. Während des ganzen letzten Jahres stellten Idy und Ralph Hegnauer mit zwei weiteren Freunden sich der Flüchtlingshilfe der Quäker zur Verfügung. Wir warten noch auf die Möglichkeit, in Israel mit Juden und Arabern Aufbauarbeit leisten zu können.

Aus Indien ist der Ruf an den Zivildienst ergangen, er möchte eine Gruppe ins indische Flüchtlingsgebiet senden. Der seit Pierre Ceresoles Wirken in Indien abgerissene Faden knüpft sich wieder! Eine erste Gruppe, bestehend aus einem Engländer, einem Deutschen und drei Schweizern, ist am 9. Februar in Bombay eingetroffen.

An der Berner Tagung hatten wir das Glück, René Bovard über Indien sprechen zu hören. Er war Ende letzten Jahres an einen pazifistischen Weltkongreß nach Indien gefahren. Was wir aus seinem Bericht vernahmen, läßt uns Gutes auch für die Zivildienstarbeit in Indien erhoffen. Für die Tausende von Flüchtlingen leistet Indien eine Riesenarbeit, und der Zivildienst darf hier sein Teil an Hilfe beitragen. Vom indischen Geist kann auch Großes auf unsere Arbeit zurückstrahlen. Bovard ist beeindruckt vom gewaltigen Erziehungswerk Gandhis. Die Gewaltlosigkeit, wie sie der Mahatma lehrte und lebte, und die so fern ist von unsern Begriffen und Auffassungen, könnte auch unserer Friedensarbeit gewaltige Impulse verleihen.

Mit der Arbeit für den Frieden und der Hilfe an den Flüchtlingen stehen wir auch in Europa noch vor großen Aufgaben. Darüber sprach Rodolfo Olgiati. (Das Rote Kreuz schätzt in Europa allein 15 Millionen Flüchtlinge.) Das Internationale Zivildienstkomitee hat an die Kommission für Menschenrechte der Vereinten Nationen (Präsidentin Frau Roosevelt) eine Resolution gerichtet, in der die Aufnahme folgenden Zusatzes in die Konvention zur «Deklaration der Menschenrechte» verlangt wird:

Gib uns Frieden!

Dona nobis pacem!
Bitte der Bitten,
Osterbitte,
Gewaltiger Chor
Sterblicher Wesen,
Die ein Unsterbliches zu suchen
Angetreten sind!

Ach, aber sterblicher Wesen,
Die auf ihrem Weg
Durch das Wirrsal der Zeit
So tödlichem Haß ins Herz geblickt haben,
Daß sie vor sich selbst
In furchtbarer Demut
Erstarrt sind,
Daß die Menschenbitte
Von ihren Lippen
Als Wort sich nicht mehr emporwagt
Und nur noch als Schrei,
Als ein einziger brandender Weheschrei aller
Die Wolken durchstößt,
Den Himmel zerreißt:
Dona nobis pacem!

Margarete Susman.

Kronen — überflüssig?

Nach den Kronen greift oder tastet die uralte Sehnsucht der Menschen. Der Lorbeerzweig des klassischen sportlichen Kämpfers, der Siegerkranz des Triumphators, der bräutliche Myrthenkranz, die im stillen Glanz der Legitimität erstrahlende Königskrone sind niemals Selbstzweck, sondern sichtbar gewordene Zeichen der wirklichen unsichtbaren Kronen, die sich auf Menschenhäupter und Menschenleben senken können, wo immer diese Leben ihre eigene Erfüllung und die Kraft zur Erfüllung anderer Leben finden. Der tastende Griff nach den Kronen und der fragende, nach Menschen mit unsichtbaren Kronen suchende Blick sind von diesem Hunger nach der Erfüllung des Lebens, nach der erfüllenden Kraft selber gezeugt. Die Menschenwürde und die menschliche Freiheit leben wahrlich nicht davon, daß diese Worte einmal im

Predigerpathos und das andere Mal im Marktschreierjargon des «billigen Jakob» ausgeschrien und heruntergeleiert werden. Sie leben davon, daß es Menschen gibt, die unsichtbare Kronen tragen.

Und wie wäre es, wenn der ganzen Menschheit eine solche Krone übergeben wäre? Die Auferstehung Christi und der Ruf des Auferstandenen: «Meinen Frieden gebe ich euch», sind wahrhaftig keine Ereignisse einer frommen, neben der wirklichen Geschichte herlaufenden Extrageschichte, sondern die Verheißung, ja die wirkliche Gabe der Krone an die Menschheit. Auferstehung als einfache Lebensverlängerung in die Ewigkeit hinein, Auferstehung als Verlängerung und Verstärkung der sogenannten frommen Seiten dieses Lebens wäre zwar nur eine verlängerte Langweiligkeit. Wirkliche Auferstehung aber ist die Möglichkeit, die Erfüllung des Lebens und die Kraft, anderes Leben zu erfüllen, zu finden. Der Sieg Christi über den Tod ist nicht einfach ein Sieg dessen, was man schlechthin das Leben nennt, nicht einfach ein Sieg der Natürlichkeit, die das eine Mal zum Himmel greift und das andere Mal durch Höllen schweift, sondern ein Sieg der Lebensmitte. Das Leben des Lebens ist auferstanden, und der Tod des Todes ist überwunden.

Leben des Lebens, ist das nicht die Hütte Gottes bei den Menschen, ist es nicht ein Anschauen des Menschenlebens als des göttlichen Eigentums selber? Der Tod des Todes, ist das nicht Überwindung der den Tod wirkenden Kräfte?

Diese Krone ist verheißen und gegeben. Aber wer wagt es, sie zu sehen oder gar sie wirklich zu tragen? Irgendwo sind wir ja alle fest davon überzeugt, daß auf unsere Köpfe keine Kronen mehr passen. Und irgendwo wollen wir ja auch dieses Leben des Lebens nicht. Es ist sogar sehr überflüssig geworden. Wir haben anderes Leben des Lebens, andere Lebensmitte gefunden. Die Lebensäußerungen unserer Kultur, ja die hastigen Lebensäußerungen unserer Augenblickspolitik leben von andern Kräften: bestenfalls von blassen Idealen, schlimmstenfalls vom schreienden Nichts. Das soll dann schon eine Mitte des Lebens sein, wenn irgendwo ein kleines Ideal, von Menschenhirnen erdacht, der Wirklichkeit entgegengehalten wird. Ein krüppelhafter Idealismus versucht mit abgeleierten Schlagworten, bald schulmeisternd, bald jammernd, die heulende Wirklichkeit zu übertönen. O du arme Lebensmitte! Oder sollte das eine Mitte des Lebens sein, wenn man sich dem Nichts der Wirklichkeit entgegen in die Fluten stürzt, hinein in die reine Angst, in den gellenden Haß, in diesen selbstmörderisch sich selbst überschnellenden Salto mortale? Darum ist die Osterbotschaft wirklich überflüssig geworden, und sie lebt im Grunde das arme Leben alles dessen, was als überflüssig gilt. Sie ist noch irgendwo mühsam in den Raum des menschlichen Lebens hineingebunden. Sie ist durch die Ketten der Tradition an die Wirklichkeit gefesselt, wie der buntfarbene Vogel aus fernen Welten an die nackte Stange, auf der er im Zoologischen Garten schaukelt. Beide können

nicht davonfliegen und noch viel weniger eine Heimat finden. Würde sie ganz davonfliegen, diese Erinnerung an eine verheißene und gegebene Menschheitskrone, so würden wir mit der Krüppelgestalt unseres Idealismus und mit der Höllengestalt unseres Nihilismus allein bleiben. Das wäre schlimm. Würde sie heimisch werden in dieser Wirklichkeit, so würden wir den Dingen und den Menschen anders begegnen müssen, würde uns unser gewohnter Maßstab zerbrechen, würden wir, wie der Auferstandene, den Weg zu den Zöllnern und nicht zu den Pharisäern finden, würden wir sehen, was hinter den Dingen ist und, wie der Auferstandene, die rechte Zeit für die Geißel und die rechte Zeit für die liebende Hand kennen, würde sich alles verwandeln. Das wäre – noch schlimmer.

Die wirkliche Verheißung und die wirkliche Krone sind wohl in einer Welt, die beharren und nicht sich verwandeln will, immer überflüssige Dinge gewesen. Ihre heutige Überflüssigkeit aber ist besonders grausam. Denn wo sollte noch ein Raum sein für diese Dinge, wenn es doch schon als Krönung des Lebens erscheint, daß die Möglichkeit zum sozialen Aufstieg sich ein wenig öfter als früher bietet, daß an Stelle der erwarteten Verproletarisierung der Massen eine Vermittelstandisierung der Proletarier eintritt. Im Besitze dieses Zylinderhutes kann man füglich auf Kronen verzichten. Und wie sollte es nicht überflüssig sein, an den Sieg der Lebensmitte zu glauben, wenn man doch sehen kann und sehen muß, daß die alten, zeitweise ein wenig erschütterten Lebensmitten, die alten Gesellschaftsklassen und die alten Wertbegriffe immer mehr Anziehungskraft in unsern Restaurationszeiten erhalten!

Es ist aber oft so, daß man eigentlich nur noch von dem leben kann, was überflüssig ist. Das wirkliche Israel hatte sein Leben durch die in der Gegenwart höchst überflüssigen Propheten, die wirkliche Kirche das ihre oft genug durch die in ihrer Gegenwart ebenso überflüssigen Ketzer. Die Welt hat ihr Leben durch das überflüssige Leben der Lebensmitte. Es gibt auch Zeiten, in denen etwas von diesem Widerspruch in Erscheinung tritt. Das sind dann die Zeiten, in denen das scheinbar so Sichere, das Gefestigte und Selbstverständliche in seiner eigenen Sicherheit und Festigkeit und Selbstverständlichkeit sich überschlägt. Es könnte sein, daß wir heute am Rande solcher Zeiten leben. Oder ist es eine Täuschung, wenn man da und dort beobachten kann, daß die Angst und die Kriegspsychose doch mehr und mehr als das erkannt werden, was sie sind. Ist es eine Täuschung, wenn wir glauben feststellen zu dürfen, daß das Geschrei der Nihilisten und das Gekrächze der die Welt schulmeisternden Idealisten an Anziehungskraft verlieren? Es wäre eine Täuschung, wenn wir annehmen wollten, daß dadurch allein schon der Weg zur Lebensmitte und zur Krone der Menschheit frei würde, Nein, dadurch, daß die schwelenden unheiligen Feuer eben als unheilige erkannt werden, dadurch wird noch nirgends ein wirklich heiliges Feuer ent-

facht. Dadurch, daß die Mauern der Hölle brechen, wird noch nirgends die Stadt Gottes gebaut. Dazu braucht es mehr, braucht es ein Leben vom Überflüssigen her, ein Ernstnehmen der Verheißung und ein Empfangen der Krone.

Und darum ist es wohl kein Zufall, daß die wirklichen Kronen, wo sie sich auf Menschen und Menschheitszeiten senken, zu Dornenkronen werden. Sie dulden nicht alte Gefäße für Gottes neuen Wein, und sie dulden nicht müde Beschauer für Gottes Revolution der Geschichte. Die Dornenkronen, auf Menschenhäupter gesenkt, machen diese Menschen zu solchen, denen der Ruf in den Ohren gellt: «Zeigt uns das wirklich Neue, lebt uns die Kraft aus der Höhe vor!» Und sie machen diese Menschen zu solchen, denen, im Zusammenprall mit ihrer Zeit, ihr Weg zu einem Kreuzesweg wird. Mit der der ganzen Menschheit verheißenen Krone ist es nicht anders. Auch sie ist nicht einfach eine Bestätigung des natürlichen Seins, ist nicht einfach das Ja eines müden Gottes zu seiner Welt: «Bleibe, wie du bist, du bist mir recht», sondern auch sie ist der Zugriff des Schöpfers, der einmal als Töpfer und einmal als Schmied an seiner Schöpfung am Werke ist.

Die Krönung Christi mit der Dornenkrone war im Grunde schon die Krönung des Auferstandenen mit der Lebenskrone. Und die wirkliche Lebenskrone, nach der schon die alte Menschheitssehnsucht tastend griff, ist uns enthüllt als eine, die Schmerzen bringt. Diese Schmerzen aber sind heilige Schmerzen; was wäre die Welt ohne sie? Ahnen wir wohl, zu welcher Größe – auch zu welchem Schmerz – wir gerufen sind, wenn der Gemeinde derer, die an den Auferstandenen glauben, gesagt wird: «Halte fest, was du hast, damit niemand deine Krone nehme!»?

Bruno Balscheit.

Christus und der Marxismus*

1. Der Christus im Puls

Raum und Zeit sind menschliche Begriffe, die für eine geistige Welt nicht dieselbe Bedeutung haben wie für uns. Was sich bei der Betrachtung der kosmischen Entwicklung für den menschlichen Verstand als ein Nacheinander durch Millionen von Jahren getrennter Begebenheiten darstellt, wird im Bewußtsein Gottes als ewige Gegenwart erlebt.

Göttlicher Opferwille schuf unser Sonnensystem, ein Spiegelbild

* Dieser, dem noch ungedruckten Buchmanuskript des Verfassers, «Organisierte Weltwirtschaft; die Erfüllung des christlichen Bruderschaftsgedankens» (vgl. «Neue Wege», 1950, Seite 8) entnommene Artikel möge eine Neubesinnung über die Grundlagen des Marxismus einleiten. Beiträge anderer Verfasser werden folgen.

ohne Eigenleben, das sein Dasein dem göttlichen Licht verdankt. «In ihm war Leben, und das Leben war das Licht der Menschen; und das Licht scheint in der Finsternis, doch die Finsternis hat es nicht ergriffen.» (Joh. 1, 5–6.)

In der materiellen Schöpfung ist die Gottheit verborgen, begraben. Die drei Naturreiche kennzeichnen den Grad göttlicher Bewußtheit in der Materie: vom Tiefschlaf der Gesteine zum Pflanzen- und Tierreich ein immer lichteres Erwachen der Natur. Ein Ichbewußtsein finden wir jedoch in keinem der drei Reiche. Erst bei der Schaffung des Menschen, die in der Schöpfungsgeschichte des Alten Testaments angedeutet wird mit dem «Einblasen des lebendigen Odems in den Erdenkloß», wurde der Keim zum Ichbewußtsein gelegt. «Und so ward der Mensch eine lebendige Seele.» Mit der Geburt des Ichs beginnt die eigentliche Menschheitsentwicklung.

Doch ist das Menschen-Ich noch unselbständig und abhängig von den Einflüssen und dem Willen der Gottheit. Das war die Reinheit und Unschuld des «Paradieses», wo der Mensch in seinem Körper und dessen Organen das Wirken göttlicher Wesenheiten schauend und träumend erlebte, den Makrokosmos im Mikrokosmos.

Es ist jedoch die Bestimmung des Menschen, selbständig zu werden, sich zur ichbewußten Persönlichkeit zu entwickeln. Er mußte diese Selbständigkeit, das Freiwerden von göttlicher Bevormundung erstreben, weil Gott selbst ihm den Ichimpuls gegeben hatte. Damit löste sich der Mensch aus der göttlichen Verbundenheit und wurde zu einem Einzelwesen mit eigenem Ichbewußtsein. Diese Sonderung bewirkte «Sünde», Trennung von Gott und Aufwachen im gegenständlichen Diesseitsbewußtsein. Aus dem von der Gottheit eingehauchten Ichimpuls entwickelte sich allmählich an der Sinnenwelt ein Ichbewußtsein, das zwar eine gewisse Selbständigkeit und Freiheit gegenüber der göttlichen Führung besaß, dafür jedoch geistige Blindheit und Lebensunsicherheit in den Kauf nehmen mußte. Der Mensch trug jetzt allein die Verantwortung für seine Handlungen, nachdem er vom «Baume der Erkenntnis» gegessen. Die Entscheidung über «Gut und Böse» lag bei ihm, der die paradiesische Schau der geistigen Welt verloren hatte und im materiellen Dasein sich nur mühsam zurechtfinden konnte. Er brauchte daher noch eine Führung durch äußere Gesetze und Vorschriften, weil sein eigenes Urteilsvermögen und Verantwortungsbewußtsein noch nicht genügend entwickelt waren, als daß er sein eigener Führer und Richter sein könnte. Eine solche Führung wurde der damaligen Menschheit durch die Mysterien zuteil.

Der Mensch war nach dem Sündenfall mit seinem an den physischen Leib gebundenen Bewußtsein auf sich selbst und seine äußere Umwelt angewiesen. Nur die Mysterientempel konnten ihm noch eine schwache Verbindung mit den geistigen Welten vermitteln, von denen er wußte, daß sie seine eigentliche Heimat waren. Dementsprechend waren auch seine Werke unvollkommen und standen nicht im Einklang mit den Ge-

setzen und Absichten der geistigen Welt. Bis in den physischen Leib wirkte sich die Disharmonie aus: Krankheiten und die eigenartige Unterbrechung des vormals kontinuierlichen Bewußtseins, die wir «Tod» nennen, waren die Folge. Die Menschheit würde schließlich in lauter Einzelwesen ohne inneren Zusammenhang zerfallen sein und jedes Bewußtsein ihrer ehemaligen Einheit im Vatergott verloren haben, wenn ihr nicht der Christus von der geistigen Welt gesandt worden wäre. Die Einzel-Ichs werden in Christus gesammelt, ohne ihr Eigenleben zu verlieren, wie die Strahlen des Lichts im Brennpunkt der Linse. Seit dieser Zeit hat *jeder* Mensch, unabhängig von seiner bisherigen Entwicklungsstufe, die Möglichkeit, in seinem Innern den Christus zu finden und somit die neue Einheit, den «neuen Bund» der Menschheit. «. . . auf daß alle eins seien, so wie wir eins sind, ich in ihnen und du in mir, auf daß sie zur Einheit vollendet seien.» (Joh. 17, 23.)

Während der paradiesische Mensch seine Verbundenheit mit dem göttlichen Urgrund mehr unbewußt empfand, können wir heute vollbewußt die Bruderschaft in Christus erleben. Das ist das Neue im Christentum: die Erlösung aus der Vereinzelung, aus der Sonderung, aus der «Erbsünde». Deshalb kann es ohne Christus keine echte Nächstenliebe, keine wirkliche Bruderschaft geben, da wir ohne Ihn Einzelwesen bleiben, ohne geistigen Zusammenhang, und daher Selbstsucht und Feindschaft nicht überwinden können. Wenn trotzdem Menschen heute anscheinend ohne Christus zu einem gewissen Solidaritätsgefühl gelangen, so handelt es sich hier mehr um den Hordeninstinkt des unentwickelten, noch ich-schwachen Massenmenschen als um ein bewußtes Bruderschaftserlebnis in einer höheren Einheit. Das erkennen wir schon daran, daß sich das Solidaritätsgefühl nur auf die betreffende Gruppe beschränkt, die als solche andern Gruppen gegenüber meist feindlich gesinnt ist (Proletarier und Kapitalisten, politische Parteien, Konfessionen und Sekten). Wahre christliche Bruderschaft kennt keine Feinde, da sie die ganze Menschheit umschließt. – Doch ist es möglich, daß in einzelnen Fällen Ansätze echten christlichen Gemeinschaftsgeistes vorhanden sind, ohne daß Christus erkannt wird, weil ER, ihnen unbewußt, in ihnen lebt. Denn seit seiner Auferstehung ist ER ja tatsächlich unter uns, auch wenn wir es nicht glauben können oder wollen.

Vorchristliche Gemeinschaften können wir jedoch nicht in unserem Sinne als echte Bruderschaften bezeichnen, weil sie der Autorität eines menschlichen, wenn auch hoch entwickelten Führers unterstanden, sich also nicht in Freiheit aus dem individuellen Erlebnis der metaphysischen Einheit der ganzen Menschheit gebildet hatten.

Überall herrscht das große Entwicklungsgesetz von «Stirb und Werde», Tod und Auferstehung. Schöpfung, Zeugung ist Opfer, aus dem ein Neues hervorgeht. In jedem Schöpfungsprozeß, bei jedem Opfer ersteht der Zeugende, der Hingebende in gewandelter Form. Diese geistige Gesetzmäßigkeit ist überall erkennbar, in der Natur, im Kosmos und in

den geistigen Welten. Stets gibt der Zeugende, der Schaffende, der Liebende sich selbst auf, damit eine Neuschöpfung entstehe. Der bewußte Schöpfer hat volles Vertrauen in sein Verschenken; er weiß, daß seine Hingabe keine Vernichtung bedeutet, sondern Wandlung und Auferstehung in der eigenen Schöpfung. Und der noch unbewußte Zeuger wird durch den Schöpfungstrieb, der sich als Genuß und erhöhtes Lebensgefühl kundtut, zum Zeugen und zum Schaffen gezwungen. – Auch die totale Hingabe im physischen Tode bedeutet Opfer und Auferstehung in gewandelter Form. Denn nichts kann im Universum vernichtet werden, weder Substanz noch Bewußtsein; alles ist Wandlung.

Wenn der Mensch diese kosmische Gesetzmäßigkeit erkennt, wird er auch das Vertrauen aufbringen, das ihn zum bewußten Schöpfer macht. Er wird begreifen, daß eine größere und vollkommenere Einheit nur entstehen kann durch Opferung der bisherigen Teile. Nur wenn das Individuum sich für die Familie einsetzt, kann diese gedeihen; ein Volk, eine Nation kann nur dann groß und bedeutend werden, wenn Individuum und Familie, politische Parteien und Wirtschaftsgruppen ihre Interessen denen des größeren Ganzen unterordnen. Weiter kann ein Völkerbund, die Organisation der Vereinten Nationen, nur dann erfolgreich arbeiten, wenn die Mitglieder auf ihre Souveränität verzichten und ihre bisherige Daseinsform aufgeben, um in der großen kosmopolitischen Einheit ihre Wiedergeburt zu erleben.

In allen Mysterien wußte man von dem großen Schöpfungsgeheimnis: Opfertod und Auferstehung. In Einweihungsriten, Kulthandlungen und Symbolen kam es zum Ausdruck. Auch in der äußeren Natur finden wir es als Bild und Gleichnis: der Pflanzensame muß in die Erde gesenkt werden und vermodern, damit neues Leben entstehen kann. Die Raupe spinnt sich selbst ihren Sarg, aus dem sie als Schmetterling wiedergeboren wird.

So mußte auch die Gottheit sich in die Vielfalt der Schöpfung verstrahlen und erstarren, um bei der Jordantaufe in einem einzelnen Menschenwesen zum Selbstbewußtsein zu erwachen und nach der Kreuzigung und Auferstehung ihre Wiedergeburt zu erfahren. In Jesus Christus trafen sich Vergangenheit und Zukunft im Brennpunkt der Gegenwart: ER erlebte zurückschauend in seinem physischen Körper den in den drei Naturreichen verborgenen Vatergott und von oben hereinleuchtend den sich als Heiligen Geist im Menschenwesen neu offenbarenden Sohnesgott. Deshalb konnte ER sagen: «ICH und der Vater sind eins.» Damit wurde zum erstenmal der Schöpfungskreis geschlossen, in *einem* Gottmenschen, der nun Weg und Vorbild ist für das ganze Menschengeschlecht.

Das Spiegelbild der Götter, einst abhängig und ohne Eigenleben, ohne eigenes Ich, ist nun selbständig geworden. Aus dem Durchgang durch die Naturreiche hat es sein irdisches Bewußtsein entwickelt, das von seinem eigenen Wesen und von der äußeren Umwelt Besitz ergreift.

Durch den Christusimpuls hat der Mensch die Möglichkeit bekommen, in sich den Gott zu erwecken, zu erfahren, der selbst den Weg des Opfers und der Auferstehung vorangegangen ist. Damit weitet sich sein Bewußtsein nach oben, reicht hinein in geistige Welten, wo sich ihm Wesen und Sinn der Schöpfung offenbaren. «Dies aber ist das ewige Leben, daß sie dich erkennen, den allein wahrhaften Gott, und den du gesandt hast, Jesus Christus.» (Joh. 17, 3.) Das «ewige Leben», die Kontinuität der ich-bewußten Existenz, kann nur erreicht werden, wenn die menschliche Individualität aus der Unbewußtheit des naturhaften Seins erwacht, seinen göttlichen Ursprung erkennt und Christus als den metaphysischen Mittelpunkt der Menschheit erlebt.

Es bestehen gegenwärtig geistige Strömungen, die von Asien aus in die westliche, christliche Welt einzudringen bemüht sind, um die Menschen abzulenken von der christlichen Erkenntnis und sie für die östliche, das heißt vorchristliche Lebensauffassung zu gewinnen. Würde diese Richtung Erfolg haben, so wäre die ganze Erden- und Menschheitsentwicklung umsonst gewesen, sie wäre in eine Sackgasse geraten, aus der es keinen Ausweg, sondern nur ein Zurück gäbe.

Diese asiatischen Bestrebungen zielen auf die Rückkehr des Menschen in den vorparadiesischen Zustand hin, in das Nirwana des ungeoffenbarten Seins. Sie haben den Sinn des Kreuzes nicht verstanden, wollen die Aufgaben der Durchgeistigung, der Wandlung der Materie nicht auf sich nehmen. Ihr sehnlichster Wunsch ist, so schnell wie möglich frei zu werden vom Zwang der Wiederverkörperung. Sie suchen Begierden, Leidenschaften, das Streben nach Glück und sinnlichem Genuß, ja jeden Lebenswillen zu ertöten, um den Leiden und Disharmonien des irdischen Daseins zu entgehen. Und selbst wenn sie vorgeben, sich nicht vom Erdenschicksal trennen, ihre Mitmenschen nicht im Stich lassen zu wollen, wenn sie ihr Ziel erreicht haben, so ginge letztlich ihre Hilfe aus den geistigen Welten doch darauf hinaus, ihre noch an irdisches Leben und Leiden gebundenen Brüder denselben Weg der Entsagung und des Verzichts zu führen, den sie bereits gegangen. Eine Erlösung der drei niederen Naturreiche – Tiere, Pflanzen und Gesteine – sehen sie nur in ihrer Rückwandlung ins Geistige, ohne vorherigen Durchgang durch die Menschheitsstufe.

Eine solche, die Materie verneinende Lebensauffassung steht im Widerspruch zu der christlichen. Der Christ blickt nicht zurück in paradiesische oder vorparadiesische Zustände, sondern vorwärts; oder, richtiger gesagt, er ergreift im durchchristeten Gegenwartsbewußtsein Vergangenheit und Zukunft. Er nimmt das Kreuz des materiellen Daseins opferfreudig auf sich, schrickt nicht zurück vor den Tiefen der Begierden und Leidenschaften; er bejaht das Tier in sich und sucht ihm nicht zu entfliehen, sondern sich mit ihm zu vereinigen, um es zu wandeln, zu erlösen. Sein geistiger Bezugspunkt ist der Christus, den er als den meta-

physischen Kristallisationspunkt der Menschheit erkennen und erleben kann. «Niemand kommt zum Vater denn durch mich.»

Der zum Christusbewußtsein Erwachte empfängt seine Erkenntnis durch Inspiration oder Intuition unmittelbar aus den geistigen Welten als unmittelbares Wissen. Er ist ein wissend Seiender, der durch sein Dasein die Umgebung wandelt wie der Sauerteig das Brot. Er hat den Dualismus des Strebenden und Wollenden, des Asketen und Pflichtmenschen überwunden und bringt sein wahres Wesen, das durchchristet ist, zum Ausdruck, so gut oder schlecht er kann, ohne Scham und Reue, mit all den Fehlern und Schwächen seiner noch unerlösten niederen Natur, mit der er sich jedoch nicht mehr identifizieren kann. Die völlige Verwandlung, Erlösung des niederen Menschen, die Verschmelzung mit seinem höheren Ich, macht ihn zum Heiligen, zum Christuseingeweihten. Es ist der Weg der Kreuzigung und Auferstehung, der Nachfolge Christi.

Es ist daher irreführend, Christus mit Buddha und andern großen Menschheitsführern in eine Linie zu stellen. Es genügt auch nicht, zuzugeben, Christus sei der größte unter ihnen. Wem es nicht gelingt, und wäre er in die ganze östliche Weisheit eingeweiht, die Einmaligkeit und Besonderheit des Christus zu erkennen, Sein göttliches Wesen zu erfassen, das sich vorher niemals in einem Menschenleibe verkörpert hatte, der wird seine Bedeutung und Aufgabe für die Menschheitsentwicklung nicht verstehen. Christus neben Buddha zu stellen, hieße die Sonne zum Planeten degradieren. Wie es in unserem Sonnensystem nur *eine* Sonne gibt, so kann es auch nur *einen* Christus geben, *den* metaphysischen Mittelpunkt des Menschengeschlechts, der sich seit seiner Auferstehung mit dem Erden- und Menschenschicksal untrennbar verbunden hat. Christus lebt wirklich mit uns in der Erdensphäre, und wir haben die Möglichkeit, seiner Gegenwart bewußt zu werden.

Aus diesem Grunde sollten auch die Bestrebungen, die auf Aussöhnung und Vereinigung der bestehenden Religionen abzielen, eine eindeutige und klare Sprache führen. Es läge nicht im Sinne der Menschheitsentwicklung und der Aufgaben des Christentums im besonderen, die Eigentümlichkeiten der christlichen und nichtchristlichen Religionen zu verwischen. Es kann sich nicht darum handeln, diese beiden so grundverschiedenen geistigen Strömungen einfach nebeneinanderzusetzen und zu sagen: ihr seid alle gleich. Jede Religion hat ihre Aufgabe und Bedeutung zu ihrer Zeit. Die vorchristlichen Religionen und Mysterienkulte dienten der geistigen Führung einer noch unmündigen Menschheit und ihrer Vorbereitung auf das Kommen des Christus. Ihren Vertretern im heutigen Asien liegt die Betreuung gewisser Nachzügler in der Bewußtseinsentwicklung ob. Sie handeln jedoch den Intentionen der geistigen Welten zuwider, wenn sie sich in die Entwicklung der christlichen Völker des Westens einmischen und diesen ihre alten Weisheitsreligionen aufdrängen, die der damaligen Zeit angepaßt waren, heute jedoch, trotz den ihnen innewohnenden Wahrheiten, dem westlichen Menschen schaden.

2. *Die christliche Mission des Marxismus*

Das kleine, unscheinbare Samenkorn birgt unsichtbar die Anlage der ganzen Pflanze. Naturwissenschaftliche Erkenntnis oder auch nur die praktische Erfahrung kann ihre Entfaltung bis zur Blüten- und Fruchtbildung voraussagen. Es muß also schon im Samenkorn eine schöpferische Kraft vorhanden sein, die das Urbild der betreffenden Pflanze aufbewahrt und zu verwirklichen trachtet.

Auch der Mensch stellt in seiner äußeren Erscheinung ein Stück Natur dar; auch *seine* Entwicklung unterliegt bestimmten Gesetzen, die wissenschaftlich erforscht und in ihrem Wesen und ihrer Zielrichtung erkannt werden können.

Die Einstellung des Marxisten zum Leben hat große Ähnlichkeit mit der des christlichen Mystikers. Hier wie dort dasselbe absolute Vertrauen, dieselbe vollkommene Hingabe an eine schöpferische Kraft, von der er sich getragen fühlt, die ihn durchpulst und zu immer größeren Höhen der Bewußtheit und des unmittelbaren Wissens führt. Beide kennen die Erfahrung einer großen Glückseligkeit, des Getragen- und Geborgenseins durch Mächte, die, obwohl ihrem Wesen nach unbekannt, ihnen eine Lebenssicherheit und Opferwilligkeit verleihen, die dem in seinem Bewußtsein auf sein kleines Ich und dessen eigennützige Interessen beschränkten Bürger der kapitalistischen Welt ganz unverständlich sind.

Wenn Marx von einer Naturgesetzlichkeit im geschichtlichen Geschehen spricht, so kann dies richtig oder falsch gedeutet werden. Falsch wäre es, wenn man die Naturgesetzlichkeit als Automatismus, als schicksalhafte geschichtliche Notwendigkeit betrachtet, auf die der Mensch, das Individuum keinen Einfluß hätte. Eine solche naturhafte Gesetzmäßigkeit der Entwicklung gibt es nur bis zum Tierreich. Schon der primitive Hordenmensch trug jedoch den Keim der Selbstbewußtheit, der schöpferischen Ichheit in sich und unterschied sich so auch von der höchstentwickelten Tierstufe. Die Ichanlage der Persönlichkeit kam ohne ihr Zutun in die Menschheit, war ein Geschenk Gottes. Die weitere Entwicklung kann jedoch nur durch die bewußte Aktivität des Individuums geschehen. Eine fatalistische Passivität des Einzelnen gegenüber dem geschichtlichen Geschehen würde ebenso zurück zum vorparadiesischen – das heißt tierhaften – Menschentum führen wie die Naturschwärmerei gewisser Lebensreformer und somit den Verzicht auf Menschenwürde und Menschenfortschritt bedeuten.

Richtig dagegen ist die Interpretierung der marxistischen These, wenn wir die Naturgesetzlichkeit der sozialen Entwicklung in dem fortwährenden Wachsen und Erstarken des Ichimpulses sehen, in dem allmählichen Erwachen des schöpferischen Individuums aus der relativen Unbewußtheit des primitiven Menschen. Aber dann beginnt erst die bewußte und aktive Mitarbeit des Einzelnen an den Aufgaben der Menschheit. In dem Augenblick des Erwachens wird der Revolutionär geboren, der den

Widerspruch erkennt zwischen den Gesellschaftsformen der Vergangenheit und den Bedürfnissen des erwachten Schöpfermenschen. Und damit kommen wir an eine vielumstrittene und ungewollt oder böswillig meist falsch ausgelegte These der marxistischen Philosophie: nur die Produktionsverhältnisse seien entscheidend für die Formen der Gesellschaft und ihre Geschichte.

Wenn die Klassenkämpfe nur subjektiver Ausdruck sind der durch Änderungen der Produktionsformen verursachten Wandlungen, so müssen die Ursachen solcher Veränderungen der Produktionsverhältnisse also naturgesetzlich sein. Bei der Abhängigkeit des primitiven Menschen von der äußeren Natur und seiner relativen Unbewußtheit läßt sich gegen eine solche Auffassung wohl nichts einwenden. Doch löste sich der Mensch im Laufe seiner Entwicklung immer mehr aus dem Rahmen der Naturgesetzlichkeit; mit dem erwachenden Selbstbewußtsein flossen auch eigene Impulse in seine Lebensgestaltung, die nicht immer Ausdruck der Produktionsverhältnisse waren. Die Geschichte dieser Epoche war gekennzeichnet durch die natürliche Abhängigkeit primitiver Massen von einer kleinen, entwicklungsmäßig überlegenen Führerschicht. Erst das Erwachen der Massen zum Selbstbewußtsein, das man allenfalls auch noch naturgesetzmäßig nennen könnte, da es ohne Wissen und Willen des Einzelnen zustande kam unter dem Einfluß des im Menschenwesen veranlagten Ichimpulses – dem allerdings ebenso wie allem Naturgeschehen das Wirken geistiger Welten und Wesenheiten zugrunde liegt –, brachte die sozialen Konflikte und Kämpfe. Der revolutionäre Wille zur Veränderung der Lebensbedingungen entspringt somit einer Erkenntnis und ist nicht mehr naturgesetzlich bedingt im Sinne der unbewußten Naturentwicklung.

Man könnte nun fragen, nach welchen Gesichtspunkten der Marxist auf dieser – also der gegenwärtigen – Entwicklungsstufe die Gesellschaft neu aufbauen möchte. Wie weit hat der Satz von der Abhängigkeit der Gesellschaftsform von den Produktionsverhältnissen heute noch Gültigkeit? Hat der Marxist recht, wenn er der Wirtschaft die bevorzugte Stellung einräumt, die die Politik der Sowjetunion kennzeichnet?

Das Wirtschaftsleben stellt eine natürliche Funktion des Menschheitsorganismus dar und folgt als solche ihren eigenen Gesetzen, wenn sie der Mensch nicht daran behindert. Eine solche Abweichung von der Gesetzmäßigkeit bedeutet das Eindringen selbstsüchtiger Beweggründe und der Willkür, wie sie für das kapitalistische System charakteristisch sind. Dadurch kann die Wirtschaft nicht mehr ihre Aufgabe der Erzeugung und Verteilung, das heißt der Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse, reibungslos und zufriedenstellend erfüllen. Das Eindringen wesensfremder Elemente in die Wirtschaft – Egoismus und Willkür – ist letzten Endes die Folge des ersten Icherwachens im Menschenwesen, war nicht vermeidbar und somit schicksalhaft. Die Neuordnung des Wirtschaftslebens im Einklang mit den geistig-kosmischen Gesetzen, wie sie auch in

den Naturreichen herrschen, kann nun nicht mehr «von selbst» erfolgen, darf nicht erreicht werden durch Preisgabe des menschlichen Selbstbewußtseins in einer atavistischen «Zurück-zur-Natur-Bewegung», sondern nur durch Entfaltung der schöpferischen Ichkräfte, die aus dem Durchbruch zum Selbst- und Geistbewußtsein geboren werden.

Wirkliche Volkserziehung wäre jedoch völlig aussichtslos, wenn nicht eine von Egoismus und Willkür befreite, im Sinne der Naturgesetzmäßigkeit organisierte Wirtschaft schon vorhanden wäre. Das Arbeiten in einer nur auf das Wohl und Gedeihen der Gesamtheit ausgerichteten Wirtschaft bedeutet für das Individuum Opferdienst am Altar der Menschheit und bewirkt als täglich erlebtes Sakrament eine Wandlung seines Wesens, auch wenn er den tieferen Sinn der Gemeinschaftsarbeit noch nicht begreift.

Der Marxist hat also recht, wenn er die Wirtschaft in den Mittelpunkt seiner Philosophie und seiner Politik stellt. Er weiß aus Erfahrung, wie schwer es ist, in der bürgerlichen Welt des kapitalistischen Systems den Menschen zu läutern und zu wandeln. Nur wenigen innerlich starken und reifen Menschen gelingt die Selbstreinigung und der Durchbruch zum neuen Gemeinschaftsbewußtsein innerhalb einer bürgerlich-kapitalistischen Umgebung. Der von den kapitalistischen Machthabern künstlich erzeugte und ständig geschürte «Kampf ums Dasein» verbraucht den Menschen frühzeitig und läßt ihm weder Zeit noch Kraft zur Selbstbesinnung und zur Auflehnung gegen Unrecht und Ausbeutung, geschweige denn zur Wandlung der bestehenden Verhältnisse. In dieser Beziehung kann man wohl sagen, daß die wirtschaftlichen Bedingungen, also die Umwelt, entscheidend sein können für die innere Entwicklung des Individuums und somit der Gesellschaftsform einer ganzen Epoche. Und es ist nur logisch und folgerichtig, wenn der Marxist aus dieser Erkenntnis danach strebt, die bestehende Wirtschaftsform zu ändern, um die Massen für eine neue Gesellschaftsordnung erziehen zu können.

Im Gegensatz zur marxistischen Auffassung behaupten nun christlich oder allgemein religiös eingestellte Leute, die Probleme des menschlichen Lebens könnten nur vom Geistigen her gelöst werden durch Wandlung der Gesinnung, des Charakters, nicht aber durch rein äußerliche Maßnahmen, denn das wäre «Materialismus». Wenn mit Materialismus eine mechanistische Weltanschauung gemeint ist, so kann solchen Vertretern geistiger Richtungen die Antwort gegeben werden, daß das mechanistische Weltbild des vorigen Jahrhunderts auch von der heutigen Naturwissenschaft überwunden ist. Und geht man näher auf die Vorschläge dieser spirituellen Lebensreformer ein, so begegnet man meistens Ideen, die dem nüchternen Denken als Utopien erscheinen müssen. Es ist stets eine Utopie, wenn man bei Menschen eine Gesinnung voraussetzt oder von ihnen Handlungen erwartet, die sie auf ihrer gegenwärtigen Entwicklungsstufe nicht haben oder nicht vollbringen können. Die Forderungen, die von gewissen Sekten und esoterischen Schulen gestellt wer-

den, sind so schwer zu erfüllen, daß nur ganz wenige besonders veranlagte Menschen solche Wege der Bekehrung und Wandlung gehen können. Das wird vielfach auch schon eingesehen, und einige esoterische Schulen, die die Lehre der Wiederverkörperung vertreten, geben der Hoffnung Ausdruck, daß sich in allernächster Zeit Millionen hoch entwickelter Menschenseelen verkörpern und damit eine neue Entwicklungsepoche einleiten werden. Auch wenn man hypothetisch die Reinkarnationslehre anerkennen würde, so hielte eine solche Erwartung einer geisteswissenschaftlichen Prüfung nicht stand, da es an geeigneten menschlichen Körpern für die Inkarnation geistig fortgeschrittener Individuen fehlen würde. Die bei weitem überwiegende Mehrzahl aller Menschen steht noch auf so primitiver Entwicklungsstufe, daß reifere Seelen in ihnen kein geeignetes Werkzeug für ihre Aufgaben finden würden. Anderseits fangen die unentwickelten Massen heute an, intellektuell zu erwachen, und werden sich immer mehr weigern, die Führung einer geistigen Minderheit anzuerkennen, in der sie nur eine neue Klasse von Ausbeutern sehen würden. Die Proletariermassen müssen erst vorbereitet und biologisch und intellektuell entwickelt werden, damit sie imstande sind, Träger des menschlichen Fortschritts zu sein und – um mit den Anhängern der Reinkarnationslehre zu sprechen – den höher entwickelten Individuen als Wohnung und Ausdrucksmittel zu dienen. Das aber ist die Aufgabe des Marxismus.

Ein Problem ist nur die Erziehung der Massen. Und da begegnen wir gleich einem der Hauptvorwürfe, die man dem politischen Marxismus macht: er unterdrücke die individuelle Freiheit und bringe Zwangsmethoden zur Anwendung, um einen Schablonenmenschen zu züchten und den Erfolg der Planwirtschaft zu sichern.

Wir wollen es uns nun nicht so leicht machen, wie gewisse kommunistische Parteistellen es tun, die das Freiheitsproblem mit den Worten abtun: «Es gibt keine Freiheit, jeder ist abhängig von seinen Bedürfnissen, seiner Umgebung und den Verhältnissen, in denen er lebt.» Die Behauptung ist zwar richtig im allgemeinen, sie umgeht aber das eigentliche Problem und bietet keine philosophisch befriedigende Lösung.

Wir vereinfachen uns die Untersuchung, wenn wir anstatt «individuelle Freiheit» den Ausdruck «individuelle Initiative» setzen; denn auf diese läuft die Forderung in der Praxis hinaus. Und da können wir sagen, daß in der kapitalistischen Wirtschaft die individuelle Initiative ausschließlich im Dienste des persönlichen und Gruppenegoismus steht, in der organisierten Wirtschaft dagegen im Dienste der Gemeinschaft und des Fortschritts. Wenn der Gegner des Marxismus, beziehungsweise der Planwirtschaft von individueller Initiative spricht, so meint er das Recht des Produzenten und Handeltreibenden, im Rahmen der bestehenden Gesetze der kapitalistischen Welt seinem Profitstreben freien Lauf zu lassen und seine Unternehmungen ausschließlich mit Hinblick auf größten Gewinn zu betreiben. Diese «Freiheit» ist allerdings in den Län-

dern mit marxistischer Planwirtschaft abgeschafft, und Leute, die sich trotzdem nicht in die neuen Verhältnisse einfügen wollen, machen sich strafbar und – schimpfen auf den «Kommunismus».

Anderseits gibt es in der Sowjetunion und bei ihren Nachahmern eine Freiheit der individuellen Initiative im Wirtschaftsleben, wie sie in einem kapitalistischen Lande undenkbar wäre. Gerade das Schöpferische im Menschen kann sich in einer organisierten Wirtschaft, die sich von den Hemmungen, der Willkür und den Zufälligkeiten des kapitalistischen Systems befreit hat, erst richtig entfalten und auswirken. Nicht nur der Erfinder kann seine Ideen ohne Schwierigkeit und ohne Furcht vor Benachteiligung zu seinem und zum Nutzen der Gemeinschaft erfolgreich anbringen: auch der Arbeiter hat die Möglichkeit, ständig an der Vereinfachung und Verbesserung des Arbeitsprozesses, an der Entwicklung neuer Methoden und neuer Produkte mitzuarbeiten. Er wird mit seinen Anregungen und Ratschlägen stets Gehör und angemessene Belohnung finden. Die Teilnahme an den Konferenzen der Betriebsleitung, an der Ausarbeitung des Planungsprogrammes usw. setzt ihn in den Stand, Werdegang, Weg und Endbestimmung der Erzeugnisse seines Betriebes zu verstehen. Dadurch weiten sich sein Blick und sein Bewußtsein, er erkennt allmählich die Bedeutung der Planwirtschaft und ihrer Gesetze und fühlt sich mitverantwortlich für ihren Erfolg, von dem auch sein eigenes Wohlergehen, sein Lebensstandard, abhängt. Damit verschwindet auch dasjenige, was besonders die Fabrikarbeit unter dem kapitalistischen System so stumpfsinnig und geisttötend macht: die Interesselosigkeit am Betriebe, an der Produktion, an dem Schicksal der Ware. Der Arbeiter der kapitalistischen Wirtschaft *kann* ein solches Interesse nicht aufbringen, weil er weiß, daß er letzten Endes doch ausgebeutet wird, daß die Arbeiterschaft niemals den Anteil am Verdienst des Betriebes empfangen kann, der ihr gemäß ihrem Leistungsanteil zukommt; weil er weiß, daß seine Initiative unerwünscht ist und selbst im Falle eines Erfolges unbelohnt bleiben würde, und daß er nur in den seltensten Fällen die Möglichkeit hat, sich weiterzuschulen und emporzuarbeiten, beispielsweise zum Ingenieur. Das Bewußtsein des Arbeiters bleibt im kapitalistischen Betriebe auf seine Maschine beschränkt, er ist selbst ein Stück Maschine, die er bedient, *der er dient*, und seine geistigen Anlagen verdorren und verkümmern im Takt eines seelenlosen Mechanismus. Das ist der geistige Tod der unerlösten kapitalistischen Wirtschaft.

Wenn das Wesen des Christentums in der Fähigkeit besteht, das menschliche Bewußtsein zu wandeln und es auszurichten auf die Gemeinschaft, so müssen wir den bewußten Marxisten auch als Christen anerkennen. Denn er befindet sich auf dem Wege der Opferung seines «bürgerlichen», selbstsüchtigen Ichs zum Erwachen in einem Gemeinschaftsbewußtsein, das nichts mehr zu tun hat mit dem Hordeninstinkt des primitiven Menschen. Er hat sein ganzes Denken, Fühlen und Wollen eingestellt auf das Wohl der Gemeinschaft. Der Marxist lebt und handelt

als Christ, weiß es aber noch nicht. Wüßte er es, so würde sich ihm der metaphysische Mittelpunkt der Menschheit offenbaren, und er würde bewußter Christ werden. Doch führt sein täglicher Opferdienst in der Gemeinschaftsarbeit ihn ebenso sicher zu Christus wie das Sakrament des Abendmahles den gläubigen Kirchenchristen. Dieser sollte sich jedoch hüten, den Marxisten «bekehren» zu wollen; er würde nur Unheil anrichten. Der Marxist muß vielmehr unbeschwert von vorgefaßten Meinungen und Dogmen seinen Weg der voraussetzungslosen Naturforschung und des sozialen Erlebnisses in der vom Ungeist und den Schlacken des kapitalistischen Systems befreiten und geläuterten Wirtschaft zu Ende gehen. Der revolutionäre Geist seines erwachenden Ichs wird ihn vorwärts treiben zu immer größeren Höhen der Bewußtheit und wird ihm die Kraft geben, sein altes bürgerliches Ich zu reinigen und zu wandeln, es der neuen Gemeinschaft als Opfer darzubringen. Die in diesem Sinne erzogene neue Generation wird die Etappe des bürgerlichen Menschen überspringen und, ebenso wie manche noch wenig entwickelte asiatische Volksstämme, aus den naturhaften Bindungen des Hordenmenschen zum Erwachen in einem höheren Gemeinschaftsbewußtsein geführt werden.

Die marxistische Erziehung wendet sich vor allem an die noch unentwickelten Massen, die vom Kirchenchristentum nicht erreicht werden können. Ferner fallen in den Aufgabenbereich des Marxismus diejenigen, die – durch Schuld der Kirche – die Botschaft des Christus nicht verstehen und aufnehmen können, die im Christentum nur tote Dogmen und unwissenschaftlichen Aberglauben sehen. Und das sind wiederum viele Millionen Menschen in allen Teilen der Welt und aller Gesellschaftsklassen. Die Verhältnisse werden sich erst dann zugunsten der Kirche ändern, wenn der revolutionäre Geist des Urchristentums wieder aufersteht und die Gotteshäuser erfüllt; wenn es dem Christen gelingt, sich von alten Bindungen, die ihn an die absterbende Welt des bürgerlichen Kapitalismus fesseln, zu lösen und nur aus dem neuen Geistbewußtsein zu leben und zu schaffen, dessen einziger Bezugspunkt Christus ist.

Der Marxismus ist dazu berufen, die Massenseele aufzulockern, zu differenzieren, individualisieren, sie zur Freiheit und Selbständigkeit zu erziehen. Er führt aus Aberglauben, überlebten Formen und Dogmen zum Ich-Erwachen, in dem sich die Individuen neu gruppieren im Bewußtsein einer die ganze Menschheit umfassenden Einheit, die dem Bruderschaftserlebnis des Urchristen entspricht.

Man kann hier von einem Weg sprechen, der zu einer Masseneinweihung führt, wie sie in solchen Ausmaßen in der Geschichte der Menschheit noch nie gesehen wurde. Seit Jahrtausenden waren die Massen Gegenstand jeder Art von Unterdrückung und Ausbeutung. Als sie vor etwa hundert Jahren anfingen, intellektuell zu erwachen, war das erste, was sie erkannten, ihr eigenes menschenunwürdiges Dasein. Die marxistische Methode der Dialektik gab ihnen ein Werkzeug in die

Hand, ihre soziale und wirtschaftliche Lage zu analysieren und ihre Ursachen und Hintergründe aufzudecken. Es ist nur natürlich, daß diese stets um ihre Menschenrechte betrogenen Proletariermassen allem mit Mißtrauen begegnen, was ihnen aus den Reihen ihrer Ausbeuter, deren Nutznießern und Mitläufern als «Hilfe» und «geistige Nahrung» angeboten wird. Begriffe wie «Religion», «Metaphysik» und «Geisteswissenschaft» sind ihnen zum Sinnbild reaktionärer Lüge und Betruges geworden. Die wenigen, die aus geistiger Einsicht und wahrer Menschenliebe den Massen helfen möchten, haben daher keine Möglichkeit, ihnen von außen geistige Impulse zu vermitteln.

Wir haben es in der Menschheitsgeschichte mit zwei Hauptrichtungen zu tun: einer, die auf Grund des besonderen Entwicklungsweges ihrer Vertreter die Verbindung mit der geistigen Welt wenigstens gefühlsmäßig nie ganz verloren hat, und der andern, die nicht mehr an Gott glauben kann, weil man ihr den Glauben an die Menschheit genommen und den sie erst im Marxismus wiedergefunden hat. Beide Strömungen müssen sich schließlich begegnen, sich aussöhnen und wechselseitig befruchten.

Dies ist das Geheimnis der Urschöpfung und Menschwerdung, die sinnbildlich in den alten Mysterientempeln dargestellt wurde und die ihre erstmalige Offenbarung und Erfüllung fand im Leben, Sterben und Auferstehen desjenigen Gott-Menschen, den man Jesus, den Christus nennt.

Man kann das wichtigste aller Entwicklungsgesetze in kurzen Worten zusammenfassen: Ur-Sein, Ur-Licht offenbaren sich im Werden, finden ihren Gegenpol im Nicht-Sein. Im Kampfe mit dem Nicht-Sein, mit der Finsternis, entstehen Farben, Töne und Formen, wird aus Ur-Rhythmen die materielle Welt im Raum und in der Zeit geboren. Ur-Bewußtsein, Ur-Denken erlöschen in der Substanz der eigenen Schöpfung, glimmen jedoch weiter als «göttlicher Funke», um schließlich im Menschen-Ich wiederum zum Selbst- und Geistbewußtsein zu erwachen. An diesem Punkt der Entwicklung erkennt der in die Materie herabgestiegene und begrabene Gott-Mensch sein wahres, geistiges Wesen und vereinigt sich auf einer neuen Bewußtseinsstufe mit dem Teil des geistigen Seins, der niemals durch eine materielle Verkörperung hindurchgegangen ist. In der Sprache der christlichen Mystiker heißt das die «chymische Hochzeit», aus der das «Kind», der «Sohn» geboren wird.

In Begriffen marxistischer Dialektik und in bezug auf unser Sonnensystem würde das Grundgesetz der Urschöpfung lauten: These – Ur-Sein; Antithese – das Nicht-Sein; Synthese – Versöhnung durch den Gottmenschen Christus-Jesus.

Hiermit haben wir die Grenzen und Aufgaben der beiden großen Geistesströmungen – Christentum und Marxismus – umrissen und erkannt, daß auch der Marxismus eine Weltmission zu erfüllen hat, die ihm die Kirche nicht abnehmen kann. Wir müssen zu einem Verhältnis

des gegenseitigen Verständnisses und der gegenseitigen Achtung gelangen in dem Bewußtsein, daß beide – jeder auf seinem Wege – einem gemeinsamen Ziel zustreben. Wir sollten auch nicht versuchen, den Marxisten in bezug auf die Verhältnisse in der Sowjetunion «Moral zu predigen». Kritisieren ist immer leichter als Bessermachen. Solange der Kommunismus, sei er nun christlich oder marxistisch, den Angriffen und dem Vernichtungswillen seitens der kapitalistischen Mächte ausgesetzt ist, besteht für die christlichen Kommunisten oder auch nur Sozialisten keine Möglichkeit, die Regierung eines Landes zu übernehmen, weil sie sich mit ihrer christlichen Gesinnung und ihren christlichen Methoden nicht durchsetzen und behaupten können, weder innen- noch außenpolitisch. Wir müssen uns daher zunächst auf Werbetätigkeit beschränken, auf den Kampf gegen Lüge und Entstellung, um so den Boden vorzubereiten für die Organisierung der Weltwirtschaft, für die Sozialisierung der ganzen Menschheit.

Solange der revolutionäre Geist des Marxismus lebendig bleibt, solange das Parteileben nicht in toten Dogmen erstarrt und damit verbürgerlicht, wird die Menschheit nicht vom christlichen Wege abweichen. Die Worte Karl Marx': «geben nach seinen Fähigkeiten und empfangen nach seinen Bedürfnissen» atmen den Geist des Urchristentums und gelten gleichermaßen für den marxistischen wie für den christlichen Kommunisten. *Bernhard Sievers.*

Vom Kampf um die Freiheit

Die letzte Tagung unserer religiös-sozialen Vereinigung hat es mir wieder besonders klar gemacht, wie völlig irreführend es ist, den Freiheitskampf unserer Zeit auf ein paar scheinbar einfache und einleuchtende Formeln bringen zu wollen. Gewiß, nichts liegt uns vom evangelischen Glauben her näher, als im Namen des nur an Gott gebundenen Gewissens die unbedingte Freiheit und Selbstbestimmung des Menschen auch und gerade dem Staat gegenüber zu fordern. Und nichts scheint einfacher und selbstverständlicher, als von hier aus – nach der Besiegung der faschistischen Gewaltstaaten – den Sowjetkommunismus und die ihn verkörpernden Staaten als *die* großen Freiheitsfeinde der heutigen Menschheit zu brandmarken, deren Taten in gar keiner Weise auch nur von ferne entschuldigt oder gar gerechtfertigt, ja nicht einmal sachlich erklärt werden dürften, wenn man nicht als Helfershelfer des «fluchwürdigsten Despotismus unserer Zeit», als Feind des «wahren Sozialismus», ja als Verräter an der Sache Gottes und des Menschen dastehen wolle.

Das alles klingt in den Ohren vieler Menschen durchaus plausibel. Und doch ist es gründlich falsch und innerlich unwahr. Die schematische

Gegenüberstellung von westlicher Freiheit und östlicher Diktatur, von demokratischem Recht und kommunistischer Gewalt, von christlich orientiertem «Menschenstaat» und dämonischem «Tierstaat» gehört, wie die vom amerikanischen Außenminister Acheson verkündete Formel: «Verhältnis Westblock – Ostblock gleich Gegensatz von Gut und Böse», tatsächlich zu jenen *«terribles simplifications»*, jenen «schauderhaften Vereinfachungen», von denen Jakob Burckhardt, wenn auch in anderem Zusammenhang, als für bestimmte Geisteshaltungen unserer Zeit besonders kennzeichnend geredet hat. Sie entspricht auf der einen Seite dem wohlbekannten Schlagwortdenken oberflächlich urteilender Massen, das durch die modernen Propagandamittel erst recht verhängnisvoll gefördert wird, anderseits aber – und das beschäftigt uns hier vor allem – jener absolutistischen, dogmatisch-abstrakten Denkweise, wie sie namentlich bei vielen Intellektuellen und Moralisten anzutreffen ist und sich so ausgezeichnet zur idealistischen Verklärung und ideologischen Verhüllung von Wirtschafts- und Klasseninteressen eignet, im vorliegenden Fall insbesondere zur moralisch-religiösen Rechtfertigung des Weltkampfes der kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaft gegen die soziale Revolution in all ihren Formen. Was bei den bürgerlich-bäuerlichen Massen aus unmittelbarem Klasseninteresse (und bei ihrem Anhang in der Arbeiterschaft aus Mitläufergesinnung) als naive Freiheitsforderung und Diktaturfeindschaft auftritt, wird bei den scheinbar über den Klassengegensätzen schwebenden liberalen und sozialliberalen Intellektuellen, die eben noch immer von der bürgerlichen Welt und ihrer Kultur leben, zur doktrinären Freiheits*ideologie*. Und wiederum bestätigt sich Marxens Bemerkung (im «Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte»), daß, was die Angehörigen der Bildungsschicht zu Vertretern des Klein- (und Groß-) bürgers mache, dies sei, «daß sie im Kopfe nicht über die Schranken hinauskommen, worüber jener nicht im Leben hinauskommt, daß sie daher zu denselben Aufgaben und Lösungen theoretisch getrieben werden, wohin jenen das materielle Interesse und die gesellschaftliche Lage praktisch treiben. Dies ist überhaupt das Verhältnis der politischen und literarischen Vertreter einer Klasse zu der Klasse, die sie vertreten.»

■

Die Freiheitsforderung – das braucht hier nicht erst auseinandergesetzt zu werden – wurzelt letztlich gewiß im Boden des Absoluten. Freiheit ist eine der Grundordnungen des Reiches Gottes, das auf unsere Erde kommen will und kommen soll. Und der radikale, revolutionäre Gegensatz zu allen Ordnungen der Weltreiche, namentlich auch, soweit diese die Gestalt des Totalstaates annehmen, ist von hier aus wirklich eine elementare Selbstverständlichkeit, über die es unter uns keine Meinungsverschiedenheit geben kann. Auch der Schreibende steht von Jugend an auf diesem Boden. Sein Leben war und ist auf einer be-

stimmten Linie ein unausgesetzter Kampf um die Möglichkeit, die Wahrheit des Reiches Gottes – wenn auch oft in «weltlichem» Gewande –, frei von allen falschen Bindungen an Herkommen und Umwelt, an Familie und Volkstum, an Parteien und Kirchen zu suchen und zu vertreten. Und er hat – das darf er wohl einmal sagen – für diese Freiheit Opfer gebracht, wie sie nur wenige seiner wohlbestallten, doppelt und dreifach gesicherten Ankläger und Verächter gebracht haben. Er darf auch darauf hinweisen, daß er seit den Tagen des ersten Weltkrieges ohne jedes Wanken ein offener Gegner allen Militärwesens, ein Anhänger des gewaltlosen Widerstandes gegen alle Arten von Bedrohung und Bedrückung geblieben ist und es heute mehr als je ist, wo sich ein Teil unserer Freiheitsabsolutisten nicht scheut, dem Krieg – der in Zukunft mit den grauenhaftesten Massenvernichtungswaffen geführt würde – ein neues Recht zuzusprechen, sofern er als «Polizeiaktion» gegen den kommunistischen «Tierstaat» deklariert werden könnte.

Der Schreibende hat so trotz allem, was seine Gegner von ihm sagen, gelernt, Freiheit, Demokratie und Menschenrecht als ewige Wahrheiten, als tragende Wirklichkeiten seines eigenen Lebens und damit auch als wesentliche Grundlagen alles Gemeinschaftslebens heilig zu achten. Aber er hat auch gelernt, Freiheit und Menschenrechte nicht nur und nicht einmal in erster Linie von den staatlichen Zwangsgewalten her bedroht zu sehen, sondern vor allen Dingen von den *wirtschaftlichen* und *gesellschaftlichen* Herrschaftsmethoden unserer Zeit her. Auf unserer Erde leiden unvergleichlich viel mehr Menschen und viel grausamer unter der Unfreiheit und Unmenschlichkeit, zu denen Kapitalismus und Feudalismus sie verurteilen, und zwar gerade auch in den «demokratischen» Ländern und ihren Kolonien, als Menschen unter der Diktatur kommunistischer Despoten leiden. Die materiellen, seelischen und sittlichen Verwüstungen, die der Kapitalismus in der Welt anrichtet, und die in den beiden von ihm entscheidend mitverursachten Weltkriegen ihre bisher scheußlichste Form angenommen haben, wiegen in meinen Augen unvergleichlich viel schwerer als die vom Kommunismus bewirkten Volksschäden. Und sie stellen gewiß ein bei weitem größeres Hindernis für die Verwirklichung der Herrschaft Gottes auf Erden und für ein Leben nach den Forderungen des Evangeliums dar, als das für den Kommunismus zutrifft, über dessen Sünden und Widerchristlichkeit sich die Kirchen aller Bekenntnisse und so viele ihrer Diener so hemmungslos entrüsten.

Der Kampf für Freiheit, Demokratie und Menschenrecht muß darum in unserer Zeit vor allen Dingen auf *sozialem* und *wirtschaftlichem* Gebiete geführt werden, wenn ihm überhaupt Ernst und Tatsachensinn zu eigen sein sollen. Aber auch wenn wir uns lediglich auf die Verteidigung der politischen und persönlichen Freiheitsrechte im engeren Sinn beschränken wollen, so dürfen wir nicht allein die absoluten, dauernden

Werte und Wahrheiten im Auge behalten, auf die sich diese Rechte gründen, sondern müssen immer auch – und das hängt mit dem soeben Gesagten eng zusammen – ihre *zeitbedingte Rolle* im Kampf der Klassen, Parteien und Interessengruppen würdigen. Denn soviel sollten wir nun allmählich doch wissen – und ich glaube, auch darüber herrscht unter uns Einigkeit –, daß sich auch die höchsten von Menschen erfaßten Ideen nicht im luftleeren Raum bewegen, nicht als abstrakte Begriffe in den Köpfen steckenbleiben dürfen, sondern sich immer in greifbaren Tatsachen und Erscheinungen, insbesondere auch in ganz bestimmten gesellschaftlichen Ordnungen und Einrichtungen verkörpern müssen, wenn sie Frucht bringen und Leben zeugen sollen. «Das Ende der Wege Gottes ist Leiblichkeit», dieses Wort des alten schwäbischen Theologen Oetinger gilt auch hier. Und es gilt nicht zuletzt für den modernen Liberalismus und die Demokratie, deren Auftreten und Durchbruch wir nur verstehen können, wenn wir sie im Zusammenhang mit dem Aufkommen des Kapitalismus und dem siegreichen Klassenkampf des Bürgertums sehen.

Damals war der Kapitalismus im stürmischen Aufstieg begriffen und das Bürgertum eine revolutionäre Klasse, die sich der Freiheitsidee zur Durchsetzung ihrer wirtschaftlichen und politischen Interessen bediente, so wie sich umgekehrt die Freiheitsidee zu *ihrer* Durchsetzung der materiellen Interessen des jungen kapitalistischen Bürgertums bediente. Heute ist der Kapitalismus, als Ganzes genommen, im Niedergang begriffen oder doch in seinem innersten Wesen erschüttert und als Grundlage der modernen Gesellschaft in Frage gestellt. Und das Bürgertum ist, wiederum als Ganzes genommen, eine gesättigte, konservative, ja reaktionäre Klasse geworden, die gegen die andrängende sozialistische Weltbewegung einen erbitterten, zum Letzten entschlossenen Kampf führt. Damit hat sich aber auch die Funktion der politischen Demokratie in der abendländischen Welt entscheidend gewandelt. Aus einem mächtigen Hebel für die Umwälzung der gesellschaftlichen Ordnungen ist sie infolge des überragenden Einflusses, den das Geld und die hinter ihm stehenden Interessen auf das ganze Volks- und Staatsleben haben, zum außerordentlich erfolgreichen Werkzeug für deren Erhaltung geworden, ist aus dem revolutionären Dynamit, das sie einstens war, mehr und mehr zum konservativ wirkenden «Opium für das Volk» herabgesunken, das, wie der Sozialdemokrat Otto Bauer fesstellen mußte, «alle gegen den Kapitalismus gerichteten revolutionären Energien eingeschläfert» und «die Massenparteien der Kleinbürger und der Bauern in gefügige Werkzeuge der Kapitalistenherrschaft verwandelt» hat, die Wirksamkeit der Arbeiterparteien und Gewerkschaften aber «auf Funktionen reduziert (hat), die den Kapitalismus nicht erschüttert, sondern auf ein höheres technisches, soziales und kulturelles Niveau gehoben und dadurch gefestigt haben». Und wo es mit dieser Art Demokratie schließlich doch nicht mehr gelang, den Bestand der kapitalistischen Ordnungen zu sichern, da griff

das Bürger- und Bauerntum unbedenklich zur offenen *faschistischen Diktatur* in den verschiedensten Ausprägungen, um sich der immer gefährlicher vordringenden sozialrevolutionären Kräfte zu erwehren.

*

Nun ist der Faschismus (in den wir hier immer auch den Nazismus einbeziehen) allerdings militärisch geschlagen, scheinbar vernichtend geschlagen worden. Aber die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Mächte, die sich seiner bedient hatten, sind damit noch lange nicht überwunden worden, *sollten* ja auch gar nicht überwunden werden. Die Verwurzelung des Faschismus im Nährboden des Kapitalismus wurde wohlweislich von den demokratischen Westmächten bei ihrer Kriegführung und politischen Strategie einfach ignoriert – begreiflich genug, da sie den Faschismus, als vermeintlich stärkste Gegenkraft wider die soziale Revolution, in Friedenszeiten auf jegliche Art gefördert hatten und den Kampf mit ihm erst aufnahmen, als er ihren eigenen Machtinteressen gefährlich zu werden begann. Die Auseinandersetzung mit dem Faschismus wurde damit vorab auf die machtpolitisch-militärische Ebene geschoben, und soweit sie doch auch im gesellschaftlich-weltanschaulichen Bezirk erfolgte, wurde der Faschismus fast ausschließlich als freiheits- und menschheitswidriges Gewaltsystem und Totalitätsregime bekämpft, nicht auch als wuchtigste Waffe der kapitalistischen Gegenrevolution – viel zu abstrakt-doktrinär, viel zu wenig konkret und realistisch.

Die Folge war, daß nach dem Krieg die Stützung und Wiederherstellung des erschütterten Kapitalismus wie auch der Kampf gegen Sozialismus und Kommunismus auf breitester Weltfront gleich wieder neu beginnen konnten, und daß dabei ganz naturgemäß die politisch reaktionären, ja sogar die eigentlich faschistischen Mächte abermals mehr und mehr an Bedeutung gewannen. Nicht nur in Westdeutschland und Italien, sondern auch in Frankreich und in Belgien, in Spanien und Portugal, in Südamerika und Südafrika, aber auch in Griechenland und der Türkei sowie durch ganz Asien hindurch bis nach dem Kuomintang-China und dem amerikanisch beherrschten Japan ist diese vollkommen logische, fast zwangsläufige Entwicklung auch dem stumpfesten Auge sichtbar geworden. Und nur Vorurteil oder Interesse kann sich der Notwendigkeit verschließen, vor allem einmal den Kampf für die Überwindung des *Kapitalismus* – der eben seinem Wesen nach Diktatur, Vergewaltigung und Unmenschlichkeit ist – aufzunehmen, wenn Freiheit, Menschenrecht und Demokratie auf unserer Erde gesichert werden sollen*.

* Beunruhigend, wenn auch bei uns viel zu wenig beachtet, ist nicht zuletzt die Entwicklung in *Südamerika* geworden. Sehr gut sagt darum Alvarez del Vayo, von den jüngsten Gewaltmaßnahmen des Regimes Perón gegen die argentinische Presse sprechend, in der Neuyorker «Nation»: «Wenn das in einem Land hinter dem Eisernen Vorhang geschehen wäre, so hätten wir riesige Schlagzeilen und Proteste in der ameri-

Aber der Kampf gegen den *Kommunismus* – ist der nicht mindestens ebenso wichtig? Müssen nicht insbesondere die Völker Westeuropas die größten Anstrengungen machen, um den Vormarsch des Totalstaates, der von Osten her droht, mit allen, notfalls auch militärischen Mitteln, zum Stillstand zu bringen? Wer die Frage so stellt, verkennt – wiederum infolge einer abstrakt dogmatischen Denkart – durchaus die reale gesellschaftliche und geschichtliche Lage, in der sich der Kommunismus entfaltet hat. Er sieht nur das *totalitäre*, despotische Element im Kommunismus, nicht aber sein *revolutionäres Grundwesen*, das ihn zum Gegenspieler des konterrevolutionären Faschismus gemacht hat. Er *will* es überhaupt nicht sehen und macht sich darum absichtlich blind gegen alle positiven Leistungen der kommunistischen Umwälzung in den östlichen Ländern, eingeschlossen China, die er vielmehr erbittert leugnet, dieselbe Selbstverblendung und Leugnung auch von andern fordernd – oder aber einfach die Redlichkeit ihrer Freiheitsgesinnung und den Ernst ihres Wahrheitswillens verdächtigend. Er ignoriert insbesondere auch die Tatsache, daß der Kommunismus geschichtlich und psychologisch die Antwort auf die Sünden und Verbrechen des *Kapitalismus* und des mit ihm verbündeten und von ihm gestützten *Feudalismus* ist. Und über diese Sünden und Verbrechen vermögen wir uns eben nicht so leichthin wegzusetzen wie diejenigen, die nur von einer «Tendenz und Gefahr der Entmenschlichung auch im Mammonismus» reden und befriedigt feststellen zu dürfen glauben, «daß seine Zurückdämmung und Einschränkung von der Suprematie des Menschen her möglich war und in unserer Zeit immer wirksamer geworden ist» («Aufbau» Nr. 11, 1950). Nein, der Kapitalismus birgt nicht bloß eine «Tendenz und Gefahr» der Entmenschlichung in sich; er *ist* Entmenschlichung, Entseelung, Erniedrigung, ist Ausbeutung, Unterdrückung, Verelendung und jämmerliches Zugrunderichten Hunderter von Millionen Menschen in allen fünf Erdteilen noch heute und gerade heute, und zwar in den empörendsten und gottlosesten Formen. Was ich selber davon in mancherlei Ländern gesehen und gehört habe, was ich darüber gelesen und aus zweiter Hand erfahren habe, was jedem, der sich darum bemüht, aus unanzweifelbaren Tatsachenberichten an Kenntnissen zugänglich ist – allein das schon hat in mir jedes Erstaunen darüber ausgelöscht, daß der Kommunismus aufkommen konnte, und

---

kanischen Presse gesehen. Die Unterdrückungsakte des lateinamerikanischen Faschismus werden mit größerer Duldsamkeit betrachtet. Das amerikanische Publikum wird eines Tages zur Erkenntnis der Lage in Lateinamerika erwachen. Es war nicht imstande, die Wahrheit über China zu fassen, bis die Heftigkeit des Umsturzes, der sich dort ereignete, es aus dem Opiumschlaf aufschreckte, in den es die russenfeindliche Propaganda versetzt hatte, einem Schlaf, in dem es nur die Schattenrisse der Männer im Kreml zu unterscheiden vermochte, gleich als existierte die übrige Welt überhaupt nicht. Das amerikanische Publikum wird sich eines Tages klar darüber werden, daß der Vormarsch des Faschismus in Lateinamerika eine größere und konkretere Drohung für die Vereinigten Staaten und die amerikanische Demokratie ist als die Verletzung der bürgerlichen Freiheiten, die jetzt in Ungarn oder Rumänien erfolgt.»

mein Bedürfnis nach Entrüstung über die Formen, die er angenommen hat, sehr gedämpft.

Die Antwort auf all diese weltweiten Verbrechen der Kapital- und Feudalherrschaft – die, wohlgemerkt, nun schon seit Jahrhunderten ausgeübt wird – hätte freilich anders ausfallen können, als sie tatsächlich ausgefallen ist. Sie hätte auch in einem radikalen, demokratischen Sozialismus christlicher Prägung bestehen können, vor allem natürlich in Europa und Amerika. Aber wir wissen es ja nur zu gut: die Demokratie und die Christenheit haben vor der sozialen Frage ebenso versagt wie vor dem Kriegsproblem, das damit aufs engste zusammenhängt, sind doch der Kapitalismus und sein heutiger Bundesgenosse, der Feudalismus, auch am Ausbruch zweier Weltkriege entscheidend mitschuldig. Demokratie, Kirchenchristentum und Sozialismus – sie sind, nehmt alles nur in allem, konservative, im besten Falle lau reformistische Weltmächte geworden, in denen kein revolutionäres Feuer mehr brennt, in denen kein weltumgestaltender Glaube mehr lebt und von denen in ihrer heutigen Gestalt kein Antrieb zu der großen Wandlung aller Dinge ausgehen kann, die wir erwarten, ja ungeduldig ersehnen. Darum *mußte* der Kommunismus kommen, so wie schon der marxistische Sozialismus kommen mußte, weil das «Salz der Erde» seine Kraft verloren hatte und die notwendige Umwälzung der widermenschlichen Weltordnungen nun eben von den «Ungläubigen» und «Materialisten» an die Hand genommen werden mußte. Es ist die Schuld der Christenheit – und der in ihrer Mitte entstandenen Demokratie –, daß der Messianismus der Kommunisten den wirklichen Messias nicht kennt, ja leugnet und geradezu messiasfeindliche, antichristliche Züge angenommen hat. Und es ist darum alles andere als erstaunlich, daß es der *Kommunismus* ist, der dazu berufen wurde, in Rußland und im übrigen Osteuropa, in ganz Nordasien und in China die alte feudale und primitiv-kapitalistische Klassenordnung zu zertrümmern und der neuen klassenlosen Gesellschaft die Bahn zu bereiten. Ob wir es gern haben oder nicht: der Kommunismus, mit der Sowjetunion als Hauptträger, ist *die* weltrevolutionäre Kraft der Gegenwart geworden. Er ist die große Hoffnung der in untermenschlichem Elend dahinvegetierenden Völker Asiens, Afrikas und Lateinamerikas. Er erscheint aber auch breiten Schichten der Nationen Westeuropas und selbst Nordamerikas als die einzige Macht, die fähig sei, Armut und Arbeitslosigkeit, Reaktion, Faschismus und Krieg zu überwinden, nicht weil sie seine Methoden und seine Lebensanschauung besonders liebten, sondern weil sie einfach keine andere Wahl zu glauben haben als Untergang oder Kommunismus, vielleicht aber auch, weil die geistige Verwahrlosung und Verlorenheit der zur Masse gewordenen Völker auch unseres Kulturkreises eine andere Lösung der sozialen und der internationalen Fragen gar nicht mehr erlaubt als diejenige, die der Kommunismus anbietet.

Das muß man völlig scharf und nüchtern sehen, wenn man der Zeitlage gerecht werden und im Kampfe gegen die freiheits- und menschenfeindlichen Elemente im Kommunismus nicht auf eine gänzlich verkehrte Bahn gedrängt werden will. Die «saubere» Pauschalverdammung des Kommunismus, die man von uns immer wieder verlangt, erweist sich dann in Wahrheit als das genaue Gegenteil von sauber, weil sie das gar nicht eindeutige, sondern sehr doppeldeutige Wesen des Kommunismus mißachtet und damit den Weg zu seiner wirklichen Überwindung versperrt. Dieser Weg – wir entschuldigen uns, daß wir es immer wieder sagen müssen – ist nicht die Erregung der Weltmeinung gegen die kommunistischen Untaten und die daraus folgende Abschiebung des Kampfes gegen ihn auf das Gebiet der machtmäßigen, zuletzt kriegerischen Auseinandersetzung. Er kann nur darin bestehen, daß wir die sozialistische Revolution als *die* große, vordringliche Aufgabe unserer Zeit im Bereiche des gesellschaftlichen Lebens aus ganzem Herzen bejahen und sie im Geiste der Freiheit und des Reiches Gottes selbst an die Hand nehmen. Nur auf dieser Linie halten wir tatsächlich einen ernsthaften Kampf zur Sicherung von Demokratie und Menschenrecht für möglich. Nur wenn wir mit der Eroberung der *wirtschaftlichen* und *sozialen* Freiheit für alles Volk, auf die uns die kommunistische Weltbewegung als auf das Zentralthema der Gegenwartsgeschichte hinstößt, entschlossensten Ernst machen, werden wir auch gegenüber dem Kommunismus, wie schon gegenüber dem Faschismus, die *politische* Freiheit zu sichern vermögen. Nur in dem Maße, da Kapitalismus und Feudalherrschaft, Faschismus und Krieg durch eine im Wesen friedliche Umwälzung der bestehenden Ordnungen überwunden werden, wird die Gewaltrevolution ihre Anziehungskraft verlieren und der Bann des Totalismus in all seinen Formen gebrochen werden.

*

Aber hier versagen nun eben unsere «kompromißlosen» Antikommunisten auf eine besonders verhängnisvolle Weise. Sie lehnen es ja gerade des entschiedensten ab, die Verwirklichung des Sozialismus in den Mittelpunkt des Kampfes unserer Zeit zu stellen. Sie können sich nicht genug rühmen, wie hoch erhaben sie über dem Gegensatz von Kapitalismus und Sozialismus stünden, und wie sehr es ihnen einzig und allein um den Menschen zu tun sei, dessen Würde und Recht zur Geltung zu bringen ihr ausschließliches Anliegen sei. Gut; darauf kommt es auch uns wahrlich ganz entscheidend an. Und wir wissen auch recht wohl, wie sehr wir uns davor hüten müssen, den Sozialismus zum bloßen Dogma und formelhaften Propagandaschema erstarren zu lassen, anstatt immer die dahinter stehende Wahrheit zu sehen und sie in stets erneuerten Formen zu vertreten. Aber das ändert nichts daran, daß der Kapitalismus eine ganz konkrete, furchtbar harte Tatsache ist, der im Sozialismus eine ebenso konkrete, aber überlegene Gegentatsache entgegengestellt wer-

den muß, und daß man diesen grundlegenden Gegensatz nur *zugunsten der Erhaltung der herrschenden Unrechtsordnung* verschleiert, wenn man von Kapitalismus und Sozialismus verächtlich als von «alten Schlagworten» redet (Pfarrer O. Hürlimann im «Aufbau», Nr. 45, 1949) und als den wahren Gegensatz, der die Menschen und die Formen ihres Gemeinschaftslebens scheide, denjenigen zwischen Freiheit und Totalismus bezeichnet. Denn das wollen ja die Verteidiger der alten Ordnung gerade: dem Sozialismus ausweichen und, wie die durch den Faschismus vor dem Kriege gestellten Probleme, so nun auch die Probleme der Nachkriegszeit lösen, ohne an die Umwälzung der Wirtschafts- und Eigentumsformen herantreten zu müssen, unter Benützung der Freiheitslosung als Vorspann für ihr heißes Bemühen, den Kapitalismus allerorten wiederherzustellen, und als Rechtfertigung für die vorläufig erst «moralische» Bekriegung der Sowjetunion, die aber nur zu bald in einen militärischen «Freiheitskrieg» gegen die «Tierstaaten» des Ostens übergehen kann! Da kommt ihnen die Parole, welche unsere über den religiösen Sozialismus «hinausgewachsenen» Freiheitskämpfer ausgeben, gerade zupaß; *das* brauchen sie eben, daß die Kommunismusfrage falsch gestellt wird, daß der bolschewistische Totalstaat völlig ungeschichtlich und wirklichkeitswidrig als *der* große Missetäter des 20. Jahrhunderts in den Mittelpunkt des Weltgeschehens gestellt und an der Sowjetunion wie an den übrigen Oststaaten ihres Typus kein gutes Haar gelassen wird, der kapitalistische Westen aber im milden Lichte der demokratischen Abendsonne, von einem neuen, unerwarteten und unverdienten Glanz umflossen dasteht.

Und dabei sollten wir mitmachen? Nein, wir danken. Das ist unverantwortliche Schützenhilfe für den Gegner, eingeschlossen den römischen Klerikalismus, der sich in der Front der Freiheitskämpfer gegen den Totalismus ja ganz besonders interessant ausnimmt, ist Beförderung der Knochenerweichung im Leibe des Sozialismus, der es gerade noch nötig hat, daß man ihn in seiner schon viel zu weit gediehenen Verbürgerlichung aufs neue stützt und ermutigt! Es ist schon völlig genug, daß eine «Neue Zürcher Zeitung» den Sozialisten beständig zuredet, sie sollten doch einmal den «Marxismus» (wie ihn eben unser Bürgertum versteht) abschwören und sich «eindeutig» auf den Boden der liberalen Demokratie stellen. Es langt auch durchaus, daß ein Professor Röpke, von dem «naturrechtlich-demokratisch-liberal-humanitären Element, das der Sozialismus mit dem Liberalismus gemein hat», sprechend, dem Sozialismus Unheil prophezeit, wenn er «sich nicht endlich von diesem abgestandenen Programm der Sozialisierung und der Planwirtschaft lossagt und den Mut hat, völlig neue Wege der Wirtschafts- und Sozialreform zu gehen, ohne Rücksicht darauf, daß er vielleicht uns selbst auf diesem Wege begegnet». In dieser Reisegesellschaft soll man uns nicht auch noch finden. Wir wissen nur zu gut, wohin *diese* «neuen Wege» der Wirtschafts- und Sozialreform führen: zum «freien Unternehmertum», zum Wieder-

aufleben des kapitalistischen Regimes, zur imperialistischen Weltorganisation, vielleicht zum dritten Weltkrieg, auf jeden Fall aber weit fort vom Ziel einer grundsätzlichen Neuordnung des nationalen und internationalen Gemeinschaftslebens, bei der die wirtschaftliche Macht in den Händen des Volkes liegt und der lebendige Mensch, seine Würde, seine Freiheit, seine Seele, und nicht der angeblich alles so schön regulierende Profit, im Mittelpunkt steht.

Denn das und gar nichts anderes ist ja für uns Kern und Stern des Sozialismus. Auch des sogenannten religiösen Sozialismus! Wir lassen die Botschaft vom Reiche Gottes für die Erde nicht tendenziös auf die Vertretung des Rechtes des Menschen gegenüber politischen Gewaltsystemen zurückschrauben oder sie gar als Hilfsideologie für ein Wirtschafts- und Gesellschaftssystem mißbrauchen, das alle menschliche Freiheit und Würde schamlos mit Füßen tritt. Wir wollen sie in all ihrer Weite und Fülle aufnehmen und verwirklichen und namentlich auch weiterhin den *revolutionär-sozialen* Charakter der biblischen Verkündigung, für den uns die großen Vorkämpfer des religiösen Sozialismus die Augen geöffnet haben, mit aller Schärfe und Eindringlichkeit betont wissen. Wir lassen uns in unserem Willen zur Mithilfe an der Heraufführung der sozialen Revolution unserer Zeit auch nicht beirren durch die Tatsache, daß der Sowjetkommunismus unter dem Druck der Umstände, aber auch durch eigene Schuld vielfach ganz andere wirtschaftliche und politische Gemeinschaftsformen entwickelt hat, als wir sie gewünscht hätten und für uns selbst erstreben. Für den Westen bleibt die Grundlage der Demokratisierung auch der Wirtschaft die *politische* Demokratie (soweit der Kapitalismus sie bestehen gelassen hat); warum sollte aber der Osten, der von den unsrigen so verschiedene geistige und gesellschaftliche Bedingungen aufweist, nicht den umgekehrten Weg gehen und von der wirtschaftlichen und kulturellen Demokratie aus auch zur politischen Selbstregierung fortschreiten, die ihrerseits, rückwirkend, die Demokratisierung der Wirtschaft ebenso stützen und befördern müßte, wie bei uns die Demokratisierung der Wirtschaft erst die rechte Sicherung und Verwirklichung der politischen Freiheit brächte? Wenn es schon wahr ist, daß es ohne Demokratie zuletzt auch keinen Sozialismus gibt, warum sollte es nicht ebenso wahr sein, daß ohne Sozialismus auch keine wirkliche Demokratie möglich ist? Und doch beanspruchen wir für die westlich-kapitalistische Welt durchaus den Titel der Demokratie; weshalb also der östlich-kommunistischen Welt grundsätzlich nicht auch den *sozialistischen* Charakter zuerkennen, nur weil dort im *staatlichen* Bereich die Diktatur herrscht, so wie die Diktatur die Organisationsform der *Wirtschaft* in fast allen westlichen Ländern ist?

Wir stoßen auch hier wieder auf jenen Gegensatz von dogmatisch-abstrakter Denkweise und genetisch-realistischer Haltung, von der wir in dieser Skizze überhaupt ausgegangen sind. Erinnern wir uns doch der träfen Antwort, die Leonhard *Ragaz* seinerzeit einem Kritiker seiner

Einstellung zur Sowjetunion gegeben hat, und in der es heißt (vgl. «Neue Wege», Aprilheft, 1945, Seite 213):

«Sie machen den großen Fehler, daß Sie das kommunistische Rußland nach einer *Schablone* beurteilen, nach der Schablone der antirussischen Welt im allgemeinen und nach der Schablone eines gewissen Sozialismus und Pazifismus im speziellen. Es kann auch ein idealer Sozialismus, ja Kommunismus sein, mit dem Sie den in Rußland verwirklichten vergleichen. Da kommt natürlich Rußland zu kurz. Ob aber nicht auch die *Wahrheit* zu kurz kommt? Mit solchem Pharisäismus – denn die Anwendung solcher Schablonen ist eben Pharisäismus – beurteilt man weder den einzelnen Menschen noch die Völker in Wahrheit und Gerechtigkeit. Wie – wenn nun Rußland etwas *für sich* wäre, etwas, das wir nicht einfach mit unsern Maßstäben messen dürften, von dem wir vielleicht auch *lernen* könnten? Wenn Sie aber *vergleichen* wollen, so müssen Sie auf der einen Seite auch den Zarismus ins Auge fassen und auf der andern die unsäglichen Greuel und Schandtaten, welche die kapitalistisch-bürgerlichen Mächte Sowjetrußland angetan haben (sie sind es, die *begonnen* haben), und dann ein wenig Gerechtigkeit in bezug auf das lernen, was von Sowjetrußland Gewaltiges *geleistet* worden ist. Davon scheinen Sie auch keine Ahnung zu haben, und doch ist es Tatsache.»

Und nun vergleiche man damit, was Pfarrer Trautvetter im «Aufbau» (Nr. 11, 1950) in bezug auf unsere grundsätzliche Ablehnung totalitärer Methoden schreibt:

«Jene Ablehnung des Gewaltstaates ist nur dann ernst, wenn man weiß, daß der Gewaltstaat überhaupt nichts Gutes tun kann, daß seine gesamte Innen- und Außenpolitik, daß alle seine wirtschaftlichen Maßnahmen, seine technische Aufbauarbeit, seine Sozialpolitik und seine sämtlichen kulturellen Leistungen unter einem falschen Vorzeichen stehen und in einen dämonischen, durch und durch korrupten Zusammenhang hineingestellt sind.»

Das ist typisches Schablonendenken. Das ist ebenso tatsachenblind, wie wenn man behaupten wollte, der kapitalistische Staat könne grundsätzlich «überhaupt nichts Gutes tun», weil seine gesamte Innen- und Außenpolitik «unter einem falschen Vorzeichen stehe» und von vornherein in einen «durch und durch korrupten Zusammenhang hineingestellt» sei. Das mögen die Kommunisten behaupten; *wir* haben es nie getan, nicht in bezug auf die Schweiz und nicht in bezug auf einen andern kapitalistischen Staat, auch nicht auf Amerika, dessen große und zukunftvolle Seiten wir stets freudig anerkannt haben. Die totalitäre Verdammung Sowjetrußlands ist aber auch typisch *liberalistisches* Denken, insofern es nämlich einfach «Gewaltstaat» gleich «Gewaltstaat» setzt und den politisch-sozialen Hintergrund der konkreten Diktatursysteme geflissentlich übersieht. Auf diese Weise kommt man natürlich dazu, den Stalinismus in einen Topf mit dem Hitlertum zu werfen, so wie beispielsweise Professor Röpke *alle* Planwirtschaft, ob sie nun kapitalistisch, sozialistisch, nazistisch oder kommunistisch orientiert ist, als kollektivistische Verderbtheit klassifiziert und verurteilt. Wie sehr diese Schematisierung die Tatsachen vergewaltigt, hebt auch Isaak *Deutscher* in seiner Stalinbiographie hervor, wenn er – der den Stalinismus aufs schärfste kritisiert, wo er wirklich zu kritisieren ist – doch dessen Gleichsetzung mit

dem Hitlertum rundweg ablehnt, auf dem durchaus revolutionären Element in Stalin und seinem Werk besteht und bei allen Vorbehalten, die er als Historiker zu machen sich genötigt sieht, den «gewaltigen Fortschritt in der Geschichte der Menschheit» anerkennt, den bewirkt zu haben die unter Stalin vollzogene wirtschaftliche und kulturelle Umwälzung der Sowjetunion beanspruchen dürfe. (Vgl. Stalin, eine politische Biographie, Seiten 343, 360, 566.)

Von hier aus gesehen, bekommt namentlich auch die sowjetkommunistische *Regierungstechnik* ein anderes Aussehen. Ich möchte zwar auch hier keinen Zweifel an meiner persönlichen Haltung lassen. Ich lehne alle organisierte Gewalttätigkeit, allen systematischen Terror, alles totalitäre Wesen, alle offiziellen Wahrheiten radikal ab und könnte mich an der Ausübung eines Diktaturregimes keinesfalls tätig beteiligen. Aber ich bin doch nicht Pharisäer und Dogmatiker genug, um andern Menschen, um insbesondere ganzen Klassen und Völkern, die um ihren Aufstieg zum Menschentum ringen, in den Arm zu fallen, wenn sie, auf einem andern weltanschaulichen oder geschichtlichen Boden als ich selbst stehend, zu Gewalt und Diktatur, ja in äußersten Notfällen sogar zu Terror greifen zu müssen glauben. Für Völker, die niemals vom Geiste des Protestantismus erfaßt wurden und niemals eine lebendige Demokratie gekannt haben, wie Rußland, die meisten ost- und südeuropäischen Mittelstaaten oder auch China und Mexiko, ist mir das ohnehin selbstverständlich. Insbesondere von der Sowjetunion ist mir klar, daß sie, belastet mit der ganzen absolutistischen Vergangenheit Rußlands, in verzweifeltem Kampf mit den wirtschaftlichen und moralischen Folgen des ersten (wie dann auch des zweiten) Weltkrieges, bedrängt durch Hungersnöte und Seuchen, im Innern der Widerspenstigkeit und Selbstsucht des Bauerntums und später einer organisierten, zum Staatsstreich entschlossenen Opposition gegenüberstehend, von außen her durch die Interventionsmächte bekriegt und nachher von Hitlerdeutschland bedroht, fast mit Notwendigkeit auf die Bahn der Diktatur gedrängt wurde. Aber auch für Westeuropa und Nordamerika habe ich angesichts der fortschreitenden Aushöhlung und Entwertung der politischen Demokratie durch den Kapitalismus schwere Zweifel, ob der Übergang zum Sozialismus im Rahmen der bürgerlichen Gesetzlichkeit möglich sein wird.

Damit wird nicht von vornherein entschuldigt, was in diesem Durchbruchsstadium, das sich jetzt schon sichtbar vorbereitet, an Gewalttätigkeit und Unmenschlichkeit vorkommen mag, und wird noch weniger gerechtfertigt, was in dieser Hinsicht von den schon vollzogenen oder im Gang befindlichen Revolutionen verbrochen worden ist. Auch auf dem Boden der herrschenden politischen Moral gibt es hier bestimmte Grenzen, die nicht überschritten werden dürfen, und meine Haltung beispielsweise gegenüber dem Mindszenty-Prozeß auf der einen, dem Rajk-Prozeß auf der andern Seite sollte deutlich gemacht haben, wo diese Grenzen

hindurchlaufen. Aber angesichts eines so gewaltigen, elementaren Geschichtsvorganges, wie es die Ersetzung der bürgerlich-kapitalistischen Ordnungen durch einen sozialistischen Gesellschaftsbau ist, eine Festlegung auf die unbedingte Einhaltung der hergebrachten und vom Bürgertum ausgebildeten demokratischen Spielregeln zu verlangen, wäre vom sozialistischen Standort aus nicht nur lächerlich, sondern auch ganz vergeblich und sinnlos. Man würde auch damit, sofern man sich darauf einließe, nur wieder dem Gegner in die Hand spielen, der wohl weiß, daß auf diesem Boden die soziale Revolution in jeglicher Form zur Unmöglichkeit würde (auch die britische Labourpartei hat ja 1945 ihr Sozialisierungswerk ohne Auftrag der Wählermehrheit begonnen!), aber natürlich keinen Augenblick zögert, Liberalismus und Demokratie auf die Seite zu stellen, wenn sie ihm in *seinem* Kampf unbequem werden.

Mindestens ein Teil unserer Widersacher sollte diese unsere Haltung verstehen können, diejenigen nämlich, die sogar einen neuen Weltkrieg zuzulassen geneigt sind, wenn er als letztes Kampfmittel gegen den kommunistischen Totalstaat dienen könnte. Und dies trotz allem ehrlichen Schrecken, den sie vor einer solchen «Polizeiaktion mit Atombomben» haben, und obwohl eine internationale «Polizeiaktion» gegen die Sowjetunion auf einen eigentlichen *Präventivkrieg* hinauslaufen müßte; denn wenn die Sowjetunion der Angreifer wäre, handelte es sich ja für die Westmächte von vornherein um einen klaren Verteidigungskrieg, der keinerlei Bemäntelung als «Polizeiaktion» mehr nötig hätte. Item, wenn sogar einem antikommunistischen Weltkrieg ein relatives Recht zugestanden werden will, warum soll dann der Kommunismus seinerseits nicht das gleiche relative Recht haben, seine innenpolitischen Gegner mit Gewalt zu unterdrücken? Und selbst wenn – höchst unwahrscheinlicherweise – kommunistische Revolutionen auch Westeuropa unter die Herrschaft Moskaus bringen sollten, so könnte ein solches Gewaltregime nur von recht begrenzter Dauer sein und unvergleichlich geringere moralische und materielle Verheerungen anrichten, als es auch im günstigsten Fall ein neuer Weltkrieg tun müßte, der mindestens für Europa eine Katastrophe von unvorstellbarer Furchtbarkeit bedeuten und Freiheit und Menschenrecht für eine lange, lange Geschichtszeit radikal auslöschen würde.

Aber zu solchen Konsequenzen droht eben unsere «kompromißlosen» Freiheitskämpfer der «tödliche Haß» gegen den Kommunismus zu führen, auf den sie sich unbegreiflicherweise auch noch ich weiß nicht was einbilden! Sollte nicht allein schon diese Aussicht sie veranlassen, in sich zu gehen und mit uns einen Weg zu suchen, auf dem ihr tiefstes Anliegen wirkliche Erfüllung fände und wir alle einen neuen Tag der Freiheit und des Menschenrechtes über der Welt aufleuchten sehen könnten?

Hugo Kramer.

Elie Gounelle †

Im Land seiner Väter, am Fuße der Cevennen, ist der alte Kämpfer, von Wunden gezeichnet und von mancherlei Narben bedeckt, gestorben. Dort auch hatte die methodistische Erweckungsbewegung schon seinen Vater und dessen vier Söhne zum Pfarrerberuf bestimmt. Das Feuer des Geistes bestimmte diesen Sehenden, hatte er doch in seiner Jugend den «Satan vom Himmel fallen» gesehen und das Gottesreich wahrgenommen. Diese Visionen haben ihn niemals verlassen und ihm Stunden beschert, in denen alle Müdigkeit und alles Widerwärtige dahinschwanden. Nie hat er vor dem Unrecht kapituliert, und seine lautere Persönlichkeit bewahrte einen unüberwindlichen Enthusiasmus.

Von prophetischen Eigenschaften hatte er den heiligen Zorn, die Heftigkeit der Entrüstung, die auf vorsichtige Klugheit verzichtende freimütige Rede, um den Großen die Wahrheit zu sagen, und das unendliche Erbarmen gegenüber dem Volke. Prophetisch war auch sein Blick für das schon unter uns gegenwärtige Gottesreich, seine Sicherheit und seine verhaltene Güte.

«Am meisten gefährdet», so erklärte er 1937 in Oxford in prophetischem Ton, «sind nicht das Brot, sondern die Freiheit, nicht der Leib, sondern der Geist, nicht der materielle Wohlstand oder der technische Fortschritt, sondern die soziale Gerechtigkeit und der Friede.»

«Eine gewaltige Finsternis bedeckt den Himmel unserer Menschheit, die Nacht bricht an. Man begreift die Beunruhigung, das Schaudern, die Angst und die Demütigung der Christenheit, die wie im Dunkeln tappend mehr denn je versucht, ihre Glaubenskräfte zu vereinen und zu verstärken.»

«Trotz allem wagen wir nicht zu glauben oder zu sagen, daß die eine und heilige christliche Gemeinde nahe wäre, daß die Stunde ihrer Ankunft vom Herrn der Ewigkeit schon nach der Zeitenuhr festgelegt wäre.»

*

Elie Gounelle war sein Leben lang Pfarrer in den verbürgerlichten Kirchen und mühte sich leidenschaftlich darum, diese von ihrem Rost zu befreien und wieder aufzurichten. Er gehörte zur Kirche, ohne Kirchenmann zu sein. Wohl fand er hier immer Gehör, wurde aber auch lange bekämpft. Und doch hat er wohl am Ende sich auch in diesen harthörigen Kirchen durchgesetzt. Wenn man heute in der reformierten Synode von den sozialen Verantwortlichkeiten der Kirche, von der ökumenischen Bewegung spricht, so offenbart sich darin ein Sieg, den Elie Gounelle in langen und harten Kämpfen angebahnt hat. Und wie hat er auch an die christliche Einheit der französischen Protestanten und an die ökumenische Einheit geglaubt, deren Pionier er in Frankreich war!

Nach Tommy Fallot war er zusammen mit Wilfred Monod unbe-

streitbar die Seele des «Christianisme Social» und dessen lateinischer Sektion und stand mit Rauschenbusch und Leonhard Ragaz in geistiger Gemeinschaft.

Im Evangelium vom Reiche Gottes hat er die notwendige und vollgültige Antwort auf die allgemeine Beunruhigung unserer Zeit gefunden. Unser Programm hat er umrissen als: Fortschreitende Erneuerung der Menschheit – Einzelseele, Kirchen, Gesellschaft – im Namen des unendlichen Wertes alles Menschlichen, gewirkt durch die geistige, übernatürliche Kraft des Christus und des Gottesreiches. Darin war für ihn eine tiefgreifende Erneuerung der gegenwärtigen Formen des Christentums mitinbegriffen.

Er verstand es, für die nötigen Aufgaben die richtigen Menschen zu finden. Seine sprühenden Initiativen auf sozialem Gebiet kamen der Bewegung zugute: Die Liga für die öffentliche Moral, der Weiße Stern, der Bruderschaftsbund, der Weltbund der Kirchen für internationale Freundschaftsarbeit, jedem wirklichen Bedürfnis entsprach eine dieser Gründungen.

Er hat der Bewegung schließlich die doppelte Wegrichtung gewiesen, einerseits – zusammen mit Charles Gide – zum Genossenschaftswesen und anderseits zum Sozialismus, der ihm als treffender wirtschaftlicher Kommentar des Evangeliums erschien. Für ihn hatte Jesus das ganze religiöse Problem in wirtschaftliche Begriffe gefaßt: «Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.» Die soziale Frage ist darum keine Frage des Mitleids, sondern der Gerechtigkeit, der Gerechtigkeit des Gottesreiches.

«Dank diesen Meilensteinen: den zehn Geboten, dem Unservater, der Bergpredigt mit ihrer Feindesliebe, ihren Seligpreisungen der Erniedrigten und Armen, ihrem für die Söhne Gottes geltenden unbedingten Pazifismus, kann die Karawane der christlichen Sozialisten sich durch die Jahrhunderte hindurch einen Weg zum Gottesreiche hin bahnen, ohne daß eine utopische Fata Morgana oder die platzenden Seifenblasen der ‚Realpolitik' sie vom Wege ablenken könnten.»

Inspiriert und wirklichkeitsnah sah er mit unbestechlichem Blick die Menschen, das politische und wirtschaftliche Leben. Für ihn existierte die Erde wirklich.

Sein Leben verzehrte sich im Dienst für das Reich Gottes. Sein abgemagerter Körper, sein asketisches Savonarolagesicht trugen die Zeichen der Überbeanspruchung der menschlichen Kraft. Durchwachte Nächte, Vorträge und Zusammenkünfte ohne Zahl – ohne je einer Müdigkeit nachzugeben –, treue und genaue Amtsführung, Redaktion der Zeitschrift, dies alles verbrauchte die Kräfte des Mannes. Aber der Hauch des Heiligen Geistes ließ neue Kräfte, Kühnheit und Gnadengaben in diesen überbeanspruchten Leib strömen.

Er war für viele ein Segen. Wieviele unter uns werden bekennen, daß sie – nach Gott und Christus – ihm alles verdanken, ihm verdanken,

daß sie Christen geblieben sind trotz den Kirchen, den Katastrophen und Enttäuschungen, ihm verdanken, daß sie stete Hoffnung und Kampfeskraft behalten haben!

Für ihn, der ja nicht allein sich in die «große Wolke der Zeugen», die uns umgibt, stellen wollte, war es eine der letzten Freuden, daß er sehen konnte, daß – in Frankreich und im Ausland – Jüngere die Fackel in die Hände nehmen. Er hatte die Gewißheit, daß sie die Arbeit am Reiche Gottes, dem er so treu gedient hat, weiterführen werden.

Maurice Voge.

Zur Diskussion

Ohnmacht des historischen Christentums gegenüber dem Gottlosentum der Gegenwart?

Im «Kirchenblatt» für die reformierte Schweiz schaltet sich dessen Redaktor, Pfarrer G. Wieser, in die Diskussion ein, die Pfarrer Trautvetter im «Aufbau» (Nr. 5) mit mir begonnen und in Nr. 7 weitergeführt hatte. Er nimmt dabei Partei für Pfarrer Trautvetter, allerdings noch ehe er meine Erwiderung und Selbstverteidigung abgewartet und gelesen hat. Er meint dabei, ich hätte mich zu Unrecht auf das «Kirchenblatt» berufen und auf das, was ich dort als passive Haltung bei den ungarischen Christen gefunden und zitiert habe. Ich gestehe, daß ich aus den Ausführungen von G. W. nicht recht klug werde. Es ist nicht etwa ein klares Ja und ein klares Nein zu finden, wie ich es in meinem letzten Artikel gefordert und formuliert habe. Die Ausführungen von G. W. erscheinen mir vielmehr so unbestimmt, unentschieden und unsicher, daß der Leser kaum feststellen kann, ob die Haltung der evangelischen Christen in Ungarn richtig sei oder nicht. Sie werden von ihm in Schutz genommen, und sie werden zugleich kritisiert, und zuletzt flüchtet er sich in die Unmöglichkeit eines Urteils von unserem schweizerischen Port aus. Jene, die Widerstand leisten à la Mindszenty, haben nicht recht; jene, die sich politisch unterwerfen, haben nicht recht; und doch haben beide wiederum recht. Man ist erinnert an jenen weisen Rabbi, der, als Schiedsrichter von zwei streitenden Parteien bestellt, jeder Partei recht gab. Als sein Diener, der alles mitangehört, sich erlaubte, dem Rabbi nachher sein Bedenken zu äußern, es könnten doch nicht wohl beide recht haben, antwortete er: Du hast auch recht!

Allein, Spaß beiseite. Es handelt sich mir hier um eine sehr ernste Feststellung. Es zeigt sich meines Erachtens hier nur das, was Sehende schon längst, schon zur Zeit des siegreichen Nationalsozialismus, mit Erschrecken festgestellt haben: «Wir heutigen Christen und auch die Vertreter des offiziellen Christentums sind in Verlegenheit angesichts des durchaus neuen Phänomens, das seit einigen Jahrzehnten aufgetaucht ist, nämlich der Dämonie des kollektiv und gewalttätig auftretenden Heidentums. Während noch vor wenigen Jahrhunderten ein heiligmäßiger Papst angesichts der brutalen Gewalt, die man gegen ihn und die Sache der Kirche anwandte, ausrief: «Man braucht Gewalt, Gott sei Dank!» und während noch ein Leo XIII. gegenüber politischen und kulturellen Reaktionären auf das Kruzifix hinwies mit den Worten: «das ist der einzige Leichnam, an welchen die Kirche gebunden ist», findet die gegenwärtige Stunde der Prüfungen und des Gerichtes leider ein Geschlecht vor, das der Situation nicht gewachsen ist. Entweder stemmt man sich mit mehr oder weniger Würde und Mut auf den Status quo und pocht auf die traditionellen Rechte einer christlichen Kultur und Kirche – das ist die Haltung der Römischen Kirche, die immerhin noch imponiert und das Verständnis und die Zustimmung einer breiteren Öffentlichkeit für sich hat –, oder man gibt unter

verschiedenen, natürlich auch frommen und biblisch begründeten Vorwänden der Gewalt des Tages nach und begnügt sich damit, daß wenigstens im sakralen Raum der Kirche die christliche Betätigung freies Feld hat. Dies ist mehr oder weniger die Haltung der meisten evangelischen Kirchen im Ostsektor. Die Gefahr hiezu ist um so größer, als man dort über jede Zunahme der Gottesdienst-Beteiligung überglücklich und geneigt ist, aus dieser Tatsache zu optimistische Schlüsse zu ziehen, während es leicht psychologisch zu erklären ist, daß in allen diktatorisch regierten Ländern eine zunehmende Frequenz des Gottesdienstes verzeichnet werden kann.

Nun behaupte ich, daß beide Einstellungen in Wirklichkeit ein Armutszeugnis für das heutige Christentum darstellen und hier das «Hic rhodus, hic salta» gar nicht wahrgenommen wurde.

Mit dem bald von links, bald von rechts heraufdrängenden neuen Heidentum und Gottlosentum wird in Wirklichkeit *das Christentum vor eine ganz neue Situation gestellt*. Es wird die altchristliche, apostolische und weltseelsorgliche Aufgabe des Christentums neu auf den Plan gerufen. Eine seesorgliche Aufgabe, die sich nicht nur auf die Verteidigung des eigenen Schafstalles beschränkt, sondern sich, dem guten Hirten gleich, verpflichtet fühlt, auch die außerchristliche und gegenchristliche Welt zu Christus zu führen. Die Kirche rettet sich selbst gegenüber diesem Ansturm der gegenchristlichen Welt am besten dadurch, daß sie diese Welt rettet und tauft, und nicht dadurch, daß sie die Atombombe gegen sie zu Hilfe ruft. Für diese neue Situation ist nun aber die christliche Kirche im allgemeinen noch gar nicht vorbereitet. Es zeigt sich hier nicht nur ein Versagen der traditionellen Pastoraltheologie. Wir spüren: es fehlt uns heutigen Christen etwas. Etwas, was im Urchristentum noch vorhanden war, es ist *die sauerteigartige Kraft, welche fähig ist, die Dämonien dieser Welt zu durchdringen und zu taufen, der elementare christliche Geist, der mehr ist als bloß theologisch-religiöse Bildung und Kirchenfrömmigkeit*. Dieses Etwas war in den Aposteln und in den ersten Heidenbekehrern noch mächtig. – Wir sind es gar nicht mehr gewohnt, Dämonen zu begegnen, dämonische Mächte zu besiegen, und zwar auf *christliche* Weise. Überall dort, wo das junge Christentum dem noch ungetauften, realen Leben gegenübertrat und sich mit ihm auseinandersetzte, da hatte es mit solchen Dämonen zu schaffen gehabt. Davon legen noch Zeugnis ab die Bilder und Legenden, die von unsern Glaubensboten berichten. Sie künden alle von einem Kampf mit Dämonen. Auch die seltsamen Fratzen und Ungeheuer an den Ornamenten unserer mittelalterlichen Dome deuten darauf hin, daß dem Triumph Christi ein hartnäckiger Kampf mit unheimlichen Naturgewalten vorausgegangen ist. Ein oberflächliches verweltlichtes Kulturchristentum weiß davon allerdings nicht mehr viel. Während die Väter und alten Heidenbekehrer, ja das heidenchristliche Urchristentum überhaupt noch mitten in den Kämpfen zwischen Christus und den kosmischen Dämonen standen und den Sieg Christi über dieselben noch in sich selbst erfahren hatten, ist uns Heutigen all das fremd, ja zum Kinderschreck und Märchen geworden. Jahrhundertelange christliche und humanistische Kultur hat das Dämonische in uns und außer uns so stark filtriert und gebändigt oder zurückgedrängt, daß wir schließlich, in arger Selbsttäuschung, gar nicht mehr damit rechneten und zuletzt glaubten, es wäre nicht mehr da. Kein Wunder, daß wir jetzt, da diese Dämonen, von neuem entfesselt, wieder mit Urgewalt in Erscheinung treten, dieser Situation gar nicht gewachsen sind. Wir sind den Kampf mit Dämonen nicht gewohnt. Darum vermögen wir auch zum Beispiel das Phänomen des Bolschewismus gar nicht einmal als solches zu erkennen und zu durchschauen.

Dies zeigt sich denn auch in der Haltung, die wir Christen dem neuen Heidentum und Gottlosentum gegenüber einnehmen. Sie ist durchaus unseelsorgerlich, sie ist reaktionär und ressentimentgeladen und militant ablehnend oder aber unklar, unsicher und feige. Der Kulturchrist hat eben überhaupt kein Verhältnis zum Dämonischen. Er ist ihm gegenüber in Verlegenheit. Es ist ihm eine fremde Größe. Aber eben das ist das Tragische. «Denn in solcher Atmosphäre gedeihen die Ungeheuer wie nie zuvor und erscheinen eines Tages unerwartet zum Fünfuhrtee.» (Fr. W. Förster.) Gewiß, ihr

Auftreten mißfällt und beunruhigt uns. Wir spüren instinktiv, daß etwas nicht in Ordnung ist. Dieses elementare Diesseitige und Materielle erschreckt uns. Wir treten denn auch moralisierend gegen dieses Heidentum auf, aber umsonst. Ein bloß rückwärts orientiertes, ewig moralisierendes, apologierendes Christentum mit bloß papierener, dem wirklichen Leben entfremdeter Gottesgelehrsamkeit vermag die Dämonen der eigenen Gegenwart nicht zu durchschauen und beim Namen zu nennen. Darum, und vor allem, weil es mehr Wort und Form und Lehre als lebendige Kraft ist, droht es den dämonischen Kräften und Gewalten zu erliegen. Nun tut es, was es allein noch tun kann: es sucht einen klugen Kompromiß mit ihm einzugehen, da es, wie alles, was wenig Leben hat, ängstlich danach trachtet, dieses schwache Leben noch um jeden Preis zu erhalten. Aber gerade das ist das Verkehrteste, was es tun kann. Denn es steht geschrieben: «Wer sein Leben um jeden Preis gewinnen will, der wird es verlieren.»

Solche Zeiten der kollektiven Dämonie rufen daher gleichsam mit Gewalt nach einem *neuen Urchristentum*. Nur ein solches ist dem Heidentum gewachsen mit all seiner unerlösten Dämonie. Indem es diese erlöst, überwindet es sie auch. Das Kulturchristentum ist dazu ganz ungeeignet. Es ist dazu zu alt und zu kompliziert. Eine ausgebackene Pastete, anstatt ein geistiger Sauerteig. Nur ein jugendstarkes, mutiges, unbelastetes Christentum kann es riskieren, überhaupt einmal die ganze Wirklichkeit der Dämonie in diesem Leben einzugestehen und ihr offen ins Gesicht zu sehen. Es kriegt keine Gänsehaut bei dem Wort «Heidentum», im Gegenteil: je echter, gründlicher und ehrlicher das Heidentum auftritt, um so lieber ist es ihm; dies ist ja auch vor Gott mehr wert als ein abgestandenes Christentum, wie ein gesunder Holzapfel immerhin noch besser ist als eine faule Tafelbirne. Selbst das rote Tuch «Gottlosigkeit» bringt es nicht in Harnisch und Kampfstellung. Das alles ist ihm nur willkommenes Material für sein Apostolat und für die Neugestaltung des Reiches Gottes.

An solche urchristliche Situation müssen wir uns wieder gewöhnen. Darum müssen wir uns hüten vor pharisäischer Überheblichkeit und Absonderung. Absonderung ist für den Christen, der aus der Kraft der Gnade lebt, *die* Sünde. Wir dürfen nicht abseits der schlechten, gottlosen Welt unsere eigene fromme Suppe kochen. Das Evangelium vom Sauerteig verbietet uns das. Wir müssen ja in und durch die Auseinandersetzung mit dem neuen Heidentum uns selber retten. Dazu brauchen wir aber wie gesagt jenes Format, jene Kraft und jenen Schwung, der das Urchristentum ausgezeichnet hat; jenen Sauerteigcharakter, der uns leider ganz abhanden gekommen ist. Der übernatürliche, seelsorgliche, apostolische Blick ist uns verlorengegangen. Wir kennen nicht mehr den Unterschied zwischen Natur und Übernatur, zwischen Kultur und Religion, zwischen Religion und Reich Gottes; das heißt, wir verwechseln und verquicken beides miteinander. So haben wir zum Beispiel keinen Auftrag von Christus, die Seelen zur «abendländisch-christlichen Kultur» zu bekehren. Christentum ist etwas Übernatürliches, das alle natürlichen Dinge aufnehmen und erlösen muß, auch eine asiatische, auch eine zukünftige sozialistische Kultur. Das Gerede wie «Rote Gefahr», «Gelbe Gefahr» ist im Grunde unchristlich und kommt daher, weil wir aus der Höhe des Übernatürlichen, dem wahrhaft christlichen Blickfeld heruntergefallen sind auf die Ebene des natürlichen, nationalen Denkens. Was das Gefährliche ist an unserem Kulturchristentum, das ist daher das unbewußte, unvermerkte Verwechseln des Übernatürlichen mit dem Natürlichen, des Absoluten mit dem Relativen, Zeitbedingten. Es gehört eine große, geistige Wachheit dazu, dieser Gefahr nicht zu erliegen. Wir sind ihr aber weithin erlegen. So nur konnte es geschehen, daß wir Christentum und westlich abendländische Kultur so naiv miteinander verwechseln und verquicken. Es scheint mir daher notwendig zu sein, in einer weiteren eigenen Abhandlung diese wichtige Frage eingehend zu behandeln. H.

Wollen wir weiterleben! Vor ein paar Wochen ging die Meldung durch die Presse, der amerikanische Kriegsminister Johnson – also ein Mann, der es wissen muß – habe in einer Rede in Chicago enthüllt, daß die Vereinigten Staaten *«neue, furchtbare Kriegswaffen entwickeln»*, die die gegenwärtigen Waffen rasch veralten lassen würden. «So wie Präsident Truman den Befehl erteilte, mit der Produktion der Wasserstoffbombe vorwärtszumachen, so beschäftigen wir uns gleich eifrig mit den Möglichkeiten, die sich auf biologischem, chemischem und radiologischem Gebiet eröffnen.» Die neuartigen Waffen, so fügte Johnson hinzu, stünden ohne jedes Beispiel da und ließen auch die allermodernsten Tanks, Geschütze und Flugzeuge altmodisch erscheinen.

Wenn wir ein wirklich waches Geschlecht wären, so hätte diese Eröffnung uns alle zutiefst aufwühlen und zu entschlossenstem Handeln antreiben müssen. Die Friedensbewegung hätte einen neuen, letzten Anstoß empfangen müssen, der sich rasch durch alle Länder fortgepflanzt und die Regierungen schließlich gezwungen hätte, statt mit der Herstellung von Atombomben und Todesbakterien «vorwärtszumachen», die *radikale Abrüstung* an die Hand zu nehmen und eine Völkerordnung zu schaffen, die den Krieg für alle Zeiten unmöglich macht.

Wir wissen, daß nichts von all dem geschehen ist. Die meisten Zeitungsleser und Radiohörer haben die Ankündigung des amerikanischen Kriegsministers hingenommen wie irgendeine gleichgültige Dutzendmeldung, die sie nichts weiter anging; ihr Interesse wurde durch sie ganz sicher viel weniger erregt als durch die Berichte vom letzten Eishockeymatch oder über den neuesten Sensationsprozeß. So sehr haben sträfliche Gedankenlosigkeit und todbringende Schläfrigkeit bereits Besitz von den Seelen genommen! So wenig bedenkt man, daß, wenn die Amerikaner ihre neue, beispiellose Vernichtungswaffe entwickeln, die Russen im Wettlauf nach den wirksamsten Massenmordwerkzeugen selbstverständlich auch nicht zurückbleiben werden, und daß sich so aus Rüstung und Gegenrüstung mit unerbittlicher Gesetzmäßigkeit eine weltweite Explosion ergeben *muß*, die vielleicht nicht Amerika, vielleicht auch nicht die Sowjetunion, gewiß aber Westeuropa rettungslos zerstören wird. Man läßt in stumpfem Fatalismus die Dinge einfach treiben, wohin sie wollen – ein Ende mit Schrecken sei immer noch besser als ein Schrecken ohne Ende (nämlich die Herrschaft des Kommunismus), hört man heute sogar gewisse «Pazifisten» sagen –, oder man lügt sich womöglich noch vor, es sei alles gar nicht so bös, man könne ganz gut Rüstungen *und* Frieden haben, ja man sei vor Krieg, Kommunismus und Zerstörung um so besser

gesichert, je mehr man durch höchstgesteigerte Rüstungen den möglichen Angreifer einschüchtern könne.

Und doch muß man sich immer wieder unerbittlich klarmachen, daß die wirkliche Wahl für die Völker einzig noch zwischen sicherem Krieg und totaler Entwaffnung steht, daß also die Westmächte den Boden für eine Abrüstungsverständigung mit der Sowjetunion einfach finden *müssen*, wenn unsere Welt überhaupt weiterleben soll. Ebenso klar sollte sein, daß der vielgerühmte Baruchplan einen solchen Boden nicht mehr darstellen kann und niemals darstellen *konnte*, weil er auf der Voraussetzung beruhte, daß Amerika auf eine längere Reihe von Jahren hinaus das Monopol der Atombombe habe, und die Annahme in sich schloß, daß Amerika diese Überlegenheit ausnützen könne, um die Sowjetunion zur Unterwerfung unter diejenigen Formen der Atomkraftkontrolle zu zwingen, die *seinem* – Amerikas – Macht- und Wirtschaftsinteresse entsprächen. Die Herstellung der Atombombe auch in Rußland hat diese Spekulation endgültig über den Haufen geworfen, und weder die Wasserstoffbombe noch sonst eine amerikanische Geheimwaffe wird daran das geringste mehr zu ändern vermögen. *Wenn* es jetzt überhaupt noch einen west-östlichen Abrüstungsvertrag geben soll, dann kann er nurmehr als Ergebnis von Verhandlungen zwischen Gleichen und im Geiste der Gleichheit zustande kommen – nicht anders.

Bankerotte Staatskunst «Utopie! Kinderei!», werden uns die angeblichen Realisten und die Zyniker aller Schulen, die religiösen wie die weltlichen, entgegenrufen. «Mit den Sowjetmachthabern vertrauensvoll reden und verhandeln zu wollen, wäre unverantwortlicher, selbstmörderischer Leichtsinn. Die einzige Sprache, die diese Leute verstehen, ist die der Gewalt. Das Ziel des Sowjetkommunismus ist und bleibt nun eben einmal die Weltherrschaft und das Mittel dazu in letzter Linie die blutige Revolution und der Krieg. Jede Verständigung mit ihm, insbesondere über eine militärische Abrüstung, wäre höchstens ein Waffenstillstand, den Moskau in dem ihm günstig scheinenden Augenblick brechen würde, um mit desto besserer Erfolgsaussicht den Westen zu überfallen. Nur die ständige Bedrohung der Sowjetunion mit Krieg wird, in Verbindung mit andern Maßnahmen, die weitere Ausbreitung des Kommunismus über die Erde verhindern.»

Wenn das wahr ist, gibt es freilich für den Westen nur eins: Rüsten, nochmals rüsten, immer weiter rüsten, mit der wachsenden Gewißheit, daß dies den Krieg nicht fernhalten, sondern erst recht herbeiführen wird. Und das hieße nicht nur immer wirksamere Massenvernichtungswaffen bereitstellen; es hieße, sofern man überhaupt konsequent sein will, mehr und mehr auch das bürgerliche Leben der westlichen Völker auf die Abwehr russischer Atombombenangriffe ausrichten – mit Luftschutz im Riesenstil, Umsiedlung der Bevölkerung, Streuung der Industrie usw. –, hieße mehr und mehr die Sozialreform den «Notwendig-

keiten» der Landesverteidigung opfern, mehr und mehr die persönlichen und politischen Freiheiten zugunsten der Diktatur des Militärstaates einschränken, mehr und mehr das ganze Denken der Menschen militarisieren und verrohen. Wobei die Versuchung immer stärker werden müßte, diesem Wahnsinn durch die *gewollte* Kriegsauslösung ein Ende zu machen und dadurch gleichzeitig dem Angriff des «Feindes» zuvorzukommen.

Aber es *ist* ja gar nicht wahr, daß die russische Außenpolitik zuletzt auf die gewaltsame Unterwerfung der Welt unter den Kommunismus ausgehe. Es ist vielmehr die alte Lüge, die durch die ganze Haltung der Sowjetunion mindestens seit 1925, dem Jahr der großen Wendung zur Politik der «Revolution in *einem* Lande», widerlegt ist. Die auswärtige Politik des Kremls war bis zum zweiten Weltkrieg völlig durch den Willen beherrscht, den inneren Auf- und Ausbau der Sowjetunion gegen Störung und Zerstörung durch fremde Mächte zu sichern, und seitdem ist nichts geschehen, was sie von diesem Ziel hätte abbringen können, aber sehr viel, was sie in dessen Verfolgung bestärken mußte. Die Voraussagen, daß die Rote Armee «in Bälde» einen Gewaltschlag gegen den Westen führen werde – sei es gegen Finnland, sei es gegen Jugoslawien, gegen Wien, gegen Berlin oder gegen Westdeutschland –, haben sich denn auch regelmäßig als falsch erwiesen und werden sich auch fernerhin als falsch erwiesen. Was Stalins Richtschnur schon in den zwanziger und dreißiger Jahren war, daß es nämlich der helle Wahnsinn wäre, die Substanz des «Sozialismus in *einem* Lande» dem Schatten der gewaltsamen Revolutionierung und Beherrschung der Welt zu opfern, ist auch heute noch der Grundsatz der russischen Außenpolitik, die alles andere als eine Abenteuerpolitik im Stile Hitlers – oder, wenn man will, Napoleons – ist, wenn auch an die Stelle des «Sozialismus in *einem* Lande» inzwischen mehr und mehr die Politik des «Sozialismus in einer *Zone*» getreten ist.

Es ist – um das wenigste zu sagen – widerliche Selbstgerechtigkeit, die eine Verständigung mit den Führern der Sowjetunion deshalb ablehnt, weil ja doch von «diesen Leuten» *grundsätzlich* nichts Gutes zu erwarten sei. Raymond Swing, ein amerikanischer Vorkämpfer des Weltföderalismus, sagt es in «The Nation» ausgezeichnet:

«Es ist eines der beklagenswerten Ergebnisse des Kalten Krieges, daß er uns verleitet hat, unsere eigene Propaganda gedankenlos anzunehmen. Wir selbst sind durch den Kalten Krieg soviel anders geworden, daß man uns kaum wiedererkennt, sind wir jetzt doch beispielsweise eine übermilitärische Nation, die mit krankhafter Besessenheit auf politsche Gleichschaltung erpicht ist. Ähnlich hat sich auch die Sowjetunion durch den Kalten Krieg verändert, wennschon sich diejenigen, die sich mit der Kaltkriegspropaganda abfüttern lassen, unmöglich vorstellen können, daß, was wir sehen, nicht das Rußland ist, das sein könnte. Was Rußland oder die Vereinigten Staaten wahrscheinlich wären in einer Welt der Sicherheit, in der es Schluß ist mit der militärischen Machtkonkurrenz, das kann man sich wirklich nur mit Wohlgefallen ausdenken. Aber wenn die Amerikaner warten wollen, daß die Russen die Weltatmosphäre für sie reinigen, werden sie vergebens warten ... Wollen nicht lieber sie selbst ihr Verlangen

nach einer Welt des Rechtes klarmachen und erst dann ausziehen, um andere Völker zu bekehren? Es geht wirklich nicht anders. Mit mürrischen diplomatischen Gebärden ist da nichts zu machen, auch nicht mit scharfen Maßnahmen zur ‚Eindämmung' des Kommunismus oder gar, weiß der Himmel, mit der Ankündigung, daß man auf der Suche nach einem Sprengstoff sei, der ganz Moskau blitzartig auszutilgen vermöge. All das zeigt nur an, wie vollständig die Staatskunst Bankerott gemacht hat.»

Welch vorbildliche moralische Haltung! Und auch welche Zurechtweisung der «Staatskunst» eines Acheson, der – als der typische Geschäftsadvokat, der er auch als amerikanischer Außenminister geblieben ist – kürzlich einen Katalog von Forderungen verfaßt hat, die die Russen zuerst erfüllen müßten, wenn ein friedliches Zusammenleben mit ihnen möglich sein solle – Forderungen, die so einseitig formuliert sind, daß sie auf gar nichts anderes hinauslaufen als auf die glatte Kapitulation der Sowjetunion vor der Wasserstoffbombe der Vereinigten Staaten.

Der Kern der Frage Denn das bleibt ja nun doch endgültig ausgemacht: Es kann nur eine wirkliche *Verständigung* zwischen Ost und West sein, worauf der Weltfrieden aufzubauen ist, nicht ein Diktat der einen oder der andern Seite. Wir lehnen einen «russischen Frieden» durchaus ab; ebensowenig wollen wir aber von einem «amerikanischen Frieden» wissen. Auch Amerika wird von seinem selbstgezimmerten moralischen Postament herabsteigen und seine ganze Haltung gegenüber Rußland ändern müssen; ja, wir sind überzeugt, daß seine Umkehr, die nötigenfalls von den Völkern Westeuropas erzwungen werden muß, sogar die entscheidende Bedingung für die Bannung der Kriegsgefahr darstellt. Denn das Wirtschafts- und Sozialregime, das in Amerika heute seine stärkste Stütze hat, ist ja auch in Friedenszeiten tatsächlich nur ein latenter Kriegszustand, dessen periodische Ablösung durch den offenen Krieg seinen wahren Charakter vollends klar enthüllt. Der Kommunismus aber ist im Grunde nichts als die falsch gelenkte Gegenbewegung gegen diesen ganzen Zustand, die ihre Kraft genau in dem Maße verlieren wird, da die Welt über den Kapitalismus in jeglicher Gestalt und über sein letztes Stadium, den Imperialismus, hinauskommt. Und das ist nun wirklich der Kern der ganzen Frage: Sind die westlichen Nationen bereit und imstande, ihren Kapitalismus und Imperialismus zu überwinden, der nach dem ersten und dem zweiten Weltkrieg nun auch eine dritte, noch grauenhaftere Menschheitskatastrophe herbeizuführen droht? Wird der Widerstand der Völker gegen diese Drohung stark genug werden, um auch die sozialen *Ursachen* der heutigen Weltunordnung auszurotten, deren Folgen sich im blutigen Krieg jeweilen am furchtbarsten offenbaren? Wird ihr Druck so unwiderstehlich werden, daß er die Regierungen der Westmächte zwingt, dem West-Ost-Konflikt eine Lösung zu geben, die nicht auf dem Versuch beruht, den Kommunismus mit Gewalt zu liquidieren?

So steht tatsächlich die Frage. Und nur wenn wir von *hier* aus die Antwort suchen, werden wir hoffen dürfen, aus der heillosen Wirrnis herauszukommen, in die uns eine verlogene, von materiellem Interesse und blinder Leidenschaft eingegebene Propaganda hineingeführt hat. Johannes Steel hat vollkommen recht, wenn er im Februarheft seines «Report on World Affairs» («Bericht über die Weltangelegenheiten», Neuyork) sagt:

«Der einfache Sachverhalt ist, daß es keine Krise an sich in den Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion gibt. Es gibt nur eine Krise des westlichen Imperialismus. Die westliche Welt steht in der Krise, und das erst schafft die Probleme, die den Weltfrieden bedrohen. Die entscheidenden Probleme zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion kommen aus unserer Unfähigkeit, die Krise in der westlichen Welt zu lösen. Der amerikanische Versuch, sie auf die herkömmliche imperialistische Art des 19. Jahrhunderts zu lösen, ist die Hauptursache der gegenwärtigen internationalen Spannung.»

Ähnliches gelte, so bemerkt Steel weiter, von den amerikahörigen Staaten Westeuropas:

«In der Vergangenheit bauten die Volkswirtschaften Englands, Frankreichs, Belgiens, Hollands usw. ihren Wohlstand auf ihren Kolonialreichen auf. Auch heute noch bilden die Kolonialvölker die Untertanenschicht der kapitalistischen Demokratien Europas ... Das setzte früher und heute noch die europäischen Kolonialmächte in den Stand, im eigenen Land verhältnismäßig gute Löhne zu bezahlen. Die unternormale Existenz von 15 Indonesiern zum Beispiel ermöglichte es, *einem* holländischen Arbeiter einen verhältnismäßig hohen Lohn zu zahlen. Afrika und Indochina taten das gleiche für Frankreich, der Kongo für Belgien, das Britische Reich für den englischen Arbeiter. (Und alle diese Kolonialreiche mit ihren Mutterländern taten und tun es für die schweizerische Industrie, die sich nur auf diesem Boden so gedeihlich entfalten konnte. H. K.)

Heute aber verweigern die Kolonialvölker dem Westen die Beherrschung ihrer wirtschaftlichen Geschicke. Die Kolonialvölker wollen und können ihre Rohstoffe zu höheren Preisen verkaufen, als der Westen zu zahlen bereit ist. Sie weigern sich, Mehrwert für die Müßiggängerklasse zu erzeugen. Sie wollen ihre Wirtschaft selber leiten. Für ihre Ausfuhr wollen sie Kapitalgüter eintauschen; sie haben genug von dem bunten Krimskram der Luxusartikel. Fort mit Kattun und Glasperlen; her dafür mit Traktoren und Werkzeugmaschinen, Stahlwerken und Flugzeugen ... Sie wollen den Mehrwert, den sie schaffen, unter sich selbst und die europäischen Arbeiter verteilen, statt ihn bei den Monopolisten sich aufhäufen zu lassen. Das würde höheren Lohn und eine höhere Lebenshaltung im Osten wie im Westen sichern. Gerade das aber lehnen die Kolonialmächte ab. Und der amerikanische Finanzimperialismus wird zur Verteidigung der alten Vorrechte der Kolonialmächte aufgeboten. Das ist der wahre Sachverhalt, den Mr. Acheson einfach nicht zur Kenntnis nehmen will.»

«Totale Diplomatie» Die Folgen bekommt das Volk der Vereinigten Staaten immer deutlicher zu spüren. Noch sieht es nicht klar, wie die Dinge in Wahrheit stehen. Aber es fühlt doch schon dunkel, daß im Getriebe der amerikanischen Weltpolitik etwas nicht in Ordnung ist. Ein unbestimmtes Mißbehagen hat sich weitester Bevölkerungskreise bemächtigt. Man ist bedrückt durch die teilweise katastrophalen Rückschläge, welche die Außenpolitik der Regierung Truman erlitten hat und weiter zu erleiden droht: in China, in

Indochina, in Griechenland, in Deutschland usw. Man ist verstimmt über die vielerlei Schwierigkeiten, auf die Amerika im Verkehr mit seinen eigenen Verbündeten stößt. Man ist mißtrauisch gegenüber den Segnungen des Marshallplanes und des Atlantikpaktes geworden. Man fragt sich, welchen Sinn das ganze Wettrüsten angesichts der russischen Atombombe noch haben könne. «Die Regierung», so klagt selbst ein Walter Lippmann, «hat seit mehr als einem Jahr keine neuen, interessanten und aufbauenden Gedanken mehr hervorgebracht, welche die Vorstellungskraft des Volkes anfeuern würden ... Wir haben die Fühlung mit den Völkern der Welt, mit ihren Ängsten, ihren Hoffnungen, ihren Bedürfnissen und ihrem hartnäckigen Lebenswillen verloren.»

Statt aber die Ursache dieses unbefriedigenden Zustandes in dem verfehlten Bemühen zu finden, den erschütterten Bau der westlichen Gesellschaftsordnung mit den alten kapitalistischen und militärischen Mitteln zu stützen, entdeckt man, daß daran umgekehrt – der Mangel an rücksichtslosem, draufgängerischem Antikommunismus schuld sei, an dem die gegenwärtige Regierung kranke! Eine Schmutzflut von Verdächtigungen, Beschimpfungen und Verleumdungen hat sich in den letzten Wochen insbesondere über die Beamten und Berater des Außenministeriums ergossen, zum Teil gewiß aus rein parteipolitischer Berechnung – im Herbst sind wieder Wahlen, und die Republikaner, in deren Reihen die wildesten Kommunistenjäger sitzen, hoffen dabei mit der Anschwärzung der regierenden Demokraten auf billigste Art Geschäfte machen zu können –, aber sicher auch als Ausdruck der im *ganzen* Volke grassierenden Angst vor einem kommunistischen Umsturz und einem damit kombinierten russischen Bombenangriff. Die Regierung wird damit zum Opfer einer fixen Idee, deren beständige Nährung sie sich in den letzten paar Jahren selber mit größtem Eifer hat angelegen sein lassen. Die sie rief, die Geister, wird sie nun nicht los. Und das Schlimmste ist, daß sie, statt sich endlich tapfer von einem als verkehrt erwiesenen Weg abzuwenden, unter dem Einfluß der neuen antikommunistischen Propaganda sich nun erst recht auf dessen konsequente Fortsetzung versteift*. Offenbar als vorläufigen Ersatz für den totalen Krieg, der auf diesem Weg allerdings fast unvermeidlich wird, verkündet Staatssekretär Acheson jetzt die *«totale Diplomatie»*, das heißt die Mobilisierung aller politischen, wirtschaftlichen und militärischen Kräfte der nichtkommunistischen Welt zur Eindämmung des angeblich immer weiter vordringenden «russischen

* Die Opposition gegen diesen Kurs ist zwar im amerikanischen Volk sicher nicht gering, aber sie ist erstaunlich schwach organisiert und darum gänzlich handlungsunfähig. Auch Henry Wallaces Fortschrittspartei ist innerlich gelähmt. Wallace selber hat sich an ihrem jüngsten Kongreß in Chicago dem Kommunismus gegenüber ebenso deutlich abgegrenzt wie gegenüber dem herrschenden Antikommunismus. Aber ein großer Teil der Parteimitglieder scheint einseitig prokommunistisch zu sein und keinerlei Kritik an der Sowjetpolitik zu ertragen. Damit kommt man natürlich auch nicht über den Kalten Krieg hinaus. Man begünstigt ihn nur von der *andern* Seite her.

Imperialismus». Wie dieser arbeite, so erläutert Acheson, sehe man ja an *China*:

«Die Kommunisten bekamen China mit lächerlich geringen Kosten in die Hand. Sie brauchten nur ein paar chinesische Führer, die mit dem Gang der Dinge in ihrem Land unzufrieden waren, nach Moskau einzuladen. Dort paukten sie dann diese Leute so gründlich ein, daß sie nach China zurückkehrten, bereit, zu jedem Mittel zu greifen, um die kommunistische Herrschaft aufzurichten. Sie wurden dem Moskauer Regime vollkommen untertänig.»

So einfach war das. Lassen wir uns dieser verblüffenden Geschichtsbetrachtung gegenüber von einem Manne, der dabei war, sagen, wie es in China wirklich zuging. Jean-Jacques Brieux berichtet im «Esprit» (Februar 1950) unter anderem:

«... Der chinesische Bürgerkrieg ist nicht der Kampf zweier Sippen; er ist der Kampf der 85 Prozent, die ihren täglichen Reisnapf und ihre Menschenwürde gesichert sehen wollen, gegen die 15 Prozent, die auf Kosten der ersteren leben ... In China geht in diesem Augenblick der riesenhafteste Klassenkampf zu Ende, den die Welt gesehen hat, derjenige der Nichtbesitzenden gegen die Besitzenden. Ein Kampf, der sich heute nur in China abspielt, der aber morgen die ganze Welt erfassen kann, wenn man sich weigert, die Dinge zu sehen, wie sie sind ... In diesem Asien gibt es etliche eintausendfünfhundert Millionen herkömmlicherweise ausgebeuteter Menschen, die in einem Elends- und Knechtszustand dahinleben – oder ihn vielmehr überlebt haben –, wie ihn bei uns nicht einmal die Tiere kennen ... Und da wundert man sich, daß sie (die Besitzlosen) sich dem Kommunismus hingeben! Aber eben, für sie ist der Kommunismus keine abstrakte Theorie; er ist ihre einzige Hoffnung. Der Westen, Europa ebenso wie Amerika, hat ihnen keine Rettungsplanke zu reichen gewußt; von ihm haben sie immer nur Ausbeutung erfahren ... Was wird aus diesem Kommunismus in Asien weiter werden? Niemand weiß es. Eins aber ist sicher: daß durch ihn oder mit ihm Millionen von Menschen in Asien im Begriffe stehen, die Schwelle des Hungers, der Unsicherheit, der Verkommenheit zu überschreiten, um ihr Schicksal als Menschen in die Hand zu nehmen.»

Was tut inzwischen Amerika? Es weigert sich stur, die kommunistische Regierung Chinas anzuerkennen und ihr Sitz und Stimme im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen zuzubilligen. Es unterstützt dafür freigebig den Abenteurer Tschiang Kai-shek, der von Formosa aus mit amerikanischen Flugzeugen amerikanische Bomben mutwillig auf dichtbevölkerte Chinesenstädte abwerfen läßt und auch sonst alles tut, um die Vereinigten Staaten in einen Krieg mit China und womöglich Rußland zu verwickeln. Es stellt sich in *Indochina* hinter den französischen Kolonialismus, der es in vier Jahren eines grausamen Krieges nicht fertiggebracht hat, die Freiheitsbewegung des Viet Minh zu ersticken, und hilft dadurch kräftig mit, auch sie der Sowjetunion in die Arme zu treiben. Es läßt durch seinen Reisebotschafter Jessup eine Abwehrfront aller reaktionären Mächte Südostasiens gegen die «kommunistische Expansion» organisieren – ein ebenso unsinniges als hoffnungsloses Unternehmen angesichts der Tatsache, daß die gleichen Geschichtskräfte, die die Revolution in China zum Siege geführt haben, auch in Indochina und Siam, Burma und Malaya am Werke sind und aller Anstrengungen

spotten, diese Länder zu amerikanischen Operationsbasen gegen die chinesische Volksrepublik und die Sowjetunion auszubauen, wie das – vorläufig – in Japan möglich ist.

Mögen auch Australien und Neuseeland mit ihren neuen konservativen Regierungen mehr und mehr auf die amerikanische Kampflinie einschwenken – sicherlich wird *Indien* es nicht tun, zumal es in den letzten Monaten aufs neue von schweren Ausbrüchen des Religions- und Stammeshasses heimgesucht worden ist. Der wiederaufgeflammte Konflikt zwischen Pakistan und der Indischen Republik – man redete bereits von Krieg – scheint zwar für den Augenblick seine größte Gefährlichkeit verloren zu haben, nicht zuletzt dank direkten Verhandlungen zwischen Liaquat Ali Khan und Pandit Nehru, den Ministerpräsidenten der beiden Dominien; es ist aber ganz unverkennbar, daß er zu solcher Bedrohlichkeit nur auf dem Boden der furchtbaren Notlage des einfachen Bauern- und Arbeitervolkes heranwachsen konnte, von der die Herrschenden in beiden Ländern die leicht erregbaren Massen immer wieder auf religiöse und rassische Scheinfragen abzulenken verstehen. Das wirkliche Problem auch für Indien bleibt darum durchaus die soziale Frage. Und solange sie nicht auf demokratische Weise gelöst wird, hört der Kommunismus trotz allen Polizei- und Militäraktionen nicht auf, eine immerzu wachsende Anziehungskraft auf die hungernden, ausgebeuteten, ungeschulten Millionen des indischen Stadt- und Landproletariates auszuüben.

Und Europa! Die Asienpolitik der Westmächte ist gerade das Gegenteil dessen, was nötig wäre, um von der Neuordnung des Völkerverhältnisses her die Krise der westlichen Zivilisation, von der oben die Rede war, ihrer Überwindung entgegenzuführen. Mit ihrer Europapolitik steht es keineswegs besser. Alles kreist hier ja um den Gedanken, Westeuropa wirtschaftlich, politisch und militärisch zum Bollwerk, vielleicht auch zum Sturmbock gegen das kommunistische Osteuropa auszugestalten. Diesem Ziel dient insbesondere die alliierte Politik gegenüber *Westdeutschland*, und die Bonner Regierung macht sich denn auch diese Lage ebenso ungeniert wie erfolgreich zunutze. Es ist vor allem Bundeskanzler Adenauer, dieser verschlagene und doch plumpe Reaktionär, der den Westmächten unermüdlich einhämmert, daß es ihr eigener höchster Vorteil sei, Westdeutschland als vollberechtigtes Mitglied in die «europäische Völkerfamilie» aufzunehmen, wohl wissend, daß die Deutschen, vermöge ihrer Volkszahl und Wirtschaftskraft, ihrer «Tüchtigkeit» und ihres Ehrgeizes dann in dieser Familie unfehlbar die herrschende Stellung einnehmen würden. Mit Geschick spielt Adenauer insbesondere die russische Karte gegen die Westmächte aus, um die Unentbehrlichkeit Westdeutschlands für die Verteidigung der abendländischen Kultur und Demokratie zu beweisen. Und er hat denn auch

tatsächlich die Genugtuung, feststellen zu dürfen, daß die alliierten Staatsmänner und Politiker, eingeschlossen Churchill und de Gaulle, seinen Schlußfolgerungen grundsätzlich völlig zustimmen. Die Hemmungen, die im französischen und auch im englischen Volke gegenüber einer offenen Verbündung mit dem Feind von gestern immer noch bestehen, werden mit der Zeit, wenn nicht fallen, so doch sicher unwirksam gemacht werden, hat doch die westdeutsche Politik unbedingt die Logik und die Konsequenz für sich, *sobald man einmal ihre Voraussetzung* – die Notwendigkeit eines aktiven Antikommunismus – *angenommen hat.* Das gilt namentlich auch für die militärische Wiederaufrüstung Westdeutschlands, die auf diesem Boden schlechterdings unausweichlich wird, so daß die «Neue Zürcher Zeitung» (Nr. 688) befriedigt feststellen darf, die Meinungsverschiedenheiten im alliierten Lager über die deutsche Frage seien keineswegs fundamentaler Natur, und man sei sich allerseits darüber klar, «daß das allgemein anerkannte Ziel der Einordnung Deutschlands in die europäische Gemeinschaft und in das weitere Staatensystem des Westens mit der Pflicht zur Verteidigung der Bundesrepublik verbunden ist, und daß zur Lösung dieser Aufgabe früher oder später die aktive Mitwirkung der Deutschen notwendig werden wird».

Wohin der von den Westmächten gesteuerte Kurs schließlich führen muß, kann freilich niemandem verborgen bleiben. Der «New Statesman» (4. April) warnt eindrücklich:

«Die meisten Leute werden heute zugeben, daß, deutsche Armee hin oder her, die westeuropäische Demokratie ein Atombombardement oder die Verheerungen einer russischen Besetzung schwerlich überleben würde. Ebenso wahr, aber nicht so allgemein gewürdigt ist es, daß Westeuropa die dauernde Teilung Deutschlands nicht überleben kann, die die Wiederaufrüstung Westdeutschlands in sich schließt... Auf die Länge sind Westdeutschland wie die Westunion funktionsunfähige Wirtschaftseinheiten, auch wenn nach 1952 die Marshallhilfe durch andere Formen amerikanischer Unterstützung ersetzt wird. Beides sind elende Notbehelfe, die uns durch die Erfordernisse des Kalten Krieges aufgezwungen worden sind. Sie zur Grundlage unserer Politik zu machen, heißt uns vor die Wahl stellen, entweder den wirtschaftlichen Zusammenbruch oder aber den offenen Krieg anzunehmen.

... Die Amerikaner mögen einen Atomkrieg überleben – *wir* können es nicht. Sie mögen trotz dauernder Teilung Europas gedeihen – *unsere* Aussichten sind dann mager. Und schließlich kommt die Auffassung, man müsse zuerst Deutschland wiederaufrüsten und könne erst dann eine Regelung mit Rußland erstreben, auf das Verlangen einer bedingungslosen Kapitulation (Rußlands) hinaus. Man kann das vielleicht als eine Politik ansehen, die mit den amerikanischen Interessen vereinbar ist. Mit den Interessen Frankreichs oder Englands ist sie nicht vereinbar. Unsere Weiterexistenz hängt heute, wie es schon 1945 der Fall war, von der Neutralisierung und dauernden Entwaffnung eines vereinigten Deutschlands ab, die in einem von den vier Mächten unterzeichneten Friedensvertrag festzulegen ist, so wie unsere militärische Weiterexistenz von einem Vertrag abhängt, der die Verwendung von Massenvernichtungswaffen verbietet.»

Mittlerweile scheint aber das Unheil seinen von keiner Seite ernstlich gehemmten Lauf zu nehmen. Auch in *Frankreich,* das ja immer eindeutiger von den reaktionär-kapitalistischen Kräften beherrscht wird und

darum dem europafeindlichen amerikanischen Einfluß keinerlei wirksamen Widerstand entgegenzusetzen vermag. Seine Wirtschaftspolitik wird völlig von den großen Besitzinteressen bestimmt; das industrielle Unternehmertum hat es sich bequem leisten können, die Lohnforderungen der schwer unter der Teuerung leidenden Arbeiter abzulehnen und auch die sanften Mahnungen der Regierung zum Entgegenkommen wenigstens an die schlechtestentlöhnten Arbeitergruppen in den Wind zu schlagen. Gleichzeitig vollzieht sich eine bemerkenswerte Annäherung der «klassischen» Rechten an die Bewegung de Gaulles, die so immer mehr zum Sammelbecken aller gegenrevolutionären Kräfte wird und ungeduldig auf vorzeitige Neuwahlen drängt, um dann gestützt auf den «Volkswillen» endlich die Macht zu ergreifen. Mit dem Deutschland Adenauers würde sich ein solches de-Gaulle-Frankreich ohne allzu große Mühe verständigen. Und ein von Churchill inspiriertes England gäbe mit Freuden seinen Segen zu dieser Verbindung*.

Daß sich einem dergestalt organisierten Westeuropa auch ein von Leopold III. vertretenes *Belgien* ausgezeichnet einfügen würde, leuchtet ohne weiteres ein. Der nach Kriegsende, als der Geist der Widerstandsbewegung noch lebendig war, seines Amtes vorläufig enthobene König hat zwar bei der Volksbefragung vom 12. März nur eine knappe Stimmenmehrheit (nicht ganz 58 Prozent) erlangt. Trotzdem will er nun mit Hilfe der Christlichsozialen, der ehemaligen Kollaboratoren aller Grade und des besitzenden Großbürgertums mit aller Gewalt die Rückkehr auf einen Thron erzwingen, auf dem er nur gegen den Mehrheitswillen des welschen Landesteils und den Widerstand der organisierten Arbeiterschaft regieren könnte. Aber das scheint diesem seltsamen Monarchen nichts auszumachen. Er ist offenbar entschlossen, aus der rückläufigen Zeitströmung soviel Vorteil zu ziehen, als nur irgendwie möglich ist, ohne

* Es geziemt sich, in diesem Zusammenhang auch zweier hervorragender Toter zu gedenken, die Frankreich beklagt. (Über den dritten, den Größten unter ihnen, findet der Leser einen besonderen Aufsatz an anderer Stelle dieses Heftes.) *Léon Blum*, der bedeutendste Kopf der französischen Sozialisten, war eine zwiespältige Natur. Hochbegabt und sehr kultivierten Geistes, ermangelte er doch der Verwurzelung in einer tiefer begründeten Lebens- und Weltanschauung. (In seinen jüngeren Jahren vertrat er ausgesprochen libertinistische Ideen.) Sein Sozialismus blieb darum ein ziemlich seichter Humanismus und Demokratismus, dem alle echte Verwirklichungskraft versagt war. Blums große Gelegenheit war die Volksfrontbewegung der dreißiger Jahre. Aber was er als Ministerpräsident der damaligen Linksregierung erstrebte und erreichte, war einesteils viel zu zaghaft und «reformistisch», um die fällige gründliche Neugestaltung von Frankreichs Staats- und Wirtschaftsordnung einleiten zu können, und anderseits doch schon fortschrittlich und bedrohlich genug, um den erschreckten Widerstand der Besitzinteressen herauszufordern, dem die Volksfront dann so ruhmlos erlegen ist. Blums Außenpolitik aber ist vor allem durch ihre Mitverantwortung für die verhängnisvolle Nichtintervention im spanischen Krieg gekennzeichnet und daneben durch jene schwächliche Nachgiebigkeit gegenüber dem Faschismus und Nazismus ganz allgemein, die ein paar Jahre später, unter den Nachfolgern des Volksfrontregimes, zu München und zum zweiten Weltkrieg führen sollte. (Daß Blum, wie jetzt bekannt wird, erhebliche «Verdienste» auch um die Wiederherstellung der sogenannten integralen Neutralität

sich über den Fortgang seines landesschädlichen Abenteuers schwere Gedanken zu machen. Nach uns die Sintflut!

Das ist anscheinend auch die Losung des Regimes de Gasperi in *Italien*. Von einer Wiederbelebung der arg daniederliegenden Wirtschaft des industriellen Nordens kann unter *seiner* Leitung trotz allen «Erfolgen» der Liberalisierungspolitik keine Rede sein. Im Süden aber sind die neuen Landbesetzungen – «die letzte Gebärde der Selbstwehr eines hungernden Volkes», wie man sie genannt hat – durch das Eingreifen der Staatsgewalt zum Stillstand gebracht worden, während sich die versprochene Bodenreform von oben immer eindeutiger als reines Täuschungsmanöver erweist. Die einzige Antwort, die die Regierung – sie ist wirklich nur der geschäftsführende Ausschuß der feudal-klerikal-kapitalistischen Oberklasse – dem rebellierenden Proletariat zu geben hat, sind neue Staatsschutzgesetze und eine Verstärkung des ohnehin schon übermäßig aufgeblähten Polizeiapparates. Das Gericht über diesen Frevel mag zögern – kommen wird es ganz sicher.

Es wird auch *Griechenland* nicht verschonen. Was man von vornherein erwarten mußte, ist hier nur zu rasch eingetreten: der Wahlerfolg der – sehr, sehr gemäßigten – Linken wird von den in Staat und Wirtschaft *tatsächlich* herrschenden Kreisen – Hof, Generalstab, Kaufmannschaft und Grundbesitzer – ignoriert und nach allen Regeln der Kunst sabotiert. Dank der Rechtsschwenkung der korrumpierten «Liberalen» ist jetzt eine Regierung in Bildung begriffen, in der wieder die alten Reaktionäre um Tsaldaris die Drähte ziehen werden, wenn nicht gar die offene Diktatur im Anzug ist, von der sich alle «staatserhaltenden» Elemente die sicherste Abwehr aller politischen und sozialen Reformen versprechen. Ob die Amerikaner, die bereits mit Einstellung der Marshallhilfe drohen, diese Entwicklung wirklich noch verhindern können, nach-

---

der Schweiz, also um ihre vollkommene Isolierung gegenüber der deutschen Gefahr, hatte, paßt ganz zu diesem Bild.) Die tapfere Haltung Léon Blums gegenüber Vichy und dem Hitlertum während des Krieges in allen Ehren; sie kann uns trotzdem nicht vergessen machen, was er vorher gesündigt und was er nachher dazu beigetragen hat, daß die französische Sozialdemokratie immer hoffnungsloserer Zersetzung und Entkräftung verfallen ist.

Emanuel Mounier, der Ende März so bestürzend jäh dahingegangen ist, war von ganz anderer Art als Léon Blum. Er gründete in einem lebendigen, selbständigen, fruchtbaren katholischen Glauben und entwickelte von hier aus jenen sozialistisch orientierten «Personalismus», der ihn ganz in die Nähe des religiösen Sozialismus brachte, wie wir ihn verstehen. Im «Esprit» schuf Mounier, dessen unerhörten geistigen Reichtum und feine Formenkultur man immer aufs neue bewundern mußte, sich und seinem Freundeskreis ein Ausdrucksorgan, das besonders nach dem Krieg zu einer der besten und größten Zeitschriften Westeuropas heranwuchs. Man fand darin immer auch jene so seltene Verbindung von freiheitlicher Gesinnung und sozialistischem Willen, die dem landläufigen bürgerlichen und sozialdemokratischen Antikommunismus tapferen Widerstand leistet und sich doch gegenüber aller kommunistischen Unduldsamkeit und Geistestyrannei völlige Unabhängigkeit des Urteils bewahrt. Möge diese Denkart auch fernerhin im «Esprit» eine gesicherte Heimstätte haben!

dem sie, zusammen mit den Engländern, seit fünf Jahren alles getan haben, um sie zu fördern, bleibt abzuwarten*.

Der Gesamtstand der demokratischen und sozialistischen Bewegung in Westeuropa erscheint so alles andere eher als erfreulich. Auch auf *England* kann man ja nur mit Sorge blicken. Die Labourregierung steht seit den Wahlen parlamentarisch auf denkbar unsicheren Füßen und kann jeden Tag fallen. Und was das schlimmste ist: sie hat diese Lage großenteils ihrer eigenen Schwachmütigkeit und Unentschiedenheit zuzuschreiben. Schon im Wahlkampf war die Haltung der Labourpartei viel zu sehr auf bloße Verteidigung, ja Entschuldigung eingestellt. Ihre offizielle Propaganda vermied es fast ängstlich, von Sozialisierung und Sozialismus zu reden, so daß in den schwankenden Mittelschichten vielfach der Eindruck entstand, es mache eigentlich keinen großen Unterschied, ob man konservativ oder Labour stimme. Viele Wähler dürften geradezu gefunden haben, eine konservative Regierung werde die «Fehler» der Labourpartei wieder gutmachen, während sie es kaum wagen werde, ihre segensreichen sozialen Errungenschaften anzutasten. Und jetzt scheint Leisetreten erst recht die Parole der Labourführung zu sein; «nur ja die Vorurteile des Kleinbürgertums gegen ein rotes Regime nicht noch weiter stärken, dann kommen wir am besten durch diese schwierige Zeit hindurch!»

Was aber die Außenpolitik betrifft, so besteht hier von vornherein kein grundlegender Gegensatz zwischen den beiden großen Parteien. Die Labourregierung verwaltet im großen ganzen einfach das Erbe der bürgerlichen Aera, und Churchill versäumte denn auch nicht, ihr im Unterhaus ermunternd zuzurufen: «Solange der Außenminister nach den politischen Richtlinien vorwärts marschiert, über die wir uns geeinigt haben, kann er auf eine überwältigende parlamentarische Unterstützung zählen.» Aus *diesem* Mund eine peinlich kompromittierende Kennzeichnung der gegenwärtigen Sachlage! Aber was will man? Weder der britische noch der übrige westeuropäische Sozialismus scheint sich klar darüber zu sein, daß eine sozialistische Innenpolitik mit einer von bürgerlich-kapitalistischem Geist eingegebenen Außenpolitik auf die Länge unmöglich zusammengeht; denn die übliche Behauptung, man könne doch ganz gut beides zusammen haben, man könne Hand in Hand mit den Vereinigten Staaten, der erklärten Vormacht des Weltkapitalismus, die antisowjetische Eindämmungs- und Aufrüstungspolitik mitmachen und gleichzeitig doch dem Kommunismus durch eine demokratisch-sozialistische Reformpolitik das Wasser abgraben, diese Behauptung erweist sich ja mehr und mehr als nicht nur gedankenlos und widersinnig, sondern auch als innerlich

* Unter amerikanischem Druck ist inzwischen die «liberale» Regierung Venizelos doch zurückgetreten und der ein paar Grade weiter links stehende General Plastiras mit der Aufstellung eines Kabinettes der Mitte betraut worden. Man wird sehen, wieweit es ihm gelingt, eine wirkliche Demokratisierung Griechenlands einzuleiten. (16. April.)

völlig unwahr. Machtmäßig-militärischer Kampf gegen den Weltkommunismus und freiheitlich-demokratischer Sozialismus zu dessen friedlicher Abwehr sind zwei gänzlich entgegengesetzte Methoden, die sich grundsätzlich wie praktisch ausschließen. In dem Maße, da man auf Waffengewalt vertraut, verliert man den Glauben an die Macht der Idee, und umgekehrt zerstört der Wille zu sozialistischer Verwirklichung notwendigerweise das Vertrauen auf den Erfolg einer militärischen Druck- und Drohpolitik gegenüber den kommunistisch regierten Ländern.

Das haben die Nutznießer des bürgerlich-kapitalistischen Weltchaos, die Hauptträger des bewaffneten Machtkampfes gegen den Kommunismus, längst begriffen; sie lehnen darum nicht nur den demokratischen Sozialismus erbittert ab, sondern stützen sich ganz bewußt auf alle nur irgendwie erreichbaren reaktionären Kräfte in der Welt, um die soziale Revolution mit Waffengewalt zurückzudrängen und zu zerstören. Die Sozialisten scheinen vielfach für diesen inneren Zusammenhang der Dinge einfach blind zu sein und lassen sich deswegen, aus antikommunistischer Leidenschaft, weithin als Hilfstruppen für eine Sache benützen, deren Sieg dem Sozialismus und der Demokratie den Tod bringen müßte. Man kann eben auch hier nicht zwei Herren dienen. Auch die Bekenner des demokratischen Sozialismus und erst recht die nach sozialer Gerechtigkeit dürstenden Christen werden zwischen den beiden widerstreitenden Grundauffassungen wählen müssen, sofern sie nicht bloß Bekenner, sondern wirklich Täter des Wortes sein wollen. «Leben und Tod habe ich euch vorgelegt, Segen und Fluch; so erwähle nun das Leben, auf daß du am Leben bleibest, du und deine Nachkommen!» Das gilt auch euch, ihr vielen unentschiedenen Christen und Sozialisten! Glaubet nur nicht, ihr könnet noch lange auf beiden Seiten hinken oder, falls ihr im Innersten schon Posto gefaßt habt, euch selbst oder der Welt verbergen, wo ihr tatsächlich steht! Seid redlich mit euch selber und mit uns andern! Entscheidet euch!

11. April 1950. *Hugo Kramer.*

BUCHBESPRECHUNGEN

Die Welt des Schweigens

Gedanken zu dem gleichnamigen Buch von Max Piccard

Im Eugen-Rentsch-Verlag, Zürich

Wie gut und wie notwendig war es, daß einer ein Buch über das Schweigen geschrieben, daß es Max Piccard geschrieben, dem es gegeben ist, über solch delikate, außergewöhnliche Dinge in feiner und außergewöhnlicher Weise zu schreiben.

Ein Buch über das Schweigen ist schon längst fällig gewesen. Es muß einem auffallen, daß das *Schweigen Gottes* zum Beispiel den Menschen so wenig aufgefallen ist. Wenn wir überhaupt mehr an Gott denken würden, müßte uns am meisten sein Schweigen auffallen, ja *aufs Gewissen* fallen. Es ist zwar gerade sein unerklärliches tiefes Stillschweigen, was heute viele Menschen Gott übelnehmen und an dem sie sich stoßen und ärgern. «Warum schweigt Gott?» «Warum redet er nicht?» «Warum greift er nicht ein?» So und ähnlich erhoben sich besonders seit dem Kriege viele Fragen. Diese Fragen sind ein Beweis, daß man vom Schweigen überhaupt nichts mehr weiß, nicht mehr weiß, daß auch das Schweigen überaus beredt sein kann. Gerade weil Gott Gott ist, weil er anders ist als wir Menschen, gerade weil Seine Gedanken nicht unsern Gedanken, *Sein* Denken und Urteilen den unsern nicht entsprechen, gerade darum *muß* Gott schweigen. Denn das Wesen des Menschen, des heutigen Menschen, ist das Gegenteil von Schweigen, sind der Lärm und das stete Wortgeräusch. Gott kann sich in dieser Zeit des Lärms, wo alle sich gegenseitig übertönen und überschreien wollen in Wort und Schrift und Lichtreklame, fast nur durch sein Schweigen von den Menschen unterscheiden. Die Erfindung des Radios hat die Reste des Schweigens noch vollends aus der Welt vertrieben. Was Max Piccard hierüber in seinem Kapitel über das Radio schreibt, ist leider nur zu wahr. Man kann oft sehen, wie Sommerfrischler oder Wochenendler aus der Stadt selbst in den wenigen Stunden der Entspannung und Erholung vom Stadtlärm *mit einem tragbaren Radio in der Hand über die Alpweiden gehen, um ja immer vom Lärm der Negermusik und der Radioreportagen begleitet zu sein!* So sehr ist der heutige Mensch an den Lärm gewöhnt, daß er keine Stunde ohne ihn sein kann. «So wie manche Menschen eines andern Menschen oder einer Beschäftigung bedürfen, nur um zu spüren, daß sie da sind, so spüren sich viele Menschen erst durch das Radio ... Es ist, als könne der Mensch mit der Welt nur noch durch das Radio in Beziehung treten. Aus dem Radio also bezieht der Mensch alles ...» Man sollte meinen, daß man geradezu aufatme, wenn man die Stadt hinter dem Rücken und in der freien Natur die Welt Gottes, die Welt des Schweigens, betreten hat. Ich habe es wenigstens immer als wohltätig, ja als göttlich empfunden, wenn ich jeweils von der nahen Stadt mit ihrem Jahrmarktslärm, mit ihrem Gerassel und Getute, mit ihrer Hast und Hetze in das stille Dorf zurückkehrte, wenn die letzten Häuser allmählich zurückblieben und auf einmal das stille Rauschen des Dorfbaches mein Ohr erreichte, der wie eine natürliche Grenze den geweihten Bezirk der stillen heimatlichen Scholle von der profanen Welt des Lärms, des Asphalts und der Ziegelsteine absonderte.

Gewiß, auch die Stille hat ihr Klingen, aber wie anders ist dies Klingen, wieviel göttlicher als aller Lärm und selbst die Musik, welche die Menschen machen. Auch das natürliche Leben und Weben, das noch nicht technisiert und motorisiert ist, hat seine Laute, aber wieviel schöner und friedlicher, menschlicher und heimeliger klingt dies Hantieren in Haus und Hof und Werkstatt, in Wald und Feld, als der Lärm der Maschinen und Motoren in Fabriken, auf den Straßen und in der Luft. Wie still und vornehm sind nicht schreitende Fußgänger, wie still und vornehm kommt nicht ein Wagen, eine Kutsche oder ein Schlitten daher, obwohl er von feurigen Pferden gezogen wird! Wie musikalisch sind nicht ein Pferdegetrampel, ein Hammerschlag der Schmiede, ein Hundegebell usw., während vorbeisausende Eisenbahnzüge und Lastautos Augen, Ohren und Nerven beleidigen. Auch hierüber schreibt Piccard wahre Worte: «Die großen Maschinen in den Fabriken sind so, als ob in die leeren Räume zwischen den Eisenstangen das Schweigen geschüttet und zu Lärm verarbeitet würde. Es ist, als ob sie alles Schweigen der Erde zermahlen wollten, ja als ob sie es schon zermahlt hätten und nur die letzten Bewegungen des Verdauens noch machten. Triumphierend stehen die Maschinen da, als ob sie sich jetzt auf eine andere Zerstörung besännen, nachdem die Zerstörung des Schweigens beendet ist. Denn die Stille, die da ist, wenn die Maschinen aufhören, sich zu bewegen, ist kein Schweigen, sondern Leere.» «Denn das Schweigen ist nichts Negatives nur, nicht bloß Abwesenheit des Lärms, ist nicht ein bloßes Nichtreden, es ist vielmehr ein Positives, es ist eine volle Welt für sich.»

Worte von Leonhard Ragaz

aus «Vom bösen Blick — und vom guten»

«Neue Wege» Februar 1945

Es bilde sich doch niemand ein, der böse Blick sei ein Zeichen besonderer Gescheitheit. Er ist es weder bei den einzelnen noch bei den Gemeinschaften. Der Sachverhalt ist genau umgekehrt: Es braucht viel mehr Geist, um das Gute als um das Böse zu sehen. Und dies in bezug auf beide Formen des Bösen und in bezug auf die öffentlichen Dinge wie auf die privaten, auf die großen wie auf die kleinen, auf die Menschen wie auf die Dinge, auf das Weltgeschehen wie auf das individuelle Erleben. Nichts ist leichter, als das Böse zu sehen. Es liegt auf der Oberfläche. Es drängt sich auch dem blöden Blick auf. Aber es fordert Geist, fordert Nachdenken, fordert Verständnis Gottes, um nicht nur das Gute zu erkennen, wo es sich offen zeigt, sondern es auch zu erkennen, wo es sich, bei Menschen und Sachen, verhüllt, ja es sogar dort zu erkennen, wo es im Gewande des Gegenteils auftritt. Das ist eine viel größere Kunst; das erfordert, noch noch einmal sei es gesagt, wirklichen Geist. Vielleicht heiligen Geist. Und dieser Geist allein ist Segen und Sieg. Er ist es überall!

Bessere Gerechtigkeit?

Es ist eine nur allzu bekannte Tatsache, daß über den Erfolg einer Bewegung weniger deren Programm als die eingeschlagene Taktik entscheidet. Wahlzeiten, wie sie verschiedene schweizerische Kantone gegenwärtig erleben, machen diese alte Einsicht immer neu lebendig. Man kann aus ihr zwei verschiedene Konsequenzen ziehen: «Taktik ist das Wesen der Politik» ist die eine dieser Konsequenzen, welche Menschen ziehen, die sich dann der reinen Taktik verschreiben und deren Politik sich im taktischen Ränkespiel erschöpft. «Mit dieser unsauberen Welt wollen wir nichts zu tun haben» ist die andere Konsequenz, welche Menschen ziehen, die mit aller Macht suchen, eine Ebene zu erreichen, die höher liegt als jene von dumpfen Lüften erfüllte Niederung.

Eines ist sicher: Die Welt, in der nur die Taktik gilt, ist eine grauenhafte Welt, in der die reine Luft zum Atmen fehlt, in der der Mensch schrecklich deformiert und vom Geiste getrennt wird.

Keineswegs sicher aber ist, ob das, was sich so leicht als höhere Ebene darbietet, wirklich höher liegt, ob der «überpolitische» Mensch wirklich über und nicht unter der Welt des Politischen lebt, ob der stolze «Überparteiliche» wirklich über und nicht unter den Parteien lebt. Denn was bietet sich als «höhere Ebene» an, was will die rein taktisch politischen Urteile ersetzen?

Köder für die Massen sind — in Wahlzeiten wieder besonders — moralische Gedanken und Urteile. Denn so sicher, wie nur wenige sich als vorwiegend politische Menschen fühlen, fühlen alle sich als vorwiegend moralische Menschen. Von daher haben die moralischen Urteile im politischen Raum ihr Gewicht und ihren Einfluß. Das Wahlflugblatt, das nur Versprechungen und Parteiprogrammpunkte enthielte, würde sicher verpuffen. Eines aber, das zum Beispiel einer angegriffenen Regierungsmehrheit Unsauberkeit vorwirft, tut seine Wirkung. Eine Weltmacht, der man politische Dummheiten oder Schwäche vorhielte, würde damit weder verfemt noch erledigt. Man zeihe sie aber unmoralischer Handlungen und sehe dann, was dabei herauskommt. Oder zu welchen Mitteln greift etwa das sich bedroht fühlende große Kapital, wenn es — zum Beispiel bei neuen Steuergesetzen — einer höheren Belastung entgehen will? Hat man es schon einmal erlebt, daß dann ohne moralische Sprüche gefochten wird? Taucht in solchen Fällen nicht immer wieder der Hinweis auf, eine solche Mehrbelastung einer Minderheit sei im Grunde eine unmoralische Handlung?

Moral gegen Politik, das scheint in der Tat eine einleuchtende Sache, Moral als Maßstab für die Politik, scheint der langgesuchte Stein der Weisen zu sein. Gegenüber der niederen Sphäre der reinen Taktik, die nur den eigenen Nutzen als Maßstab kennt, gegenüber der sumpfigen Sphäre, da nur gefühlsmäßige Sympathien und Antipathien die Urteile bestimmen, scheint die Moral in der Tat eine höhere Ebene darzustellen. Wer aber etwa — der politische Mensch tut das zwar selten — beim Suchen nach einem gültigen Maßstab auf Christus zu blicken und zu hören wagt, muß erkennen, daß hier, vor Christus, die Ebene der Moral nicht als die rettende höhere Ebene erscheint: «Ich aber sage euch: Wenn eure Gerechtigkeit nicht besser ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, werdet ihr nicht in das Reich der Himmel kommen.»

Die Pharisäer hatten eine hohe moralische Ebene, eine höhere als die schlauen, skrupellosen Sadduzäer, die Herodianer und Römlinge, die nur die Taktik zur Sicherung ihrer Stellung und ihres Besitzes kannten. Und doch ist auch diese Ebene dem Himmelreich zu fern. Denn der Mensch auf dieser Ebene ist der mit den gefüllten Händen, der mit dem Recht auf Gott, mit dem Besitz an Gott, ist der brave Sohn im Hause des Vaters, der scheel auf seinen irrenden Bruder sieht. Und diesen Händen, diesem Blick gibt der lebendige Gott sich nie mehr preis.

Auf dieser Ebene gibt es zudem eine fortschreitende Korruption, die heute schlimmer ist als zu Zeiten der alten Pharisäer. Die Grundhaltung des reinen Besitzbürgertums ist als solche zu unmoralisch, als daß ihre moralischen Gebote etwas anderes als Lüge sein könnten.

Die formalistische Proklamation der Rechtsgleichheit aller bei gleichzeitiger Anerkennung der Benachteiligung der Armen an den wirklichen Lebensrechten und Möglichkeiten, der Glaube, die durch den Vermögensbesitz geschaffene tatsächliche Ungleichheit beruhe auf Tüchtig-

keit einerseits und Unfähigkeit anderseits, ist eine Lüge. Sie liegt wie giftige Luft über unserer menschlichen Gemeinschaft, vergiftet die Volksgemeinschaft wie die Religionsgemeinschaft, die natürliche Freundschaft wie die kirchliche Kommunion.

Und moralische Urteile, auf diesem Boden erwachsen, was können sie wert sein? Genau so viel wie die Freiheitsdeklamationen derer, die nur die eigene Freiheit meinen und die der andern beschneiden oder zertreten! Genau so viel wie die beschwörenden Appelle unserer schweizerischen «Föderalisten», die, um die relativ hohe Besteuerung großer Einkommen und Vermögen durch die eidgenössische Wehrsteuer zu bodigen, bereit sind, einerseits den Bund in Schulden stecken zu lassen und anderseits ihren Kantonen erhebliche Mehrbelastungen aufzulegen in der Hoffnung, daß diese dann allerdings bei den zum Teil veralteten Steuerrechten von den finanzschwachen Volkskreisen zu tragen wären. Auf dem Boden dieser unmoralischen Moral verlieren die Dinge ihr wahres Wesen. Der Staat etwa wird zum Geschäft degradiert. Sein Maßstab bei der Besteuerung der Reichen soll die Konkurrenzfähigkeit sein, die Angst also, kräftige Steuerzahler zu verlieren, und die Sucht, neue zu erhalten. Auf diesem Boden wird das Glaubensbekenntnis zur Farce, weil ein die Klassenherrschaft anerkennender Christenglaube niemals Gemeinschaft, Bruderschaft in der Wirklichkeit, die mehr wäre als ein momentanes Aufflackern, zu geben vermag.

Auf diesem Boden ist die moralische Ebene niemals die höhere, der Politik überlegene Ebene, sondern nur ein Stück der Pharisäergerechtigkeit, eine Ebene, die unter Umständen noch unter der der reinen Taktik liegt.

Wer es mit der Taktik zu tun hat, kann zuzeiten taktische Erfolge erleben und — damit gerade in Gefahr geraten, als Meister der Taktik deren armer Sklave zu werden. Auf der moralischen Ebene kann der Mensch zuzeiten das Gefühl haben, er besitze das eigentliche moralische Recht. Dieses Gefühl ist in Entscheidungszeiten von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Es ist aber zugleich eine besondere Gefahr. Es beruhigt, es bannt uns in einen Kreis, es hält uns an einem Orte fest, es schließt uns in die Welt der Pharisäer ein. Das Erlebnis erfolgreicher Taktik und das Gefühl des Besitzes eines moralischen Rechtes sind besondere Gefahrenzonen.

Besser, Gott näher sollte die Gerechtigkeit sein als alles, was auf diesen Böden wächst. Nicht ist die unpolitische Haltung der Politik entgegenzustellen und nicht die Unmoral der Moral, aber auch wahrlich nicht die Moral der Politik. Es gibt nur einen wirklichen Gegensatz: eine vom Rufe Christi lebende Welt auf der einen und eine ihre Politik oder Unpolitik, Moral oder Unmoral als Heimatboden kennende Welt auf der andern Seite. Der Ruf Christi ist ergangen, wir dürfen die grundsätzlich höhere Ebene kennen, auf der der Mensch neu wird, ein Mensch mit leeren Händen und einem sich selber und den Vater kennenden

Blick. Die wirklich höhere Ebene ist nicht mehr eine, auf der man sicher und fest stehen, im Kreise laufen oder an Ort treten könnte. Sie ist die Ebene der Schreitenden, die darum, weil sie den Vater und sich selber kennen, mit einem neuen Blick und einer neuen Gebärde dem Reich dieses Vaters, dem wartenden Vaterhaus entgegengehen.

Wer auf diese höhere Ebene gerufen ist, kann weder auf taktische noch auf moralische Anforderungen ganz verzichten, aber er kann die Taktik wie die Moral erkennen und messen, er kann sie brauchen, ohne ihnen zu verfallen, und er wird vor allem bereit sein müssen, sich beide von Christus gründlich aus den Händen nehmen, zerschlagen und — aus neuer Einsicht, neuer Liebe — neu formen zu lassen. Diese Bereitschaft, dieser Verzicht ist der schwere Weg auf der Ebene Gottes. Beharren, im Kreise laufen, an Ort treten ist der täuschende und leichte Weg der Taktiker wie der Moralisten.

Der Sozialismus — und in besonderer Weise wohl der religiöse Sozialismus — steht wohl heute vor der Frage, ob sein Schicksalsweg ein wirkliches Schreiten oder nur ein unfruchtbares Treten an Ort sei. Wohl niemand kann heute diese Frage mit einem klaren Ja oder Nein beantworten. Sie wird aber zur bedrängenden Frage an jedem von uns, denn wir wissen, daß die Sklaven der Taktik und die moralistischen Pharisäer darin übereinstimmen, daß keiner von ihnen jemals wirklich schreitet, weder die sozialistischen noch die christlichen, noch die religiös oder christlich sozialistischen Taktiker oder Pharisäer. *Bruno Balscheit.*

Entstehung und Wandlung der marxistischen Weltanschauung

Der «Materialismus» Marxens ist aus der Auseinandersetzung mit dem «Idealismus» Hegels hervorgegangen und nur aus dieser Auseinandersetzung zu verstehen. Der Hegelianismus ist die Voraussetzung des Marxismus; umgekehrt ist der Marxismus die in die Geschichte eingegangene Verwirklichung der Hegelschen Freiheitslehre. Man kann Hegel neben Engels als Mitbegründer des «wissenschaftlichen Sozialismus» ansehen. Allerdings ist es ein zwiespältiges, ja tragisches Verhältnis, das zwischen Marx und Hegel besteht. Der Materialismus Marxens hat Hegels Idealismus zerstört, indem er ihn ergänzte. Marx fühlte sich von Hegel zugleich angezogen und abgestoßen, er hat ihn ebenso tief begriffen wie gründlich mißverstanden. Hegel erschloß ihm die abendländische Tradition, und er verstellte sie ihm wieder. Bei aller Zwiespältigkeit hat Marx dem posthumen Lehrer unverbrüchliche Treue bewahrt. In seiner deutschen Jugendzeit stand er intellektuell-sachlich im Banne des Meisters, während er persönlich-gefühlsmäßig von ihm weg-

strebte. Er vergleicht seine Stellung zu Hegel mit dem Verhältnis Roms zu Griechenland. Hegels «metaphysisches Universalreich» soll ähnlich traumhaft phantastischen Charakter haben wie der Eroberungszug Alexanders, während Marx für seinen »realen» oder «naturalistischen Humanismus» einen festen Stand auf der Erde erstrebte, wie ihn Rom innehatte. Die Auseinandersetzungen der Linkshegelianer, an denen er sich anfangs beteiligte, schob er als «Diadochenkämpfe» beiseite. Im Exil, nach der Begegnung mit der fortgeschrittenen, westeuropäischen Arbeiterschaft und Bourgeoisie, gewahrte er viel überholte und rückständige «deutsche Ideologien» an Hegel, ohne aber sein «Erbe», und das des deutschen Idealismus überhaupt, aufzugeben. Die Umformung des naturwissenschaftlich orientierten Materialismus der westlichen Aufklärung zu einem «historischen» oder «dialektischen» Materialismus ist durch das Festhalten am Idealismus Hegels (und Fichtes, dessen Einfluß auf Marx nicht unterschätzt werden darf) hervorgerufen.

Mit großer Gewissenhaftigkeit, Paragraph für Paragraph untersuchend, unternimmt Marx als erste veröffentlichte schriftstellerische Arbeit eine «Kritik der Hegelschen Staatsphilosophie». Die Staatslehre Hegels ist eine Verherrlichung der konstitutionellen Monarchie. Um das zu verstehen, muß man sich der oft vertretenen Meinung entschlagen, die in Hegel einen weltfremden Systematiker von pedantischer, logischer Konsequenz erblickt. Er, der Jugendfreund Hölderlins, blieb immer eine weltzugewandte Persönlichkeit von reichem Innenleben, aber unvollendeter Ausgeprägtheit des Charakters und Werkes, darin vielen Menschen jener Zeit ähnlich. Die Gegenstände der Außenwelt nahm er entgegen, wie die «Gelegenheit» sie ihm darbot. Er faßte sie tief auf, geheimnißte wohl auch von seinem Eigenen in sie hinein, aber er änderte nicht viel daran. Als Humanist sah Hegel im Staat die «sittliche Welt» der Antike, das «substantielle» Gemeinwesen der griechischen Polis. Zu ihr tritt das «moderne» Prinzip der individuellen Freiheit in Gestalt der «Moralität», sich als «Rechtschaffenheit» im freien Spiel der Kräfte in der bürgerlichen Gesellschaft und als «Vaterlandsliebe» im Staat verwirklichend. Beides, das antike «an und für sich seiende» Wesen und das persönliche Prinzip der Gemeinschaft, schließt die «Spitze» des konstitutionellen Monarchen zu einer lebendigen Einheit, zum «Organismus» zusammen. Diesem formalistischen und kompromißfreudigen Nebeneinander von Staat und bürgerlicher Gesellschaft stellt Marx die Forderung eines Gemeinwesens aus einem Guß entgegen: das «wirkliche Volk» oder die «Demokratie» — die Keimzelle der späteren kommunistischen Gesellschaft —, in der der Zweck des Ganzen sich in jedem einzelnen und nicht nur in der Person des Monarchen verkörpert. Über die konstitutionelle Monarchie ist die deutsche Geschichte hinweggegangen; ihre Widerlegung durch Marx war dabei wenig wirksam. Das Bedeutsame an der «Kritik» ist, daß sie unterscheidet zwischen der Zeitanpassung Hegels, dem «Stück Philisterzopf», das Engels den «Olym-

piern» Hegel und Goethe anhängen sah, und dem bleibenden «Großen und Tiefen» der Hegelschen Philosophie. Das Große und Tiefe an Hegel ist sein Freiheitsbegriff, den er am ungetrübtesten im ersten «revolutionären» Hauptwerk, der «Phänomenologie des Geistes», entwickelt. Auf die Phänomenologie greift Marx zurück; sie wird der Ausgangspunkt des wissenschaftlichen Sozialismus, ohne deren Kenntnis kein gründliches Verständnis des historischen Materialismus möglich ist. Das Thema der Phänomenologie gibt der Leitsatz der Vorrede: «Die Substanz ist das Subjekt.» Das ist in Hegels eigenwilliger Sprache ausgedrückt und besagt: Die Substanz ist das Gemeinwesen als «Bestehendes», das das Individuum in «unmittelbarer» Einheit in sich befaßt. Durch das Handeln als «ausschließendes Eins» oder das negative «Böse» vermittelt sich das Individuum mit dem Gemeinwesen und macht es zum Subjekt, dem «Wir des Geistes». Dieser Grundgedanke der Phänomenologie wird bei Marx zum «Sprung aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit». Die Freiheit ist das gemeinsame Anliegen von Hegel und Marx. Freilich nur im Ansatz; in der Ausführung gehen sie sogleich verschiedene Wege.

Hegel leitet die Freiheit aus dem «Geiste» ab. Phänomenologie ist «Lehre vom erscheinenden Geiste». Auch hier ist zum Verständnis die Zurückweisung eines Vorurteils notwendig, nämlich des Vorurteils von der «monistischen» Tendenz Hegels. Als Kantianer und Zusammenfasser der neueren europäischen Philosophie geht Hegel vielmehr überall vom Dualismus, von der Trennung und Gegensätzlichkeit aus. Demgemäß entspringt ihm der Geist aus zwei verschiedenen Sphären, der Religion, dem «Selbstbewußtsein des Geistes an und für sich», und der Philosophie, dem Selbstbewußtsein des Einzelmenschen. Aus dem Zusammenwirken dieser beiden Bereiche, des kosmisch-göttlichen und des natürlich-individuellen, entsteht das «Dasein» oder die «Wirklichkeit», die deswegen keine einheitlich-geschlossene Welt, sondern mit der «Zufälligkeit» behaftet ist, weil beide Faktoren nicht sogleich ineinandergreifen, sondern erst im «Weltprozeß» zum Ausgleich gelangen. Gott hat die Wirklichkeit in sich «eingeschlossen» und «entäußert» sie zur Natur. Er geht vom Denken zum Sein, von innen nach außen. Demgegenüber ist das Individuum das «Insichgehen» der Natur. Der Mensch geht vom Sein zum Denken, von außen nach innen. Gott «steigt hinunter» vom Allgemeinen zum Besondern, der Mensch «erhebt sich» vom Besondern zum Allgemeinen. Gott ist das «sich preisgebende» positive Gute, der Mensch das sich absondernde negative Böse. Beide stoßen zusammen und beginnen sich zu vereinigen in der Menschwerdung Gottes. Gott wird «daseiendes einzelnes Selbstbewußtsein», stirbt als einzelner und aufersteht zur «Gemeinde», zur Gemeinschaft mit den Individuen, die Geist wird. Geist ist das Zusammenfallen der «Momente» der Weltbewegung, des Guten und des Bösen, des Positiven und des Negativen, des Allgemeinen und des Besonderen zum «einzelnen». Geist ist das «in sich

zurückgekehrte» Selbst oder das «Selbstbewußtsein, das in seinem Anderssein als solchem bei sich ist», das Resultat sowohl des «Entäußerns» wie des «Insichgehens». Die Weltanschauung Hegels entspricht den Kreisläufen des Seins, die die mittelalterlichen christlichen Denker entwarfen, und der altindischen Alleinheitslehre, auf die Hegel selbst in seiner «Enzyklopädie» Bezug nimmt. Der bekannte Ausspruch Hegels: «Wer die Welt vernünftig ansieht, den sieht sie auch vernünftig an», entspricht der indischen Anweisung: «Tat twam asi (das, nämlich der Gegenstand bist du).» Geist bedeutet die Gleichheit von innen und außen; Gott ist völlig Welt, die Welt ist völlig Gott geworden. Hegel nennt diese Lehre auch Mystik und setzt das «Mystische» mit dem «Spekulativen», dem eigentlichen Grundgehalt seiner Philosophie gleich. Im absoluten oder spekulativen Wissen, das ist im bewußten, in sich zurückgekehrten Selbst sind, wie das Positive und Negative, Religion und Philosophie, das Gute und Böse, so auch Offenbarung und Vernunft eins geworden oder miteinander «versöhnt». Hegels Freiheit ist die «Versöhnung».

Marxens Freiheit dagegen ist die «Revolution», und die Revolution wird für unvereinbar mit Hegels Geistlehre erklärt. In seiner «kritischen» Periode vor dem Exil läßt Marx den einen individuellen Faktor der Geistlehre, die Philosophie, bestehen, aber ihr einziger Inhalt ist, den anderen kosmischen Faktor, die Religion, als «Illusion» zu entlarven. Hegels Kreislauf vom Entäußern des Geistes zur daseienden Natur hin, zum Insichgehen der Natur in die Individualisation ist für Marx nur das «Insichkreisen der Abstraktion», Ausdruck der sehnsuchtsvollen «Langeweile» des abstrakten Denkers, der «nach Sinnlichkeit dürstet». Vom Beginn des Exils ab wird auch die Philosophie zum bloßen «Ausdruck» der gesellschaftlichen Verhältnisse, «Reflex der Wirklichkeit» wie die Religion. Das Selbstbewußtsein ist freilich auch für Marxens Revolution konstitutiv, als das Vermögen des Menschen, «seine Geschichte zu machen» und den Sprung von der naturwüchsigen Notwendigkeit zur Freiheit, zur Herrschaft über die Natur und zur Kontrolle der eigenen gesellschaftlichen Aktion zu tun. Dies Bewußtsein ist eine Gabe, mit dem die «Natur» den Menschen ausgestattet hat. Was es für die Natur bedeutet, daß sie Selbstbewußtsein hervorbringt, danach fragt Marx nicht, will er nicht fragen. Hätte er gefragt, so würde es sich gezeigt haben, daß gerade für den Standpunkt des naturalistischen Humanismus das Bewußtsein des Naturwesens Mensch Bewußtsein der Natur selbst sein müsse, also etwas ganz Ähnliches wie Hegels «Insichgehen». Die Abstinenz vom Fragen ist gerade der Witz bei Marxens Standpunkt. Der Mensch soll nicht denken, sondern handeln.

Bei näherem Vergleich der Geschichtsauffassung Hegels und Marxens verliert der Gegensatz an Schärfe, ja das Verhältnis beider zum Geist kehrt sich um. Nicht Hegels Kompromiß des konstitutionellen Staates, sondern Marxens klassenlose Gesellschaft ist die Verwirkli-

chung der Freiheit. Hegel macht theoretisch das Selbstbewußtsein zur Grundlage der Freiheit, durch die praktische Nichtverwirklichung derselben untergräbt er das Selbstbewußtsein. Marx verwirklicht die Freiheit, das kommt dem Selbstbewußtsein zugute. Hegel tötet den Geist, indem er die geschichtliche Entwicklung ihrer Triebkraft beraubt und zum vorzeitigen Abschluß bringt. Marx macht den Geist lebendig, dadurch, daß er der Geschichte neue Triebkräfte einfügt. Marx wird zum Anwalt der Religion, in dem er Hegels Beibehaltung des unter der antiken Universalmonarchie herausgebildeten abstrakten «Rechtszustandes» die Anpassung der Eigentumsverhältnisse an den «wirklichen Menschen» entgegenstellt. Am Ende hat freilich Hegels praktische Verleugnung der Freiheit die gleiche Folge wie Marxens theoretische Abdankung des Selbstbewußtseins: das Anlangen beim Kollektivismus. Die sich bekriegenden «Volksgeister» Hegels lassen genau so wie Marxens kämpfende Klassen den selbstbewußten Einzelnen und den selbstbewußten Gott «unversöhnt» in sich versinken.

Der grundlegende Begriff der Hegelschen Geschichtsphilosophie ist die «Entfremdung» und ihre «Aufhebung». Entfremdung ist die Steigerung der Individualisation, des Insichgehens zum Bösen; der biblische Sündenfall, geschichtsphilosophisch zugeschnitten und auf die Auseinandersetzung mit den Zeitgenossen, besonders die vorhergehende Aufklärung, zugeschnitten. An einer Stelle der Phänomenologie nennt Hegel die Entfremdung die «abstrakte», das ist absondernde, tötende Negation. Die Aufhebung der Entfremdung ist die «Negation des Bewußtseins, welches so aufhebt, daß es das Aufgehobene bewahrt und erhält und hiermit sein Aufgehobenwerden überlebt». Die Negation des Bewußtseins ist die «Dialektik», das ist die individuell-menschliche Seite der geschichtlichen Entwicklung, die durch das Hinzutreten der religiösen oder universellen Seite erst zur vollen geistigen oder geschichtlichen Wirklichkeit ergänzt wird. Der Entfremdung und ihrer Aufhebung beim Menschen steht die Offenbarung und Erlösung Gottes gegenüber. — Wie das Gemeinwesen in der Rechtsphilosophie, das aus Familie, Wirtschaft und Staat zusammengesetzt war, ist auch die Entfremdung dreischichtig. Die Schichten durchdringen einander, was im Wesen des Geschichtlichen liegt, aber auch durch Unklarheit der Begriffsbildung hervorgerufen ist. Der Wirtschaft und ihrem System der Bedürfnisse liegt die Ernährung zugrunde, die den menschlichen und tierischen Individuen gemeinsam ist. Auch die Tiere sind «eingeweiht in die unterste Schule der Weisheit, nämlich in die alten Eleusischen Mysterien der Ceres und des Bacchus — das Geheimnis des Essens des Brotes und des Trinkens des Weines», in dem sich die «selbstlose Natur dem selbstischen Dasein» darbietet und «das geistige Dasein berührt». Auch die Tiere haben Anteil an der Entfremdung. Sie erfahren wie die Menschen den Eingang der Natur in der entfremdeten Form der «Begierde», die auf die «Vernichtung» des Gegenstandes ausgeht. Die Wirtschaftsauffassung der Spätantike und

der Aufklärung mit ihrer Abzweckung auf den «Nutzen» ist die auf die Spitze getriebene Begierde. Die zweite Schicht der Entfremdung ist der Staat. Er entsteht dadurch, daß die Begierde den «Kampf auf Leben und Tod» zwischen den Menschen stiftet, der seinerseits den «Gegensatz von Herr und Knecht» erzeugt. Um sein Leben zu erhalten, tritt der Besiegte in den Dienst des Siegers, verschafft ihm als Herrn den «Genuß», das heißt die Befriedigung seiner auf die Vernichtung des Gegenstandes ausgehenden Begierde, während die Begierde des Knechtes durch die «Furcht des Herrn» gehemmt wird und die Erfahrung der Selbständigkeit der Außenwelt macht. Die «gehemmte Begierde» wird zur Arbeit oder zum Bilden, das ist zur «Macht über das ganze gegenständliche Wesen». In der gegenseitigen «Anerkennung» von Herr und Knecht entsteht der Staat als das Gemeinwesen des «freien Volkes», in dem alle als Regierung befehlen und als Bürger gehorchen. In die Wirtschaft oder «bürgerliche Gesellschaft» wirkt diese Anerkennung nur indirekt, gebrochen hinein, teilweise wirbt hier der Gegensatz von Herr und Knecht unaufgehoben weiter. Ist der Staat durch das Kain-Abel-Motiv begründet, so die Familie, die dritte Schicht, durch das Adam-Eva-Motiv, das mit der Schuld der griechischen Tragödie verschmolzen wird. Im Handeln der Tragödie emanzipiert sich das Individuum von seinem Geschlechtscharakter und stürzt damit die «sittliche Welt» der Antike, die auf dem Ineinander von Mann und Weib, Bruder und Schwester, Eltern und Kindern, menschlichem und göttlichem Gesetz, Staat und Kultgemeinde beruhte, in die «Unwirklichkeit der Gesinnung». Durch das individuelle Handeln des Helden der Tragödie (und Komödie) entsteht aus der Sippengemeinschaft der antiken Polis die Personengesellschaft der spätantiken Universalmonarchie, der «Rechtszustand», der durch die «Abstraktheit» des Eigentums ausgezeichnet ist. Das abstrakte Recht des aus den natürlichen und sozialen Zusammenhängen gerissenen, nur dem «Nutzen» unterstellten Eigentümers ist der höchste Ausdruck der Entfremdung. Zur vollen Verwirklichung gelangt der antike Rechtszustand erst in der neuzeitlichen europäischen Aufklärung, die Fichte das «Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit» genannt hatte. Im Abschnitt der Phänomenologie: «Der sich entfremdete Geist, die Bildung», untersucht Hegel die Aufklärung und stellt sie folgendermaßen dar: Der Bildung oder Arbeit und ihrem «Reich der Wirklichkeit», Staat und Wirtschaft umfassend, steht das Reich des Geistes «jenseitig» gegenüber, zusammengesetzt aus Religion und Wissenschaft, oder «Glaube und reiner Einsicht». Beide Bereiche sind wieder in sich gegensätzlich oder entfremdet. Das Reich der Wirklichkeit zerfällt in das «edelmütige» und «niederträchtige Bewußtsein», Vorläufer der Marxischen Bourgeoisie als der herrschenden und des Proletariats als der unterdrückten Klasse; im Reich des Geistes zersetzen sich Glaube und reine Einsicht gegenseitig zu den Weltanschauungen der «reinen Materie» und des

«höchsten Wesens», des Materialismus und Deismus. Die biblische Sünde wird also zur Absonderung oder «Abstraktion». Sie ist der Todfeind des auf die «Totalität» eingeschworenen deutschen Idealismus.

Diesen Begriff der Entfremdung übernimmt Marx mitsamt seiner Zuspitzung gegen die Aufklärung. In den Marxischen Frühschriften spielt die Entfremdung, auch Entmenschung genannt, eine womöglich noch zentralere Rolle als bei Hegel. Später entfällt der Name, aber die Sache bleibt. Die Entfremdung betrifft das ganze Wesen des «wirklichen» Menschen, und das ganze Wesen ist die Arbeit oder «Selbstbetätigung» des Menschen. Marx vergleicht die Arbeit mit der Sonne. Wie die Sonne Ursprung alles irdisch Seienden ist, so ist die Arbeit Ursprung alles geschichtlich-gesellschaftlich Existierenden. Das Denken ist eine besondere Art der geteilten Arbeit, nichts anderes. Daher tritt die «Nationalökonomie» mit ihrem umfassenden Arbeitsbegriff das Erbe der Hegelschen Philosophie an, wie Hegel mit seinem als theoretische Arbeit gefaßten Begriff der Philosophie die ganze bisherige Philosophie in sich befaßt. Das ist die Tendenz der Marxischen Schrift «Nationalökonomie und Philosophie». Die Entfremdung der Arbeit besteht darin, daß sie die Selbstbetätigung zur geteilten Arbeit macht, daß sie das Individuum unter die Arbeitsteilung und unter die auf dieser Teilung beruhende Sozialordnung «subsumiert». Der Marxische Entfremdungsbegriff ist einheitlich gegenüber der Dreischichtigkeit der Hegelschen Entfremdung, wie auch seine Gesellschaft einheitlich ist gegenüber der «Dreigliederung» Hegels. Marx spricht einmal von dem «gesellschaftlichen Fluch», der auf der Arbeitsteilung ruht. Dieser Fluch gipfelt wie bei Hegel in der Aufklärung, nun nicht in deren kulturell-weltanschaulichen Gepräge, sondern in deren gesellschaftlich-wirtschaftlicher Struktur, der entstehenden «großen Industrie» mit ihrem Gegensatz von Bourgeoisie und Proletariat, herrschender und unterdrückter Klasse. Die Entfremdetheit der Bourgeoisie besteht darin, daß sie die zur Fortsetzung der Arbeit unerläßliche, aufgehäufte Arbeit, das «Kapital», in der zufällig zersplitterten und abstrakten, als «Geld» sich ausdrückenden Form des Privateigentums besitzt, während der Proletarier, der «Arbeiter» schlechthin, von seiner Lebensquelle, dem Kapital, ausgeschlossen und zu mechanisch-entmenschter Tätigkeit verurteilt ist. Die Weiterverfolgung der Stellung Hegels und Marxens zur Aufklärung zeigt den charakteristischen Gegensatz. Hegel ist Relativist und Skeptiker genug, um das Reich des Geistes und der Wirklichkeit zu trennen. Marx läßt das Hegelsche Reich des Geistes außer Betracht, soweit es den Glauben an ein «höchstes Wesen« betrifft. Die «reine Materie» übernimmt er in sein Reich der Arbeit. Und diese Materie ist für ihn «Wahrheit». Marx kann ohne Wahrheit nicht leben, Hegel kann es. Nun soll die «reine Materie» zwar keine Weltanschauung sein, sondern nur die methodische Gewißheit der mit der Arbeit gegebenen «Selbständigkeit» der bearbeiteten Gegenstände. Allein die Materie ist im historischen Materialismus

mehr als «Ideologie», bloßer «Ausdruck» der Arbeit; sie kann ihren «Absolutheitscharakter» nicht verleugnen.

Den gleichen Selbstwiderspruch, der Marx auf theoretischem Gebiet zustößt, erfährt Hegel auf dem Felde der Praxis. Seine Aufhebung der Entfremdung läuft zurück in die «Unwirklichkeit der Gesinnung», in der er die sittliche Welt der Antike durch die «Schuld» der Tragödie untergehen ließ. Hegel gründet sein Reich der Freiheit auf den Gesamtwillen des politischen Staates und die Moralität der bürgerlichen Gesellschaft, die beide nach seiner Darstellung ein bloßer Formalismus sind. Die Umgestaltung des Eigentums, das der Inhalt dieser Formalismen ist, unterbleibt ganz und gar. Das «abstrakte Recht» des Eigentums wird in der Phänomenologie wie in den «Grundlinien der Philosophie des Rechts» unverändert in die Sphäre des Staatlichen und Moralischen übernommen. Diese Unterlassung, die sich bei Kant und Fichte nicht findet, ist Hegel nahegelegt durch die subjektivistische Grundstruktur des Idealismus, der die letzten Reste des Kantischen «Dings an sich» zu beseitigen strebte; ausgelöst ist sie aber durch die menschliche Schwäche Hegels. Die auch nur theoretische Umgestaltung der Eigentumsordnung setzt die Überwindung vieler Widerstände voraus; dieser Aufgabe war Hegels konservative und konziliante Persönlichkeit nicht gewachsen und zog sich daher auf den reinen Reflexionsstandpunkt zurück.

An diesem Punkt greift Marx mit starker Hand und unbeugsamem Charakter ein und rettet das ursprüngliche Freiheitsanliegen Hegels, des deutschen Idealismus und der neueren europäischen Philosophie überhaupt. Er vollzieht theoretisch und praktisch die wirkliche Vereinigung von Proletarier und Bourgeois in der Revolution, die Hegel nur in der «Sprache» der «Empörung» und «Zerrissenheit» vollzogen hatte. Die «Aufhebung der Arbeit», das ist der geteilten Arbeit, löst zum ersten Male in der Weltgeschichte das Individuum aus seinen Standes- und Klassenschranken, die ihm in der christlichen und humanistischen Ethik — mit Ausnahme einiger Sekten — stets angehangen hatten. Die Vergesellschaftung des Privateigentums ermöglicht die Umbildung der Gesamtgesellschaft zu einer «sozialen Macht», die reich und kraftvoll genug ist, um ihre Glieder nach der Regel Saint-Simons leben zu lassen: jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen. Die sozialistische Gesellschaft ist die subjektgewordene Substanz der Phänomenologie. Marx faßt das so, daß die Mitglieder der Gesellschaft sich gegenseitig Subjekt und Objekt sind. Subjekt sind sie, indem sie auf die andern Menschen einwirken und sie leiden, das ist sinnlich empfinden machen. Objekt sind sie, indem die andern auf sie wirken und sie «leiden» lassen. Die Vereinigung des Tuns und Leidens zu einem in sich übereinstimmenden Ganzen ist erst ein wirklicher «Organismus». Durch die tatsächlich vollzogene Umbildung des «Rechtszustandes» fühlt sich Marx im Besitz des Schlüssels zur Hegelschen Geschichtsphilosophie und berufen, sie neu auszulegen. In bezug auf Hegels Geschichtsphilosophie

hat Marx richtig erkannt, daß man sie «aufheben muß, um sie zu verwirklichen». Unglücklicherweise dehnt er diesen Satz aus auf die Hegelsche Geistlehre, an der er das «Große und Tiefe» schließlich doch nicht erkennt. Er gibt der Geistlehre als der «Lüge des Prinzips» Schuld an der Unfähigkeit Hegels, die Wirklichkeit umzugestalten. Marx hatte das Zeug dazu, die Hegelsche Geistlehre von ihrer praktisch-sozialen Unfruchtbarkeit zu befreien. Statt dessen läßt er sich von Hegels Schwäche in der Ausführung seines Prinzips dazu verleiten, das Prinzip selbst zu verwerfen und Hegels Idealismus durch seinen Materialismus «vom Kopf auf die Füße zu stellen». *Fr. R.*

(Schluß folgt.)

Der wirkliche Shelley

In Paris feierte man diesen Winter das fünfzigjährige Bestehen der «Cahiers de la Quinzaine», eines ganz besondern Genres der Veröffentlichung – Mittelding zwischen Buch und Revue –, die den Ehrgeiz hatten, gegen die konformistische oder korrumptive Literatur der Zeit zu wirken und tatsächlich einen sehr bedeutenden Einfluß auf die französische Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausübten. Angeregt wurden sie durch Charles Péguy, zu dessen Gedächtnis kürzlich an der Sorbonne eine feierliche Huldigung stattfand. Péguy war ein origineller und typisch französischer Dichter, zweifellos unzugänglich dem Nichtfranzosen, der sich mit seinem Schaffen vertraut machen möchte.

Als ein zum Katholizismus bekehrter Sozialist, der jedoch immer ein unbeugsamer Gegner jeder Anpassung blieb, war Péguy vor allem ein Mystiker, ein «Chevalier des Absoluten», möchte man sagen, der, wie die meisten den Anforderungen und Kompromissen dieser Welt schwer sich anpassenden Menschen, jung sterben mußte. Freiwilliger Kämpfer, fiel er im August 1914 als einer der ersten im deutschen Kugelregen. Er hinterließ ein reichhaltiges, aber unvollständiges Werk.

Interessant ist die Feststellung, daß Péguy, der sein Leben lang mit unerhörten materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, nur Feinde und ganz wenige Freunde hatte. Die bereits zum Erfolg gelangten Schriftsteller hatten die Tendenz, ihn als einen Versager, zumindest aber als einen «Bohemien des Gedankens» zu betrachten, kurz als einen, der den zweifelhaften Ruhm des «Quartier latin» genießt. Und doch sollte ihm nach seinem Tode ein posthumer Ruhm zuteil werden. So zählt Péguy in unserer Zeit fast nurmehr Bewunderer und Freunde, wobei zu ersteren jene Reaktionären und Klerikalen gehören, die er zeitlebens verabscheut hatte und die jetzt, im Schutz des reinen und großen Andenkens, sich seiner zu bemächtigen versuchen, um ihn für ihre geheimen Zwecke auszunützen. Doch gelingt ihnen dies nur, indem sie den wesentlichsten, den

ureigensten Teil seines Schaffens und seiner Botschaft unterschlagen, wie dies so treffend Romain Rolland in seiner liebevollen, Péguy gewidmeten Biographie ausgesprochen hat: «Der große Profit, die Welt der Banken und Geschäfte, der Kapitalismus, das war für ihn die Hölle.» Dies entspricht durchaus den Tatsachen. Für Péguy war die Welt des Geldes die Inkarnation des Bösen schlechthin, und mit unerbittlicher Strenge klagte er ein Regime an, das irdischen Genuß und irdisches Glück nur einigen wenigen zuteil werden ließ, die es durch Geschicklichkeit verstanden hatten, die öffentlichen Reichtümer für sich in Anspruch zu nehmen, während man duldet, daß neun Zehntel der Menschheit unter der Sorgenlast um das tägliche Brot buchstäblich erdrückt werden, wozu noch kommt, daß der aufreibende Daseinskampf keinen Raum mehr läßt für den Gedanken an das andere, das himmlische Brot. Péguy hat nie aufgehört, eine «Gemeinschaft der Ungerechtigkeit und des Hasses zerstören zu wollen, für die das Elend ein Instrument der Unterjochung ist», und er verschweigt nicht, welcher Art diese Revolution sein sollte: «eine industrielle, wirtschaftliche, soziale Revolution», und wenn – so sagte er noch im September 1913, also wenige Monate vor seinem Tode – die Priester mißtrauisch werden (und fügte diesen Worten prophetisch hinzu: «Wenn ich nicht mehr bin, werden sie anfangen, Vertrauen zu haben»), so deshalb, weil in seinen Augen das Unglück des Christentums darin bestand, durch die Schuld der Christen sozial nicht mehr die «Religion der Tiefe» zu sein, sondern «sozial nurmehr eine Art elender distinguierter Religion, was in direktem Gegensatz zu ihrer Gründung steht».

Charles Péguy ist übrigens kein vereinzelter Fall; ein derart tragisches Mißverständnis war leider nur allzuoft das Los von allen Neuerern und Nichtkonformisten unter den Schriftstellern, deren Meinungen und mehr noch deren geistige Haltung in heftigstem Widerspruch standen zu jenen ihrer Zeitgenossen. Dies beweist ein kleines Buch, das vor einigen Jahren in England erschienen ist: «Percy Bysche Shelley, Dichter und Pionier», dem man eine ganz andere Vorstellung verdankt als die, die man sich gewöhnlich bei uns über den großen lyrischen Dichter Englands macht. Zu welcher irrigen Vorstellung ganz besonders die an sich wohl sehr fesselnde, aber durchaus oberflächliche und haltlose Biographie von André Maurois beigetragen hat. So kommt es, daß Shelley als Dichter Gegenstand uneingeschränkter Bewunderung ist, während man der Neigung huldigt, seine Gesinnung und seine Ideen als Mensch nicht ernst zu nehmen. Und doch sind es gerade diese, die seine Muse entscheidend inspirieren, so daß es schon mehr als Leichtfertigkeit ist, sie nicht ernstlich in Betracht zu ziehen.

Es ist wahr, daß man uns Shelley gern als Träumer zeigt, als liebenswürdigen Scher, als ätherisches und himmlisches Wesen, das natürlich sofort den Boden unter den Füßen verlor, sobald es sich darum handelte, der realen Wirklichkeit nahezukommen, um sie umzugestalten. Noch einmal sei es gesagt: diese Art zu sehen verrät eine Trägheit des Geistes,

die sich allzu leicht damit begnügt, sich auf die mannigfachen Vorurteile und Parteinahmen der Zeitgenossen des Dichters zu berufen; denn sie hatten Gründe, warum sie die religiösen, politischen und sozialen Anschauungen Shelleys herabzusetzen oder in Mißkredit zu bringen suchten, weil sie nämlich daran Anstoß nahmen und weil sie sich dadurch vor allem in ihren Interessen und ihrer Lebensweise bedroht fühlten.

Wie dem auch sei, das zitierte Buch von Henry S. Salt wird nutzbringend dazu beitragen, die allgemeine Meinung über Shelley zu revidieren. Der Verfasser weist uns auf eine bisher fast unbekannte Tatsache hin: daß nämlich Shelley zu seinen Lebzeiten durchaus nicht einstimmig als der große Dichter anerkannt worden war. Im Gegenteil, die Anerkennung seines Genies mußte allmählich und mit viel Mühe den Kritikern beigebracht werden, gleichsam als unangenehme, aber schon derart auffallende Erscheinung, daß es zu einem gewissen Zeitpunkte nicht mehr möglich war, sie zu verkennen. Im Jahre 1821 wies die «Quarterly Review», eine in literarischen Kreisen als Autorität eingeschätzte Zeitschrift, in sehr ernstem Tone darauf hin, daß Shelleys Verse der Musikalität und des gedanklichen Gehalts ermangelten, zwei unbedingt erforderliche Qualitäten, ohne die von großer Dichtung keine Rede sein könne. Die «Gazette Littéraire» bekundete in ihrer Nummer vom 9. September 1820 Shelley gegenüber die nämliche verächtliche Art und bezeichnete dessen Meisterwerk «Der befreite Prometheus» als «stupide Unzuträglichkeit eines schwärmerischen Träumers». Es fiele uns leicht, noch mehrere solcher Äußerungen zu zitieren.

Vierzig Jahre später sind wir Zeugen eines völligen Wandels. Die gleiche «Quarterly Review» spricht nun eine ganz andere Sprache und lobt vor allem den «Befreiten Prometheus» als eine «auserlesene, hohe und ergreifende Dichtung». In seiner Gesamtheit wird uns das Drama als «ein großes, von reinstem klassischem Geist inspiriertes Werk» dargestellt. Und der Kritiker, der Shelley diese posthume Huldigung zuteil werden ließ, versuchte, den einst von seinem Vorgänger in der nämlichen «Revue» begangenen Irrtum dadurch abzuschwächen, daß er gleichsam als mildernde Umstände ins Treffen führte, daß Shelleys politische und soziale Ketzereien die Menschen seiner Zeit so sehr beeinflußt haben mußten, daß sie sein literarisches Genie außer acht ließen. Wenn dies zutrifft, wie ist es dann möglich, immer noch darauf zu beharren, daß diese politischen und sozialen Anschauungen nicht ernst zu nehmen sind und sie nicht gründlich zu studieren angesichts der Ereignisse, die dem 19. Jahrhundert ihren Stempel aufgedrückt haben?

Man nimmt allgemein an, daß von den sozialen Problemen sich vor allem zwei dem modernen Bewußtsein aufdrängen, auf daß sie eine der Gerechtigkeit entsprechende Lösung fänden: es ist das Problem der Emanzipation der Arbeiterklasse und der Emanzipation der Frau. Und ist es nicht gerade bei Shelley ein Beweis seiner Hellsichtigkeit und Klugheit, daß er als einziger unter den Dichtern seiner Zeit eben diese beiden

Probleme scharf ins Blickfeld rückte und mit sicherem Instinkt die Wege wies, die die Reformatoren der Zukunft zu beschreiten hätten, um ihre Lösung zu versuchen? Andere Dichter vor und nach ihm haben in ihren Versen die Brüderlichkeit und Menschenliebe besungen; doch unterscheidet sich Shelley dadurch, daß er, zweifellos einzig in seiner Art, diese beiden großen Themen nicht allgemein und abstrakt behandelt – gewollt oder ungewollt die Augen schließend vor den gegenüber den enterbten Klassen begangenen Ungerechtigkeiten, die, durch Tradition und Sitte sanktioniert, unter den heutigen Verhältnissen wohl jede wahre Brüderlichkeit unter den Menschen unmöglich machen.

Über den Einfluß, den Shelleys soziale Ideen auf seine Zeit ausübten, besitzen wir ein wertvolles Zeugnis aus der Hand der Tochter von Karl Marx, die in einem Brief aus dem Jahre 1892 bestätigt, daß der Dichter einer der geistigen Urheber der «Chartisten-Bewegung» war, einer der bedeutendsten sozialen Emanzipationsbewegungen, die England im 19. Jahrhundert aufrüttelten. «Mein Vater», so schreibt sie, «hat das oft und oft wiederholt, und ich habe das nämliche auch von den zahlreichen Chartisten gehört, die ich den Vorzug hatte, in meiner Kindheit und Jugend kennenzulernen.» Indem Shelley auf die durch die ungleiche Verteilung der öffentlichen Reichtümer hervorgerufene Unterdrückung der breiten Volksmassen hinwies, übersah er doch nie, daß er selbst einer reichen Familie entstammte und daher, ohne es zu wollen, Nutznießer eines ungerechten sozialen Regimes war. Der Gedanke war ihm verhaßt, daß das Dach, das ihn schützte, das Bett, in dem er schlief, ihm andere, die nicht solche Vorteile kannten, durch ihre harte und oft schlecht entlohnte Arbeit sicherten. Darum wird man nun leichter verstehen, wieso Karl Marx eines Tages schreiben konnte: «Der wahre Unterschied zwischen Shelley und Byron liegt darin, daß die Bewunderer der beiden Dichter sich freuen, daß Byron mit 36 Jahren starb, denn älter geworden, wäre er sicher ein reaktionärer Bürger gewesen, während sie bedauern, daß Shelley das 29. Lebensjahr nicht überschritten hat, er, der im tiefsten ein revolutionärer Geist war und den man immer in der vordersten Reihe des Sozialismus gefunden hätte.»

Anderseits beklagt Shelley als glühender Verteidiger der Rechte der Frau – namentlich in seiner großen Dichtung «Laon und Cythna» – die Abhängigkeit, zu der man die Frauen seiner Zeit verhielt, und die unheilvollen Folgen, die daraus für die ganze Menschheit entstanden. «Kann der Mann frei sein», ruft er aus, «wenn die Frau Sklavin ist?» Und indem er die soziale Geißel, die Prostitution, verurteilt, verkündet er: «Kein Mann kann rein bleiben, nachdem er sich wohlgefällig zu käuflichen Liebkosungen einer Dirne hingegeben hat; er kann nicht makellos sein, wenn er die aufrichtigen Erwartungen eines vertrauensvollen Herzens betrogen hat.» Darum darf man nicht überrascht sein, wenn Shelley dank seiner hohen Auffassung von der Rolle der Frau und der Art ihrer

Sendung auf Erden auf alle Frauen, mit welchen er in Berührung kam, eine unleugbare Anziehung ausübte und wenn alle ausnahmslos, und welcher sozialen Schicht sie auch angehören mochten, ihm, sobald sie in seiner Nähe waren, das lebhafteste Interesse und die glühendste Zuneigung bekundeten und ihn mit bewundernden Beinamen, wie «Ariel», «Oberon» usw., bedachten.

Schon als Jüngling hatte der Dichter das Gelübde getan, «sanft, gerecht, weise und frei zu sein und auf Grund der dadurch erworbenen ethischen Kraft den Unterdrückten zu helfen, das Joch abzuschütteln, das ihnen die Unterdrücker auferlegen». Diesem hohen Ideal blieb er immer und unwandelbar treu. Indem er heftig Partei ergriff im Nationalitätenproblem, das die Männer seiner Zeit so sehr beschäftigte, und immer die Sache der unterdrückten Völker verteidigte – ob es sich nun um Griechenland handelte mit seiner ruhmreichen Vergangenheit, der er ein wunderbares Gedicht «Hellas» widmete, in welchem der politische Scharfblick in Einleitung und Anmerkungen dem lyrischen Atem der Inspiration in keiner Weise nachsteht; oder um Irland, für das er vielleicht noch größeren Mut bewies, denn es soll nicht verschwiegen werden, daß die meisten Dichter und Schriftsteller sich für Revolten und Aufstände begeistern, die sich irgendwo in weiter Ferne abspielen und somit weder ihren Patriotismus noch die Interessen ihres Daseins in fühlbarer Weise bedrohen.

Shelley zögerte niemals, zu erklären, daß kein persönliches oder nationales Interesse über der Gerechtigkeit stehen dürfe, die für alle gleich gilt, und daß es keine wirkliche authentische Freiheit geben könne dort, wo für die breiten Volksmassen elende Lebensbedingungen und Hunger regieren. Dies ist die reine demokratische Lehre, wie sie vor allem in dem Gedicht «Den Männern Englands» enthalten ist. Shelley wünschte jedoch die notwendige Revolution so friedlich wie möglich, befreit von jenem Haß und Neid und brutaler Herrschaft, die bisher die meisten revolutionären Bewegungen besudelt hat, womit er der Lehre seines Meisters Godwin treu blieb, der die Gewalt verabscheute. Die anzuwendenden Mittel hatten für ihn also ebensoviel Bedeutung wie das erstrebte Ziel, denn Shelley wußte, daß Schlauheit und Tücke der Mittel unweigerlich auch auf die Ziele übergreifen und sie beeinträchtigen und entstellen. Anderseits warnte er die herrschenden Klassen, die Aristokratie und die Plutokratie, den durch die historische Entwicklung und die Fortschritte des menschlichen Bewußtseins notwendigen Reformen sich weiterhin beharrlich widersetzen zu wollen, da sie früher oder später unvermeidlich und mit vollem Recht Revolutionen der Völker gegen ihre Ausbeuter zeitigen würden.

«Ich kann mir leicht vorstellen», schrieb er zu diesem Punkt, «daß, bevor die englische Nation sich bereit findet, die moralische und politische Degradierung, die gegenwärtig für die Chinesen gilt» — und die sie nun auch verworfen haben! — «zu akzeptieren, sie zunächst, sobald

sie gezwungen ist, versuchen wird, ihr mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, ja selbst mit Gewalt zu entrinnen.»

Es muß aber betont werden, daß der Kommunismus Shelleys auf rein ethischer Grundlage sich manifestiert. Er glaubte tatsächlich, daß die sittliche, individuelle Reform mit der Umwandlung der Gesellschaft gleichen Schritt halten muß, denn seiner Meinung nach muß der Mensch in erster Linie dort handeln, wo er Herr der Situation ist, und als Maßnahme empfahl er mit intensiver Beharrlichkeit die Rückkehr zu größter Einfachheit des Lebenswandels und die Loslösung von jenen künstlich geschaffenen Bedürfnissen, die oft kostspielig und schädlich sind, deren Verbreitung aber von der modernen Zivilisation nur allzusehr begünstigt wird. Und um selbst als Beispiel zu wirken, unterschied sich Shelley immer durch die Bescheidenheit seiner Lebensweise und Neigungen und äußerste Genügsamkeit. Byron, der ihn bewunderte und ihn im stillen um seine Seelengröße beneidete, von der er selbst so weit entfernt war, hat einmal in trefflicher Form das Wesentliche von Shelleys Charakter so zusammengefaßt: «Das Genie mit Einfachheit gepaart.» Shelley beschränkte seine Liebe zur Menschheit nicht auf die Menschen allein; er übertrug sie auf die gesamte Schöpfung, indem er ohne Unterlaß wiederholte, daß gerade jene Geschöpfe, die die wenigsten physischen Bedürfnisse haben, die am meisten entwickelten und am geeignetsten sind, sich dem Göttlichen zu öffnen, das – wie Shelley glaubte – alles in uns und außer uns beseelt.

Nach diesen Äußerungen fühlt sich Henry S. Salt berufen, zu bestätigen, daß Shelley vor allem als ein Vorläufer zu betrachten ist, der seiner Zeit voraneilte und selbst unserer Epoche voranschreitet, indem er durch sein Werk und sein Leben eine bessere Zukunft verkörpert hat, ein soziales Regime, wo gerechtere Bedingungen herrschen und wo es keine Ausbeutung mehr des Menschen durch den Menschen geben würde. Eine intellektuelle und geistige Entfaltung würde dann möglich sein, wie sie die Welt noch nie gekannt hat.

Durch eine seltsame Laune des Schicksals, in der wir eine tröstliche Verheißung erblicken wollen, soll diese Seele vor der Zeit auf die Erde herabgekommen sein, womit der Unverstand, auf den Shelley sein Leben lang stieß, eine Erklärung fände. Unverstand, der sich heute noch seinen Ideen entgegenstellt, so daß sie entwertet und unterschätzt werden, wenn es nicht gelingt, sie ganz zu verschweigen. Und doch hätte man schon sehr früh ahnen können, wie sich späterhin dieses einmalige Dasein entfaltet haben würde. Denn fast noch ein Kind – in Sussex, wo er seine Jugend verbrachte –, war Shelley schon durch alle Äußerungen des Elends und des Leides im tiefsten ergriffen, vor allem von den armen Leuten, zu welchen ihn eine angeborene Sympathie trieb. Von dem Tage an, da er William Godwins Werke lesen konnte, die ihn mächtig beeinflußten, wurde er zum Nachdenken angeregt nicht nur über den Kontrast, sondern auch über die Wechselbeziehung, die zwischen dem über-

großen Reichtum der einen und dem übergroßen Elend der andern existiert, was ihn immer wieder zwang, sich mutig zugunsten der Armen und Unterdrückten einzusetzen, ob es sich nun um ein hungerndes Kind oder um ein von seinem Herrn geschundenes Pferd handelte.

Eine solche Auffassung vom Dasein ist unerläßlich für das Verständnis von Shelleys gesamtem dichterischem Schaffen. So finden wir zum Beispiel in seiner «Verteidigung der Poesie» diese höchst charakteristischen Worte: «Die Dichter und alle jenen, die etwas ersinnen, um in der Folge die unzerstörbare Ordnung der Dinge zum Ausdruck zu bringen, sind nicht nur die Schöpfer der Sprache, der Musik, der Skulptur und der Malerei, sie sind gleichzeitig auch die wahren Begründer der Gesetze und der bürgerlichen Gesellschaft; sie sind die Menschen, die uns die höchste aller Künste gelehrt haben, die Lebenskunst, und die dank der Fähigkeit, die sie besitzen, das Wahre und Wunderbare wachzurufen, uns wenigstens teilweise jene unsichtbare Welt schauen lassen, die man Religion nennt. Und darum nannte man einst die Dichter Gesetzgeber oder Propheten, je nach den Verhältnissen der Epoche und der Nation, die sie hervorgebracht hatte, und dies mit gutem Recht, muß man hinzufügen, denn der wahre Dichter vereinigt immer beide Merkmale. Er sinnt nicht nur intensiv über die Gegenwart nach, so wie sie ist, indem er mit sicherem Instinkt die Gesetze entdeckt, die herrschen müssen, um ihre Harmonie zu bewirken, sondern ahnt im Gegenwärtigen schon den Keim der Zukunft, und diese ist es, die sein Innerstes bewegt und inspiriert.»

Dieser letzte Satz beschreibt uns getreu Shelleys persönliches Wirken als Dichter, und aus diesem Grunde darf der Leser, der die volle Bedeutung einer solchen Dichtkunst zu erfassen sucht, selbst dort, wo es sich um rein Technisches, den Rhythmus und Reim, handelt, niemals die großzügigen Ideen vergessen oder außer acht lassen, die in ihm lebten. Shelley, der Pionier, und Shelley, der Dichter, sind untrennbar.

Was die religiösen Ideen des großen englischen Dichters betrifft, weiß man, daß er von der Universität Eton ausgeschlossen wurde unter dem Vorwand, er hätte dort den Atheismus verbreiten wollen, in Wirklichkeit jedoch, weil er sich gegen eine veraltete und rückschrittliche Theologie aufgelehnt hatte. Er selbst hat sich der Mühe unterzogen, in der Einleitung zu seiner großen Dichtung «Laon und Cythna» die Vorkommnisse zu präzisieren. Er schreibt: «Gegenstand seiner Angriffe war die irrige und entwürdigende Auffassung, die die Menschen sich vom höchsten Wesen machten, und nicht das höchste Wesen selbst.» Es war also nicht die Gegenwart, sondern viel eher die Abwesenheit der geistigen Natur in der herrschenden Religion, die die Ursache war, daß man in Shelley lange Zeit hindurch einen Ungläubigen sah. Vom sozialen Standpunkt aus ist gleichfalls zu sagen, daß Shelley als Evolutionist und nicht als Utopist zu betrachten ist. Als er sein Vertrauen in die menschliche Fähigkeit zur Vervollkommnung verkündete, war er viel zu weitblickend,

um das Herrschen von Gerechtigkeit und Glück für eine nahe Zukunft vorauszusagen. Er bejahte nur seinen Glauben in die Fähigkeit des Menschen, sich selbst unaufhörlich vervollkommnen zu wollen.

So gibt uns das schöne Buch von Henry S. Salt das Antlitz des wahren Shelley wieder, indem es uns zeigt, was so viele Biographen des Dichters, Gefangene ihres sozialen Milieus, ihrer Vorurteile und Interessen, bisher zu verbergen oder zumindest zu schmälern suchten, daß nämlich der große lyrische Dichter in vieler Hinsicht auch ein Pionier und Vorläufer war. Seit mehr als einem Jahrhundert haben die Ereignisse seinem hellseherischen Blick recht gegeben, und wie viele von den Änderungen, die er empfahl, sind schon verwirklicht oder auf dem Wege der Verwirklichung. Und sein noch fernes Ideal, eine glücklichere Menschheit endlich mit sich selbst versöhnt zu sehen, spricht nicht einer seiner schönsten Verse es aus? «Leben, als ob leben und lieben eins wären», worin zugleich sein ethisches und soziales Bekenntnis wunderbar zusammengefaßt erscheint. Und in Anlehnung an seine unsterbliche Dichtung «Der befreite Prometheus» darf es gesagt werden, daß es zweifellos noch Jahrhunderte dauern wird, bis wir uns diesem Ideal nähern, daß jedoch auch die Jahrhunderte verstreichen und eines Tages das Ideal erreicht sein wird. Denn was sind diese Zeiträume angesichts der Ewigkeit?

Wie es auch um diese strahlende Zukunftsverheißung bestellt sein mag, die so sehr von den apokalyptischen Visionen abweicht, müssen wir Henry S. Salt dankbar sein, daß er uns mit seinem kleinen, gehaltvollen Buch einen solch reinen und erquickenden Quell erschlossen, uns die echte, lebensbejahende Botschaft des großen Dichters und Menschen Percy Bysche Shelley vermittelt hat, inmitten der Unsicherheit und Bangigkeit einer schmerzlichen und chaotischen Zeit. *Serge Radine.*

China, der erwachende Löwe

«China ist ein schlafender Löwe, der, wenn er einmal erwacht, die Welt in Staunen setzen wird.»

Diese prophetischen Worte sprach Napoleon, als er einmal in seinem Lustschloß Fontainebleau vor einem Globus stand und auf das asiatische Riesenreich wies.

Es war im Januar 1912, als in der amerikanischen Stadt Macon im Staate Georgia eine junge Studentin der dortigen Universität in helle Aufregung geriet. Sie hatte in der Zeitung gelesen, daß in ihrem Heimatland China die Revolution ausgebrochen, das Mandschukaiserreich abgeschafft und der Revolutionär, Dr. Sun Yat-sen, zum vorläufigen Präsidenten der Republik China ausgerufen sei. In ihrer Begeisterung schrieb Ching-ling Soong, so hieß die junge Studentin, einen Artikel für

die Universitätszeitung «The Wesleyan», der in der Ausgabe vom 12. April 1912 abgedruckt wurde. Laßt uns hören, was sie zu sagen hatte.

«Das größte Ereignis des 20. Jahrhunderts

Das größte Ereignis des 20. Jahrhunderts, ja, das größte Ereignis seit der Schlacht bei Waterloo, ist nach der Meinung vieler prominenter Politiker und Wissenschaftler die chinesische Revolution. Es ist ein glorreiches Geschehen, bedeutet es doch die Befreiung von 400 Millionen Menschen von einer mehr als 4000 Jahre alten Despotie, die ihren Untertanen das «Recht auf Leben, Freiheit und das Streben nach Glück» vorenthalten hat. Gleichzeitig bedeutet es den Sturz einer Dynastie, die durch Erpressung und jede Art grausamer Selbstsucht eine einst blühende Nation in Armut und Elend hinuntergedrückt hat. Der Sturz der Mandschudynastie* bedeutet das Ende barbarischer Sitten und erniedrigender Verderbnis.

Noch vor 5 Monaten wagten wir selbst in unsern kühnsten Träumen nicht auf eine Republik zu hoffen. Vielen erschien selbst die Aussicht auf eine konstitutionelle Monarchie als hoffnungslos. Aber tief im Herzen jedes patriotischen Chinesen, ob er Politiker oder Arbeiter war, glühte der Haß gegen die Mandschus. Man wußte, daß die tyrannischen Mandschus für die endlosen Leiden des Volkes, das Massensterben durch Hungersnöte, Überschwemmungen, die Rückständigkeit auf allen Lebensgebieten verantwortlich waren.

Schon heute hören wir von Reformen, die unter der Dynastie unmöglich gewesen wären. Die Zeitungen berichten, daß die Antizopfbewegung Tausende und aber Tausende veranlaßt hat, den Zopf, dieses Wahrzeichen chinesischer Rückständigkeit, zu beseitigen. Der Nichtchinese wird schwerlich die Bedeutung dieses Ereignisses ermessen können. Seit Jahrhunderten war der Zopf ein heiliges, ängstlich gehütetes Symbol der Treue zum Herrscherhaus der Mandschus. Wer sich den Zopf abschnitt, schloß sich aus der guten Gesellschaft aus. Noch vor 10 Jahren konnte man die zopflosen Häupter an den Fingern zählen. Als das konservativste aller Völker waren die Chinesen stolz auf ihren Zopf, der sie von andern Völkern unterschied. Aber heute, wo alles antimandschu gesinnt ist, sind es die bezopften Köpfe, die man an den Fingern zählen kann.

Zahllose andere Reformen werden jetzt in China Wirklichkeit werden: soziale, erzieherische und industrielle Reformen. Sobald Ruhe und Ordnung wiederhergestellt sind, werden Geld- und Steuerreformen in Angriff genommen. Wir glauben an die Fähigkeit unseres Volkes, diese Reformen erfolgreich durchzuführen und unserm alten Reich wieder zu Anständigkeit und allgemeinem Wohlstand zu verhelfen.

---

* Sie regierte von 1644 bis 1912.

Die Revolution hat uns Freiheit und Gleichheit gebracht, diese kostbaren Menschenrechte, für deren Erringung unzählige der edelsten Menschen ihr Leben gegeben haben. Was noch nirgends erreicht ist, das ist das Ideal der Bruderschaft. Wie uns Dekan Crashaw von der Colgate Universität in einem seiner Vorträge sagte, ist Bruderschaft das bisher noch unerfüllte Ideal der Menschheit. Doch Freiheit hat keinen sicheren Grund, und Gleichheit bleibt nur ein schöner Traum, solange die Menschen nicht als Brüder miteinander leben. Daher, sagte er, ist Bruderschaft die Grundlage sowohl für Freiheit als auch für Gleichheit, und das 20. Jahrhundert sollte sich die Erreichung dieses Ideals zum Ziel setzen.

Vielleicht wird China, das älteste der Völker, auf dem Wege zu diesem Ziel vorangehen. Das neue China sollte sich zu all denen gesellen, die dem Fortschritt dienen. Wie Napoleon Bonaparte einst sagte: «Wenn China sich regt, wird es die Welt in Bewegung setzen.» Wir scheinen nicht mehr weit von der Erfüllung dieser Prophezeiung zu sein. Ein Volk, das ein Viertel der Menschheit umfaßt, dessen Zivilisation so große Beiträge zur menschlichen Kultur geleistet hat, kann nicht ohne Einfluß auf den Fortschritt seiner Umwelt bleiben. China war das erste Land, das ein Strafgesetzbuch schuf. Seine Philosophen schenkten der Welt einige der edelsten Blüten menschlichen Denkens; seine umfangreiche Literatur hat jene europäischen Gelehrten mit Bewunderung und Entzücken erfüllt, die ihr Leben der Chinaforschung widmeten. Und sein Sitten- und Moralkodex kann kaum übertroffen werden.

Von jeher sind die Chinesen friedliebend gewesen. Die Feder schien ihnen mächtiger als das Schwert. Sie haben die Künste des Friedens gepflegt und die Kriegskunst vernachlässigt; sie haben den Gelehrten verehrt und den Soldaten gering geschätzt. Sir Robert Hart sagte von ihnen: Sie glauben so fest an das Recht, daß sie den Gedanken verwerfen, daß es durch Macht erzwungen werden muß. Dieser Glaube ist nicht vereinzelt, sondern er ist charakteristisch für das Volk als Ganzes.

Und Amerikas früherer Gesandter, Mr. Conger, sagte: China mit seiner großen Bevölkerung und seiner Friedensliebe, Liebe im wahren Sinne des Wortes, steht heute vor der Welt als der fleischgewordene Friede. Seine Mission ist es, das Zeitalter des Weltfriedens herbeizuführen, da das Recht nicht mehr durch Armeen und «dreadnoughts» erzwungen werden muß, sondern alle internationalen Konflikte vom Haager Gerichtshof entschieden werden.»

Am liebsten wäre Ching-ling Soong sofort in die Heimat zurückgekehrt. Aber sie hielt aus, bis sie ihr «Bachelor-of-Art»-Examen abgelegt hatte. Im Jahre 1913 wurde sie die Sekretärin von Sun Yat-sen und zwei Jahre später seine Gattin und Kampfgenossin. Heute, seine Witwe, steht sie kämpfend auf dem linken Flügel der chinesischen Freiheitsbewegung. Ihre 10 Jahre jüngere Schwester May-ling heiratete den

Generalissimus Chiang Kai-Shek und kämpft heute auf der andern Seite der Barrikade. Beide Schwestern, zusammen mit E-ling, der Gattin des Dr. Kung, sind als die «Soong-Schwestern» als Chinas Elitefrauen bekannt.

In welchem Zustand befand sich China bei Ausbruch der Revolution? Laßt uns diese Frage mit einem kurzen Rückblick auf seine Geschichte beantworten:

Die alten Chinesen nannten ihr Land das Reich der Mitte. Für sie war es der Mittelpunkt der Welt. Ihr Kaiser war der «Sohn des Himmels», ihre Kultur *die* Kultur der Welt. Die übrigen Völker waren Barbaren. Die Himmelswürde des Kaisers war jedoch nicht unbedingt. Das erlaubte der Gerechtigkeitssinn des Volksgeistes nicht. Er hatte sie durch weise Fürsorge für sein Volk zu rechtfertigen. Verletzte eine Dynastie diese Pflicht, so gab uralte Tradition dem Volke das Recht, sie zu stürzen und durch eine andere zu ersetzen.

Schon vor mehr als 2000 Jahren lebten in China Weise und Seher, deren Auffassungen vom Göttlichen mit unseren heutigen Auffassungen im Wesentlichen nicht im Widerspruch stehen, deren Einsicht in das Wesen und die Würde der menschlichen Seele uns überraschen. Einfache Menschen jener Zeit hatten seltsame Knöllchen von den Bäumen der Wälder gesammelt und herausgefunden, daß man ihre zarten Fäden abwickeln und daraus feste, glänzende Gewebe fertigen kann. Auf diese Gewebe malten sie mit leuchtenden Farben Menschen, Blumen und Tiere. Sie wußten lange vor uns Papier, Schießpulver, Glas, Porzellan und Brillengläser herzustellen, hatten den Kompaß erfunden, benutzten Kohle zur Wärmeerzeugung und beobachteten die Gestirne des Himmels. Ihr großer Philosoph, Kung Fut-se (551—479 v. Chr.), hatte aus alter Volksweisheit einen Sittenkodex herausgearbeitet, der dem Einzelmenschen Bedeutung — im Zusammenhang mit seinen Ahnen und seinen Nachkommen — als Glied in der ewigen Kette der Entwicklung beimaß. Der einzelne schuldete durch das Band der Familie den Ahnen Ehrfurcht und den Nachkommen Fürsorge. Im Gegensatz zur indischen Lehre, für die das diesseitige Leben nur ein Durchgang zu neuer Daseinsform und zu einem endlichen Aufgehen im seligen Nichts ist, lehrt die chinesische Weisheit Wertschätzung des Diesseits, Freude an seinen Gaben, friedliche Heiterkeit der Seele als Lohn für ein Leben in Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Duldsamkeit.

Vielleicht war es die diesseitsbejahende Seelenverfassung, die dem chinesischen Menschen den Antrieb zu all den Erfindungen und Entdeckungen gab, die das Leben verschönern und erleichtern.

Wie kam China dazu, sich im Norden durch die berühmte Große Mauer abzuschließen? Es hatte sich gegen hungernde Nomadenstämme, Mongolen, Tartaren, Hunnen, die von Zeit zu Zeit raubend ins Land einfielen, zu schützen. Im Jahre 214 v. Chr. begann Kaiser Schi Hwang-ti

den großen Wall zu bauen, der sich schließlich über 1500 Meilen vom Stillen Ozean bis zu den Gebirgen von Tibet erstreckte.

Trotzdem war das Reich der Mitte nie ganz von der Außenwelt abgeschnitten. Schon die alten Römer trieben Handel mit ihm und wußten seine Seidenstoffe und sein Porzellan zu schätzen. Im 13. Jahrhundert hörte Europa zum erstenmal durch den kühnen venezianischen Forscher Marco Polo Berichte über das asiatische Wunderland. Unter der Sung-Dynastie (960—1260) erlebte China sein Goldenes Zeitalter der Blüte von Literatur, Kunst und Gewerbe. Die Ming-Dynastie (1368—1644) schloß das Land von neuem enger gegen die Außenwelt ab, um seine Kultur rein von fremden Einflüssen zu erhalten.

Aber auch China mußte erfahren, daß «alles fließt». Der Fortschritt kehrt sich nicht an hohe Mauern. Im 16. Jahrhundert begann Europa, Asien «zu öffnen». Englische Seefahrer hatten Handel mit Indien begonnen und in diesem fabelhaft ergiebigen Lande «The British East India Company» gegründet. In Indien lernten sie ein angenehmes Getränk kennen, den Tee aus China. Sie legten im Hafen von Kanton an, um Tee zu kaufen. Aber womit bezahlen? China hatte kein Interesse an europäischen Waren, nur Silber konnte es brauchen. Aber davon hatte England nicht im Überfluß. Sie kamen auf den Gedanken, das in Indien aus Mohnpflanzen gewonnene Rauschmittel Opium als Austauschware anzubieten. Freilich war seine Einfuhr in China verboten. Doch die bezopften Verwaltungsbeamten — Mandarinen genannt — waren menschlich und zeigten sich zugänglich, gegen gute Belohnung ein Auge zuzudrücken, auch den englischen Händlern Raum im Hafen zum Bau von Geschäfts- und Wohngebäuden zu überlassen. Aber Zugang ins Land und Verkehr mit der Bevölkerung blieb den Fremden versagt.

Das war der Beginn der sogenannten «exterritorialen Konzessionen» und der Anfang vom Ende von Chinas Isolierung.

Als Englands Macht sich mehr und mehr ausdehnte und schließlich die Meere der Welt beherrschte, verlangte es größere Rechte an Bodenbesitz und Freizügigkeit. Im «Opiumkrieg» (1840—1842) erwarb es neben andern territorialen Rechten die Felseninsel Hongkong und erzwang die Öffnung der Häfen Amoy, Futschau, Ningpo und Schanghai. Jedesmal wurden solche Erpressungen durch «Verträge» legitimiert. Es hatte nun 5 sogenannte «Vertragshäfen».

Der englische Erfolg rief andere seefahrende Nationen auf den Plan. Die Vereinigten Staaten, Frankreich, Portugal, Holland und später Deutschland und Rußland erreichten ähnliche «Konzessionen». Den chinesischen Handelsherren und Mandarinen war dabei ganz wohl, denn sie verdienten gut. Das Volk hatte die Kosten zu tragen und begann zu murren. Opium und Bestechung vergifteten Körper und Geist. Der Haß gegen die «fremden Teufel» und ihre einheimischen Lakaien führte zu

Unruhen und Aufständen und stärkte die «geheimen Gesellschaften», die auf den Hinauswurf der Fremden hinarbeiteten.

Doch nicht nur Böses in Form von Rauschgift und moralischem Verderb hatten die Fremden gebracht, sondern auch Missionare, die Schulen und Krankenhäuser bauten und europäische Bildung und Gesundheitslehre einführten. Dazu hatten amerikanische Agenten junge Chinesen in Massen als Goldgräber nach Kalifornien angeworben, die mit guten Gewinnen heimkehrten und Wunder über die fernen Länder berichteten. Auf diese Weise kamen gefährliche Gedanken von Volksrechten und Freiheit in das Land der Mandschus, die fern von den Hafenplätzen in ihrer vieltausendjährigen Pracht sich von ergebenen Bonzen umwedeln ließen, ahnungslos vom Aufstieg neuer Zeiten, unbekümmert um das Wohl ihres Volkes. Ihr schlechtes Beispiel wurde von den großen Landbesitzern nachgeahmt, die herrlich und in Freuden in den Städten lebten, während die arbeitenden Pachtbauern Abgaben bis zu 60 Prozent des Ertrages zahlen mußten. Seuchen und Hungersnöte durch Dürre und Überschwemmungen rafften von Zeit zu Zeit Millionen von ihnen hinweg.

In den Hafenstädten plagten sich die Kulis für ein bares Existenzminimum. Das Durchschnittslebensalter dieser Arbeitssklaven lag um 29 Jahre. Viele von ihnen gingen nach Übersee und fristeten als Teppichhändler, Wäscher, kleine Restaurantsbesitzer ihr Leben. Das bemittelte Bürgertum sandte seine Söhne und Töchter zur Ausbildung nach Amerika, Frankreich und England. Sie importierten die Neue Zeit in ihr Heimatland und dazu Gedanken der Auflehnung gegen unhaltbar gewordene Rückständigkeiten. Unruhen und Aufstände häuften sich in dem Maße, daß schließlich auch dem «Sohn des Himmels» ein Licht aufging, daß nicht alles mehr beim alten sei. Ängstlich trippelnde Schrittchen zur Verbesserung von Mißständen konnten die Ausbreitung der Aufsäßigkeit hauptsächlich unter Studenten und anderen Intellektuellen nicht hindern. Der große Taipingaufstand (1850—64) bedrohte unmittelbar die Dynastie. Doch wurde sie schließlich seiner Herr. Sie bemühte sich auch, den Volkszorn von sich auf die so sehr gehaßten Fremden in den Hafenorten abzulenken. Schanghai war mittlerweile eine moderne internationale Riesenstadt geworden, in der die chinesische Minderheit gnädig geduldet wurde.

Im Jahre 1900 machte sich der Fremdenhaß blutig Luft in dem sogenannten «Boxeraufstand». Wehrlose Missionare mit Frauen und Kindern wurden zu Hunderten seine Opfer. Kirchen und Schulen wurden niedergebrannt. Barbarisch schlugen die vereinten Streitkräfte der Fremdmächte die Rebellion nieder. («Gefangene werden nicht gemacht!» kommandierte Kaiser Wilhelm.) Eine enorme Entschädigungssumme belastete das unglückliche China schwer.

Bemerkenswert ist es, daß Amerika einen Teil seines Anspruchs an

die Entschädigungssumme an China zurückgab mit der Bestimmung, daß das Geld für das Studium chinesischer Studenten in Amerika verwendet werden solle. Diese überraschend großherzige Geste und die Tatsache, daß Amerika sich niemals seine «Konzessionen» durch Waffengewalt erzwungen hatte, gewannen ihm eine Ausnahmestellung unter den Fremden und die herzliche Zuneigung des chinesischen Volkes. Wie leicht kann durch ein wenig menschliches Wohlwollen internationale Freundschaft gewonnen werden!

Der internationale Raubzug setzte mit verstärkter Wucht ein, als Japan im Jahre 1894 fertig war, sich auch daran zu beteiligen. Mit einer von England organisierten Flotte und einem von deutschen Offizieren gedrillten Heer besetzte es Korea und den mandschurischen Hafen Port Arthur. Das behagte dem russischen Bären nicht. Auf Druck von Rußland, Deutschland und Frankreich mußte es die Beute wieder fahrenlassen und sich mit einer ansehnlichen «Kriegsentschädigung» aus dem Fett des schlummernden Löwen begnügen. Kurz darauf griff Rußland nach dem Japan abgezwackten Port Arthur. Deutschland besetzte Kiautschau mit dem Hafen Tsingtau, und Frankreich bediente sich mit dem Hafen Kwangschan Wang.

Das geprellte Japan rächte sich an Rußland durch den Krieg von 1904, in dem zum erstenmal ein europäisches Riesenreich von einem kleinen asiatischen Land spielend besiegt wurde. Der Mythos von der Überlegenheit Europas war damit zerstört. Gleichzeitig war die Axt an die Wurzel des Zarentums gelegt. Die erste russische Revolution von 1905 bahnte den Weg für Kerensky und für Lenin.

Es wird gut tun, einen Blick auf die Landkarte zu werfen und sich von den geographischen Verhältnissen jener Zeit ein Bild zu machen.

Der große gelbe Fleck auf der Karte mit der Bezeichnung «Chinesisches Reich» besteht aus einem südöstlichen Teil, dem sogenannten Innerchina, das durch den west-östlich fließenden Jangtsekiang in zwei räumlich fast gleich große Gebiete, Nordchina und Südchina, geteilt ist. Auf der südlichen Seite der Jangtsekiangmündung liegt Schanghai. Dieses Innerchina ist im Norden von der Mandschurei, der Äußeren und Inneren Mongolei, im Westen von Sinkiang und Tibet umgeben. Diese Randländer sind seit langem als sogenannte Tributländer als zu China gehörig betrachtet worden, obgleich sie nie zum chinesischen Kulturkreis gehörten. Das indische Birma und das französische Indochina gehörten bis vor kurzem auch zu den chinesischen Randländern. Ihre Kulturepoche mag kommen, wenn die Befreiung und Einigung Asiens vollbracht sein wird. Innerchina besteht heute aus 18 Provinzen, die ein Gebiet von 2 745 000 Quadratmeilen bedecken und etwa 450 Millionen Einwohner zählen.

Als Ende des vorigen Jahrhunderts für China «die Zeit erfüllet war», wuchs in einem Küstendorfe nahe Kanton ein Knabe heran, der

sich von klein an nicht in die bestehenden Verhältnisse schicken wollte. Seine Eltern, Bauersleute von einigem Wohlstand, waren bestürzt, ihn in Tränen über die verschnürten Füße seiner Schwester ausbrechen zu sehen. Er wollte den Erklärungen der Mutter nicht glauben, daß verkrüppelte Füße schön und vornehm seien. Das nächtliche Stöhnen seiner Schwester ging ihm ans Herz. Auch den Segen des Opiumrauchens wollte er nicht verstehen. Begierig lauschte er den Erzählungen der «Ozeanmänner» — so wurden die chinesischen Rückkehrer aus überseeischen Ländern genannt — und war glücklich, als ihn sein älterer Bruder nach Hawaii auf die englische Schule brachte. Dort lernte Sun Yat-sen die christlichen, angelsächsischen Begriffe von Menschenwürde und Menschenrecht kennen. Die Überzeugung wuchs in ihm, daß es mit seinem Land anders werden müsse und daß er etwas dabei zu tun hätte. Er arbeitete Reformpläne aus, besprach sie mit Studienkameraden und gewann begeisterte Anhänger. Wenn er für sich den Arztberuf wählte und auf der medizinischen Hochschule von Hongkong den Doktortitel als Chirurg erwarb, so tat er dies in dem Gedanken, daß er, gedeckt durch einen angesehenen Beruf, am besten für seine Lebensaufgabe arbeiten könne.

Er und seine Gesinnungsgenossen nannten sich zuerst «Reformer». Sie hofften, auf friedlichem Wege zum Ziele zu gelangen. Als aber alle Eingaben und Memoranden für Verbesserungen von den Behörden keiner Antwort gewürdigt wurden, wußte er, daß nicht Reform, sondern nur Revolution zum Ziele führen könne. Und er bereitete sich und seine Anhänger darauf vor.

Im Jahre 1895 wagten sie den ersten Vorstoß, der mißlang. Sun Yat-sen mußte außer Landes fliehen. Ein hoher Preis war auf seinen Kopf gesetzt. Während der folgenden 16 Jahre warb er in Japan, Amerika, England, Frankreich Kampfgenossen unter seinen Landsleuten im Ausland, und sammelte Geld und Waffen, arbeitete Pläne für die Neubildung Chinas aus, gründete Studiengruppen und befeuerte sie durch seinen Glauben. Hin und wieder tauchte er in Verkleidung unter seinen Freunden in der Heimat auf, um Anordnungen zu geben, Mut und Ausdauer der Seinen anzufachen. Zehn Aufstandsversuche verliefen erfolglos.

Er war gerade auf einer Geldsammeltour durch Kolorado begriffen, als ihn schreiende Schlagzeilen der Denver Zeitung meldeten, daß die Städte Hankau und Wuchang von Revolutionären besetzt seien, daß sich zahlreiche Provinzen mit den Umstürzlern einig erklärt, die Mandschus abgesetzt und die chinesische Republik ausgerufen hätten. Sein Traum war erfüllt. Der Weg zu einem neuen China war frei.

Am 29. Dezember 1911 wurde Sun Yat-sen von den Abgeordneten der Provinzen zum provisorischen Präsidenten der Republik China ausgerufen. Der Kaiser saß noch im nördlichen Peking. Daher wählte man

Nanking als Hauptstadt der Republik. Nicht mehr der traditionelle Mondkalender, sondern der gregorianische Sonnenkalender sollte als Zeitrechnung dienen.

Wie sahen Dr. Suns Reformpläne aus?

Einigung des Landes vor allem!

Ähnlich wie in den Vereinigten Staaten Amerikas sollten die Provinzen von Nord- und Südchina, bei Wahrung ihrer Selbständigkeit, einer gemeinsamen Nationalregierung unterstehen. Die Millionen zusammenhangloser Bauernsiedlungen sollten miteinander in Verbindung und zum Bewußtsein ihrer nationalen Zusammengehörigkeit gebracht werden. Das war es, was er unter dem ersten seiner «drei Prinzipien», dem «Nationalismus», verstand. Ein durch Einigkeit erstarktes Land wird die Kraft finden, die Fremdherrschaft zu beseitigen und sich gegen Invasionen zu schützen. Unter seinem «zweiten Prinzip», «Demokratie», verstand er freie Wahlen, Referenden, Mitarbeit des Volkes an einer von ihm gewählten Regierung. Und sein «drittes Prinzip», «Volkswohlfahrt», umfaßt alles, was dazugehört, einen mumienhaften Feudalstaat in eine blühende Gemeinschaft gleichberechtigter Menschen des 20. Jahrhunderts zu verwandeln: Schaffung von Verkehrswegen, Agrarreform, Sozialreform, Industrialisierung, Militärreform, Hebung der Schätze des Bodens und der verschütteten Geisteskräfte eines 400-Millionen-Volkes durch Erziehung.

Im August 1913 vereinigte sich die revolutionäre Tung-Meng-Hui-Partei, die sich bei Vorbereitung der Revolution bewährt hatte, mit Mitgliedern anderer politischer Parteien zur «Chinesischen Volkspartei», der «Kuomintang».

Sun Yat-sen beabsichtigte, ein Eisenbahnnetz für das ganze Land als erstes in Angriff zu nehmen. Für den Präsidentenposten suchte er nach einer in Staatsgeschäften erfahrenen Persönlichkeit. Er hatte wenig Auswahl. Schließlich entschied er sich für einen Mann vom Hofe der Mandschu, Yuan Schi-kai, der in Regierungsgeschäften erfahren war und Verständnis für den neuen Kurs zu haben schien. Aber schon bald entpuppte er sich als ein schändlicher Verräter. Gestützt von der alten Garde und den Dienern der Firma Mars & Mammon, suchte er sich zum Diktator und sogar zum Kaiser zu machen. Unruhen zwangen ihn zum Rückzug, und ein natürlicher Tod befreite das Land von einem gefährlichen Schädling.

So begann Sun Yat-sens Passionsweg. Es war ihm gelungen, die Befreiung seines Landes von den Mandschus und dem System, das sie verkörperten, zu vollbringen. Aber der Titanenaufgabe, den chinesischen Hexenkessel zu einem Land der Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit zu machen, war er nicht gewachsen. Er ist gescheitert, nicht aus Mangel an Intelligenz und Weitsichtigkeit, nicht aus Mangel an Her-

zensreinheit, an Mut und Ausdauer. Alle diese Tugenden besaß er im höchsten Maße. Aber er war kein Titan, wie ihn unsere Zeit der technischen, sozialen und politischen Umwälzungen braucht. Er glaubte an den Menschen und verschenkte sein Vertrauen zum Schaden seiner Sache oft zu freigiebig. Er war nicht gewappnet gegen jene dämonischen, irrationalen, völlig skrupellosen Kräfte in allen Völkern, die sich den notwendigen sozialen und politischen Änderungen unserer Zeit mit unfaßbarer Brutalität entgegenstemmen. Er hatte geglaubt, daß das Recht und die Wahrheit seiner Sache ihm genug treue Mitkämpfer zuführen würden, um die Verräter und Saboteure zu schlagen. Daher hatte er versäumt, als erstes eine disziplinierte Armee gegen die Feinde der Republik zu organisieren. Später erkannte er, wieviel Ströme von Blut ihm eine bewaffnete Polizeigewalt erspart hätte.

Er, der seine Bildung und seine Religion der Nächstenliebe dankbar von der angelsächsischen Welt empfangen hatte, wandte sich an Amerika und England mit der Bitte um Geld für sein Aufbauwerk. Er bekam nicht nur mehr oder weniger höfliche Abweisungen, sondern mußte erfahren, daß die christlichen Großmächte China in seiner Hilflosigkeit zum Spielball ihrer selbstsüchtigen Interessen machten, ja, sogar seine Feinde stützten.

Ohne Armee, ohne Geld, mit einer nur kleinen Zahl getreuer Anhänger sollte Sun eine arbeitsfähige Zentralregierung schaffen, den Norden und Süden unter einen Hut bringen, das einfache Volk aus der Jahrtausende alten Hörigkeit zum verständigen Gebrauch der Freiheit erziehen. Bisher war ihm die Ergebenheit für den Kaiser das gemeinsame Band gewesen. Da der Kaiser verschwunden war, mußte Ersatz für das Vakuum geschaffen werden. Die Kuomintang erwies sich als unfähig, die zahllosen politischen Parteien und Cliquen zu produktiver Arbeit zu einen; jede Provinzregierung glaubte im Namen der Freiheit ihr eigenes Spiel machen zu dürfen. Sun Yat-sens praktische Vorschläge wurden oft von seinen intimsten Anhängern mißverstanden, und mehr als einmal mußte er sich vor den eigenen Leuten versteckt halten. In Peking, der Hauptstadt des Nordens, hielten die Generäle der gestürzten Monarchie mit den gegenrevolutionären Banden zusammen, zogen mit ihren Privatarmeen im Lande herum, um Unruhe anzuzetteln und und das Aufbauwerk zu stören. Als 1914 der Weltkrieg ausbrach und Sun entschieden für neutrale Haltung Chinas eintrat, wollten *sie* China auf seiten der Alliierten in den Kampf verwickeln. Bei den Friedensverhandlungen in Versailles war China durch Abgeordnete von Peking (Norden) und von Kanton (Süden) vertreten. Nur die Wünsche des Nordens wurden im Friedensvertrag berücksichtigt. Nord und Süd waren machtlos, die Anerkennung von Japans frecher Usurpation von Schantung durch Versailles zu verhindern. China verkauft an Japan! Dieser Schimpf rief Studentendemonstrationen im Norden und Süden

hervor. Auch die Studenten waren untereinander uneinig, und die Kundgebungen verpufften wirkungslos.

Sun Yat-sen arbeitete damals zusammen mit seiner Frau an einem Buch: «Grundsätze des nationalen Aufbaus». Es sollte der Kuomintang als Leitfaden dienen und die Mitglieder aus ihrer orientalischen Apathie reißen und zu neuem, revolutionären Handeln anfeuern. «Wir müssen handeln oder untergehen!»

Noch einmal bot sich im Frühling 1920 eine Aussicht, zu einer Einigung zwischen Nord und Süd zu gelangen. Doch alle Hoffnung wurde im Feuer und in den Blutströmen des Aufstandes von Kanton erstickt. Sun Yat-sen und seine Frau mußten getrennt Schutz auf ausländischen Dampfern suchen.

Doch auf dem Dornenwege von Niederlage zu Niederlage verlor Sun Yat-sen weder Glauben noch Tatkraft. «Wir müssen das Werk des Aufbaus von neuem beginnen.» Und er begann seinen Blick auf das russische Nachbarland zu lenken, das, seinem Lande gleich, ein verrottetes System abgeschüttelt und anscheinend mit mehr Erfolg als er den Neubau bewältigte. Sowjetrußland war die einzige Großmacht, die ihm keinen Knüppel zwischen die Beine geworfen hatte.

Im Januar 1922 empfing er den russischen Abgesandten Joffe, um mit ihm die diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern zu regeln. Im Januar 1923 wurde ein Abkommen unterzeichnet, in dem es unter anderm heißt: «Dr. Sun Yat-sen erklärt, daß in China keine Vorbedingungen für die Einführung einer kommunistischen Wirtschaft und eines Rätesystems gleich dem in Rußland bestehen. Herr Joffe teilt durchaus seine Ansicht und stimmt ihm zu, daß Chinas dringendste Aufgabe darin besteht, die Einigung und Unabhängigkeit des Landes zu erreichen. Er versichert Dr. Sun Yat-sen, daß das russische Volk die wärmsten Sympathien für China hegt und daß China auf seine Unterstützung rechnen kann.»

Herr Joffe gab ferner die Versicherung, daß Rußland sein gegebenes Versprechen einlösen werde, alle China vom Zaren aufgezwungenen Verträge, einschließlich der Bestimmungen betreffend der Transsibirischen Eisenbahn, zu annullieren, keine imperialistischen Ansprüche auf die Mongolei zu machen und China den noch ausstehenden Betrag der Boxerentschädigung zu erlassen. (Lenin hatte andern Nachbarländern ebenfalls vom Zarentum geraubte Gebiete zurückgegeben, um mit dem bisher international geübten Raubsystem zu brechen.)

Kein Wunder, daß der von allen andern Mächten im Stich gelassene «Vater der chinesischen Republik» sein Hoffen auf Rußland richtete. Er begann, die Russische Revolution und das Sowjetsystem zu studieren, und gelangte zu der Feststellung: «Ich habe gelernt, daß unsere Revolution nicht gelingen kann, wenn wir uns nicht die Russische Revolution zum Vorbild nehmen.» In einer Kundgebung an die Kuomintang sagte er unter anderm: «Wir haben zwar die Mandschuregierung gestürzt,

müssen aber heute, nach 13 Jahren, erkennen, daß wir weiter nichts erreicht haben und im Anfangsstadium steckengeblieben sind. Wir hatten versäumt, einen wirksamen Plan für die Zeit nach dem Umsturz auszuarbeiten. Jeder handelte nach seinem eigenen Kopf. Wir zerstörten uns gegenseitig. Ohne Einigkeit kein Fortschreiten. Um diese Einigkeit zu erreichen, ist es nötig: erstens, daß der einzelne auf seine Freiheit zugunsten des Gesamtwillens verzichtet und zweitens sich rückhaltlos in den Dienst der Sache stellt. Bisher nahm sich der einzelne alle Freiheit und machte dadurch die Partei unfrei und machtlos. Wir müssen eine Parteidisziplin und ein wirksames Kontrollsystem über die Mitglieder schaffen. Die Partei muß von allen unerwünschten Elementen gereinigt werden. Während der Schlacht hat der Soldat dem Vorgesetzten zu gehorchen, ganz gleich, ob er seine Befehle billigt oder nicht. Bisher handelten unsere Mitglieder eigenmächtig, und das Ziel unserer Revolution konnte nicht erreicht werden.»

Das Studium des russischen Geschehens hatte ihn auch in der Erkenntnis bestärkt, daß ohne eine disziplinierte Armee nichts zu vollbringen sei. Er schickte seinen langjährigen Mitarbeiter, den General Chiang Kai-Shek, nach Moskau zum Studium der Roten Armee. Als Chiang Kai-Shek im Jahre 1923 zurückkam, gründete er eine Militärakademie und widmete sich der Truppenausbildung. Im Oktober 1924 bestand die kleine Armee die Feuerprobe, indem sie einen bewaffneten Aufstand in Kanton im Keime erstickte.

Sun Yat-sen war damals 58 Jahre alt und ein todgeweihter Mann. Die ersten Anzeichen von Leberkrebs hatten sich bemerkbar gemacht. Nichts ersehnte er so heiß, als noch vor seinem Tode die Einigung seines Landes zu erleben. Im November 1924 machte er selbst einen letzten Versuch. Er begab sich, schon schwer leidend, mit seiner Frau und einer Gefolgschaft von Getreuen nach Peking und überreichte bis ins Kleinste ausgearbeitete Vorschläge. Eine Influenza warf ihn aufs Krankenlager. Als ihn die Nachricht traf, daß alle seine Vorschläge abgelehnt seien, war seine Lebenskraft gebrochen.

Doch seine letzten Worte: «Die Revolution ist noch nicht vollendet ... Friede ... kämpft! ... rettet China!» verraten keine Verzweiflung, sondern die Gewißheit, daß dem rechten Kampfe am Ende der Sieg gegeben werde.

Wenn ich dem Leben und Kampfe Sun Yat-sens trotz seinen Mißerfolgen eine ganz große Bedeutung beimesse, so deshalb, weil ich in ihm das Genie des chinesischen Volkes verkörpert sehe, seine große Menschlichkeit, seine ursprüngliche, nicht angelernte Moralität, seine Wahrheitsliebe, seinen Gerechtigkeitssinn.

Sun Yat-sen drückte sich nicht um die Erkenntnis, daß er vieles falsch gemacht habe. Und er sprach es freimütig aus. Er war zu einer Zeit geboren, wo noch niemand die Ungeheuerlichkeit der Erschütterungen, die der Menschheit bevorstanden, zu erkennen vermochte. Selbst

heute ist dies nur wenigen Menschen annähernd möglich. Vielleicht hatte der Visionär Friedrich Nietzsche eine Ahnung davon, wenn er um das Jahr 1880 sagte: «Es naht, furchtbar — und unabwendbar wie das Schicksal selbst — der Tag, da die Menschheit gezwungen sein wird, die Welt als Ganzes zu verwalten.»

Sun Yat-sens Nachfolger im Kampfe haben seine letzten Erkenntnisse aufgenommen und ausgebaut. Es scheint, daß ihnen die Titanenkräfte gegeben sind, der Organisation *einer* Welt den Weg zu bahnen und den

Großen Grundsatz

ihres Nationalweisen, Kung Fut-se, zu verwirklichen, der einst sagte: «Wenn der Große Grundsatz verwirklicht sein wird, dann wird die Welt *allen* gehören.»

In einem weiteren Aufsatz will ich versuchen, den chinesischen Befreiungskampf bis zur Jetztzeit zu schildern. *Alice Herz.*

WELTRUNDSCHAU

Freiheitskampf! Der russisch-amerikanische *Zwischenfall über der Ostsee*, der sich gerade nach Abschluß der letzten Weltrundschau ereignet hat, hat außer einem heftigen diplomatischen Duell und den entsprechenden Nebengeräuschen in Presse und Radio keine bösen Folgen gehabt. Was sich tatsächlich abgespielt hat, ist allerdings das Geheimnis der Nächstbeteiligten. Man kann nur vermuten, daß ein unbewaffnetes amerikanisches Aufklärungsflugzeug, das angeblich nach Kopenhagen bestimmt war, in allzu große Nähe des russischen Kriegshafens Libau — mehr als 500 Kilometer ostwärts seiner offiziellen Fluglinie! — geraten ist und von den Russen, die es für einen B-29-Bomber hielten und seine Landung nicht hatten erzwingen können, kurzerhand abgeschossen wurde, vielleicht wirklich außerhalb ihrer Hoheitsgewässer*. Aber ist nicht gerade die Undurchsichtigkeit dieses Falles so überaus bezeichnend für die ganzen Umstände, unter denen sich der Kalte Krieg zwischen den beiden rivalisierenden Weltmächten abspielt?

*Wer sich über die russische Reaktion auf den Vorstoß des amerikanischen Erkundungsflugzeuges entrüstet, möge sich fragen, wie wohl die Amerikaner reagieren würden, wenn die Sowjetunion eine dichte Reihe von Stützpunkten in Kanada, Kuba und Mexiko errichtet hätte und täglich den Rand der Vereinigten Staaten auf den militärischen Bereitschaftsstand Amerikas hin abtasten lassen würde. (Vgl. die Feststellung der Brüder Alsop, der bekannten amerikanischen Journalisten, in einem Artikel vom 3. November 1949: «Die amerikanischen Erkundungsflugzeuge um die Grenzen Rußlands herum haben noch keine Radarstrahlungen aufgefangen, die auf ein starkes Netz von Warnungsstationen hindeuten würden.»)

Kann nicht jeden Tag irgendwo ein neuer, vielleicht wirklich ernster Zwischenfall eintreten, den dann die eine oder die andere Partei zur Auslösung des «*heißen*» Krieges benützen wird, so wie Anno 1914 die deutsche Militärpartei den Mord von Sarajewo dazu benützt hat, den Krieg mit Rußland auszulösen, den sie schon längst als unvermeidlich erklärt hatte? Hat nicht der amerikanische Außenminister Acheson unlängst in einer «vertraulichen» Ansprache vor Pressevertretern gesagt, die nächsten wichtigen Entwicklungen im Weltgeschehen seien in *Berlin* zu erwarten, wo die Ereignisse — er spielte auf das Pfingsttreffen der kommunistischen Jugend an — eine unheilvolle Wendung nähmen? Und hat nicht einer seiner Zuhörer, David Lawrence, dazu bemerkt, es sei dies «das erstemal seit Beginn des Kalten Krieges, daß das Publikum von einer deutlichen Warnung erfährt, wonach bewaffnete Streitkräfte der Vereinigten Staaten und ihrer Verbündeten zur Abwehr einer organisierten Angriffsaktion (die waffenlose Kundgebung junger Leute — eine organisierte Angriffsaktion! H. K.) verwendet werden sollen»?

Weshalb aber diese offenbar wachsende Begier auf amerikanischer Seite, bei der nächstbesten russischen «Herausforderung» endgültig loszuschlagen? Man kennt die übliche Antwort. General Eisenhower hat sie aufs neue formuliert, als er kürzlich erklärte: «Es ist weit besser, einen allfälligen Vernichtungskrieg zu riskieren, als einen Frieden anzunehmen, der die sichere Auslöschung der Ideen und Ideale des freien Menschen wäre.» Allein es liegt ja klar zutage, daß hier nur wieder eine auf billige Massenwirkung berechnete idealistische Schlagwortlosung ausgegeben wird, die sehr wenig ideale Ziele verdecken soll. Wenn es einem wirklich um die «Ideen und Ideale des freien Menschen» zu tun ist, verbündet man sich nicht überall auf dem Erdenrund mit den Mächten der Unfreiheit und Unterdrückung. Man verteidigt Freiheit und Menschenrecht nicht Arm in Arm mit 15 Staaten, die auf ihrem Hoheitsgebiet und in ihren Kolonien richtiggehende Sklaverei und offenen Menschenhandel dulden. Man unterstützt, um die Freiheit zu retten, nicht das klerikal-reaktionäre Regime eines Adenauer in Westdeutschland, eines Bidault in Frankreich, eines de Gasperi in Italien, eines Franco in Spanien. Man stellt sich zu diesem Zweck nicht hinter die Diktatur eines Ismet Inönü in der Türkei, eines Schah Pahlawi in Persien, eines Königs Abdullah in Jordanien oder auch eines Präsidenten Yoshida in Japan, hinter dessen «liberaler» Regierungsfassade sich nur allzu deutlich sichtbar der alte Militärfaschismus in neuer Gestalt wiederaufrichtet. Man liefert dafür auch nicht in Milliardenbeträgen Kriegsmaterial an einen Chiang Kai-Shek nach China und jetzt nach Formosa, an einen Bao Dai nach Indochina, an einen Quirino nach den Philippinen. Aber man tut das alles ohne viel Hemmungen dann, wenn es einem in erster und letzter Linie darum zu tun ist, das Weiterbestehen und die Ausbreitung der *kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsverfassung* zu sichern, der das amerikanische Groß- und Mittelbürgertum seinen Reichtum und

seine Machtfülle verdankt und deren Vorzüglichkeit auch für das Kleinbürgertum wie für die Mehrheit der Arbeiter in den Vereinigten Staaten der erste Glaubensartikel ist. Dann ist einem wirklich jeder Bundesgenosse willkommen, so despotisch er auch sein mag; dann werden auch ausgesprochene Träger alt- und neufaschistischen Geistes, wie heute Westdeutschland und morgen Spanien, in den Kreis der «freien Nationen» aufgenommen, wenn sie nur zuverlässige Werkzeuge im Kampfe für die Sicherung der «amerikanischen Lebensform» sind, der eben das «freie Unternehmertum» sein charakteristisches Gepräge gibt.

Nein, Gegenrevolution! Wir Europäer können diesen ungebrochenen amerikanischen Glauben an den Kapitalismus schwer verstehen. Für uns ist die Zeit des naiven, fortschrittsseligen Individualismus grundsätzlich zu Ende. Zwei verheerende Weltkriege haben die alte Wirtschafts- und Sozialordnung unheilbar zerrüttet. Der Aufstand der farbigen Rassen hat eine wesentliche Grundlage des Kolonialismus und Imperialismus zerstört. Das Regime der bürgerlichen Mittelklassen hat seinen Glanz und sein Ansehen rettungslos verloren. Und doch haben die Parteien und Klassen, die eine neue gesellschaftliche Ordnung erstreben, noch nicht die Kraft, sich gegen die im alten beharrenden Mächte (deren Geist in ihnen selbst am verhängnisvollsten nachwirkt) entscheidend durchzusetzen. So taumelt Westeuropa unsicher, kraftlos, zerrissen und resigniert seinen ziellosen Weg weiter. Der nebelhafte Vorschlag Bidaults, einen «Obersten Atlantischen Friedensrat» zu bilden, der anscheinend durch Humanisierung des Kapitalismus dem Kommunismus entgegenwirken soll, ist dafür ebenso bezeichnend wie die Ratlosigkeit und Verwirrung, die an den gegenwärtigen Pariser und Londoner Außenministerkonferenzen der Westmächte obwaltet und schon vorher an der Tagung der führenden Militärs des Atlantikbundes vorherrschte. Und wenn immerhin England unter Labourführung in den letzten paar Jahren frische Kräfte zu entfalten begonnen hatte, so zeigt sich jetzt auch hier eine Stockung und Lähmung aller schöpferischen Antriebe, die nur durch eine radikale Ablösung von den Einflüssen einer konservativ-imperialen Vergangenheit überwunden werden kann. Kurz, Europa weist alle Anzeichen einer typischen Übergangsperiode auf, alle Anzeichen des fortschreitenden Verfalls einer überalterten Gesellschafts- und Kulturformation, die nicht nur zeitweilig erschöpft, sondern im Innersten lebensunfähig und zum Absterben reif ist.

Das begreift nun wiederum Amerika nicht, das eben auf einer anderen, vielleicht jüngeren, jedenfalls durch mehr Selbstsicherheit und Zukunftsglauben gekennzeichneten Entwicklungsstufe steht. Es vermeint darum, mit fest zupackender Faust das niedersinkende Westeuropa wieder aufrichten und mit Stärkungsmitteln, Blutübertragungen und

Einspritzungen aller Art seinem siechen Leib neue Lebenskräfte zuführen zu können. Im eigenen Interesse selbstverständlich. Denn wenn die bürgerlich-kapitalistische Zivilisation auch noch in Westeuropa zusammenbräche und die übrige Welt, soweit sie noch nicht dem Kommunismus verfallen ist, dem kapitalistischen Freibeutertum endgültig verlorenginge, was sollte dann aus dem «amerikanischen Jahrhundert» werden, dessen Anbruch ennet dem Ozean so begeistert begrüßt worden ist? So haben denn die Vereinigten Staaten ein System weitausschauender *gegenrevolutionärer Intervention* in die Angelegenheiten Europas und Asiens ins Werk gesetzt, dessen Großzügigkeit und Rücksichtslosigkeit imponieren mögen, das aber wegen der vollständigen Verkennung der tatsächlichen Weltlage, die ihm zugrunde liegt, von vorneherein zum Scheitern verurteilt ist. In Ostasien, vorab in China, *ist* es bereits gescheitert; mit der gleichen inneren Notwendigkeit wird es auch in Westeuropa und wo es immer anzuwenden versucht wird, scheitern. Dagegen werden alle Truman-Doktrinen und Marshall-Pläne, alle Atlantik- und Pazifikpakte, alle Dollarmilliarden und Atombomben nichts auszurichten vermögen. «Die Gestalt dieser Welt vergeht.» Eine alte Gesellschafts- und Kulturform versinkt; eine neue Ordnung menschlichen Gemeinschaftslebens erhebt sich aus dem Chaos der Gegenwart, unter gewaltigen Erschütterungen und gegen furchtbare Widerstände zwar — aber sie erhebt sich doch!

Ergebnisse Mittlerweile versteift sich das offizielle Amerika immer mehr auf einen unnachgiebigen Machtkampf gegen den kommunistischen Weltblock. Von den hysterisch anmutenden Beschuldigungen einer republikanischen Scharfmachergruppe gegen die angeblich von Agenten Moskaus durchsetzte Bundesverwaltung war bereits in der letzten Rundschau die Rede. Die Regierung antwortet darauf nun mit einem eigenen, neuen Feldzug gegen den Kommunismus, mit dem sie dem Volke beweisen will, daß sie es an Borniertheit und blindwütigem Draufgängertum mit jedem MacCarthy aufnehmen kann. Präsident Truman entwickelt am laufenden Band Programme zur Bekämpfung des Kommunismus, wobei nicht die geringste Rolle die Verstärkung der amerikanischen Propaganda in der ganzen Welt spielen müsse — einer Propaganda also, die, wenn sie von der Sowjetunion für *ihre* Zwecke betrieben wird, als der Gipfel der Hinterlist und der Ruchlosigkeit gebrandmarkt wird*. Staatssekretär Acheson aber bekundet in einer ganzen Reihe von Reden und öffentlichen Erklärungen den unerschütter-

* In einer seiner Reden behauptete der amerikanische Präsident (am 24. April) unter anderm: «Ruhig, aber wirksam, ohne Schlagzeilen oder Hysterie, arbeiten wir gegen kommunistische Wühlarbeit in unserm Lande, wo immer sie in Erscheinung tritt, und wir tun dies im Rahmen der demokratischen Freiheiten, die wir sorgsam hüten.» Man sieht, Mr. Truman hat Sinn für Humor!

Inzwischen wird durch eine lärmende Propaganda für großzügigen Schutz vor

lichen Willen der Vereinigten Staaten, ihre Kriegsrüstungen, eingeschlossen die H-Bombe, weiter auszubauen, und sich nicht in «nutzlose» Verhandlungen mit den Russen einzulassen, dafür Chiang Kai-Shek in seinem Kampf gegen das «moskauhörige» China zu stützen, der Pekinger Volksrepublik Sitz und Stimme in der UNO zu verweigern und insbesondere den «freien Nationen» Westeuropas auf jede mögliche Weise in ihrem Widerstand gegen den «roten Imperialismus» zu helfen.

Die Ergebnisse dieser weltweiten Interventionspolitik sind bisher selbst für Amerika nicht eben befriedigend; für die Sache der Freiheit und der sozialen Gerechtigkeit in Europa sind sie schlechthin verheerend. Hier hat ja das Eingreifen Amerikas entscheidend dazu beigetragen, die radikalen Volksbewegungen zu lähmen, die bei Kriegsende aus dem Untergrund hervorgebrochen sind. Wie weit insbesondere *Frankreich* vom Geiste der Résistance abgekommen ist, zeigt nicht nur die immer offenkundigere Selbstenthüllung de Gaulles und seiner Gefolgsleute, die mit den Vichypolitikern ungescheut Fühlung nehmen, sondern auch die Absetzung Professor Joliots als Leiter der rein friedlichen Zwecken dienenden Forschungsstelle für Atomkraft, eine Maßnahme, die anscheinend nur der Auftakt zu weiteren Kampfhandlungen gegen die große Partei der französischen Arbeiterschaft sein soll. (In Australien, Südafrika und Japan scheint die gänzliche Unterdrückung der Kommunistischen Partei bevorzustehen.) In *Belgien* hat es der Exkollaborator Leopold nun glücklich so weit gebracht, daß am 4. Juni Neuwahlen stattfinden müssen, von denen die klerikal-großbürgerliche Reaktion eine Mehrheit auch in der Kammer erwartet. In *Italien* kann sich, dank amerikanischen Krücken, ein ganz unmögliches Gesellschaftssystem mehr schlecht als recht weiter auf den Beinen halten. In *Griechenland* hat der Druck der Vereinigten Staaten zwar vermocht, die offene Mißachtung des nach links weisenden Wahlergebnisses durch eine Regierung der Rechten zu verhindern; an eine wirkliche Demokratisierung von Staat und Wirtschaft ist aber gar nicht zu denken, so lange dieses Land tatsächlich ein Satellit Amerikas ist. Ob die Bemühungen der Westmächte, Griechenlands mit *Jugoslawien* und dieses mit Italien zu versöhnen, Erfolg haben werden, steht dahin; Tito macht jedenfalls keine Miene, das Hinterland von Triest — die berühmte Zone B — wieder aus der Hand zu geben oder sich gar in das westalliierte Machtsystem einspannen zu lassen.

Fliegerangriffen die Kriegsfurcht genährt (wie bei uns durch den offiziellen Rat zur Anlegung von Lebensmittelvorräten) und der Kommunistenschreck gesteigert durch Dinge wie die theatermäßig aufgezogene «Eroberung» der kleinen Stadt Mosinee in Wisconsin durch die Kommunisten, die die halbfaschistische «Amerikanische Legion» kürzlich vorgeführt hat. (Der Bürgermeister des Städtchens, der dabei auch mitwirkte, hat nachher einen Hirnschlag bekommen.) Bezeichnend ist, daß in der «guten» Presse offen zugegeben wurde, Mosinee sei darum für diese Demonstration ausgewählt worden, weil im Staate Wisconsin der Sozialismus von jeher sehr verbreitet gewesen sei und der Sozialismus ja nur die Vorfrucht des Kommunismus darstelle.

In *Westdeutschland* haben die Westmächte dauernd Anstände mit dem immer anmaßender seine «Rechte» fordernden Bonner Regime, aber die Gemeinsamkeit der gegenrevolutionären Interessen sorgt auch immer wieder dafür, daß daraus kein wirklich ernsthafter Gegensatz erwächst*. Dabei arbeitet das kommunistische *Ostdeutschland* dem Westen vorweg tüchtig in die Hände, so neuerdings mit einer «Kirchenverfolgung», die nach Zeitungsberichten angehoben haben soll. Wenn hier tatsächlich Gewissendruck und Gleichschaltung gegenüber den Kirchen und ihren Mitgliedern versucht wird, so ist der dagegen erhobene Protest der Betroffenen natürlich in der Sache selbst vollkommen berechtigt. Nur fragt man sich, ob gerade *diese* Kirchen, die durch Jahrhunderte hindurch auf der Seite der Mächtigen und Besitzenden standen und auch dem Hitler-Regime gegenüber ihre Loyalität nicht genug beteuern konnten, das Recht haben, gegen Machtgeist und Materialismus aufzutreten, wenn *Kommunisten* die Sünder sind. Für solchen Protest, soll er wahr und wirksam sein, braucht es eine an Haupt und Gliedern *erneuerte* Kirche, und wenn ihre gegenwärtige Bedrängnis dazu beiträgt, eine solche Erneuerung der Kirche wirklich herbeizuführen: gepriesen und gesegnet sei diese Bedrängnis, auch wenn sie wirkliche Opfer und Leiden bringt, ja gerade dann!

Alles in allem: Das amerikanische Eingreifen in Europa hat — über die Linderung der unmittelbaren Kriegsnot hinaus — nur Unheil gebracht. Es hat fast überall die politische Reaktion und die soziale Gegenrevolution wieder zur Macht emporgetragen und die Kriegsgefahr enorm gesteigert. Der Rückzug Amerikas — des *gegenwärtigen* Amerikas — aus Europa wird darum mehr und mehr zu einer grundlegenden Voraussetzung für die Erneuerung und Befriedung unseres Erdteils. In *Ostasien* ist er durch die Ereignisse selber schon weithin erzwungen wor-

---

* Der soeben lancierte Vorschlag der französischen Regierung, die westdeutsche und die französische *Schwerindustrie*, womöglich auch diejenige Belgiens, Luxemburgs, Hollands und Italiens, zu einem Riesentrust zu verschmelzen, soll eine der hauptsächlichen Konfliktquellen im Verhältnis Frankreichs zu Deutschland zum Versiegen bringen. Aber man beachte wohl, daß dahinter nur die Absicht steht, erstens den westeuropäischen *Kapitalismus* durch planmäßigere Produktions- und Absatzmethoden («besser organisiertes Chaos») leistungsfähiger zu machen und zweitens das also gestärkte und zusammengefaßte Westeuropa gegen *Osteuropa* zu stellen, wobei insbesondere der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie eine zentrale Rolle zugedacht ist: die Ruhr als Waffenschmiede nicht mehr bloß der deutschen, sondern der ganzen westlichen Machtpolitik. Wer das als einen verheißungsvollen Fortschritt auf dem Wege zum Sozialismus ansieht oder meint, durch Einschaltung in dieses ganze System eine eigentlich anders geplante Entwicklung in sozialistischem Geiste umbiegen zu können, der gibt sich einer argen Täuschung hin. Die hinter dem ganzen Plan wirkenden Kräfte lassen sich nicht umbiegen; wer sich mit ihnen trotzdem einläßt, der wird nur selbst gebogen. Die deutschen Sozialdemokraten scheinen etwas davon gemerkt zu haben. Ob sie konsequent bleiben werden? (14. Mai.)

den und wird es wohl immer mehr werden*. In Europa muß es denselben Weg gehen, wenn eine Katastrophe vermieden werden soll.

Unser Pazifismus Also Überlassung Westeuropas an den Sowjetblock und den von ihm verkörperten Kommunismus? Mit nichten. Das Ende der amerikanischen Intervention würde zwar, so glaube ich, auch das Ende der bürgerlich-kapitalistischen Klassenherrschaft in Europa in die Nähe rücken. Es würde auf jeden Fall dem Sozialismus eine neue, gewaltige Chance geben, und zwar dem in Westeuropa heimischen freiheitlichen Sozialismus noch mehr als dem östlichen Kommunismus. Aber auch soweit der Kommunismus neue Möglichkeiten gewänne, sollte er, wenn es nach meinem Wunsch ginge, mit dem freiheitlichen Sozialismus auf *gleichem* Fuße konkurrieren müssen, ohne den Rückhalt einer sowjetischen Besetzungsmacht — die Rote Armee müßte sich ja ebenfalls hinter die Grenzen ihres Landes zurückziehen — und ohne politischen oder wirtschaftlichen Druck der Sowjetunion auf die Entwicklung in Westeuropa. Noch mehr: Rußland soll, wie Amerika, militärisch *abrüsten*, auf Grund einer umfassenden Verständigung, die zwischen den beiden führenden Weltmächten zu treffen wäre, Wenn es aber doch nicht so weit käme, wenn der Kalte Krieg weiterginge oder gar wirklich ein neuer Feuerkrieg auszubrechen drohte, dann müßten sich die Völker Europas einfach weigern, sich irgendwie in einen solchen Krieg hineinziehen zu lassen, nicht auf der Seite des Angreifers, aber auch nicht auf der Seite des Verteidigers, vielmehr all ihre Kraft darauf richten, durch *gewaltlosen Widerstand* jeden militärischen Einbruch abzuwehren, jede fremde Gewaltherrschaft zunichte zu machen.

Das ist der Standpunkt, den ich hier, in den «Neuen Wegen», seit Jahr und Tag unzweideutig vertrete. Und das ist deshalb auch die Antwort, die ich Herrn Pfarrer Trautvetter auf seinen Versuch zu geben habe, meine Haltung als die eines grundsatzlosen Jenachdempazifisten verächtlich zu machen. (Vgl. «Aufbau» Nr. 17.)

Der Leser erinnert sich an die Bemerkungen, die ich in unserm Märzheft über Pfarrer Trautvetters neue Stellung zum Kriege gemacht habe. Ich empfand es schmerzlich, daß ein früherer Vertreter des religiösen Antimilitarismus aus Angst und Haß gegenüber dem Kommunismus im Begriffe steht, zum Krieg in aller Form ja zu sagen, und bereit ist, ihm trotz der teuflischen Vernichtungsorgie, die er entfesseln müßte, ein «inneres Recht» zuzugestehen, wenn er von den Westmächten als «Polizeiaktion» gegen die Sowjetunion deklariert würde. Das habe ich

* Die Eroberung der großen Insel *Hainan* durch die chinesische Volksarmee stellt eine neue Niederlage auch der amerikanischen Politik dar. Die Lügenberichte, die sämtliche westlichen Nachrichtenagenturen über diese Aktion verbreitet haben («völlige Vernichtung» der kommunistischen Armee, glänzender und endgültiger Sieg der «nationalen» Verteidiger usw.) und die auch in einem Teil der sozialdemokratischen Presse der Schweiz in triumphierender Aufmachung abgedruckt wurden, sind ein Musterbeispiel für den Geist, der die antikommunistische Propaganda beherrscht.

als schwere Verirrung, als eigentliche Kriegstheologie bezeichnet und bezeichne es weiterhin als solche, ähnlich wie ich es als schwere Verirrung und als schlimme Kriegstheologie angesehen habe, als im ersten Weltkrieg ein Pfarrer Bolliger in Zürich sagte, er könne sich Jesus ganz gut ein Maschinengewehr bedienend vorstellen, und als vor einiger Zeit ein Pfarrer Schorer in Genf meinte, die Atombombe sei vielleicht doch das Werkzeug der Vorsehung, um die Sowjetunion zu züchtigen.

Pfarrer Trautvetter begegnet nun dieser meiner Kritik, indem er mich in doppelter Weise als Pazifist zu disqualifizieren sucht. Einmal behauptet er, daß «dieser Mann, der seit Jahren die Politik derer entschuldigt und verteidigt, die die Welt an den Rand des dritten Weltkrieges gebracht haben», und der schon so viel geleistet habe «in Beschönigung und Entschuldigung des übelsten und gefährlichsten Kriegshetzertums», nämlich des russischen, daß ein solcher Mensch («Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieser da . . .») überhaupt kein Recht habe, sich als Pazifist zu gebärden. Aber dieses Argument entbehrt schon von vornherein der Überzeugungskraft. Wo die Mächte zu suchen sind, die die Welt an den Rand eines dritten Krieges gebracht haben und bei denen das übelste Kriegshetzertum zu Hause ist, darüber gehen die Meinungen bekanntlich sehr weit auseinander. Man kann darüber in guten Treuen streiten, und so wie ich Herrn Pfarrer Trautvetter die pazifistische Gesinnung nicht deswegen absprechе, weil er in bezug auf den Sitz der entscheidenden Kriegsgefahr ganz anderer Meinung ist als ich, so lehne auch ich es ab, als Pazifist deswegen disqualifiziert zu werden, weil ich nicht im östlichen Kommunismus, sondern im westlichen, besonders im amerikanischen Kapitalismus und Imperialismus die gefährlichsten Kriegstendenzen erblicke. Es wäre mir ein leichtes gewesen, mit der gleichen Schärfe, mit der Pfarrer Trautvetter mich anklagt und zugleich verurteilt, *ihn* der Unterstützung des «gefährlichsten Militarismus, den es auf der Welt heute gibt», zu zeihen, wenn ich die Auseinandersetzung auf *diesen* Boden hätte tragen wollen.

Aber das wollte ich gerade nicht. Es ging mir bei meiner Kritik an seiner jüngsten Haltung um etwas ganz anderes, um etwas, das mir viel wichtiger ist als alle «Politik»: um die Frage nämlich, ob der Christ den «Feind», einerlei, wo er ihn zu erkennen glaubt und für wie gefährlich er ihn auch halten mag, mit Waffengewalt bekämpfen dürfe und ob es nicht die völlige Verleugnung alles *grundsätzlichen* Pazifismus, insbesondere des religiösen Antimilitarismus, sei, wenn man, wie Pfarrer Trautvetter es jetzt tut, den Krieg — den Atom- und Bakterienkrieg! — bejahe, sofern er nur der Austilgung desjenigen politischen Regimes diene, das er als Menschheitsfeind Nr. 1 ansieht. Darauf antwortete ich ohne Zögern: Jawohl, es *ist* die völlige Verleugnung all dessen, was wir bisher unter christlichem Antimilitarismus verstanden haben. Und ich bestehe entschieden auf dieser Antwort, die mir so notwendig und selbstverständlich scheint wie nur irgend etwas auf dieser Welt.

Pfarrer Trautvetter will sich nun allerdings — und das ist der zweite Pfeil in seinem Köcher — damit verteidigen, daß er *mir* vorwirft, ich huldige einem opportunistischen Jenachdempazifismus. Ich gehöre, so meint er, zu «der Sorte von Pazifisten», die zwar gegen den Krieg wider Hitler gar nichts einzuwenden gehabt hätten und «Stalingrad» bejubelten, weil sie Recht und Freiheit und Menschlichkeit durch die Hitler und Mussolini bedroht sahen, nun aber, weil die Bedrohung von einer Seite kommt, mit der sie sympathisieren, auf einmal ihren absoluten Pazifismus entdecken und sich damit in die verlogene und ekelerregende Friedenskampagne von Despoten einschalten, die an nichts anderes als an die Gewalt glauben und zur Erhaltung ihrer Macht bereit sind, die Welt in den Abgrund zu stürzen.

Ich muß diese Kennzeichnung meiner Gesinnung vollkommen ablehnen. Und ich glaube ein Recht dazu zu haben. Ich habe niemals aus Sympathie für die Sowjetunion auf die Bekundung meiner antimilitaristischen Haltung gegenüber der russischen Politik verzichtet. Ich habe es im Gegenteil nie unterlassen, auch von der Sowjetunion — und gerade von ihr, die sich auf internationalistische, antiimperialistische Losungen beruft — die Abkehr vom Wege der militärischen Gewaltanwendung und Gewaltdrohung, die Abkehr von den alten, verhängnisvollen Methoden der Friedenssicherung durch Kriegsrüstung, strategische Sicherungen, Angliederung von Pufferstaaten usw. zu verlangen. Ich habe vielmehr gerade das immer und immer wieder als den russischen Beitrag zur wirklichen Friedenssicherung gefordert, so sehr ich mir bewußt war, wie schwer eine solche Wendung angesichts einer jahrzehntelangen Interventions- und Angriffspolitik der West- und Mittelmächte den Russen fallen müßte. Ich habe in den «Neuen Wegen» in diesem Sinne ausdrücklich «eine Wandlung sowjetrussischen Denkens und Wollens, die in die Tiefe geht und aus der Tiefe kommt», gefordert und mit andern Pazifisten die «radikale Umkehr Amerikas sowohl *wie Rußlands* zu einer Politik *völliger militärischer Abrüstung*» als unerläßliche Voraussetzung für unsere Rettung vor einer neuen Kriegskatastrophe erklärt. Ich habe gerade von der Sowjetunion als *sozialistischem* Gemeinwesen verlangt, «daß ihre Außenpolitik im Geiste internationaler Zusammenarbeit und mit dem Willen zum Ausbau einer verpflichtenden Völkerrechtsordnung geführt werde», wozu unbedingt gehöre, daß sie, «sich von Diktatur und Terror abwendend, die Kraft zu einer moralischen und politischen Revolution aufbringt, die rasch ein neues zwischenstaatliches Klima zu erzeugen vermöchte». Wie kommt also Pfarrer Trautvetter dazu, trotzdem zu behaupten, ich hätte mich aus einseitiger Parteinahme für die Sowjetunion in eine «verlogene und ekelerregende Friedenskampagne» von Despoten eingeschaltet, die «an nichts anderes als an die Gewalt glauben»?

Kriegsgegnerschaft . . . . Raummangel hindert mich, meine zahlreichen Äußerungen in den «Neuen Wegen», die über meine «Sorte» von Pazifismus nicht den geringsten Zweifel lassen, ausführlicher zu zitieren. Diejenigen Leser, die mir nicht glauben sollten, bitte ich aber, die letzten paar Jahrgänge unserer Zeitschrift auf diese Dinge hin selbst durchzusehen, insbesondere die Hefte vom März 1946 (S. 138), April 1946 (S. 195), September 1946 (S. 422), Dezember 1946 (S. 602/603), Mai 1947 (S. 258/259), November 1947 (S, 543), Dezember 1947 (S. 589/590), Januar 1948 (S. 19/20) und April 1948 (S. 177), nicht zu reden von meinen jüngsten Äußerungen. Sie werden sich dann leicht überzeugen, wie grundlos die Behauptung Pfarrer Trautvetters ist, mein Antimilitarismus hänge ganz davon ab, wer jeweilen der Angreifer sei, mit andern Worten (er sagt das nicht ausdrücklich so, aber man muß es unbedingt aus seinen Darlegungen schließen): mein «plötzlich entdeckter» radikaler Pazifismus sei nur dem Wunsch entsprungen, Westeuropa gegenüber einem russischen Angriff wehrlos zu machen. Daß ich *nicht* an einer solchen Friedenskampagne teilnehme und *nicht* der «bewußten, zynischen Lüge» Vorschub leiste, die sie nach Pfarrer Trautvetters Behauptung darstellt, weder absichtlich noch unabsichtlich, das geht auch aus einem Artikel hervor, den ich vor bald einem Jahr zu der Botschaft des kommunistisch inspirierten Pariser Friedenskongresses geschrieben habe. (Vgl. «Zeitdienst», 2. Juli 1949.) Ich anerkannte darin gern, was an dieser Botschaft richtig ist, stellte aber auch fest, daß sie unrecht habe, wenn sie «die Friedenskräfte einfach mit der Politik der Sowjetunion, ihrer Verbündeten und ihrer Parteigänger gleichsetzt». Auch wenn die Außenpolitik der Sowjetunion nur auf die Sicherung ihrer friedlichen innern Entwicklung ausgehe, so könnten wir, bemerkte ich, nicht außer acht lassen,

«daß die Sowjetunion diese ihre Ziele mit den Mitteln der alten, überlieferten Machtpolitik verfolgt, mit militärischer Aufrüstung, Schaffung eines ihren Grenzen vorgelagerten Gürtels befreundeter oder abhängiger Staaten, Blockbildung, Geheimdiplomatie, Konferenzstrategie und all den Künsten, die wir aus einer jahrtausendealten Praxis kennen. Und so offen es auf der Hand liegt, daß die Sowjetunion keinen Krieg will, auch wenn sie ihn führen könnte, und daß sie keinen Krieg führen könnte, auch wenn sie ihn wollte, so trägt doch alle militärische Machtpolitik die Gefahr in sich, daß auf ihrem Boden eines Tages die Gewehre von selbst losgehen und der Krieg doch ausbricht, den niemand wollte, und den sogar alle ganz ehrlich zu verhindern strebten».

Unsere Friedensarbeit, so fuhr ich fort, könne darum einzig darauf gerichtet sein, daß es zu einem Krieg zwischen modern bewaffneten Nationen überhaupt nicht mehr komme. Und das heiße,

«daß wir auch die *Vorbereitung* für den Fall eines neuen Krieges, die militärische, wirtschaftliche und geistige Rüstung daraufhin grundsätzlich ablehnen müssen, ob sie nun von Großmächten oder Kleinstaaten, ob von kapitalistisch-bürgerlichen oder sozialistischen und kommunistischen Ländern betrieben werden. Wir müssen uns auf den

Boden der *radikalen Friedensbewegung* stellen, müssen die Völker — *alle* Völker — aufrufen, sich des Militärapparates und Rüstungspanzers zu entledigen, der sie ins völlige Unheil zu stürzen droht, und sich eine *Wirtschafts- und Sozialordnung* zu geben, aus der nicht immer neue internationale Konflikte hervorgehen, sondern ein System internationaler Zusammenarbeit, gegenseitiger Hilfe und immer festerer Friedenssicherungen entspringt».

Pfarrer Trautvetter mußte diesen Artikel nicht kennen. Aber er mußte unbedingt kennen — und kannte natürlich auch sehr wohl —, was ich im genau gleichen Sinn und mit ganz ähnlichen Worten immer wieder in den «Neuen Wegen» geschrieben habe. Er mußte auch wissen, daß ich in unserer Zeitschrift (April 1949, Seite 190) für den unwahrscheinlichen Fall eines russischen Angriffs auf ein abgerüstetes Westeuropa selbstverständlich den schließlichen Sieg der angegriffenen Völker wünschte und erwartete in der Überzeugung, daß «die gleichen moralischen Kräfte, die Abrüstung und Nichtkriegführung erzwungen hätten, stark genug (wären), um auch die russisch-kommunistische Militärherrschaft durch gewaltlosen Widerstand zu brechen». Und er weiß vollends recht gut, daß ich nicht einmal um unserer Schweiz willen von meiner grundsätzlichen Militärgegnerschaft abgegangen bin, als ihre Existenz auf dem Spiele stand, und mir diese meine Ablehnung auch eines klaren Verteidigungskrieges habe ein Erhebliches kosten lassen. Wie kann er mir da zutrauen, daß ich meinen prinzipiellen Antimilitarismus erst dann entdecke, wenn es gelte, die «Friedenskampagne» der mir in jedem Sinn viel ferner liegenden Sowjetunion zu unterstützen, also einseitig den Westmächten die Waffen aus den Händen zu nehmen? Die trüben Leidenschaften des Kalten Krieges haben offenbar Pfarrer Trautvetters Seele bereits so sehr verwüstet, daß er zu einem sachlichen Urteil über unsereinen gar nicht mehr fähig scheint. Wahrlich, es ist höchste Zeit, daß er seine *private* «Polizeiaktion» gegen die angeblichen «Beschöniger und Verteidiger des übelsten Militarismus unserer Zeit» einstellt!

. . . . und Kriegstheologie Gänzlich mißlungen ist schließlich auch Pfarrer Trautvetters Anrufung von Leonhard *Ragaz* für seinen Abfall vom grundsätzlichen Antimilitarisums. Der große Vorkämpfer eines radikalen christlichen Pazifismus würde sich ja im Grab umkehren, erführe er, daß er jetzt auch noch als Kronzeuge für die neueste Kriegstheologie eines seiner ehemaligen Schüler dienen solle! Gewiß, Ragaz hat — *wie ich selber* — aus der Gewaltlosigkeit nie ein Dogma gemacht, das er andern Menschen mit anderer Lebensanschauung hätte über den Kopf stülpen wollen. Wenn Menschen, Klassen und ganze Völker, weil sie eben die Wahrheit der Botschaft Jesu nicht anerkannten, nur die Wahl zwischen blutiger Gewalt und feigem Nachgeben zu haben glaubten, so wollte er ihnen keineswegs in den Arm fallen, so wenig wie ich es tue. Aber ihm selbst,

der wußte, daß das Böse — und je dämonischer es auftritt, um so mehr — nur durch die Reinheit des Guten überwunden werden kann, ihm selbst kam es niemals in den Sinn, den radikalen Pazifismus als solchen preiszugeben oder auch nur in Frage zu stellen. Er hielt unerschütterlich an der Möglichkeit und Notwendigkeit eines «dritten Weges» zwischen Waffenkrieg und Unterwerfung unter den Angreifer fest. Er sah es als seine Aufgabe an, den Völkern *diesen* Weg zu zeigen, nicht aber, ihnen für den Krieg wieder ein gutes Gewissen zu machen, ein angeblich neugeborenes «inneres Recht» des Krieges zu verkündigen und den allfälligen Krieg einer überwiegend kapitalistisch-imperialistischen Mächtegruppe gegen das kommunistische Rußland — einen im Kern gegenrevolutionären Krieg — rabulistisch in «eine Art Polizeiaktion in großem Maßstab» umzudeuten.

Wenn auch Ragaz gelegentlich von internationaler Polizeiaktion redete, wie wir es ebenfalls getan haben, so meinte er damit etwas vollkommen anderes als Pfarrer Trautvetter: nicht den regelrechten Krieg, womöglich gar den jetzt so häufig ins Auge gefaßten Präventivkrieg, der einen bis an die Zähne bewaffneten Mächtegruppe gegen die andere innerhalb einer anarchischen Welt, sondern die Zwangsexekution gegen ein einzelnes widerspenstiges Mitglied einer bereits festgegründeten internationalen Rechtsordnung, eine Maßnahme also, die, wie er ja ausdrücklich sagt, «die allgemeine Abrüstung voraussetzt» («Neue Wege» 1936, Seite 573). Der Unterschied zwischen den beiden Arten von Polizeiaktion ist mit Händen zu greifen.

In einem vollends phantastischen Licht erscheint aber Pfarrer Trautvetters «Polizeiaktion» zur Unschädlichmachung des «weltgeschichtlichen Verbrechers», als den er die Sowjetunion ansieht, dann, wenn man sich vergegenwärtigt, daß eine solche Aktion nur mit den Waffen der raffinierten Massenvernichtungstechnik durchgeführt werden könnte, die in den letzten Jahren entwickelt worden ist. Die darin liegende Revolution der Kriegführung hat in der Tat eine ganz neue Lage geschaffen. Statt dem Krieg ein neues Recht zu geben, hat sie ihm endgültig und in jeglicher Gestalt Unrecht gegeben, so sehr, daß sich nun sogar das Internationale Komitee vom Roten Kreuz veranlaßt gesehen hat, ein allgemeines Verbot von Atombomben und andern «blinden» Waffen zu verlangen. Eine solche Humanisierung des Krieges ist nun freilich Utopie; der Krieg kann nur noch abgeschafft, nicht mehr vermenschlicht werden. Daß nun aber auch die sehr vorsichtigen und konservativen Herren vom Roten Kreuz durch die Aussicht auf einen totalen Vernichtungskrieg aufgeschreckt worden sind und nach einem Ausweg aus der Sackgasse suchen, in die das Wettrüsten die Völker wieder hineingeführt hat, das ist doch ein weithin sichtbares Zeichen der Zeit und zeigt allen vernehmlich an, was die Stunde geschlagen hat.

Auch Pfarrer Trauvetter sagt ja, daß der Krieg «durch die neuen Waffen zu einer Katastrophe für alle geworden» sei, bei der es keine

Sieger mehr geben könne. Wie soll aber, so fragt man sich, bei solcher gegenseitiger Vernichtung ganzer Völker, vielleicht Erdteile, überhaupt noch eine «Polizeiaktion» möglich sein, die doch begrifflich voraussetzt, daß der «Polizist» den «Verbrecher» auch tatsächlich überwältigen kann? Und wie will man es rechtfertigen, daß bei einer solchen Aktion neben den «Verbrechern» durch die blind wütenden Massenvernichtungswaffen auch Millionen von Unschuldigen getötet werden, so wie es in ganz kleinem Maßstab bereits in Hiroshima und Nagasaki der Fall war? Wie kann man bei einer derartigen Sachlage, so wie Pfarrer Trautvetter es tut, noch von einem «Schwert der Gerechtigkeit» reden, das «zum Schutz der Guten und zur Bestrafung der Bösen» da sei? Eine gänzlich unvollziehbare Vorstellung!

Die einfache Wahrheit ist doch, daß ein mit A- und H-Bomben, mit ferngesteuerten V-Waffen, mit Todesstrahlen, Pestbazillen, Massengiften und all dem andern Teufelszeug der modernen Vernichtungsindustrie geführter Krieg überhaupt keinen vernünftigen Sinn, keinen sittlichen Zweck mehr haben könnte, sondern die Sinnlosigkeit, Unvernunft und Unsittlichkeit selbst wäre. Es *gibt* keinen Krieg für die Freiheit mehr, so wie es auch keinen Krieg für die soziale Revolution mehr gibt. Es *gibt* keinen Krieg für das Recht mehr. Es *gibt* keinen Krieg für die Menschlichkeit mehr. Es gibt für die beteiligten Völker nur noch ein gänzliches Versinken in Barbarei, Untermenschlichkeit und Despotie, falls es je wieder zu einem Krieg kommen sollte. Alles Reden von Polizeiaktion und Unschädlichmachung eines weltgeschichtlichen Verbrechers wird gegenüber dieser gewaltig ernsten Tatsache gegenstandslos und leichtfertig, ja frevelhaft. Und der «Diener am göttlichen Wort», der in frommer Sprache und mit moralischem Pathos, unter Berufung auf das Neue Testament — besonders auf Römer 13 — und im Namen des «ganz an Christus orientierten Gewissens» dennoch davon redet und predigt — gar noch von der Kanzel herab, von der einst Leonhard Ragaz in Chur das Wort verkündete —, der muß es sich nun einfach gefallen lassen, daß man seine neue Lehre als das kennzeichnet, was sie wirklich ist: als abscheuliche Kriegstheologie. Bei dieser Kennzeichnung bleibe ich, auch auf die Gefahr hin, daß geistlicher Hochmut es mir als unverzeihliche Anmaßung auslegt, und lasse Herrn Pfarrer Trautvetter hier stehen, im stillen freilich immer noch hoffend, auch er werde einmal einsehen, zu welch unmöglichen Konsequenzen ihn der verblendete Kommunistenhaß getrieben hat, dem er sich so selbstgefällig überläßt.

9. Mai. *Hugo Kramer.*

Zum 4. Juni Das ewige Problem der eidgenössischen Innenpolitik, die *Bundesfinanzreform*, wird mit der Volksabstimmung vom 4. Juni seiner Lösung einen Schritt nähergebracht werden. Aber nur wenn die Vorlage der Bundesversammlung vom Volk abgelehnt wird. Würde sie angenommen, so erführe die Finanzfrage nur eine Scheinlösung, die neue, kaum zu entwirrende Schwierigkeiten schüfe, die Tilgung der riesigen Bundesschuld unmöglich machte und das Gleichgewicht im Bundeshaushalt, wenn überhaupt, so höchstens durch massive Einschränkung der Sozial- und Personalausgaben erreichen könnte. Das ist denn auch wohl das eine Ziel derjenigen Kräfte, die die vorliegende «Lösung» im Parlament durchgezwängt haben. Das andere ist die Entlastung der großen Einkommen und Vermögen durch die Wiedereinführung kantonaler Beiträge («Kontingente») an die Bundeskasse, an Stelle der Weitererhebung der direkten Bundessteuer. Und das würde ihnen bei Annahme der Vorlage denn auch großartig gelingen. Man hat berechnet, daß in diesem Fall beispielsweise der Kanton Bern infolge Wegfalls bisheriger Einnahmen, vor allem seines Anteils an der eidgenössischen Wehrsteuer, und durch seinen eigenen Beitrag an den Bund 31,4 Millionen Franken alljährlich *mehr* an Steuern aufbringen müßte. Die Steuererhöhung, die das nötig machte, würde die unteren und mittleren Einkommen erheblich mehr belasten als die bisherige kantonale Steuer plus eidgenössische Wehrsteuer. Je höher aber das Einkommen, desto geringer würde die Mehrbelastung, und von 16 000 Fr. Einkommen ab träte sogar eine *Entlastung* ein, die bei den obersten Gruppen über 30 Prozent ausmachen würde. Da begreift man allerdings die Leidenschaft, mit der unsere «Föderalisten» die direkte Bundessteuer bekämpfen! Man begreift aber auch die Notwendigkeit, die Vorlage, über die das (männliche) Stimmvolk zu entscheiden haben wird, nicht nur mit einfacher, sondern mit überwältigender Mehrheit zu verwerfen. Dann mag der Weg frei werden für eine Finanzreform, die neben der Belastung des Massenverbrauchs (durch ungerechte Warenumsatzsteuer) auch die Einkommen und Vermögen der oberen Zehntausend weiterhin besteuert, jener Kreise also, die sich während der Kriegs- und Nachkriegskonjunktur so schamlos bereichert haben.

Wahlen Die verschiedenen Wahlgänge, die in der letzten Zeit im Land herum abgehalten wurden, bestätigen im ganzen das Bild, das sich schon aus früheren Willensäußerungen des Souveräns ergeben hatte: das Bürgertum gewinnt verlorenen Boden in einem Umfang zurück, der es selber überraschen muß, während die Arbeiterparteien stehenbleiben oder auf einen Stand zurückgeworfen werden, den sie zum Teil schon vor Jahrzehnten erreicht hatten. Das ist besonders deutlich in Zürich, wo bei den Gemeinderatswahlen die Partei der Arbeit von ihren 19 Sitzen nicht weniger als 15 einbüßte, die Sozialdemokratische Partei aber aus dieser Konkursmasse nur zwei Mandate zu ergattern vermochte, so daß die Gesamtvertretung der Linken von 57 auf 44 Mandate sank und diejenige der Rechten von 68 auf 81 Sitze stieg. Das «Volksrecht» (Nr. 73) nennt das «eine leichte Gewichtsverschiebung nach der bürgerlichen Seite»; in Wahrheit ist es ein schwerer Rückschlag der Arbeiterparteien, der um so auffälliger ist, als damit der Anteil der Sozialdemokratischen Partei an der Gesamtstimmenzahl gegenüber 1938 durch einen Verlust von 4300 Wählern von fast 42 auf rund 31 Prozent gefallen ist und die Linke nun wieder genau dort steht, wo sie schon 1904, also vor fast einem halben Jahrhundert, angelangt war! Auch in Basel-Stadt hat die Sozialdemokratische Partei von den 13 Großratssitzen, welche die PdA verloren hat, nur 6 gewonnen (wobei gleichzeitig die Mehrheit im Regierungsrat an die bürgerliche Koalition überging), in Baselland von den 3 der PdA abgenommenen Sitzen bloß 1, in der Waadt bloß 4 von den 22 (!) verlorenen PdA-Mandaten und in Neuenburg 3 von den 11 der PdA entrissenen

Sitzen. In Bern ist die Sozialdemokratie überhaupt stationär geblieben, obwohl die PdA gänzlich von der Bildfläche verschwunden ist. Die Arbeiter und Angestellten, die sich enttäuscht von der PdA (und von der Sowjetunion) abwenden oder einfach der Suggestion des überhandnehmenden Antikommunismus erliegen, kehren also nicht in den Schoß der «alleinseligmachenden Kirche» zurück, sondern bleiben einfach tatenlos auf der Seite stehen, wenn sie nicht gar zu Duttweilers oder sonst zu einer bürgerlichen Partei überlaufen. Man darf es nicht verschweigen: die Anziehungskraft der Sozialdemokratie ist bedenklich gering geworden, und sie wird weiterhin gering bleiben, solange die SP für ihren Fortschritt mehr auf die Ausschöpfung der antikommunistischen Konjunktur spekuliert, die sie selbst noch tüchtig ankurbeln hilft, als daß sie sich der Herausarbeitung und Propagierung eines kämpferisch-radikalen demokratischen Sozialismus widmet, dessen Stunde früher oder später auch in der Schweiz kommen wird — wenn dann seine Träger noch Geist und Kraft genug haben, sie auch wirklich zu nutzen.

Neutralität – wie lange noch! In den Spalten der «Gazette de Lausanne» hat unlängst eine vielbemerkte Auseinandersetzung über die schweizerische Neutralität von sich reden gemacht. Ein Generalstabsmajor warf die Frage auf, ob die Schweiz nicht ihre «ewige Neutralität» doch einmal aufgeben und sich in aller Form dem Bunde der antikommunistischen Westmächte anschließen solle, während ein Professor, ein Redaktor und andere Notabilitäten mit mehr oder weniger Feuer für den «bewährten» Grundsatz unserer Außenpolitik eintraten: Mischet euch nicht in fremde Händel ein! Natürlich verlor der Major. Aber sachlich hat er, vom Standpunkte des konservativen Bürgertums aus, dennoch recht. Die Schweiz steht ja «moralisch», wirtschaftlich und politisch doch im Lager der Westalliierten, und auch militärisch würde sie im Ernstfall — das heißt, wenn der Krieg wieder nach alter Vätersitte geführt würde — nur die Deckung der rechten Flanke der Atlantikfront übernehmen können. Warum also nicht auf eine ja doch unhaltbar gewordene Fiktion verzichten und nicht offen «aussprechen, was ist»? Vor dieser Konsequenz schrecken zwar auch auf *unserer* Seite noch viele zurück. Aber ich muß wirklich sagen: Der Preis einer Verstärkung des Westblocks durch die Wirtschafts- und Militärkraft der Schweiz wäre mir nicht zu hoch, wenn wir dadurch die Befreiung von den Lügen- und Weihrauchnebeln erlangen könnten, die jetzt um die beiden Götzen Neutralität und Armee herum wallen und das ganze Volksleben vergiften. Man denke — um eine aktuelle Kleinigkeit zu erwähnen — nur etwa an die verschiedenen Verbote von Vorträgen ausländischer, dem Sowjetblock nahestehender Redner, die in den letzten Monaten im Namen der heiligen Neutralität erlassen wurden, bei gleichzeitiger Duldung mehrerer westalliierter und westdeutscher Redner. Welche Heuchelei! Und auch welch lächerlich dummes Polizeidenken! Die meisten dieser Verbote sind ja prompt wirkungslos gemacht worden, sei es, daß die «staatsgefährlichen» Vorträge einfach in der Presse veröffentlicht, sei es daß sie von Stahlbandaufnahmen weg ohne Anwesenheit der Redner in öffentlicher Versammlung wiedergegeben wurden. Für solche Verbote müßte man beim offenen Übergang ins Lager der Westmächte keine unwahren Begründungen mehr erfinden; sie wären in unserem politischen Klima dann ebenso normal wie beispielsweise jener famose Übersetzungstext, den der Professor Gentinetta an der Kantonsschule von Sitten kürzlich seinen Schülern diktierte und in dem es hieß:

«Mögen die Russen kommen und unsere Tapferkeit kennenlernen! Rächen wir uns an diesen Bären für unsere erwürgten Freunde und unsere geraubten Frauen. Diese Räuber wollen uns unser liebes Vaterland entreißen; sie versammeln schon ihre Armeen; unsere Voralpen sind schon von ihnen besetzt. Sie fallen über uns her wie der Löwe auf eine Herde friedlicher Schafe und wollen uns der Freiheit berauben. Man muß sich deshalb zum Kampf entschließen und diese Feinde wie hungrige Wölfe niederschlagen, denen es nach unseren Schafen gelüstet. Gehen wir raschen Schrittes

dem Feind entgegen, um ihn für seine Anschläge, deren er sich schuldig gemacht hat, zu bestrafen. Gott beschütze uns! Es lebe die Freiheit! Tod den Russen!»

Nicht daß wir *wünschten*, solche Aufsatztexte und die ihnen entsprechenden Zeitungsartikel, Reden, Radiosendungen usw. sollten bei uns zur Regel werden. Da aber die Gesinnung, die sie eingibt, ja doch besteht und sogar ungeheuer weit verbreitet ist, so soll sie auch ausgedrückt werden können und nicht durch jene unwahre Neutralität zurückgestaut werden müssen, die eine der ärgsten Verbiegungen und Verkrampfungen des schweizerischen Volkscharakters bewirkt hat. Vor allem: Offenheit und Ehrlichkeit! Die Zeit der profitlichen Schlaumeierei ist au in der Politik vorbei.

10. Mai. *Hugo Kramer.*

Nachtrag. Das Neueste auf dem Gebiete des bundesrätlichen Neutralitätsschutzes ist der Fall *Ilya Ehrenburg*. Der berühmte russische Schriftsteller, der sich in Frankreich und Belgien aufgehalten hatte, bekam die Erlaubnis zur Einreise in die Schweiz nur, nachdem er sich unterschriftlich verpflichtet hatte, weder Vorträge irgendwelcher Art zu halten noch in öffentlichen oder geschlossenen Versammlungen zu erscheinen oder Pressekonferenzen zu geben. In Belgien, also einem von Amerika subventionierten Lande, das dem Atlantikbund angehört und dessen amtliche Außenpolitik schon antirussisch orientiert ist, durfte sich Ehrenburg völlig frei bewegen und aussprechen, desgleichen im neutralen Schweden. In der «neutralen» Schweiz bekam er einen Maulkorb angelegt ... und las dafür fleißiger unsere Zeitungen, deren Russenfeindschaft ihn trotz allem, was er erwartet hatte, dann doch bestürzte. Natürlich wird er, wie wir aus seinem eigenen Munde gehört haben, aus seinem Herzen keine Mördergrube machen, wenn er nach Moskau zurückgekehrt sein wird. Und dann wird man sich bei uns über die zu erwartende neue Verschlechterung unserer Beziehungen zur Sowjetunion wundern ... Mit einem klein wenig Verstand und Selbstvertrauen hätte man diese Folgen mit Leichtigkeit vermeiden können (was übrigens auch die «Gazette de Lausanne» anerkennt, die das Vorgehen des Politischen Departements lebhaft kritisiert). Aber es scheint eben, daß die Leitung unserer Außenpolitik um keinen Deut weiterblickend geworden ist, seit Herr Pilet-Golaz weggegangen ist. Wo die Russenangst anfängt, da hört die Vernunft auf. (14. Mai.)

BUCHBESPRECHUNGEN

Edgar Kupfer-Koberwitz: «Die Tierbrüder», Manuverlag, Augsburg 1947, 77 S.
Karl Adolf Laubscher: «Tierschutzgedichte», Kristallverlag Bern 1949, 63 S.
Karl Adolf Laubscher: «Habe nur Vertrauen», herausgegeben von Eugen Thurnher, Eugen-Ruß-Verlag, Bregenz 1949, 120 S.

K. A. Laubscher, der als Dichter wie als Maler unsern Lesern kein Unbekannter mehr ist, wirbt in den Tierschutzgedichten, die berndeutsche und schriftdeutsche Gedichte sowie einen am Welttierschutztag 1948 in Bern gehaltenen Vortrag enthalten, für den Gedanken der Rücksichtnahme auf alle und jeden. Er zeichnet besonders die Schwachen, und als die Schwächsten sieht er die Tiere, als solcher Rücksicht bedürftig. Die zwei Seiten jeder Absolutheitsidee kommen auch in dem hier verkündeten absoluten Vegetarismus zum Ausdruck: Einmal zeigt sich eine Überschattung geschichtlicher Wirklichkeiten und Möglichkeiten durch die eigene Idee — dies zeigt sich, wenn ohne Rücksicht auf den geschichtlichen Jesus der Christus zum Verkünder der Idee gemacht wird — und zum andern ein bewegender kompromißloser Ernst gegenüber

dem Geglaubten. Dieses letztere wird auch der zu schätzen wissen, dem selber — vielleicht gerade durch das Evangelium — die Absolutheit aller Ideen zerbrochen ist.

Das gleiche gilt von dem im gleichen Geist geschriebenen Büchlein Kupfers. Was hier besonders ergreift, ist der Gedanke, daß diese Skizzen, Bekenntnisse einer Liebe zum schwachen Tier, im Konzentrationslager geschrieben wurden und daß so aus den der Liebe fernsten Bereichen der Wille, alles zu lieben, wie eine Sendung herauskam.

Der von Thurnher herausgegebene Gedichtband «Hab nur Vertrauen» bringt uns wieder liebe und bekannte Verse Laubschers aus den Hymnen des Lichts und den notwendenden Worten, vermehrt um einige neue, unveröffentlichte Gedichte. Die Sammlung ist ein Meisterwerk der Anordnung. Seite um Seite ergänzt und erläutert sich das Ganze selber. Die Geborgenheit in Gott, zu der die Gedichte hinführen wollen — eben das im Titel genannte «Vertrauen» —, äußert sich im verpflichtenden Anspruch an die Welt wie an die — diese umfassende — Seele. Eine sehr feinfühlende Einleitung des Herausgebers vermag den Weg zu den Sprüchen und Hymnen dieser vor allem vom Rhythmus lebenden Kunst zu weisen, deren einzelne Werke aber — Kunst und Forderung in einem — auch selber unmittelbar zu sprechen vermögen. Diese Gedichte mit ihrer Schönheit und ihrer Verpflichtung sind es wert, von vielen gelesen und weitergegeben zu werden. *B. B.*

Romain Rolland: «Die Reise nach innen», Herbert-Lang-Verlag, Bern 1949, 433 S.

Dieses Buch ist eine wie im Rausch geschriebene persönlichste Auseinandersetzung des Dichters mit den Kräften und Strömungen des eigenen Lebens. Es ist fast nicht für Leser geschrieben, die Gestaltungskraft hat noch nicht wie in den den gleichen Gegenstand behandelnden Memoiren die Dinge und Personen zu neuer Objektivität geformt, das fieberhafte Gespräch beschwört sie — heiß in der Liebe und ebenso heiß in der Ablehnung — herauf, damit die Rechenschaft eines Menschen vor sich selber möglich werde, eine Rechenschaft vor allem über sein Anderssein, das er nicht gesucht, aber immer gefunden und bejaht hat. Bei der Suche nach den Quellen dafür gerät der Dichter auch in manches mystische Dunkel, das bei dem von der Formenwelt Roms Geprägten besonders eigenartig wirkt, aber nun doch eben auch zur Einmaligkeit dieses Lebens und Werkes gehört.

Die rauschende Hast dieser Rechenschaft, die der Gedankenklarheit nicht dient, formt aber freilich die Sprache zu einer eigenen Schönheit, die auch in der Übersetzung gut zum Ausdruck kommt (nur die fremdsprachigen Zitate weisen allzu viele Fehler auf.)

Romain Rolland hat — wohl immer im Gegensatz zu dem, was «man» sagt — im Laufe seines Lebens zu manchem ja und zu vielem nein gesagt. Geistig-revolutionäre Strömungen werden heute vielen dieser Aussagen zustimmen, das gilt auch für unsere Bewegung. Und doch darf niemand Romain Rolland einfach für sich und seine Sache usurpieren. Gerade dies zeigt die «Reise nach innen». *B. B.*

Johann Christoph Blumhardt: «Seelsorge». Gotthelf-Verlag Zürich, 1949.

Dieser Band schließt die ausgewählten Schriften des älteren Blumhardt ab, die Otto Bruder herausgegeben hat. Der Seelsorger Blumhardt steht hier im Mittelpunkt, vielmehr das tiefe, umfassende «seelsorgerliche Interesse». Es erwächst ebensosehr aus dem Kampf für die Sache Gottes wie aus dem Erbarmen für den Menschen. Daraus allein kann echte Seelsorge erwachsen. Blumhardt übte sie in der Vollmacht und Kraft des Reiches Gottes, in der Vollmacht Christi. Seelsorge ward auf diese Weise wie aller Dienst am Reiche Gottes Teilnahme am Kampfe für dieses Reich, Ringen mit den Gewalten und Mächten der Finsternis und der Sünde im Vertrauen auf den Herrn, der lebt und etwas tut.

Dieser Kämpfer Blumhardt war ein Beter. Seelsorge ist ja keine psychologische Kunst, sie ist eher das Gegenteil davon, dringt sie doch in die Tiefe der Menschen-

seele und des Menschengewissens in der Kraft der Liebe Gottes, der richtenden und heilenden Kraft der Wahrheit und Liebe Gottes. Sie ist Ringen um die Gotteshilfe und den Gottesweg für jeden Menschen, ja für die ganze Menschenwelt. Dieses «seelsorgerliche Interesse» hat die pietistischen und kirchlichen Schranken abgestreift, es trägt die Art Jesu an sich. Es kann nicht ohne das Wirken des Geistes Gottes auskommen. Die Bitte um dieses Wirken des Geistes, die Hoffnung auf eine neue Ausgießung des heiligen Geistes, auf ein neues und fortgehendes Wirksamwerden Gottes und Christi durch den Geist in der Gemeinde Christi und in der Völkerwelt ist ein Herzstück dieses seelsorgerlichen Ringens. Wieviel von diesem Blumhardtschen Glauben und Hoffen in der Zwischenzeit auch in die Christenheit eingedrungen ist, Blumhardt erweist sich doch immer wieder als unvergleichliche Quelle der Erkenntnis und des Dienstes des Reiches Gottes. Immer noch ist er uns mit dem Wesentlichen, was er uns zu geben hat, weit voraus, eine Leuchte zum Reiche Gottes, ein Sucher des Wortes, das in Kraft besteht.

Die Auswahl von Briefen, die diesem Bande beigegeben ist, zeigt das seelsorgerliche und Reich-Gottes-Interesse Blumhardts auf eine eindrückliche Art. Von dieser Seelsorge wird alles erfaßt, auch die Stellung zu den politischen Dingen! Vieles von dem, was der Sohn später vertritt, ist schon beim Vater im Keime vorhanden. Im Grunde ist dieser so konservative Mann ein Diener der Revolution Gottes.

Im einzelnen enthält der Band Besprechungen von Glaubensfragen, seelsorgerliche Ratschläge, Briefe, Gebete, Lieder, die ihre helfende Kraft gewiß an suchenden Menschenseelen erweisen werden. *Albert Böhler.*

Von den dunklen Dienern Gottes

«Wißt ihr nicht, daß wir über Engel richten werden?»
(1. Kor., 6, 3.)

Unsere Welt scheint engelleer geworden zu sein. Nur in den Bezirken des Aberglaubens geistern noch Zerrbilder dieser Gestalten umher. Aber sind nicht auch oft, zusammen mit den unverzerrten Gestalten, die Vielfalt des Lebens, die Tonfülle, die Farbe der Welt aus dem Leben geschwunden? Ist unsere engelleere Welt nicht auch eine bleiche und dürre, von armseligen Einheitsprinzipien mühselig zusammengehaltene Welt geworden? Die engellose Welt ist entweder von einem Gott, einer Idee oder einem materiellen Prinzip – vom lieben Gott, von der Idee des Guten, vom Zustand der Produktionsverhältnisse etwa – bestimmt. Alles, was geschieht, fließt aus diesem Einheitsprinzip. Wenn aber die Auferstehung und die Menschenvergasungsöfen, die Botschaft von der Versöhnung und der Völkerhaß, wenn diese Dinge alle miteinander das Werk der gleichen Macht sind, dann wird nicht nur die Welt dürr und farblos, sondern auch die Menschen auf ihr werden unterwürfig und leblos, verlieren ihr Unterscheidungsvermögen und unterwerfen sich allem Geschehen.

Der Dichter des Hiobbuches etwa wußte etwas davon, daß Gott zahlreiches Gesinde hat. Seine Diener durchziehen die Welt; die lichten wie die dunklen, selbst Satan gehört zu ihnen. Die Taten der Zeit und die Fragen der Zeit sind nicht einfach Gottes Taten und Gottes Fragen, sondern oft Taten und Fragen, die dunkle Diener Gottes stellen. Der Satan des Hiobbuches wollte etwas von den Menschen. Er wollte sehen, daß sie nicht imstande sind, Gott ohne Entgelt zu dienen. Alle Glieder des großen Gesindes Gottes wollen etwas von den Menschen, auch die, welche heute besonders oft die Länder und die Fragen der Menschen durchstreifen. Zwei dieser dunklen Engel scheinen heute ihre besonders günstige Stunde zu haben. Da ist einmal der kleine häßliche Todesengel. Er will etwas von den Menschen. Er will sie als Steine sehen, er will, daß nur *ein* Gesetz ihr Leben bestimmt, nur *ein* Wille sie vorwärts treibt: Beharren. Wie der Satan des Hiobbuches, kommt wohl auch dieser dunkle Engel oft triumphierend vor Gottes Thron und spricht rühmend: «Schau her, was ich vollbracht, sieh an die Früchte meiner Arbeit.» Er spricht seine triumphierenden Worte, wenn er die großen Weltmächte heute durchstreift und den großen wirtschaftlichen Machtkomplexen seinen Besuch abstattet. Hier findet er am ehesten, was er sucht; hier findet er am meisten das Gesetz des Beharrens. Auf der großen Skala der Macht gibt es eine Grenze, jenseits derer nur noch die Schwerkraft gilt. Haben politische oder wirtschaftliche Mächte diese Grenze erreicht, dann verdrängt das Gesetz des Beharrens alle andern Gesetze. Zerfiele unsere Welt nur noch in einige wenige Riesenmachtkomplexe, dann gute

Nacht Tonfülle und Farbe der Welt, gute Nacht auch freie Entscheidung des Geistes!

Aber wohl nicht nur von seinen Besuchen bei den Weltmachtgebilden kehrt dieser dunkle Diener befriedigt heim, auch kleine Komplexe können ihm Freude bereiten. Er kann von Bewegungen und Parteien, auch von solchen der Arbeiterbewegung mit stolzer Befriedigung zurückkehren, wenn er nämlich erkannt hat, daß der Kampf um Positionen alle Kraft in Anspruch nimmt, oder wenn er gesehen hat, daß ein bestimmter Besitz an Geltung, Eigentum und Einfluß den revolutionären Drang gebändigt hat. Der dunkle Bote kann auch an einzelnen Menschen seine helle Freude erleben. Wenn der Mensch nur noch da sein will, nur beharren, nur behalten, nur sich durchsetzen, dann hört das Leben auf, denn Leben ist nur dort, wo Wachsen und Geben sind. Darum zieht der dunkle Bote durch die großen und kleinen Räume der Welt, um seine Freude, das nackte Beharren der Mächte und der Menschen, den dürren häßlichen Tod aller Dinge zu suchen.

Der andere dunkle Bote, der ebenso oft unsere Räume durchstreift, ist der lärmende Engel der Hast, der leeren Bewegung. Auch er will etwas von den Mächten und den Menschen. Er will sie als Blätter im Sturm, gejagte, getriebene, von ihren Wurzeln, ihren Lebenssäften abgerissene Blätter sehen. Gar oft hat dieser dunkle Bote noch einen heimlichen Begleiter, der die Mächte und Menschen ihm zutreibt, die kleine gierige Angst. Die Zeiten, in denen der lärmende Engel der großen Hast seine Freude erlebt und seine Triumphe feiert, sind meist die Weltenstunden, die einem großen lähmenden Schweigen folgen. Hat sich einmal über die Welt ein lähmendes Schweigen gelegt, ein Schweigen der Angst, der getäuschten Hoffnungen, der Verzweiflung, dann folgt auf diese Zeiten immer bald einmal eine andere Zeit, da der Hunger aufwacht nach irgendwelcher Bewegung, nach irgendwelchen Worten. Darum folgt der Lärm so bald dem Schweigen. Darum ist unser Jahr mit dem Lärm des Heiligen Jahres auf der einen und dem Getriebe von Stalins Geburtstag auf der andern Seite der Zeit des Verstummens gefolgt, da die Welt unter einem Übermaß von Tod, Schmerz und Ratlosigkeit ein wenig ihre Worte verlor. Und nun ist die Stunde des lärmenden Engels gekommen, der Hunger der Menschen ist reif für diesen dunklen Boten. Irgendeine, ja noch die reaktionärste Parole scheint doch mehr zu sein als gar keine Parole. Darum ist so wenig Erschrecken vor den reaktionären Parolen der Zeit, vor dem offensichtlichen Rückwärtsstrom, entgegen dem sozialen Fortschritt, vor dem offensichtlichen Wiederaufleben des Kriegsgeistes. Das ist die Stunde, in der dieser dunkle Engel triumphierend vor Gottes Thron tritt: «Schau her, was ich gewirkt.» Der Hunger der Menschen richtet sich nicht nur auf Parolen, sondern mindestens ebensosehr auf Wirken, und auch da scheint ja irgendein, und sei

es noch so zerstörendes Wirken, mehr zu sein als gar kein Wirken. Darum nimmt man lieber ein Wirken für den Krieg in Kauf, als die langsame und mühsame Arbeit, dem Wirken für das Leben die Wege zu bahnen. Bewegung um ihrer selbst willen hat etwas Berauschendes an sich. Sie scheint ja dem Menschen die sichere Gewähr zu bieten, daß er noch lebt. Das gerade ist es, was dieser dunkle Engel sucht, die Selbsttäuschung der Menschen, die Bewegung für Leben halten.

Wir werden über die Engel richten, hat Paulus den Christen verheißen. Das muß auch für diese dunklen Boten gelten. Richten aber setzt voraus, daß man das Gegenüber erkennt. So sagt die Verheißung: Ihr werdet diese dunklen Engel sehen, erkennen, durchschauen. Ihr werdet das, was sie wollen und wirken, nicht als Gottes Willen und Werk annehmen; ihr werdet ihnen ins Auge schauen, mit ihnen reden und mit ihnen ringen. Nicht umsonst sind die Menschen der Bibel zuweilen als Menschen gezeichnet, die, wie Maria, mit Engeln reden oder, wie Jakob, mit Engeln ringen. Dieses Erkennen, dieses Richten ist eine Erlösung aus dem dürren und bleichen Einerlei einer von blassen Einheitsprinzipien mühselig zusammengehaltenen Welt. Es ist eine Erlösung aus der Unfruchtbarkeit in das schwellende Leben, aus den Systemen in die volle Wirklichkeit. Das ist den Menschen verheißen.

Und Richten setzt Freiheit voraus. Wer über andere richten soll, muß von diesen selber unabhängig, wirklich frei sein. Wo ist die Freiheit von dem kleinen häßlichen Todesengel? Sie ist dort zu finden, wo der sture Wille zum Beharren durchbrochen wird. Diese Freiheit ist den Mächten dieser Welt verheißen. Die politischen Mächte dürfen geistige Wesen sein, die Länder und Völker dürfen mehr sein als starre Machtkomplexe, nämlich Gefäße des Geistes, aus dem einmal ihr Bestes gezeugt ward. Die Kleinen haben es leichter als die Großen, die Frage nach dem Geist zu hören. Hören sie sie aber wirklich? Ist etwa die Schweiz ein geistiger Begriff, ein Gefäß echten genossenschaftlichen und echten freiheitlichen Geistes? Wo sie das ist oder auch nur sein will, wird im eigenen Hause soviel Ringen mit dunklen Boten Gottes, soviel Kampf mit Ungeist anheben, daß nicht nur alle Kräfte davon in Anspruch genommen werden, sondern daß eben daraus sogar neue Kräfte entstehen. Und ist der Sozialismus ein solches geistiges Wesen? Dann können seine Träger sich nicht mehr damit begnügen, einfach da zu sein und Positionen zu halten. Dann können sie die Arbeit für die Zukunft nicht mehr einfach den andern Kräften überlassen, wie es heute weithin der Fall ist, wo etwa die farbige Welt von Washington auf der einen und von Moskau auf der andern Seite geschult und für die Zukunft vorbereitet wird. Wird die Freiheit von dem dunklen Engel dem einzelnen Menschen geschenkt, dann wird er wissen, daß er dazu da ist, ein besonderes Licht zu tragen, und zugleich das Licht erkennen, das der Bruder trägt.

Die Freiheit vom lärmenden Engel der Hast ist dort zu finden, wo wir nicht nur irgend etwas tun, sondern wo das Tun der Menschen einen göttlichen Sinn erhält. Bietet der lärmende Engel uns Menschen in dieser Zeitenstunde das lärmende hysterische Tun als Beweis unseres Lebens an, dann lassen wir diese Gabe getrost in seinen Händen. Wir kennen ein anderes Tun, wir suchen, inmitten dieser tödlichen Hast, den Menschen zu verstehen, wir suchen, inmitten der dunklen Zeit, die Steine auf Steine zu Mauern türmt, die Mauern zu durchstoßen, die Menschen und Geister trennen. Unser Tun ist niemals mehr ein Mitschwirren in einer irgendwoher angefachten und irgendwohin gesteuerten Bewegung. Unser Tun ist ein Wegbereiten, der Bau einer Straße, auf der der Mensch einmal Mensch sein darf. Ist das, was der lärmende Engel anbietet, und wozu sein kleiner Begleiter, die Angst, anreizt, ein sinnloses Tun, so ist das Werk der Menschen, denen die Freiheit geschenkt ist, ein sinnvolles Schaffen. Wir werden über Engel richten, das verheißt ein Leben aus Geist und Freudigkeit, eine Hingabe an die Herrschaft des Lebens und der Liebe in der Zeit des Menschen. Es ist die Stunde der dunklen Engel, in der wir leben, es darf aber auch zugleich die Stunde der Freiheit sein. Wo immer Menschen diesen dunklen Boten ins Auge schauen, frei sie erkennen und frei mit ihnen ringen, da wirken die dunklen Boten nicht mehr das Werk, das sie eigentlich wollen, sondern da müssen auch sie, diese Dunklen, dem Lichte dienen; da sind auch sie Glieder des großen Gesindes Gottes, das die volle, farbige Welt dieser Schöpfung durchzieht.

Die dunklen Boten sind nicht immer und überall, nicht selbstverständlich und naturgemäß wie Goethes Mephistopheles Teile «jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft». Nein, sie sind wohl ernster zu nehmen, sie können sehr wohl auch das Böse schaffen, das sie wollen: den Tod im steinernen Beharren, das Zerflattern ins Wurzellose. Sollen sie das Gute wirken, das sie nicht wollen, dann müssen sie Menschen finden, die sich von ihnen nicht überwinden, sondern wecken lassen, Menschen, in denen Geist vom Geist des Auferstandenen lebt.

Wir würden dem Reiche des Lebendigen schlecht dienen, wollten wir das wahrhaft Dämonische verkennen oder leugnen, das heute im steinschweren Willen zum bloßen beharrenden Dasein und im wirbelnden Trieb zu irgendwelcher Bewegung sich auslebt. Wir würden ihm aber ebensowenig dienen, wollten wir die Rede vom Dämonischen nur als Rechtfertigung unserer Rat- und Tatlosigkeit gebrauchen. Wir kennen vielmehr die Dämonen und zugleich das, was stärker ist als sie; wir erleiden sie und werden gerade dadurch zu neuem Wachsein gewandelt.

Bruno Balscheit.

Neue Gesichtspunkte zur Neutestamentlichen Einstellung gegenüber dem Staate

Als wir vor etlichen Monaten beisammen waren, um in einer Trauerfeier unseres lieben Freundes Karl von Greyerz zu gedenken, wurde von Adolf Maurer ein Zug berichtet, der die Aufgeschlossenheit des lieben Verstorbenen für die historische Theologie bezeugen wollte: Er, Karl von Greyerz, habe an dem Tage, da man vom Hinschied Harnacks Kunde erhielt, gesagt, was er doch darum gäbe, wenn er jetzt nach Berlin reisen könnte, um an der Bahre des großen Gelehrten dessen wissenschaftlichem Genius zu huldigen. – Es ist nun eine merkwürdige Fortsetzung jenes Anlasses, wenn unsere Ausführungen von heute abend die Auffassung Harnacks von der urchristlichen Einstellung zum Staate zu korrigieren suchen und die Behauptung vorausgeschickt wird: Was Harnack verfochten hat, und mit ihm so und so viele andere, ist falsch! Freilich soll dies nicht als eine Verkennung und Herabsetzung der umfänglichen und weithin als vortrefflich anerkannten wissenschaftlichen Leistung Harnacks gelten. Aber Harnacks Forschungsgebiet war das ganze Urchristentum mit der unermeßlichen Weite und Fülle der diesem Forschungsgebiete eigenen Problematik, und es liegt in der Eigenart ganz spezialisierter Forschung, daß der auf *einen* Punkt mit aller Intensität gerichteten Lupe Dinge sich zeigen, die dem weiten Überblick verborgen blieben. In diesem Sinne wagen wir nun von einem Ausschnitt urchristlicher Literatur zu sagen: Hier ist mehr als Harnack, hier haben wir gründlicher, exakter, fleißiger gearbeitet und richtiger gesehen als Harnack und andere in seinen Fußstapfen. Wobei dieses «Hier» immerhin das an sich auch weite und bedeutende Spezialgebiet der urchristlichen Stellung gegenüber dem Staat betrifft.

Harnacks Auffassung ist die: Das Christentum habe, abgesehen von einigen Kreisen apokalyptischer Schwärmer, ursprünglich ein gutes, sozusagen spannungsloses, auf Synthese angelegtes Verhältnis zum römischen Imperium gehabt, und erst mit dem zweiten Jahrhundert beginne die Zeit der notorischen Konflikte. Es ist dies eine Auffassung, die das lukanische Doppelwerk als repräsentativ für die urchristliche früheste Haltung, und insbesondere Römer 13 als repräsentativ für die Haltung des Apostels Paulus hält. In dieser Deutung spiegelt sich im Grunde Harnacks eigene, persönliche Haltung zum Staate wieder. Wir dürfen Harnack als einen sehr weltweiten, universalistischen, kultivierten, friedensfreundlichen und zugleich der Krone sehr ergebenen, darum auch sehr staatsbejahenden und armeefreudigen Preußen bezeichnen: er sieht mit klarem Blick den abgrundtiefen Gegensatz zwischen dem Christentum der radikalen Liebesethik einerseits und dem römischen Machtstaat anderseits, aber die Hochschätzung der kulturellen Leistung des Staates als Rechtsstaat läßt ihn zur Auffassung kommen, das genuine Christentum

habe ungefähr so leicht und harmonisch zum Imperium sich gefunden wie er selbst zum Hofe Wilhelms II. – Wobei es für uns wichtig ist, daß eben diese Auffassung Harnacks eigentlich als richtige historische Interpretation des Urchristentums auch aufgenommen wurde von unsern religiös-sozialen Führern; Professor Heering in «Der Sündenfall des Christentums» fußt völlig auf Harnack, auch Leonhard Ragaz suchte m. W. diese offizielle Sicht nicht zu entkräften, und wie von Greyerz dachte, haben wir eingangs gehört. Auch Rud. Lichtenhahn stand in Harnacks Bann.

Demgegenüber stellen wir die gegensätzliche These auf: Das Urchristentum stand von Anfang an unter starkem staatlichem Druck, die Spannung zum Staat war von Anfang an da, besonders setzte die staatliche Unterdrückung des Christentums schon mit der paulinischen Mission ein. Aber am Anfang des zweiten Jahrhunderts (und das ist das Neue der hier vorliegenden Arbeit) begann sich in Rom eine Schule zu bilden, die die Annäherung und Aussöhnung mit dem Imperium mit allen Kräften betrieb, und die es unternommen hat, die Spuren der früheren Spannung zu unterdrücken, eine Tendenz, die im lukanischen Doppelwerk und in Römer 13, 1 ff., ihren Niederschlag gefunden hat.

Wir beginnen mit einem scheinbar außerhalb der NTlichen Forschung liegenden Gegenstand, mit einem kurzen Blick auf Leben und Lehre des Dio von Prusa, zubenannt Chrysostomus. Diesen Literaten kennen manche eifrige NTler gar nicht, Harnack, Knopf u. a. kennen ihn nachweisbar nur aus den allgemeinen Lexica. Und doch verdiente es der Mann, daß die Kirchengeschichtler und NTler ihn kennten! Aus der südkleinasiatischen Stadt Prusa, nicht weit von Tarsus, dem Geburtsort des Paulus, stammend, geboren aus sehr vermöglichem, angesehenem Hause, dem das römische Bürgerrecht eigen war, geboren um 50 n. Chr., dank seiner finanziellen Situation und geistigen Begabung der gründlichen Bildung zum Rhetor teilhaftig, wendet er sich der Philosophie zu, wird unter Kaiser Vespasian mit andern Philosophen Anno 82 verbannt, durchwandert als philosophierender Nomade während 15 Jahren die Gegenden am Schwarzen Meer, wird nach dem Tode des Tyrannen Domitian begnadet; seine väterlichen Güter in Prusa fand er nach seiner Rückkehr verwahrlost, aber während er diese Latifundien reorganisieren will und zur Anbahnung bester Beziehungen nach Rom reist, gewinnt er die persönliche Gunst des Kaisers Trajan, wird dessen Hofmann, Hofredner, Hofliterat, zieht als eine Art Propagandaminister des Regimes Trajan im Osten des Reiches herum und hält hier Reden, die auf der Linie der neuen Hofideologie sich bewegen, es bleibt ihm der helle Sonnenschein kaiserlicher Gunst bis in die letzten Lebensjahre, die er wieder auf den väterlichen Gütern verbringt als der Grandseigneur von Kaisers Gnaden.

Die Aussöhnung mit dem Hofe und die Indienststellung des Dio für die kaiserliche Politik hätte natürlich nie erfolgen können ohne eine innere Zuwendung zu den Grundsätzen und Idealen des starken Kaiser-

tums Trajans. Die lange Exilzeit bedeutet einen tiefgreifenden Wendepunkt in der inneren Einstellung dieses Mannes. Es war die Wende vom stoisch-pazifistisch-demokratischen und humanitären Idealismus zu den Lehren einer imperiumstreuen Ordnungsethik. Nicht Dio allein ging diesen innern Weg, es gingen ihn die meisten seiner Epoche: eine geistige Wendung, die eine starke Parallele hat an der innern Entwicklung der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts: der Weg jener Intellektuellen, die als Studenten auf den Pfaden Tolstois, Försters, Rathenaus, Leonhard Ragaz' mit Feuer und Schwung mitmachten, dann als Theologen wechselten zu Barth und Brunner, als Politiker und Journalisten zu de Reynold, zu Heidegger und Jünger. Im politischen Denken Dios trat an Stelle der egalitär-demokratischen Auffassung des an sich vernunftbegabten Menschen der Glaube an die mit besonderen Gnaden- und Geistesgaben ausgestatteten Herrscher, an Stelle der Gleichheitsideologie die Ideologie einer Staffelung der Menschen nach ihrer Werthaftigkeit, an Stelle einer in allen gleichen Natur ein natürliches Unterordnungsbedürfnis, und wie die Philosophen früher mit allem Eifer die Regenten kritisierten, so sprachen sie jetzt dem Volke Unterwürfigkeit zu.

Es wäre falsch, diese Wendung bei Dio und anderen nur auf unreelle Motive zurückzuführen. Bei Dio kam sie aus einer vertieften religiösen Haltung, doch nicht nur dies: auch die politische Situation legte eine wohlwollende freundliche Haltung zum Imperium nahe. Was das große römische Weltreich damals erlebte, war eine Wiederholung der gesegneten Zeit des Kaisers Augustus, es war eine Diktatur, aber eine Diktatur nicht der Willkür und der Brutalität, sondern der Vernunft, des Maßes, der humanen Haltung. Die Folgezeit brachte sogar sehr gebildete Männer auf den Thron, Trajan war noch ganz und gar Soldat, aber erfüllt von Achtung vor der reifen Kultur der Antike, erfüllt zugleich von vortrefflichen Idealen, diese jedoch gepaart mit einem abgewogenen Sinn für das Mögliche, es war ein Idealismus ohne Schwärmerei, der Kaiser beugte sich formell unter die Legalität und die alten Traditionen, verschleierte seine Macht, trug eine eklatante Bescheidenheit zur Schau. Man denke sich etwa Friedrichs des Großen staatsmännisches und militärisches Können verbunden mit der Ethik eines Lessing oder Kant und der Gläubigkeit eines Gellert: das waren die Imperatoren jenes Jahrhunderts. Wie sie sich selbst als die Werkzeuge der gütigen, humanen, edlen Gottheit fühlten, so suchten sie im ganzen Reiche diese Frömmigkeit des Dienstes gegenüber den höchsten Werten zu fördern. Jene Diktaturen hatten bereits die Bedeutung der Propaganda voll und ganz erfaßt, ihr Bestreben war geradezu, Gewalt und Polizei und Terror abzubauen und dafür den Staat zu festigen durch einen intensiven Aufbau von Treu und Glauben und Tugend und Menschlichkeit. Und was je im weiten Reiche Geltung hatte, war vor die Entscheidung gestellt, bei diesem großen Unternehmen, dem die himmlischen und irdischen Mächte Auftrieb

gaben, mitzutun. Dio von Prusa hat mit aller Kraft seiner vorgerückten Jahre sich dieser Imperiumsideologie zur Verfügung gestellt.

Nun ist es eine Entdeckung von großem Belang, daß der Verfasser des 1. Clemensbriefes, einer sehr bedeutsamen urchristlichen Schrift, auf der das römische Kirchenrecht basiert, die von der Christengemeinde zu Rom geschrieben sein will, literarisch von Dio von Prusa abhängig ist. Daß diese Entdeckung nicht früher gemacht wurde, ist verwunderlich; es liegt dies sowohl an der relativen Unbekanntheit der ziemlich großen literarischen Hinterlassenschaft des Dio, wie auch an der klugen Tarnung dieser literarischen Benutzung durch den Verfasser des 1. Cl., durch jenen Anonymus, den wir traditionellerweise als Clemens Romanus bezeichnen. Die Auswirkungen dieser Entdeckung für die Chronologie der NTlichen Schriften lassen wir jetzt beiseite. Im Blick auf unser Thema ist uns wichtig, daß der römische Clemens nicht nur diese und jene Sprüche, sondern auch die dem Imperium so ergebene Haltung übernommen hat, wobei es sein Anliegen war, bei der kaisertreuen Propaganda auch mitzumachen, aber dabei durch einen Kniff, eine Täuschung, den Anschein zu erwecken, die Christen seien schon viel früher als die Philosophen zu solcher Kaisertreue gekommen, wie sie denn, durch dieses Dokument des 1.-Cl.-Briefes, auch bezeugen, daß sie in der Anerkennung des Gottesgnadentums der Obrigkeit und der Empfehlung der Unterwürfigkeit dieser gegenüber (gleichsam in einem Wettlauf an tiefen Bücklingen) die Philosophen noch weit übertreffen. – So schließt der 1. Cl. mit einem Fürbittegebet, das um völlige Unterwürfigkeit bittet, um eine Unterwürfigkeit, die die Einsetzung der Obrigkeit durch Gott als Mittel zur eigenen Demütigung preist, und die in betender Form sich völlig der Obrigkeit ausliefert durch einen Verzicht auf das Jus resistendi: nicht einen Gehorsam auf Zusehen hin erbitten sich diese frommen Christen, sondern einen Gehorsam, der sich in nichts auflehnt gegenüber dem im Staatshaupte verkörperten Willen Gottes.

Es ist eine Bestätigung dieser unserer Deutung des clementinischen Gebetes für die Obrigkeit, daß hier, sehr im Gegensatz zu den Philosophen, wie auch zu Paulus, der Ruf der Freiheit restlos verstummt: dieses Christentum will gar nicht frei sein, es will seinen Nacken beugen, und zwar unter die weltlichen und kirchlichen Obrigkeiten: wir sehen hier den Gehorsamsgeist des römischen Christentums entspringen. – In diesem 1. Cl. wird des weiteren die Ehrfurcht vor der Obrigkeit an zweiter Stelle, direkt nach dem Gehorsam gegenüber Gott und Christus, eingeprägt. Der Christ soll sich Mühe geben, nicht nur das zu tun, was Gott gefällt, sondern auch das, was der Obrigkeit gefällt. Zugleich mit dem alttestamentlichen Gottesdienst wird auch das Militär mit seiner strammen Subordination als Muster eines gottwohlgefälligen Verhaltens hingestellt.

Uns interessiert aber vor allem eine doppelte Korrektur, die der Verfasser des 1. Cl. vorgenommen hat, nämlich an der ATlichen Überliefe-

rung und an der urchristlichen Geschichte. Das AT redet auf allen Seiten des 1. Cl., fortwährend treten Zitate und Anspielungen aus dem AT auf. Aber was für ein AT lernen wir hier kennen? Ein AT präpariert für die kaiserliche Propaganda, für die Imperiumstheologie. Die ATlichen Gestalten, die hier anzutreffen sind, sind lauter Beispiele von Sanftmut, Demut, Bescheidenheit, Unterwürfigkeit, Friedfertigkeit. Es fehlt jedes Wort der gläubigen Selbstbehauptung vor den Mächtigen, auch jedes Wort der Kritik an ihnen, es fehlt jeder Hinweis auf ein besonderes Gottesgesetz Israels, jede Verkündigung einer endzeitlichen Herrlichkeit und Herrschaft des Gottesvolkes. Eben das, was der kämpferische, widerspenstische Sinn der Juden und Christen aus dem AT herausgelesen an Ermunterung zur Selbstbehauptung, wird weggelassen. Wenn die Apokalyptiker, etwa in der Offenbarung Johannis, das AT für sich ausgemünzt hatten, so wird hier, wenn nötig unter Zitatfälschungen, nachgewiesen, daß das AT das Gegenteil lehre. An einigen Stellen wird sogar andeutungsweise das AT als ein Buch der Weissagung auf die kommende Größe Roms ausgelegt, auf das gleiche Rom, das die Apokalyptiker unter Babel verstanden und dessen Untergang sie der heiligen Schrift entnehmen wollten. – Noch radikaler aber ist die Umdeutung der urchristlichen Geschichte. Wir haben dafür nur eine sehr schmale Basis der Kontrolle, nämlich in der Darstellung des Clemens Romanus über die Christenverfolgungen des Kaisers Nero. Von den Leiden der Christen in Rom unter Nero, vom Tode des Petrus und Paulus, berichtet Clemens Romanus deutlich, rühmt den Heldenmut der Märtyrer, aber ohne jede Schuldbezichtigung der römischen Obrigkeit oder des Kaisers. Schuld an diesen Leiden der Christen ist nicht der Staat, sondern der Fanatismus, das heißt die bösen Juden und die fanatischen Christen. Im Grunde genommen sind die Christen selbst Schuld an den über sie gekommenen Verfolgungen, ja Clemens Romanus scheut sich nicht, neue Verfolgungen in Aussicht zu stellen, wenn man sich nicht an die offizielle Losung von «Frieden und Eintracht» halte, wenn man sich nicht zur völligen Einordnung bekehre. Er scheut sich nicht, solche kommende Verfolgungen als im AT geweissagt anzukündigen, in ihnen ein gerechtes Gericht über die Christengemeinden zu erblicken. Und wenn die Apokalyptiker predigten, daß in Bälde Rom und die Großen in der Welt vom wiederkommenden Messias gerichtet würden, so bezeichnet Clemens die christlichen Revolutionäre, das heißt die Fanatiker und Zeloten, die Unbotmäßigen in der Gemeinde selbst, als die Feinde des messianischen Reiches, die der Messias strafen werde. Somit ist das messianische Reich gleichsam zur geistlichen Ergänzung und Parallele des Imperiums geworden: des Reiches, des Staates Feinde sind auch die Feinde des Christus.

Wir sehen, das ist ein ungeheuerlicher Einbruch einer sehr staatsfreundlichen Haltung in das Urchristentum. Man hat etwa von einem Sündenfall des Christentums unter Kaiser Konstantin geredet, Heering

hat diese Auffassung seinem so betitelten Buch zugrunde gelegt, die Rede von dem Sündenfall des Christentums finden wir bei Emil Brunner wie bei Walter Nigg. Sie ist falsch: der Sündenfall des Christentums fand nicht erst unter Konstantin statt, sondern unter Clemens Romanus, nicht erst um 320, sondern schon um 120 n. Ch., das heißt eigentlich: das clementinische Staatsethos hat die Wendung unter Konstantin vorweggenommen.

Und nun ist zu bedenken, daß diese Aera des Clemens Romanus in die Zeit *vor* der definitiven Fixierung des NTlichen Kanons fällt. Wir erheben hier die Frage und bejahen sie: hat nicht diese clementinische Haltung schon ihre Hand im Spiel bei der definitiven Redaktion der NTlichen Schriften?

Wir denken dabei nicht, daß es einer Richtung, und wenn sie die wichtigsten kirchlichen Stellen Roms für zwei bis drei Jahrzehnte beherrscht hätte, möglich gewesen wäre, den ursprünglich kritisch, gläubig-autonomen Charakter des NTlichen Schrifttums auszuradieren. Das lag um diese Zeit nicht mehr in der Möglichkeit einzelner. Wohl aber dies war möglich: durch diese und jene Zusätze und Einschübe das, was bereits geschrieben war und als heilige Schrift neben dem AT allmählich in Geltung kam, zu mäßigen, zu verharmlosen, politisch zu entgiften.

Wir halten dies für nachweisbar an drei Punkten: a) durch das lukanische Doppelwerk, das heißt durch die Apostelgeschichte; b) durch einzelne Einstreuungen, vielleicht auch Streichungen in den paulinischen Briefen; c) durch die wichtigste Einschiebung letzterer Art in Röm. 13, 1–7. Wobei ich nicht unterlassen möchte, zu sagen, daß wir hier nun in unserer Darstellung von dem Feld sicher erweisbarer Sachverhalte auf das andere sehr wohl begründbarer Vermutungen übergehen.

Was die Apostelgeschichte betrifft (auf das Lukas-Evangelium einzugehen, erlaubt uns die knappe Zeit nicht), so ist das für unser Thema Belangvollste die Behauptung, Paulus habe das römische Bürgerrecht besessen, und vor allem die Darstellung, daß der Christengemeinde von seiten der römischen Behörden eine freundliche und gerechte Haltung erwiesen wird, indessen die zelotischen Juden dem Apostel und seinem Werk fortwährend Schwierigkeiten bereiten und den Anlaß zur staatlich-behördlichen Intervention darstellen. – *Gegen* diese Darstellungen ist von kritischer Seite, gestützt auf den Befund in den Paulusbriefen selbst, manches Bedenken erhoben worden. So etwa dies, daß Paulus in seinen eigenen Briefen nie einen Hauch von seiner Qualität als römischer Bürger durchblicken läßt, nicht einmal dort, wo er seiner familiären Vorzüge sich rühmt. Noch schwerwiegender ist dies, daß er in den Briefen der Apostel wiederholt von erlittenen Strafen redet, die gegen einen römischen Bürger anzuwenden gesetzlich klar verboten war, so die Verwendung zum Tierkampf in der Arena oder die Strafe mit den Ruten der Liktoren. Am beachtenswertesten jedoch sind die Stellen in den Paulusbriefen, die für die neugegründeten Gemeinden eine Verfolgungssituation voraus-

setzen. — Wer also nicht den faulen Ausweg einer Verbindung gegensätzlicher Angaben gehen will, ist durch den Wortlaut der Bibel gezwungen, entweder die Paulusbriefe der Apostelgeschichte oder diese jenen als Geschichtsquelle vorzuziehen. Was die Feststellung einer clementinischen Schule zu diesem alten Span beitragen kann, ist dies, daß wir den Finger darauf legen, wie im 1. Cl. ein Stück urchristlicher Verfolgungsgeschichte kräftigst retouchiert wird, im ganz gleichen Sinne, wie die Darstellung der Apg. dies vermuten läßt:

a) Anerkennung des christlichen Zeugenmutes; b) vollste Entlastung der römischen Obrigkeit, Schuldbezichtigung des jüdischen Fanatismus.

Überaus bedeutungsvoll für die NTliche Stellung gegenüber dem Staat ist die Beurteilung von Römer 13. Wir kommen dazu, diese grundlegende Stelle dem Paulus abzusprechen. Wir erwähnen vorerst Gründe, wie sie bis anhin hätten geltend gemacht werden können, hernach die von unserer neuen Position her zu erhebenden Gründe für die Unechtheit. Schon je und je mußte die innere Spannung zwischen Römer 13 und sehr manchen Stellen der Paulusbriefe mit entgegengesetzter Haltung auffallen, vor allem etwa mit dem Radikalismus, womit Paulus in den Korintherbriefen die Mächtigen dieser Welt als der Finsternis verfallen und wiederum als Gesetzlose und Gottlose bezeichnet, indessen sie nach Römer 13 «Diakonen und Liturgen Gottes» genannt werden. – Nicht zu übersehen die Tatsache, daß unmittelbar unserer Stelle Römer 13 vorausgehend Paulus mahnt, auf Vergeltung auch in gerichtlicher Form zu verzichten, nicht zu übersehen die Tatsache, daß auch im Römerbrief da und dort die Verfolgungssituation vorzuliegen scheint: wie paßt zu der häufig gemachten Annahme, in Römer 13 habe Paulus eben den Rechtsstaat vor Augen, dessen Schutz auch den Christen zugut komme, die Äußerung des Apostels: Wir werden täglich geschlachtet wie die Schlachtschafe. – Sehr der Beachtung wert gewesen wäre je und je der Umstand, daß Paulus alle seine Gebote von Christus, von seinem Heil, von der Erwartung der Endzeit her begründet und formt, indessen Römer 13 ganz ohne Christus, ohne Blick aufs Endgericht, ohne Blick auf die Finsternismächte auskommt. – Sehr beachtenswert endlich hätte auch sein müssen, daß in Römer 13 zwar Worte gebraucht werden, wie sie in den vorausgehenden und nachfolgenden Kapiteln auftreten, aber mit sehr deutlichen Sinnverschiebungen.

Was nun aber von unserer Behauptung einer clementinischen Schule her zu Römer 13 gesagt werden muß, ist dies: der Verfasser von 1. Cl. kennt den Paulus sehr gründlich und nimmt wiederholt auf ihn Bezug, aber seine Forderung auf Unterwürfigkeit gegenüber weltlichen und kirchlichen Vorgesetzten begründet er keineswegs mit Römer 13, was doch sehr nahegelegen wäre, wenn er diese Stelle gekannt hätte.

Die die Gedanken von Römer 13 verbindende Überlegung ist ein spezieller Lieblingsgedanke des 1. Cl. Bei genauerem Zusehen steht nämlich in Römer 13 nicht dies, daß man dem Staate untertan sein solle,

weil er, als Rechtsstaat, so viel Gutes fördere und das Böse hemme, nein, die Überlegung geht tatsächlich dahin, daß der gottgesetzte Staat durch seine Organe das Gute tut und das Böse bestraft, das heißt welche der Staat schützt, sind die Guten, welche er bestraft, sind die Argen. Wenn du also dich mit dem Staate überwirfst und die Obrigkeit fürchten mußt, so sprichst du dir damit selbst dein Verdammungsurteil als Sünder. Der Revolutionär spricht sich selbst sein verdammendes Urteil. Willst du also ein gutes, reines, ruhiges Gewissen vor Gott haben, so arrangiere dich fein mit der Obrigkeit, dann hast du in dieser Furchtlosigkeit ein Zeichen der Unschuld. Das aber ist genau der Gedankengang, wie er im 1. Cl. immer wieder auftritt und dort nicht etwa durch Paulus, sondern aus dem AT belegt und begründet wird: eine Auffassung, die zur Voraussetzung das Dogma hat, daß die Behörden für uns eine gottgesetzte Zensurinstanz seien: ein absolut unpaulinischer, aber absolut genuiner, clementinischer Gedanke.

Wird endlich mit obigen Argumenten ernst gemacht, so darf dann auch darauf hingewiesen werden, daß Römer 13 sehr starke Anklänge aufweist an Schriften Senecas, die zur Zeit der Abfassung des Römerbriefes eben erst niedergeschrieben wurden, vor allem aber an die Schrift Plutarchs von den Prinzipien der Staatskunst, also eines Schriftstellers, der zur Zeit der Abfassung des Römerbriefes in den Windeln lag.

Hier sei in Parenthesen eine Theorie vorgemerkt, die in den letzten zwei Jahrzehnten aufgestellt und vor allem in der Anhängerschaft Karl Barths vertreten wurde. Diese Theorie geht dahin, daß Paulus in Römer 13 von den Engelsmächten rede, von überirdischen Gewalten, die in der Obrigkeit hausen. Dazu fügt dann die Barthsche Lehre, Christus habe sich bei seiner Erhöhung diese Mächte und Gewalten untertan gemacht und somit sei der erhöhte Christus auch das Haupt aller irdischen Obrigkeit, so daß, wer dem Staate diene, sich damit auch Christus unterwürfig erweise. – Zu dieser grotesken Theorie ist zu sagen, daß Römer 13 wohl die irdischen und nur die irdischen Mächte im Auge hat: es ist bekanntlich in Römer 13 von Steuer und Zoll die Rede, aber Steuer und Zoll schulden wir bekanntlich und erfreulicherweise den durchaus irdischen Mächten, indessen die himmlischen Mächte und Gewalten glücklicherweise bis dato noch keine Steuerzettel verschicken ... Aber abgesehen davon, es muß den Verfechtern dieser Theorie auf das Bestimmteste gesagt werden, daß der Sprachgebrauch von Römer 13 viel stärkere Parallelen beim vorgenannten Plutarch hat als bei Paulus, der, wenn er von den himmlischen Gewalten redet, durchweg die Ausdrücke «Herrschaften, Mächte und Gewalten» gebraucht.

Was ist nun das Resultat, wenn wir Römer 13 als Einschub aus der clementinischen Richtung, die Apostelgeschichte als unter deren Einfluß geschrieben betrachten und damit beide als sekundäre Quellen für die urchristliche Haltung zum Staate?

Einmal in bezug auf *Paulus*: daß er frei wird von der Belastung der

geistigen Urheberschaft des Absolutismus, daß er als geschlossene gradlinige Glaubensgestalt vor uns steht, nicht schwankend, heute mahnend, daß die Christusgläubigen sich nicht mehr unter ein menschliches Joch gefangen nehmen lassen sollen, und morgen eine Unterwerfung sans phrase unter die staatliche Macht empfehlend, daß also Paulus nun nichts anderes ist als der große Werber für Christus und Bote seines Reiches.

Ferner in bezug auf die Interpretation des ganzen NT: daß die eigentlich wesentliche urchristliche Haltung auf der Linie Matthäus-Evangelium – Paulus (ohne Römer 13) – Johannes – Hebr. – 1. Petr. liegt, daß von dieser Hauptlinie die Offenbarung des Johannes abbiegt in einen eschatologischen Radikalismus (hier wird der Staat zum Tier aus dem Abgrund), daß andererseits die Apostelgeschichte mitsamt der Überarbeitung des Lukas-Evangeliums, wie auch Timotheus und Titus, eine Abweichung zur andern Seite hin, zur Freundschaft, zur Synthese mit dem Imperium und dessen Kultur darstellen.

Die Haltung auf der oben erwähnten Hauptlinie ist diejenige einer tiefen inneren Distanz zwischen dem Reich der Welt und dem Reich der Erlösung, zwischen dem alten Aeon und dem neuen Christus-Aeon, zwischen den Mächten des menschheitsgeschichtlichen Raumes und der in der Gemeinde der Gläubigen anbrechenden Gottesherrschaft, zwischen dem Reiche des Cäsars und dem Reiche des Christus. Diese innere Distanz kann weithin als ruhiges Nebeneinander oder wieder als gegenseitige Desinteressiertheit sich auswirken, aber an etlichen Punkten war der Konflikt unvermeidlich, so in der Frage des Kultes, der Zukunftsprognose, der Gegenwartswertung und der Gewaltanwendung in Militär und Gericht. Die christliche Haltung in diesen Dingen mußte das Imperium herausfordern, mit andern Worten, die Christenverfolgungen waren von Beginn der christlichen Mission an unvermeidlich.

Fragen wir uns, wie eine Christenheit aussehen würde, die auf dieser NTlichen Hauptlinie geblieben wäre, so haben wir an eine autonome christliche Gemeinschaft zu denken: eine Kirche von der Festigkeit, Geschlossenheit und Selbständigkeit der katholischen Kirche, aber nicht als hierarchische Ordnung, sondern als Gemeinschaft in der Freiheit und vollen Bruderschaft. – War so etwas auf die Dauer möglich? Die Erwartung des nahen Endes enthob die Urchristenheit dieser Frage, aber unter dem Aspekt einer Dauer der Welt, eines Ausbleibens der Parusie erschien dies manchen als Utopie. So entstand im Zeichen der verblassenden Parusie-Erwartung die Idee des Nebeneinanders und Füreinanders von Christentum und Imperiumskultur. Im lukanischen Doppelwerk und in Titus-Timotheus werden Versuche unternommen, die Brücken zu schlagen, die Konfliktstoffe zu eliminieren, indessen im 1. Cl. und in seinem Gefolge im Römerbrief 13 die völlige Einordnung in die obrigkeitliche Ordnung dieser Welt vertreten wird, und eben darin der sogenannte Sündenfall des Christentums sich vollzieht. Diese Linie aus Römer 13 und Agp. aber für die dem Christentum ursprüngliche zu hal-

ten, wie Harnack und andere dies tun, ist eine fatale Verkennung des Wesens des Christentums.

Von dieser hier vorgetragenen Auffassung des Christentums her ergeben sich folgende Konsequenzen:

Unhaltbar ist die moderne Synthese von Nationalismus, Militarismus und Christentum, also unser neuzeitlich bürgerliches Christentum.

Unhaltbar ist die ausschließlich auf Römer 13 fußende lutherische Staatsethik der vollkommenen Einordnung unter die Obrigkeit.

Christlich legitim von der Hauptlinie des Urchristentums her ist die täuferische, auch die katholisch-klösterliche, auch die radikal tolstojanische Distanzierung von der Welt. Diese Haltung hat nicht das genuine Urchristentum, sondern die innergeschichtlichen Möglichkeiten gegen sich.

Biblisch legitimiert ist darum auch der Ausweg, der im NT selbst gesucht wird angesichts der verblassenden Parusie-Erwartung von einer Synthese, von einem Brückenschlag zwischen den beiden Reichen in der Weise, daß sich auch ein gläubiger Christ einordnet und sogar dienstlich zur Verfügung stellt für die staatliche Ordnung und das staatliche Machtgefüge, sofern dies dem Recht, dem Frieden, der menschlichen Ordnung dient. Aber diese Einstellung ist nur berechtigt als Außenlinie, neben der in der Mitte das Wissen und die Anerkennung der Eigenart und Andersart der christlichen Haltung vorhanden ist. *Christian Eggenberger †*

Es freut uns, diesen kurz vor dem plötzlichen, vielverheißungsvolle wissenschaftliche und praktische Arbeit jäh abbrechenden Tode des Verfassers geschriebenen Vortrag unsern Leser vermitteln zu dürfen.

Die Grundlagen der hier vorgetragenen Auffassung, die für eine Prüfung derselben nötig sind, sind in der demnächst im Zwingli-Verlag, Zürich, erscheinenden Dissertation «Die Quellen der politischen Ethik des 1. Clemensbriefes» niedergelegt.

Entstehung und Wandlung der marxistischen Weltanschauung

(Schluß)

Daß Hegels Nichtaufhebung des Rechtszustandes seiner Geistlehre widerspricht, beweist die Verheerung, die diese Tatsache in seiner Geistesmetaphysik anrichtet. Um die innere Unwirklichkeit der Moralität zu stützen, zieht er die innere Wirkung der Religion heran. Aber die Stützung mißlingt. Die Religion wird vielmehr in die Unwirklichkeit der Moralität hineingezogen. Dadurch, daß die gute, aber nicht handelnde Gemeinschaft der «schönen Seelen» dem bösen, aber handelnden Individuum «verzeiht», «ist der erscheinende Gott mitten unter ihnen». Hier schiebt Hegel der rechtmäßigen «Versöhnung» im absoluten Wissen

einen Wechselbalg der «Verzeihung» unter und zerstört dadurch seine Geistlehre selbst. Die Versöhnung geht vor sich zwischen den beiden Grundfaktoren der Wirklichkeit, zwischen Individuum und Universum, Philosophie und Religion, Staat und Kirche, bürgerlicher Gesellschaft und «Gemeinde» (Hegels Ausdruck für die «unsichtbare Kirche»). Sie tritt ein, wenn das wirkliche Tun der Menschen und der Natur vollendet und das Weltselbst aus der «Entäußerung» und dem «Insichgehen» zu sich «zurückgekehrt» ist. Die Verzeihung sprechen sich die Menschen gegenseitig aus, ohne das Recht und die Macht dazu zu haben. Durch diesen Akt wirft Hegel die Konstitution der Wirklichkeit, die beiden Seiten des Geistes durcheinander, er «tilgt die Zeit», bevor die «Zufälligkeit» überwunden ist. Dadurch kommt die Zufälligkeit an beide, und die Entfremdung kann nicht aufgehoben werden. Von der offenbaren Religion, also der höchsten Religion gibt Hegel zu, daß sie den Charakter der Vorstellung oder Entfremdung an sich trage. Dafür habe sie «absoluten Inhalt». Das ist ein schlechter Trost, denn das Absolute steckt als Inhalt in jedem Stück Wirklichkeit. Dann legt Hegel das absolute Wissen in das philosophierende Subjekt, welches die «Idee» innehat. Das ist noch schlimmer, denn das Individuum ist erst recht in seiner Gesamtexistenz abgesondert und partikular und kann sich nicht an seinem eigenen Schopf aus dem Sumpf der Wirklichkeit ziehen. Um die Kluft zwischen dem unversöhnten Einzelnen und dem ebenso unversöhnten All auszufüllen, werden neuplatonisierend-mythische Gebilde eingeschoben: die «Volksgeister», der «Erdgeist», der «Weltgeist». Diese Geister tragen ihren Namen zu unrecht, denn sie sind nicht Geist, nicht bewußtes Selbst, sondern sie bilden sich pflanzenhaft unbewußt; sie sind das, was wir heute «Kollektive» nennen. Beim Einswerden mit ihnen muß das Individuum sein bewußtes Selbst drangeben, also die «abstrakte Negation», nicht die «Negation des Bewußtseins» mit sich vollziehen. Die von Kant und Fichte erhobene Forderung des Ewigen Friedens, die der Preisgabe des Individuums an das Kollektiv ein Ende setzen soll, hat Hegel nicht ernst genommen. Er verkennt, daß seine «Weltgeist»mythologie und seine «Staatsvergottung», die Verherrlichung des «substantiellen» Gemeinwesens, die Entwertung der Persönlichkeit und die Rückgängigmachung der Freiheit in sich schließt.

Damit ist das Verhältnis Hegels und Marxens zum Geist umgekehrt. Der «Materialist» Marx wird in seiner Bekämpfung dieses ungeistigen Hegelschen Idealismus der Anwalt des bewußten Selbst. Mit Recht hat Theodor Steinbüchel Marxens Hegel-Kritik neben die Hegel-Kritik Kierkegaards gestellt. «Hegel hat keine Ethik», sagt Kierkegaard. Hegel hat keinen Raum für ein in die Zukunft gerichtetes verantwortliches Handeln des einzelnen. Ganz dasselbe meint Marx, wenn er über den Hegelianismus Proudhons spottet: «Es hat eine Geschichte gegeben, aber es gibt keine mehr. Das jüdisch-biblische Erbe, das dem Rabbinerenkel im Blute steckt, lehnt sich auf gegen das versteckte Heidentum, das in

Hegels Kollektivismus enthalten ist. Trotz seinem Atheismus hat Marx tieferes Verständnis für das Christentum gehabt, als der mythologisierende Hegel. Als 51jähriger Arbeiterführer sagt Marx, daß er die Arbeiter gelehrt habe, «den gesellschaftlichen Fluch zu brechen», der «Armut und Verwahrlosung auf seiten der Arbeiter, Reichtum und Kultur auf seiten der Nichtarbeiter» erzeugt hat. Das ist eine viel eindeutigere Zurückführung der Entfremdung und ihrer Aufhebung auf den biblischen Sündenfall, als sie bei Hegel vorliegt. Der junge Marx vergleicht in seiner «Kritik der Hegelschen Staatsphilosophie» die Demokratie, die Vorform der späteren sozialistischen Gesellschaft, mit dem Neuen Testament, das die «Erfüllung» des alten sein will. «Die Demokratie verhält sich zu allen übrigen Staatsformen als zu ihrem alten Testament.» Er überträgt dies Verhältnis auf die gesamte Religionsgeschichte: «Die Demokratie verhält sich in gewisser Hinsicht zu allen übrigen Staatsformen, wie sich das Christentum zu allen übrigen Religionen verhält.» Das wird sofort ins Atheistische gewendet und die Religion als «Illusion» bezeichnet, allein zugrunde liegt doch die Anerkennung des Neuen Testaments, und in letzter Konsequenz eine Parallelisierung des Sozialismus mit der Bergpredigt. Wie ein «Evangelium» haben die Arbeiter der damaligen Zeit den Sozialismus ja auch aufgenommen. Viel christlicher als Hegels «Verzeihung», die sich die «schönen Seelen» gegenseitig als Gemeinschaft und einzelne aussprechen, ist auch die Erlöserfunktion, die Marx dem Proletariat zuschreibt. 1948 ging eine Notiz durch die Presse, ein «französischer Philosoph» habe aus den Schriften von Karl Marx eine «atemraubende» Stelle ausgegraben: «So wie der gekreuzigte Gottmensch für die Christen der Erlöser der Menschen ist, das heißt der Versöhner von Gottheit und Menschheit, zwischen denen er gleichsam zerrissen ist, so kann allein das wahrhaft von der modernen Welt ans Kreuz geschlagene Proletariat die gegenwärtig bestehenden Widersprüche lösen, weil es von ihnen hin und her gerissen wird, weil es am meisten unter ihnen zu leiden hat.» Trotz der wahrscheinlich vorliegenden Überschätzung des Proletariats wird hier die echte «Versöhnung» geschen, die sich im Kollektivgeschehen des 19. Jahrhunderts vollzog. Man darf sich wohl bei diesen Sätzen daran erinnern, daß Marx getauft war und zu seiner Jugendzeit die seit der Aufklärung nicht abgerissenen Bemühungen um eine Begegnung zwischen Judentum und Christentum noch intensiv fortgesetzt wurden. Nicht nur als Sozialist, sondern auch als Jude wird Marx aufmerksam auf das Christentum, namentlich das protestantische, geblickt haben. Es ist schwer, die Anerkennung zu überhören, die in der Polemik gegen Luther enthalten ist: «Luther hat die Knechtschaft aus Devotion besiegt, weil er die Knechtschaft aus Überzeugung an ihre Stelle gesetzt hat ... Er hat die Pfaffen in Laien verwandelt, weil er die Laien in Pfaffen verwandelt hat ... Er hat den Leib von der Kette emanzipiert, weil er das Herz in Ketten gelegt.» Aus dem Zwiespalt zwischen jüdi-

scher, christlicher und liberaler Tradition hat sich Marx weltanschaulich nicht herauszuarbeiten vermocht. Der jüdischen, namentlich prophetischen Tradition hätte es entsprochen, wenn Marx die Distanz zwischen Gott und Mensch gegenüber der Hegelschen «Mystik» vertieft und die Selbständigkeit beider bis zur echten Versöhnung zur Grundlage der Geschichte gemacht hätte. Damit wäre die Hegelsche Geistlehre in ihrer ursprünglich angelegten Gestalt wiederhergestellt gewesen. Das ging über Marxens Kraft, so gut wie die Aufhebung des Privateigentums über Hegels Kraft ging. In Abhängigkeit vom liberalen Geist der Zeit verstärkt er vielmehr die von Hegel bereits angebahnte Einbeziehung des göttlichen Selbstbewußtseins in das einzelmenschliche Selbstbewußtsein zum Atheismus, der die Religion, später auch die Philosophie, zu einer illusionären, später ideologischen Schöpfung des Naturwesens Mensch erklärt. Der Subjektivismus beeinflußt seine Freiheitsauffassung, seine Lehre von der Revolution. Die Revolution bricht den Zusammenhang mit der Außenwelt ab; sie ist zwar eine soziale, aber doch keine objektiv-kosmische Tatsache. Die Revolution ist der Natur gegenüber das explosionsartige Umschlagen der Abhängigkeit, der «Naturwüchsigkeit» in Naturbeherrschung, der «Sprung» von der Notwendigkeit zur Freiheit, kein Auftrag, den die Natur selber dem Menschen erteilt. Nur dem sozialen Inhalt nach ist der Marxismus die lebensspendende Erfüllung der christlich-humanistischen Tradition. Seiner weltanschaulichen Begründung nach, in seiner Auffassung von der Stellung des Menschen im All ist der Marxismus die todbringende Abkehr des Menschen von dieser Tradition, weil er den Menschen nicht fragen läßt, sondern ihn stumm vom All abschließt. Tilgt Hegel die Zeit, das äußere Dasein der Freiheit, so verschüttet Marx das Selbstbewußtsein, die innere Quelle dieser Freiheit. Die vom Geist geforderte Vereinigung von innerer und äußerer Freiheit hat Marx so wenig vollzogen wie Hegel.

Marx selbst hat den Mangel einer kosmisch-universalen Verwurzelung seiner Revolution — obwohl doch selbst der Name Revolution vom Umlauf der Gestirne genommen ist — nicht als Bedrohung seiner Freiheitsauffassung empfunden. Er ist darin von großartiger Unbefangenheit. Er schiebt gelegentlich Tatsache und Problem des Selbstbewußtseins der Naturwissenschaft zu, ohne zu bedenken, daß für ihn die «Industrie», die Bearbeitung der Natur die «wirkliche» Naturwissenschaft ist. In seiner berühmten Kennzeichnung des historischen Materialismus: «Nicht das Bewußtsein bestimmt das Sein, sondern das gesellschaftliche Sein bestimmt das Bewußtsein», vergißt er, daß nach seiner Annahme das Bewußtsein bereits von vornherein im gesellschaftlichen Sein enthalten ist, da die Natur den Menschen beim Eintritt in den gesellschaftlichen Zustand mit Bewußtsein ausgestattet hat. Am unbefangendsten setzte der eigentliche Materialismus das Bewußtsein voraus: es soll darin bestehen, daß die «unabhängigen Gegenstände» sich in ihm «spiegeln». Das Bewußtsein ist einfach da, «aus der Pistole geschossen», würde

Hegel sagen. Es ist in den Menschen gefahren wie der Teufel in die Säue am Gaderenischen See nach der Erzählung des Evangelisten. Dies Verhalten Marxens ist nur verständlich unter der Annahme, daß Marx noch unbewußt an die Hegelsche Lehre vom Bewußtsein und vom Gegenstand gebunden ist, daß er keine neue Erklärung gibt, weil er sich mit der bloßen Verneinung der Hegelschen Erklärung begnügt. Stimmt diese Annahme, dann wäre der Beweis zu Ende geführt, daß Marxens Materialismus sich zu Hegels Idealismus verhält wie ein siamesischer Zwilling zu seinem Geschwister, ohne das er nicht leben kann. Auf jeden Fall bedeutet der Materialismus für Marx ein Versinken ins Unbewußte, wie es der Kollektivismus für Hegel bedeutete.

Ausgelöst wird dies Versinken durch die zeitweilige Übernahme des Gattungsbegriffs von Feuerbach. Man muß dabei die logische und die biologische Bedeutung des Wortes «Gattung» betrachten, die Feuerbach durcheinanderbrachte. Für Hegel ist noch im Sinne der Tradition Gattung das *logische*, sich in seine «Arten» besondernde «Allgemeine». Hegel nennt Gattung das «organische Ganze» des Seienden, auch sein «Gesetz», das freilich nicht wirklich ist, weil die «Zufälligkeit» es durchkreuzt. Feuerbach nimmt das Wort im *biologisch*-naturwissenschaftlichen Sinne als Gattung Mensch oder Menschheit, dabei fortwährend auf den traditionellen logischen Gattungsbegriff anspielend und auf dieser Doppelbedeutung den «Beweis» seiner Theorie von der Identität von Theologie und Anthropologie aufbauend, die er im «Wesen des Christentums» vertritt. Die logische Gattung ist das All, die biologische Gattung Mensch ist nur ein Teil davon. Sie könnte immerhin der zentrale Teil des Alls sein, wenn sie Bewußtsein hätte. Aber das hat die Gattung Mensch nach Auffassung der Naturwissenschaft, der Feuerbach folgt, gerade nicht, noch viel weniger, als es die «Geister» Hegels haben. Der für Marx bezeichnende Begriff der «Produktion» zeigt, daß der historische Materialismus die Beeinflussung durch Feuerbach nie ganz abgeschüttelt hat. Der Mensch «produziert» den Menschen, das heißt er erzeugt und gebiert seinesgleichen und erarbeitet die Lebensmittel für sich und seinesgleichen. Daraus folgert der junge Marx, daß der Mensch sich «selbst» produziert. Er unterschiebt damit das pflanzenhaft lebende Gattungswesen Mensch dem selbstbewußten Menschen der Gesellschaft. Nach demselben Rezept können dann Marxisten der Gegenwart, zum Beispiel Lukacz, von «Klassenbewußtsein» im subjektiven Sinne reden, das heißt von einem Bewußtsein, das das Kollektiv Klasse von sich selbst hat. Damit reichen sich der idealistische und der materialistische Kollektivismus die Hände.

In ihrer geschichtlichen Auswirkung scheint die Marxistische Weltanschauung eine Art Kreislauf anzustreben. Die erste Phase ist der Atheismus des jungen Marx, der in der Propaganda sehr lange festgehalten wurde. Dieser aktive Atheismus geht über in die zweite Phase einer Toleranz, die in der Öffentlichkeit sich zurückhaltend auf die Frei-

heit der persönlichen Entscheidung beruft, sachlich aber durchaus negativ gegen die Tradition gerichtet ist. Im Westen seit der Jahrhundertwende, in Rußland erst nach dem «vaterländischen Kriege», schlägt diese negative Toleranz immer stärker in ein positives, ergänzungsbereites Verhältnis zur Tradition um.

Der aktive Atheismus wurde von Marx selbst nur bis zum Antritt seines Exils vertreten. Bebel hat ihm die einprägsame Formulierung gegeben: «Christentum und Sozialismus verhalten sich zueinander wie Feuer und Wasser». Auch Lenin nahm das Wort des jungen Marx wieder auf: «Religion ist Opium für das Volk.» Der atheistische Marx sah in der Religion «die phantastische Verwirklichung des menschlichen Wesens», die der Verwirklichung des Menschen als des «realen höchsten Wesens» Platz machen müsse. Dieser «Atheismus» ist selbst eine Religion. Er nimmt persönlich Stellung zum persönlichen Gott und nimmt für diese Stellung reale Wirksamkeit in Anspruch. Er hat mit der religiösen und philosophischen Gotteslehre den Gegenstand gemeinsam und steht noch mit einem Fuße auf dem Boden der Tradition. In seiner ethischen Haltung gleicht dieser Atheismus dem Trotz des neinsagenden Sohnes im Evangelium, der dann doch im Gegensatz zu dem jasagenden Bruder den Willen des Vaters tut. So wie anzunehmen ist, daß Marx ein Deutscher geblieben wäre, wenn ihn die preußische Reaktion nicht ins Exil gestoßen hätte, so darf auch vermutet werden, daß erst das selbstgerechte Gebaren eines verflachten Christentums den größeren Teil dieser atheistischen Stürmer und Dränger zu endgültigen Gegnern der Tradition gemacht hat.

Der reife Marx betrachtet seinen Jugendatheismus genau so als «Reflex der Wirklichkeit» wie die Religion selbst. In einer verkehrten Welt entstehen verkehrte Bilder dieser Welt; ihre Berichtigung erfolgt wesentlich nicht durch Widerlegung, sondern durch Veränderung der Zustände, die sie hervorgerufen haben. Erst dieser in der Polemik gemäßigte Standpunkt vollzieht den entscheidenden Schritt aus der Tradition heraus. Dieser zum Materialismus verhärtete Atheismus sammelte unter der Fahne der Toleranz («Religion ist Privatsache») die den Kirchen entfremdeten Massen in der Hoffnung, die endgültige Abrechnung mit dem Christentum dann vorzunehmen, wenn der Sozialismus durch revolutionäre Gewalt oder durch den Stimmzettel die Macht in der Gesellschaft bekommen habe. Marx und Engels selbst hielten zwar an der Freiheit der Wissenschaft und des Geisteslebens entschieden fest, aber sie selbst trauten den sozialistischen Parteiführern die Verletzung dieser Freiheit überall da zu, wo sie die Macht hatten.

Von dieser negativen Toleranz ist der Sozialismus weithin freigekommen durch die Erfahrung des modernen Massenmenschentums, das nicht, wie der Sozialismus ursprünglich gehofft hatte, seine Stütze gegen die mit dem Kapitalismus verbündete Tradition wurde, sondern das beide, den Sozialismus und die Tradition gemeinsam in die sumpfige

Tiefe seiner Erschlaffung und Gleichgültigkeit zu ziehen droht. Die heutigen Arbeiter sind im großen und ganzen außerstande, die ihnen von Marx gewiesene revolutionäre Aufgabe zu erfüllen, so wenig, wie sich das breite bürgerliche Publikum als tragfähig für die Fortsetzung der Tradition erweist. In Rußland sieht es anders aus, aber vielleicht ist der revolutionäre Schwung der Arbeiter nur Schein, der durch die größere geschichtliche Jugendlichkeit des russischen Volkes hervorgerufen ist. Dies Versagen der Massen erzeugt eine Solidarität und Vereinigungsbereitschaft der verantwortungsbewußten Minderheiten in allen Lagern. Für eine Minderheit im Marxismus ist der Weg zur Begegnung mit der Tradition freier, als er es je gewesen ist. Diese Minderheit ist damit auf den Standpunkt des ganz jungen Marx zurückgekehrt, der, wie wir wissen, noch an den «Geist» glaubte. F. R.

Der Peronismus in Argentinien

Über dieses Regierungssystem erscheinen in der Presse die widersprechendsten Nachrichten, so daß es selbst für den in Argentinien ansässigen Ausländer schwer ist, ein klares Bild zu gewinnen, sofern er überhaupt ein Interesse an einer objektiven Prüfung hat. Man wird auch zu keiner der Wirklichkeit entsprechenden Erkenntnis kommen, wenn man nicht gewillt ist, das argentinische Problem im Zusammenhang mit der Geschichte des südamerikanischen Kontinents zu sehen.

Die politische Entwicklung Argentiniens unterscheidet sich im großen und ganzen nicht von derjenigen der übrigen Länder Südamerikas: koloniale Epoche, Emanzipation vom Mutterlande, Revolutionen und Kriege, politische Korruption, Eindringen ausländischen Kapitals, dessen Ausbeutungs- und Unterdrückungsmethoden kaum von denen der Kolonialzeit abwichen. Die Tatsache, daß das fremde Kapital in Verbindung mit der Einwanderung ausländischer Techniker und Wissenschafter die Grundlage gebildet hat für den wirtschaftlichen und zivilisatorischen Aufstieg der südamerikanischen Länder, kann vom Kapital nicht als sein Verdienst gebucht werden, da seine Beweggründe rein egoistisch-merkantiler Natur waren.

Während der letzten Jahrzehnte machte sich überall in Südamerika ein nationales Erwachen bemerkbar und mit ihm das Verlangen nach Befreiung aus der Knechtschaft des ausländischen Kapitals. Doch hat letzteres mit Hilfe der herrschenden Oligarchie und den ihnen ergebenen korrupten Berufspolitikern es immer wieder verstanden, jedes soziale Aufbegehren im Keime zu ersticken oder es geschickt abzubiegen und das Volk mit politischen Glasperlen abzufinden.

Wenn von linksstehenden Parteien gewählte Präsidenten ihre eigenen Wähler verraten und deren meist recht bescheidene Ansprüche im

Auftrage des ausländischen Kapitals gewaltsam unterdrücken; wenn jedes Regime, das versucht, sich der kapitalistischen Fesseln zu entledigen, durch vom Ausland angezettelte Gegenrevolutionen und Kriege oder durch wirtschaftlichen Boykott unschädlich gemacht werden, so muß es fast unmöglich erscheinen, einer echten sozialen Revolution zum Siege zu verhelfen. Vom wem sollte denn auch der Impuls einer echten Demokratie, eines echten Sozialismus kommen? Die Völker Südamerikas sind nicht reif hierfür und werden es vielleicht in manchen Ländern niemals sein, wenigstens nicht in ihrer gegenwärtigen ethnischen Struktur. Denn es muß dem Kenner der Verhältnisse recht fraglich erscheinen, ob die degenerierten Reste der Urbevölkerung durch Einbeziehung in die Zivilisation der weißen Rasse jemals einen biologischen und kulturellen Aufstieg erleben werden, wie es zum Beispiel bei den nordamerikanischen Indianern der Fall ist, die allen wissenschaftlichen Voraussagungen zum Trotz wieder anfangen, sich zahlenmäßig zu vermehren und sich immer besser in das zivile und kulturelle Leben der europäischen Eroberer einzufügen. Nach meiner Meinung hängt die Zukunft Südamerikas von einer sorgfältig ausgewählten und planwirtschaftlich eingesetzten europäischen Einwanderung ab.

In Argentinien ist es einer Regierung nun zum ersten Male in der Geschichte Südamerikas gelungen, sich sowohl von der herrschenden Oligarchie wie auch von der wirtschaftlichen und politischen Kontrolle durch das Auslandkapital zu befreien. Selbstverständlich ist die Regierung Peróns nicht in unserem Sinne demokratisch; und wenn man unter «Faschismus» einen vom Staat dem Volke aufgezwungenen Sozialismus verstehen will, so wäre der Peronismus eben «faschistisch». Doch hat eine solche Charakterisierung durch Schlagworte nichts mit dem wahren Wesen dieses Regierungssystems zu tun. Die geschichtliche Bedeutung des Peronismus liegt in der Tatsache, daß ein Einbruch in die bisher unüberwindlich erscheinende Front der Herrschaft einer bevorzugten Klasse und des ausländischen Kapitals zunächst einmal gelungen ist und daß die Früchte dieser Revolution wirklich dem Volke zugute kommen. Das einfache Volk lebt – besonders auf dem Lande – heute besser als jemals, nimmt diese Vorteile jedoch mehr im Sinne eines Geschenkes, einer Wohltätigkeitsaktion an, als daß es sie als Erfüllung seiner berechtigten sozialen Ansprüche betrachtet. Politisch völlig ungeschult, ist es nicht geneigt, die geringste politische oder wirtschaftliche Verantwortung zu übernehmen. Angebote seitens der Regierung oder Privatunternehmungen, einen Betrieb selbstverantwortlich in eigene Verwaltung und später in eigenen Besitz zu nehmen, wurden stets abgelehnt. Der argentinische Arbeiter will gut verdienen und gut leben bei möglichst wenig Arbeit, aber nicht die Sorgen und die Verantwortung des selbständigen Unternehmers tragen. Und wenn die Regierung nicht mehr imstande wäre, ihm weiterhin Vorteile zu bieten, würde er nicht gewillt sein, auch nur das geringste Opfer zu bringen. Und da zeigt sich die Schwäche eines

Systems, das versucht, von oben her das Volk zu erziehen, durch eine Militärhierarchie, die – bei allem ehrlichen und guten Willen, den sie haben mag – das Volk ebensowenig kennt wie die zivile Oligarchie, die sie bekämpft.

Die Auswirkungen des peronistischen Systems auf die einheimische Wirtschaft lassen sich in wenigen Sätzen zusammenfassen. Handel und Industrie, die infolge hoher und leicht verdienter Gewinne verwöhnt sind, empfinden die staatliche Kontrolle als lästig und ungerecht. Sie versuchen daher, die neuen sozialen Lasten und die durch den Wirtschaftsgrundsatz Peróns von der «Organisierung des Reichtums» beschränkten Gewinnmöglichkeiten durch illegale Geschäfte, Schiebungen und Betrügereien aller Art, falsches Maß und Gewicht, schlechteste Qualität und trotz allen Gegenmaßnahmen der Regierung ständig steigende Preise auszugleichen. Kein Geschäftsmann oder Unternehmer will auf die gewohnten hohen Gewinne verzichten. Dienst am Kunden gibt es nicht mehr und der Verfall der Geschäftsmoral ist allgemein. Es ist ein wahres Wirtschaftschaos, ein Kampf aller gegen alle. Dazu kommen die endlosen Streiks und Aussperrungen, die von beiden Seiten rücksichtslos durchgeführt werden, so daß zum Beispiel die dreieinhalb Millionen Einwohner der Stadt Buenos Aires wochenlang fast ohne Brot und Milch waren.

Die Aufforderung Peróns, aufrichtig und ehrlich an der Durchführung seines Fünfjahresplanes mitzuarbeiten, wird nur von wenigen Großindustriellen befolgt, die infolge der Unentbehrlichkeit ihrer Betriebe und einer jahrzehntelangen Produktionserfahrung mit Staatsaufträgen reichlich bedacht werden und daher als natürliche Nutznießer des Systems angesehen werden können. Die Privatwirtschaft, insbesondere der Privathandel – Großhandel wie Kleinhandel, mit wenigen Ausnahmen – verfolgen dagegen eine Politik der Einkreisung und des spontanen oder organisierten Widerstandes gegen die Regierung Peróns. Der Kampf wird in so gemeiner und schmutziger Weise geführt, daß selbst Gegner Peróns sich angeekelt fühlen. Die Folge dieser Verleumdungen, Lügen, Verdrehungen, Flüsterpropaganda usw. ist eine völlige Verwirrung und Desorientierung des Volkes. Niemand weiß mehr, was wahr ist, wer hinter den Gerüchten steht; die Fronten zwischen den verschiedenen, sich gegenseitig bekämpfenden politischen und wirtschaftlichen Interessengruppen sind verwischt und absichtlich unkenntlich gemacht.

Dieser Widerstand zwingt die Regierung zu immer drastischeren Maßnahmen und immer schärferer Kontrolle. Ein Heer von Inspektoren ist täglich in der Hauptstadt unterwegs, um Übertretungen der großen und kleinen Geschäftsleute aufzudecken und zu ahnden. Doch erzielen besonders die Großhändler durch Schwarzgeschäfte oft so große Gewinne, daß sie die verhängte, in vielen Fällen recht hohe Geldbuße und selbst eine kurze Haft bereitwillig in Kauf nehmen.

An dem Beispiel Argentiniens sieht man recht klar, daß die kontrol-

lierte Wirtschaft – der «dritte Weg», wie er von Perón gern genannt wird – weder eine Lösung des wirtschaftlichen noch des sozialen Problems darstellt. Dazu kommt noch eine andere Schwierigkeit. Sobald die Industrialisierung eines Landes planwirtschaftlichen Charakter annimmt, wie es in Argentinien der Fall ist, wird die Leistungsfähigkeit des Volkes auf die Probe gestellt. Es ist heute bereits offensichtlich, daß die argentinische Industrie in bezug auf Preis und Qualität nicht mit dem Ausland konkurrieren kann und daher eines starken Zollschutzes usw. bedarf. Wenn für diese ungünstige Entwicklung auch noch andere Faktoren verantwortlich sind – zum Beispiel aus politischen Gründen künstlich aufgepäppelte Produktionszweige, die von *übernationalen* Gesichtspunkten keine Existenzberechtigung im Lande hätten –, so trägt doch der argentinische Arbeiter einen großen Teil der Schuld für die mangelnde Leistungsfähigkeit seiner Industrie.

Was nun die außenpolitische Konstellation betrifft, so befindet sich Argentinien in keiner ungünstigen Lage, solange es aus den Schwierigkeiten der Großmächte Nutzen ziehen kann. Perón hat es fertiggebracht, sämtliche Investierungen des ausländischen Kapitals – Eisenbahnen, Telephon, Hafenanlagen, Silos, Kühlhäuser usw. – abzulösen und diese Betriebe zu nationalisieren. Zu diesem Zweck mußte er jedoch die argentinischen Dollar- und Pfundguthaben im Ausland sowie einen großen Teil der letztjährigen Staatseinnahmen verbrauchen. Darauf hat das ausländische Kapital nur gewartet, in der Hoffnung, daß Argentinien nun wie alle anderen südamerikanischen Länder zu Kreuze kriechen und um eine Auslandsanleihe nachsuchen würde. Perón hat jedoch seinem Volke wiederholt versprochen, nie eine Hypothek auf sein Land aufzunehmen, eher würde er sich die Hände abhacken lassen. Er hat aber der Versuchung, einen beträchtlichen Teil der Staatseinnahmen in militärischen Rüstungen anzulegen, nicht immer widerstehen können, so daß er einen Ausweg aus der zunehmenden Wirtschaftsstockung und Inflation suchen mußte. Anstatt einer offiziellen «Anleihe» hat er nun von amerikanischen Banken einen von der USA-Regierung garantierten «Kredit» erhalten, der dazu dienen soll, die aus einer für Argentinien negativen Handelsbilanz angesammelte Dollarschuld zu begleichen sowie den argentinischen – meist von Ausländern geleiteten – Importfirmen die Möglichkeit zu geben, landwirtschaftliche Maschinen, Eisenbahnmaterial, Automobile usw. zu importieren. Mit diesem Schachzug hat Perón seinem Volke gegenüber wenigstens den Schein gewahrt und die argentinische Wirtschaft für den Augenblick wieder in Gang gebracht – so hofft man wenigstens. Die endlose Schraube der Inflation – steigende Löhne, steigende Preise und wiederum steigende Löhne – wird jedoch sich weiterdrehen, und da das Lohneinkommen stets hinter den steigenden Preisen einherhinkt, weil der Kaufwert des Peso niemals den Preisen der Ware entspricht, kommt das Volk aus der Unruhe und den Sorgen nicht mehr heraus.

Trotz allem Negativen, das man im Peronismus sehen kann, wirkt sich letzten Endes die Bewegung als den kapitalistischen Interessen abträglich aus. Die Alternative wäre nämlich Sturz Peróns durch eine Militärclique, unter deren strammer, fanatisch-nationaler Diktatur sich erst recht kein echter Sozialismus entwickeln könnte, so daß sogar scharfe Gegner Peróns heute bereits vorsichtiger in ihrem Kampf gegen sein Regime werden und sogar zugeben, daß sie vielleicht Perón nach seinem Sturz noch einmal auf den Knien bitten würden, zurückzukehren. – Und selbst wenn die Regierung Peróns infolge auswärtiger Machenschaften zusammenbrechen und einem «demokratischen» Regime Platz machen würde, was wäre damit gewonnen? Die zurückgesetzten Kreise der Oligarchie, der ganze korrupte Klüngel der Berufspolitiker, das Heer der Schieber und Spekulanten, sie warten nur auf die Gelegenheit, auf *ihre* Gelegenheit, und würden, sobald sie wieder an der Macht wären, sehr bald die Bodenschätze Argentiniens und die Arbeitskraft seiner Bevölkerung dem Auslandskapital zur beliebigen Ausbeutung in die Hände spielen.

Auch im Falle Argentiniens zeigt es sich, daß in der geschichtlichen Entwicklung der Fortschritt oft durch Kräfte angebahnt wird, die – äußerlich betrachtet – eher die Kennzeichen der Reaktion tragen, deren Wirkungen jedoch geeignet sind, überlebte Gesellschaftsformen und Bewußtseinsstufen zu überwinden und eine neue Epoche im Leben einer Nation vorzubereiten.

Zum Schluß mögen einige Abschnitte aus der Rede Peróns vom 1. Mai 1950 folgen:

«... Der Wahlbetrug war nur eine Folge der Geringschätzung des Volkes, und diese Geringschätzung des Volkes war nur die Folge dessen, daß jene (die Vertreter der Oligarchie) damals unserem Volke fast keine oder überhaupt keine Würde beimaßen. Wie hätten sie auch denen irgendeine Würde zubilligen können, die sie nur ständig ausbeuteten und von deren Schweiß, Arbeit und Opfern sie lebten!

Und wenn ich von unseren Gegnern als Urheber des Wahlbetrugs spreche, möchte ich ausdrücklich feststellen, daß ich dabei keinerlei Ausnahme bei ihnen sehe. Denn wenn die einen ihn begingen, griffen ihn die andern auf und nützten ihn aus, oder sie nahmen ihn zum mindesten als brauchbare Methode hin an dem Tage, da sie sich gegenseitig die Hand reichten in ihrem verzweifelten Bemühen, uns zu besiegen. Für uns, die wir damit begannen, die menschliche Würde anzuerkennen und in ihrem richtigen, außergewöhnlichen Wert einzuschätzen, ist der Wahlbetrug ein Attentat gegen diese Würde, und wir würden es vorziehen, zu erleben, daß uns das Volk im Stich läßt, statt einen Anschlag gegen seine Würde zu dulden ...

Nach der Anfangsepoche der politischen Unabhängigkeit (der argentinischen Republik), an deren Kampf- und Opfertagen das Volk fast immer an der Regierung beteiligt war, wuchs im Lande eine Generation

von Erbpolitikern auf, die unter dem Schutze angesehener Namen sich als Besitzer des unveräußerlichen Rechtes betrachteten, die übrigen Argentinier zu regieren. Unter Nutzung aller Hilfsquellen, die sich aus den Vermögen ergaben, die sie auf Kosten riesiger Landkonzessionen oder unfaßbar großer Privilegien erhalten hatten, schufen sie eine Oligarchie, die das Land während fast eines Jahrhunderts beherrschte.

Ohne jede Verbindung mit dem Volk trieben sie eine Klüngelpolitik, um dieses immer weiter auszubeuten. Sie betrachteten die Regierung stets als ihre Sache und vergaßen, daß zwischen persönlichem und staatlichem Besitz ein absoluter Unterschied besteht; und nachdem sie schließlich ihr eigenes Vermögen verschwendet hatten, zögerten sie nicht, das Vermögen des Vaterlandes zu verkaufen . . .

Es sind das dieselben Leute, die uns begreiflich machen möchten, daß es nicht ratsam sei, unsere Sozialpolitik beizubehalten; jene, die an meiner Seite ‚Viva Perón!' rufen würden, wenn ich den Irrtum und die Treulosigkeit begehen wollte, auf die Arbeiter mit Maschinengewehren schießen zu lassen, wie sie es in einer ‚semana trágica' taten . . .

Wir haben unsere Bewegung dem Volke übertragen und solange sie (die Vertreter der Oligarchie) nicht zu Gliedern des Volkes werden, solange sie nicht lernen zu arbeiten, und solange sie nicht den Schmerz ihrer Brüder und den Schmerz des Vaterlandes als ihren eigenen empfinden, können sie nicht wieder zur Regierung gelangen. Denn von unserer Zeit an ist die einzige und ausschließliche Voraussetzung für das Regieren die, Fleisch und Seele des Volkes zu besitzen. Solange dies nicht der Fall ist, solange also die uns gegnerisch gesinnte Oligarchie an ihrer alten Klüngelpolitik festhält und sich nicht entschließt, selbst zu einem Teil des Volkes zu werden, solange werden wir allein arbeiten, um das wieder aufzubauen, was sie zerstörten und um das neu zu schaffen, was zu schaffen sie sich nie träumen ließen . . .» *Bernhard Sievers.*

Zur Jahresversammlung

der «Freunde der ‚Neuen Wege'» und der Religiös-sozialen Vereinigung der Schweiz

20. und 21. Mai 1950

Die Jahresversammlung der 'Freunde der 'Neuen Wege'» ist immer ein Tag der Besinnung. Sie war es in besonderem Maße dieses Jahr, aus Gründen, die wir alle kennen. Mit dem Bedauern, daß man soviel Kräfte in teilweise persönlichen Auseinandersetzungen hatte verschwenden müssen, verband sich für die meisten Anwesenden ein Gefühl der Erleichterung. Der Weg in die Zukunft ist nach der Abklärung vom 12. März wieder frei.

Wir wollen uns auch durch Zurückweisung von Angriffen Außenstehender nicht länger Fragestellung und Richtung aufzwingen lassen. Das Votum von Pfarrer Balscheit mündete darum in den Appell aus, im Kampf um das Reich Gottes unsere Orientierung und den Plan unserer Arbeit zu sehen und uns nicht in Ismen zu verlieren. Im Kampf um das Reich Gottes, das freilich nicht nur in religiöser Besinnung gebaut wird, sondern ebensosehr in Kunst, Wissenschaft und Politik Form annehmen muß. Unsere Aufgabe ist es darum, den Lesern der «Neuen Wege», dem Kader im Kampf, den wir führen, weiter zu helfen, sie zu wappnen gegen die Lüge, die heute wieder so fromme Formen annimmt. Wir werden oft und in wichtigen Fragen gegen die Zeitströmung ankämpfen müssen, die heute eindeutig rückläufig ist.

Die Diskussion, die dem Verlangen Ausdruck gab, die «Neuen Wege» ihren Wirkungskreis erweitern zu sehen, vor allem auch in der Arbeiterschaft, soweit sie selbständiges Denken noch nicht verlernt hat, brachte notwendigerweise und spontan ein zentrales Problem zur Sprache: den Kampf um den Frieden. Wie ist er zu führen? Was für Lehren sind aus dem indischen Befreiungskampf zu ziehen? Es wäre für diese Fragen, die weite Kreise unseres Volkes zutiefst bewegen, ein mächtiges Echo zu finden. Es steht fest, daß weder die Kirche noch die politischen Parteien irgend etwas unternehmen, das uns einen Schritt weiter brächte. Auch Dr. Kramer liegt der Gedanke sehr am Herzen, wie man die Kräfte mobilisieren kann, die, ohne militärische Gewalt, einem Ansturm zu widerstehen vermöchten. Es wäre dies ein hervorragend geeignetes Thema für eine Gemeinschaftsarbeit unseres Kreises, deren Resultat in den «Neuen Wegen» niedergelegt werden könnte.

Der Präsident gab sodann Kenntnis vom Rücktritt unserer bisherigen Administratorin, Fräulein Beatrice Witzig, die in der kritischen Übergangszeit unserer Zeitschrift die Administrationsarbeit mit Hingebung geleistet und nun wegen Überlastung demissioniert hat. Die Versammlung verdankte die selbstlose Arbeit von Fräulein Witzig herzlich und wählte einstimmig als neue Administratorin Fräulein Sofie Zoller, der, da sie wie kaum sonst jemand schon für unsere Zeitschrift administrativ gearbeitet hat, das neue Amt bereits vertraut ist.

Die Tagung der Religiös-sozialen Vereinigung vom 21. Mai wurde von Willi Lüssi mit einem Hinweis auf die durch den 12. März geschaffene Lage eröffnet. Er wünschte unser Zusammensein in den Dienst der Freundschaft und der gegenseitigen Hilfe und Stärkung zu stellen. Leider mußte er vom Tod eines getreuen Mitgliedes unserer Bewegung, Frau Lina Mettler, Winterthur, Kenntnis geben. Wir verlieren in ihr eine mutige Kämpferin und treue Freundin.

Willi Lüssi berichtete von der Arbeit des provisorischen Ausschusses, dem in der Versammlung vom 12. März aufgetragen wurde, einen neuen Vorstand für die Religiös-soziale Vereinigung der Schweiz zu bilden.

Er gab ferner den Kollektivaustritt von 74 Mitgliedern der Richtung Trautvetter bekannt und einige Richtigstellungen, die ein «Aufbau»-Artikel Trautvetters über die Trennung erforderte. Schließlich erfuhr die Versammlung noch von einem Legat eines Mitgliedes der Religiös-sozialen Vereinigung im Betrage von 400 Franken. Der Ausschuß beantragte aus verschiedenen Gründen, das Legat mit der Gruppe Trautvetter zu teilen, und fand die Zustimmung der Versammlung.

Der vorläufige Ausschuß machte nach längeren Umfragen folgenden Vorschlag für die Bestellung des neuen Vorstandes:

Die beiden Redaktoren der «Neuen Wege»: Pfarrer Bruno Balscheit und Dr. Hugo Kramer; dann Willi Lüssi, Otto Siegfried, Otto Herrmann, Albert Böhler, Werner Egli, Carmen Weingartner, Sofie Zoller. Als Präsidentin konnte Frau Carmen Weingartner gewonnen werden. Der Vorschlag wurde lebhaft begrüßt und Carmen Weingartner als Präsidentin einstimmig gewählt.

Von verschiedener Seite wurde gewünscht, daß im Vorstand die Arbeiterschaft stärker vertreten sei. Albert Böhler wies darauf hin, daß der Kontakt mit der Arbeiterschaft am besten durch einen radikalen Sozialismus gesucht werde.

Die oben erwähnten Mitglieder des Vorstandes wurden in globo gewählt.

Um die Arbeit zu intensivieren, wurde der früher schon bestehende Erweiterte Vorstand neu gebildet. Es wurden in diesen vorgeschlagen und gewählt:

Thomas Landolt, Zug
R. H. Jeanneret, St-Imier
Josefine Helbling, Luzern
Friedrich Bächler, Kriens-Luzern
Oskar Wagner, Basel
Alice Jeanmonod, Basel
Heinz Bannwart, St. Gallen
Marie Lanz, Bern
Schwester Elisabeth Fuchs, Müllheim (Kt. Thurgau)
Schwester Ida Büchi, Winterthur
Frau Brunner-Hardegger, Minusio
Franz Weber, Zürich-Leimbach
Frau Millicent Furrer-Proud, Zürich
Arnold Zürcher, Zürich 2
Frau Meier-Kläsi, Zürich 6
Frau Margarete Susman, Zürich 7

Um den Bestimmungen des Vereinsrechtes zu genügen, wurde erstmals eine Kontrollstelle gebildet und als Rechnungsrevisoren gewählt: Hans Volkart und Frl. Dr. Berta Wicke.

Schließlich wurde Sofie Zoller als Quästorin bestätigt. Willi Lüssi schloß die Vormittagsverhandlungen mit einem herzlichen Dank an die anwesenden Mitglieder.

Der Nachmittag war Fragen nach den uns heute gestellten Aufgaben gewidmet. *Hugo Kramer* befaßte sich in seinem Votum vor allem mit der Friedensfrage und führte, kurz zusammengefaßt, folgendes aus:

Die religiös-soziale Sache war immer aufs engste mit der Friedenssache verbunden. Sie muß es heute stärker denn je sein – heute, da sich die Welt immer mehr an den Gedanken gewöhnt, daß ein dritter Weltkrieg unvermeidlich sei. Wir dürfen aber unsern Kampf für den Frieden nicht nur mit allgemeinen idealistischen Losungen führen. Wir müssen die Kriegskräfte konkret identifizieren. Und da bleibt meine Überzeugung – die ich in den «Neuen Wegen» oft genug begründet habe –, daß es in erster Linie das in der westlichen Welt vorherrschende Wirtschafts- und Gesellschaftssystem, das Regime eines äußerst dynamisch auftretenden und mehr und mehr seinen liberalen Charakter verlierenden Kapitalismus ist, das die entscheidenden Antriebe für die Verfeindung der Völker entwickelt und in erster Linie für die heutige Spannung zwischen Ost und West verantwortlich ist. Der Sowjetpolitik anderseits machen wir nicht so sehr ihren angeblich aggressiven Charakter zum Vorwurf, als ihren Willen, sich der Interventions- und Aggressionspolitik der kapitalistischen Kräfte mit den gleichen Mitteln militärischer Machtpolitik zu erwehren, die auch in der bürgerlichen Welt gang und gäbe sind. Auf all diesen Mitteln ruht aber ein Fluch, der nur zu bannen ist durch eine radikale Abkehr von den bisherigen Methoden der Austragung internationaler Gegensätze und durch völlige militärische Abrüstung – nicht bloß durch Verfemung einzelner, besonders furchtbarer Kriegswaffen, so sehr eine solche Verfemung dazu beitragen kann, den Krieg selber zu ächten.

Hand in Hand mit der Abrüstung muß die Schaffung wirtschaftlicher Ordnungen gehen, welche die aus dem Gelddenken und dem Besitztrieb stammenden Kriegskräfte überwindet. Wenn die von der UNO bereitgestellten wirtschaftlichen und sozialen Organe – zum Beispiel die Nahrungsmittel- und Landwirschaftsorganisationen – auch nur wenige Jahre lang konsequent und großzügig in den Dienst der Behebung der Massenarmut gestellt würden, so könnte das ganze politische Weltklima verändert und die Gefahr eines neuen Krieges beseitigt werden. Schließlich haben wir unermüdlich daran zu arbeiten, daß die Wahrheit über die Weltlage, über die internationalen Konfliktsursachen verbreitet und der so unheimlich gut orchestrierten Lügenpropaganda, die die Gehirne benebelt und die Herzen verstockt, ihre Kraft genommen werde. Hier haben gerade wir religiösen Sozialisten eine Aufgabe zu erfüllen, der sich sonst nur allzu wenige Menschen widmen. Beten auch wir immer wie Franz von Assisi: «Herr, mache uns zum Werkzeug Deines Friedens!»

Bruno Balscheit kleidete sein Votum in eine Anzahl direkter Fragen:

Was tut die Religiös-soziale Bewegung auf religiösem Gebiet? Begnügt sie sich damit, eine Gruppe, eine kirchliche, nur ein wenig auf die Kirche schimpfende Gruppe neben andern zu sein? Wird sie, die einmal vom Glauben ausging, daß die Mauern, durch die Gott von der Wirklichkeit abgeschnitten wird, zu durchbrechen seien, die Kraft haben, die heutige Gotteswirklichkeit zu erkennen und erkennbar zu machen?

Wird sie, statt neben den Dogmengott und den Moralgott der Positiven und der Liberalen noch einen sozialen Gott zu stellen, von dem Willen des lebendigen Gottes so beunruhigt sein, daß sie – über erstarrte Fronten hinweg auch in Theologie und Kirche – neu und besser zu einer Erkenntnis der ganzen Gotteswirklichkeit gelangt?

Und wird sie auch auf sozialem Gebiet die Mauern zwischen Gott und der Welt sehen und an ihrer Niederreißung arbeiten? Müßte dann nicht eine Vertiefung des Sozialismus sogleich auch zu einer Verbreiterung seiner Basis führen? Werden wir spüren, wie stark die Frage nach dem Fundament des Sozialismus gestellt ist, und bereit sein, darauf andere als opportunistische oder idealistische Antworten zu geben? Und werden wir die sozialistische Krise als Krisis des Selbstverständnisses erkennen, in der befangen die ausgebeuteten Menschen ihr proletarisches Schicksal nicht mehr erkennen? Werden wir schließlich, da wir dieses besser als Parteien und Gewerkschaften tun könnten, die Kräfte haben und gebrauchen, wirkliche soziologische Arbeiten zu unternehmen? Eine religiös-soziale Bewegung in der Art einer kleinen, reinen Hausgemeinde der Gleichgesinnten mag angenehm und bequem sein, Sinn und Segen hat nur eine arbeitende Bewegung. Darum sind wir in der gegenwärtigen Krisis nach unserem Willen und unserer Kraft zur Arbeit gefragt.

Nach einer rege benutzten Aussprache schloß die Versammlung mit der Bekundung des Willens, eine Bewegung für das Proletariat zu sein und eine arbeitende Bewegung.

WELTRUNDSCHAU

Mobilisierung des Westens Um die Mitte Mai unternahm der Generalsekretär der Vereinten Nationen, Trygve *Lie*, eine Rundreise durch Europa, um die Möglichkeiten zu erkunden, die Sowjetunion wieder mit den Westmächten zusammenzubringen, die UNO aufs neue arbeitsfähig zu machen und damit den Kalten Krieg zu beendigen. (Er hat dann die aus seinen Eindrücken hervorgegangenen Vorschläge in einem «Zwanzigjahrprogramm für den Frieden» zusammengefaßt und den Mitgliedstaaten der UNO unterbreitet.) Zur gleichen Zeit tagten in *London* die Außenminister der Atlantikbund-Staaten und der drei westlichen Hauptalliierten im besonderen, deren Grundhaltung der Londoner Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» (in Nr. 975) mit der Feststellung umschreibt, daß «die Westmächte gegenwärtig nicht mehr darüber sprechen, wie man mit der Sowjetunion ins Einvernehmen kommen könne, sondern lediglich darüber, wie die den Westmächten zur Verfügung stehenden wirtschaftlichen, politischen, propagandistischen und psychologischen Mittel

möglichst rasch und gründlich mobilisiert werden können.» Trygve Lies Vorstoß wird dementsprechend im westlichen Lager, vor allem in Amerika, als unverschämte Einmischung in Sachen, die ihn nichts angingen, zurückgewiesen oder — im besten Fall — als vielleicht gutgemeinte, aber jedenfalls höchst gefährliche Versöhnungsmeierei abgetan.

Nichts könnte drastischer die jetzige Weltlage kennzeichnen als dieser Gegensatz der Auffassungen, nichts den glaubenslosen Pessimismus der westlichen Regierungswelt schärfer beleuchten als ihre völlig negative Beurteilung aller Möglichkeiten, zu einer friedlichen Verständigung mit der sowjetisch-chinesischen Staatengruppe zu kommen. «Acheson verfolgt ganz unverhüllt das Ziel», so bemerkt die Neuyorker «Nation», «die Maßnahmen für den Kalten Krieg aufeinander abzustimmen und zu steigern. Er muß womöglich ernste politische Gegensätze zwischen den drei westlichen Hauptverbündeten schlichten und die Atlantikpakt-Staaten veranlassen, die Hauptlast ihrer eigenen Aufrüstung selbst zu übernehmen. Das bedeutet ganz offenkundig die Absicht, die bestehenden Spannungen zwischen Ost und West zu übertreiben, Aussichten auf ihre vorzeitige Milderung zu bagatellisieren und sich auf die Vorbereitungen für einen offenen Zusammenstoß zu konzentrieren.» Daß es Trygve Lie unter diesen Umständen schwer hat, seine Ausgleichsbemühungen fortzusetzen und die Russen von der Verständigungswilligkeit der Westalliierten zu überzeugen, versteht sich von selber. Nicht weniger selbstverständlich ist aber auch, daß die Entschlossenheit der Vereinigten Staaten, alles auf die Karte der Höchstrüstung für einen als immer wahrscheinlicher erachteten Krieg zu setzen, die westeuropäischen Völker in wachsende Unruhe versetzen muß. Den meisten von ihnen — wir denken namentlich an Frankreich und England — ist es ja trotz aller amerikanischen Nachhilfe noch völlig unklar, wie sie auch nur die Geldmittel für eine wirklich «genügende» Kriegsrüstung aufbringen sollen (was ist überhaupt für die Militärs kriegsgenügend?), während ihnen um so klarer ist, daß im Kriegsfalle Westeuropa — im Unterschied zu dem weit vom Geschütz entfernten Amerika — einfach ruiniert werden müßte.

Gefahr vom Osten! Unterdessen liegt vor der amerikanischen Bundesversammlung ein neues Kreditbegehren von 1222 Millionen Dollar für den Ausbau der Rüstungshilfe an die «freien Völker»: an die Atlantikstaaten, an Griechenland, die Türkei und Persien, an die Philippinen, an Südkorea und an das auf die Insel Formosa beschränkte China Chiang Kai-Sheks. Und Präsident Truman hat nicht versäumt, in seiner Begleitbotschaft — wie inzwischen auch in einer Rede in St. Louis — die «Politik der geplanten Aggression», die der Sowjetblock betreibe, und die Absicht des «kommunistischen Imperialismus», die Unabhängigkeit der demokratischen Länder zu vernichten, in den alarmierendsten Tönen zu brandmarken. Aber wiederum

muß man sich fragen, worauf sich denn diese Behauptung eigentlich stütze. Der bloße Umstand, daß die Sowjetunion gewaltige Kriegsrüstungen unterhält, genügt offenkundig nicht, um Angriffsabsichten von ihrer Seite glaubhaft zu machen. Die Vereinigten Staaten rüsten mindestens ebenso gewaltig und könnten schon jetzt jeden Tag von England, Deutschland, Island, Persien, Japan usw. aus einen russischen Landangriff auf Westeuropa mit einem beispiellos fürchterlichen Atombombenangriff aus der Luft vergelten, ohne daß sie für die sowjetische Luftwaffe irgendwie ähnlich verwundbar wären. Und diese militärische (wie auch die wehrwirtschaftliche) Ueberlegenheit der Vereinigten Staaten und ihrer Verbündeten in fünf Weltteilen über den Sowjetblock wird in Zukunft nicht geringer, sondern eher noch größer werden.

Aber abgesehen davon heißt es den marxistischen Hintergrund der Sowjetpolitik gründlich verkennen, wenn man ihr heimtückische Kriegspläne zuschreibt. Gewiß, der Kommunismus trägt das Streben in sich, sich über die ganze Erde auszubreiten — wie der Kapitalismus auch. Aber er zählt dabei — anders als der Kapitalismus, der sich seit seinem Aufkommen als Kriegskraft ersten Ranges erwiesen hat — im Grundsatz nicht auf erobernde Militärgewalt. Er zählt vor allem auf die *sachliche Ueberlegenheit der sozialistisch-kommunistischen Wirtschaftsform*, die in den inneren Gesetzen der gesellschaftlichen Entwicklung begründet sei. Der Kapitalismus, so glaubt er, sei unwiderruflich zum Versagen verurteilt; er sei je länger, je weniger imstande, die materiellen und geistigen Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen, und werde darum an seinen eigenen Widersprüchen zugrunde gehen, während der Sozialismus und Kommunismus in den Ländern, die sich ihm öffneten, immer mehr erstarke und eine wachsende Anziehungskraft auf die Völker ausübe, die noch unter kapitalistischem oder gar feudalistischem Regime lebten. Die kommunistischen Staaten, vorab die Sowjetunion, hätten darum allen Grund, die Konkurrenz zwischen den beiden Gesellschaftsformen sich sachlich-friedlich entwickeln zu lassen, im Gegensatz zu den kapitalistischen Staaten, die das höchste Interesse daran hätten, eine sozialistische oder kommunistische Wirtschaft gar nicht aufkommen zu lassen, und darum von Anbeginn darauf ausgegangen seien, die kommunistischen Staaten — Sowjetrußland, China usw. — gewaltsam zu zerstören.

Mit dieser Interventions- und Aggressionspolitik — das ist die außenpolitische Grundauffassung des leninistisch-stalinistischen Rußland — sei auch in Zukunft aufs allerernsteste zu rechnen. Die Sowjetunion könne darum in dem Dauer-Belagerungszustand, in dem sie sich befinde, ihre neuen Wirtschafts- und Kulturformen nur dann zu entfalten hoffen, wenn sie bis an die Zähne gerüstet dastehe (und diesem Ziel einen großen Teil ihrer Wohlstandsmöglichkeiten opfere), wenn sie im Innern die Staatsgewalt rücksichtslos zusammenballe (und dem die per-

sönliche Freiheit ihrer Bürger opfere), wenn sie die günstigsten strategischen Grenzen habe, sich mit einem Gürtel unbedingt verläßlicher Gefolgsstaaten umgebe und überhaupt alle Mittel der überlieferten Machtpolitik anwende, wie sie in einem anarchischen Völkerverhältnis nun einmal notwendig seien.

In den herrschenden Kreisen der kapitalistischen Staaten kennt man natürlich diesen Sachverhalt ganz genau. Man weiß sehr wohl, daß von der Sowjetunion kein militärischer Angriff auf den Westen zu befürchten ist und daß die vom Kommunismus drohende Gefahr durchaus entscheidend in seiner *moralischen* Eroberungskraft besteht. Man weiß aber auch, daß man der sozialen Revolution, die auf dem Wege ist, vom kapitalistischen Boden aus keine überlegene moralische Gegenkraft entgegenzusetzen hat, und sucht darum, unter Entfachung einer «demokratischen» Kriegspsychose, den Kampf auf den *militärischen* Boden zu verlegen, wo man ihn am ehesten zu gewinnen hoffen darf. *Das* ist der Kern der gegenwärtigen West—Ost-Krise, das die Hauptursache des Kalten Krieges und das auch die treibende Kraft hinter der Mobilisierung aller Kriegsmittel der Westmächte, wie sie gemäß den Londoner Beschlüssen nunmehr mit letzter Folgerichtigkeit ins Werk gesetzt wird. Daß damit nicht einfach die Sache des Westblocks mit Kriegstreiberei und diejenige des Ostblocks mit Friedenswahrung gleichgesetzt wird, brauche ich hier um so weniger klarzustellen, als ich in der Mai-Rundschau die Kriegskräfte, die auch in der sowjetischen Machtpolitik wirken, deutlich genug gekennzeichnet habe. Aber daß für die uferlose Aufrüstung, die auf beiden Seiten betrieben wird, und im besonderen für das Scheitern der Verhandlungen über die Aechtung der Atomwaffen in erster Linie die kapitalistische Welt verantwortlich ist, das muß immer wieder ebenso laut und deutlich gesagt werden, wie daß die gegenwärtige Arbeitsunfähigkeit der UNO — ich meine den Auszug der Vertreter des Sowjetblocks aus den meisten internationalen Körperschaften — durch das hartnäckige Festhalten Amerikas und seiner Satelliten an der Unterstützung des «nationalen» Rumpf-China herbeigeführt worden ist.

Bei all dem steht für uns durchaus fest, daß all die riesenhaften Kriegsvorbereitungen, die jetzt im Gang sind, ihren Zweck nicht erreichen werden. Die europäischen Völker werden im Ernstfall nicht mehr marschieren; sie werden rebellieren. Und was Amerika betrifft, so werden auch seine anscheinend unerschöpflichen Hilfsmittel nicht genügen, um den Sieg des «freien Unternehmertums» sicherzustellen. Wie Johannes Steel in seinem Neuyorker Aprilbericht über die Weltereignisse zutreffend schreibt:

«Wenn es zum Krieg kommen sollte (und wir beharren weiterhin darauf, daß dieser letzte Wahnsinn abgewendet werden kann), so wird eine Armee von 15 Millionen Amerikanern nach Europa befördert werden müssen, um ihn auszutragen, mit

dem Ergebnis, daß sie gerade noch Aussicht auf ein Unentschieden am Schluß eines Krieges hat, der 10 bis 15 Jahre dauern mag und in dessen Verlauf nebenbei die letzten Spuren der amerikanischen Demokratie verschwinden werden.»*

Die ganze Militärplanung des Atlantikbundes ist tatsächlich, wie Steel meint, ein Truggebilde — trotz den neu erfundenen Artilleriegranaten und ferngelenkten Geschossen mit Atomladung, die nach Auffassung amerikanischer Militärs «das westeuropäische Verteidigungssystem enorm stärken werden» ...

Die Stahlunion Das beginnt man sich anscheinend auch in Europa klarzumachen. Und zwar bezeichnenderweise besonders in *Frankreich*, das ja mit den armseligen zehn Divisionen, die es in den nächsten drei Jahren aufstellen zu können hofft, militärpolitisch in einer völlig trostlosen Lage ist und zu den Kosten seines indochinesischen Krieges hinzu (etwa eine Million Dollar täglich) die riesigen Lasten einer modernen Wehrmacht einfach nicht tragen *kann*, anderseits aber doch immer noch Hemmungen hat, die «Verteidigung der abendländischen Zivilisation» im wesentlichen einer deutschen Armee anzuvertrauen. Aus dieser Lage heraus ist der theatermäßig der Londoner Konferenz hingeworfene «*Schuman-Plan*» zu verstehen, der Plan also, die Kohlen- und Stahlindustrien Frankreichs und Deutschlands, weiterhin aber Westeuropas überhaupt, zusammenzulegen und durch ein souverän schaltendes und waltendes Direktorium betreiben zu lassen. Herr Schuman ist offenbar, wie A. del Vayo der Neuyorker «Nation» aus London berichtet, zu der Ueberzeugung gekommen, dieses Vorgehen biete «die einzige Möglichkeit, die in der Konferenz verborgene Gefahr abzuwenden, daß die volle Aufnahme Deutschlands als eines gleichberechtigten Genossen der großen Drei eine fertige Tatsache werde. Um die *politische* Eingliederung Deutschlands in das westliche System zu vermeiden, schlug er dessen *wirtschaftliche* Eingliederung

---

* Wie es mit der gefeierten amerikanischen Demokratie schon jetzt steht, liest man mit etwelcher Ueberraschung nun sogar in der sozialdemokratischen «Seeländer Volksstimme» (vom 16. Juni), wo es in einem Artikel der Korrespondenz «Universum-Preß» heißt:

«Wir halten nicht dafür, daß die Sowjetunion und die mit ihr befreundeten Staaten Oasen demokratischer Unabhängigkeit sind. Aber je länger je mehr kommen wir zu der Ueberzeugung, daß auch Amerika dabei ist, sich an jenem Strick aufzuhängen, den es anderen drehen wollte ... Amerika entwickelt sich aus lauter hysterischer Angst zu einem *unfreien Polizeistaat*, wo ein richtiggehendes Propagandaministerium, die «Stimme Amerikas», für die einheitliche, *gleichschaltende Formierung und Verblödung des Geistes* sorgt. Und wie dies bei derartigen Tendenzen nicht anders möglich ist, wird die Volksmeinung sachte, aber zielbewußt weich geschlagen.»

Der Verfasser des Artikels kommt in Bezug auf die offizielle Propaganda in den Vereinigten Staaten zu dem Schluß, «daß die psychologische Kriegsvorbereitung bereits bei jenem Kapitel angelangt ist, wo es heißt, daß man nach sorgfältiger Abwandlung des Themas von der defensiven Kriegsführung das Publikum auf die Möglichkeit eines *Offensivkrieges* vorbereiten dürfe.»

vor, die für die Engländer viel schwerer anzunehmen ist. Indem er die Frage komplizierte, verminderte und verschob er die Gefahr, wobei gleichzeitig die französischen Grundinteressen gewahrt blieben für den Fall, daß der Plan schließlich doch angenommen und ausgeführt würde.»

Die amerikanische Politik, die mit kühler Berechnung — um die eigene Volkskraft zu schonen — die Wiederaufrüstung Westdeutschlands ins Auge faßt — empfand *diese* Seite des französischen Planes, der zunächst als politisch-taktisches Ablenkungsmanöver auftrat, gewiß als ärgerliche Hemmung ihrer Tätigkeit.* Um so förderlicher ist den amerikanischen Absichten die andere, die sachlich-wirtschaftliche Seite des Schuman-Planes: die Vertrustung der westeuropäischen Schwerindustrie als Vorstufe einer allgemeinen Vereinheitlichung des westeuropäischen Produktionsapparates, die Stahlunion als entschiedener erster Schritt zu einer umfassenden westeuropäischen Wirtschaftsunion *auf kapitalistischer Grundlage*. Und das ist tatsächlich der Kern des ganzen Planes, dem ja durchaus keine neue Idee zugrunde liegt, der vielmehr auf die schon verhältnismäßig alten und besonders von amerikanischer Seite unterstützten Bestrebungen zurückgreift, einen allumfassenden westeuropäischen Kohlen- und Stahltrust zu schaffen. Wie Herr Schuman von vornherein klargemacht hat, soll die Leitung des neuen Gebildes grundsätzlich in den Händen ihrer bisherigen, zumeist privaten Besitzer bleiben, so daß also auch das amerikanische Kapital seinen bestimmenden Einfluß auf die deutsche Schwerindustrie behielte. Der Zweck der Operation ist natürlich nicht die Ausschaltung von friedensgefährlichen Reibungsflächen im Verhältnis von Frankreich und Deutschland, wie jetzt für die Galerie so geflissentlich hervorgehoben wird, sondern die Steigerung der Leistungsfähigkeit und damit der Gewinnmöglichkeiten der dem Trust (oder soll es nur ein Kartell werden?) anzuschließenden Industriewerke. Als Waffenschmiede des Atlantikbundes fänden die Teilhaber der Stahlunion in der Tat einen besonders großartigen Absatzmarkt, bliebe ihnen doch ohne solche Kriegslieferungen und ohne Absatz im Osten von den 50 Millionen Tonnen Stahl, die sie alljährlich herzustellen vermögen, mindestens die Hälfte unverkäuflich liegen. Gleichzeitig erhoffen die Vorkämpfer des «freien Unternehmertums» von dem Aufschwung der Kohlen- und Stahlindustrie einen entscheidenden Antrieb für eine neue Hochkonjunktur der europäischen Wirtschaft überhaupt und damit einen wichtigen Beitrag an die Bekämpfung des

* Es wird behauptet, der amerikanische und der französische Außenminister seien schon bei ihrer Pariser Vorbesprechung aneinander geraten. Schuman habe die Amerikaner vor die Wahl gestellt: Entweder ihr liefert uns um mindestens 120 Millionen Dollar *mehr* Kriegsmaterial für Indochina, als ihr zu bewilligen bereit seid, oder wir räumen einfach Indochina und überlassen Südostasien den Kommunisten. Acheson habe darauf mit der Drohung geantwortet, die französische und die deutsche Schwerindustrie verschmelzen zu lassen — eine Idee, die Schuman sofort seinerseits aufgegriffen und zu einem Plan umgebogen habe, der die französischen Wirtschaftsinteressen in vollem Umfang zu wahren geeignet wäre.

Kommunismus für den Fall, daß die militärische Aktion gegen ihn doch nicht genügen sollte.

Daß innerhalb der Stahlunion die westdeutsche Industrie bald die beherrschende Rolle spielen müßte und die rheinisch-westfälische Stahlproduktion von den 11,1 Millionen Tonnen, auf die sie gegenwärtig von den Alliierten begrenzt ist, rasch auf 17 und mehr Millionen Tonnen jährlich ansteigen würde, mit einer entsprechenden Stärkung der politischen Macht dieser schon im Zweiten und Dritten Reich so verhängnisvoll einflußreich gewesenen Interessengruppe, das scheint man in Frankreich und Amerika ziemlich leicht zu nehmen. Um so empfindlicher ist man für diese Gefahren in *England*. Man hat zwar in London kaum mehr grundsätzliche Hemmungen gegen die Einbeziehung Großbritanniens in einen Europabund, dem die angeschlossenen Staaten wesentliche Stücke ihrer nationalen Souveränität abzutreten hätten. Dafür ist England bereits viel zu stark mit dem Schicksal Gesamteuropas und besonders auch mit der Zukunft Deutschlands verbunden, von deren Mitbestimmung es sich unter keinen Umständen ausschließen lassen will. Um so genauer sieht man sich die politisch-soziale Orientierung an, die der kommende Europabund erhalten soll. Und da kann nun eben der Schuman-Plan und was weiter aus ihm werden soll, in England nur Beunruhigung erzeugen. Schon die allgemeine wirtschaftliche Erholung, durch die Großbritannien die heroischen Anstrengungen der letzten Jahre belohnt sieht, müßte neuerdings unterbrochen, wenn nicht zerstört werden, wenn die rücksichtslose deutsche Industriekonkurrenz abermals freie Bahn bekäme. Das erklärt — abgesehen von der brutalen Form, in der die französische Regierung den sofortigen Anschluß Englands an die Stahlunion erzwingen wollte — den Widerstand auch des konservativen Großbritannien gegen die Pariser Ideen. Dazu kommt, daß der kapitalistische Hintergrund des französischen Planes im offenkundigen Gegensatz zu der *sozialistischen* Ausrichtung der neueren britischen Wirtschaftspolitik steht. In einer europäischen Wirtschaftsorganisation, die von den Interessen des Privatunternehmertums in Frankreich, Westdeutschland, Belgien und Italien beherrscht wäre, hätte der britische Wohlfahrts- und Sozialstaat zumindest einen schweren Stand, wenn er sich gegenüber dem auf ihn von außen wirkenden Druck überhaupt noch zu behaupten vermöchte. Und das erklärt den Widerstand, den insbesondere das labouristische England einem überstürzten Anschluß an die Stahlunion entgegensetzt.*

* Das *sozialistische* Argument gegen den Schumanplan ist besonders in der vielerörterten Erklärung der Labourpartei zur Frage der Einigung Europas mit erfreulichem Freimut entwickelt worden. Und Minister Dalton unterstrich denn auch öffentlich noch besonders stark die Unmöglichkeit, «daß England einer Gemeinschaft von Staaten beitrete, die auf dem Profitstreben und auf der Gegnerschaft gegen die Planwirtschaft aufgebaut ist.» Solange also — das ist der Standpunkt der Labourführung — die Einigung Europas auf *kapitalistischer* Grundlage erstrebt wird, hat ein sozialistisches Großbritannien nichts darin zu suchen und wrd sein Veto gegen alle

Daß es mit einem bloßen Nein zum Schumanplan nicht geht, davon gibt man sich allerdings auch innerhalb der Labourbewegung Rechenschaft. «Will Attlee», so fragt der «New Statesman», «ruhig zusehen, wie der Gedanke einer Europaunion von einer unheiligen Allianz des Vatikans, der Schwerindustriellen der Ruhr und des Comité des Forges monopolisiert wird? Sind wir so sicher, daß wir auf unserer Insel es uns leisten können, unsere nationale Souveränität um den Preis eines Wiederauflebens des deutschen Nationalismus zu behaupten, oder daß wir eine amerikanische Wirtschaftskrise, verbunden mit einer halsabschneiderischen Konkurrenz zwischen uns und unseren europäischen Nachbarn, überstehen können?» Was jetzt not täte, das wäre also ein von der Labourregierung zu verfechtender Plan für eine *sozialistische* Organisation Westeuropas. Aber ist es dazu nicht längst zu spät? Besteht nach dem verhängnisvollen Zurückweichen Labourenglands vor dem amerikanischen Kapitalismus in der Frage der Sozialisierung der Ruhr und angesichts der kapitalistisch-reaktionären Restauration, die jetzt in den meisten Ländern Westeuropas im Gang ist, noch irgendwelche reale Aussicht, daß dieses selbe Westeuropa sich von London aus auf den Weg zur sozialen Planwirtschaft drängen lasse? Wir für unseren Teil glauben es nicht. Der englisch-französische Gegensatz wird darum vermutlich durch irgend einen faulen Kompromiß überbrückt werden, wobei Frankreich und die hinter ihm stehenden kapitalistischen Mächte grundsätzlich ihren Willen durchsetzen werden und England sich bemühen wird, zu retten, was zu retten ist, das heißt gewisse Schönheitsfehler zu beseitigen, die dem Schumanplan anhaften und an denen sich auch sehr harmlose sozialistische Gemüter trotz allem Eifer, «mit in dem Ding zu sein», eben doch stoßen müssen. In dieser Richtung geht ja auch die Politik der sozialdemokratischen Parteien des Festlandes und der ihnen nahestehenden Gewerkschaften, die sich nach etlichem Zögern, besonders auf westdeutscher Seite, doch entschlossen auf den Boden der Stahlunion und der im gleichen Geiste zu schaffenden westeuropäischen Wirtschaftsunion gestellt haben.

Deutschland und der West-Ost-Handel Und doch wäre eine Sammlung der sozialistischen Kräfte Westeuropas zur Durchsetzung einer plan- und gemeinwirtschaftlichen Umgestaltung unseres Erdteils um so nötiger, als

---

entsprechneden Pläne einlegen. Grundsätzlich die gleiche Auffassung, die die Sowjetunion gegenüber den Vereinten Nationen vertritt, in deren Schoß sie sich ebenfalls nicht durch Mehrheitsbeschlüsse antikommunistischer Mächte planmäßig an die Wand drücken lassen will! Kein Wunder darum, daß auch die Labourregierung die ganze sozialismusfeindliche Weltmeinung gegen sich hat, die ihr nationalen Egoismus, Isolationismus und Sabotage der Einigung Europas vorwirft, während es sich doch nur um das Festhalten an der Selbstbestimmung eines dem *Sozialismus* zustrebenden England gegenüber den Bestrebungen auf Einigung Europas im Zeichen des Kapitalismus handelt! (17. 6.)

sich die kapitalistische Lösung der europäischen Frage offenbar als unmöglich erweist. Die Marshallplanhilfe mag geleistet haben, was sie will: Europa wirtschaftlich wieder auf die Beine zu stellen hat sie nicht vermocht und wird es auch bis zu ihrem Ablauf in zwei Jahren nicht vermögen. Zwischen die beiden großen Wirtschaftsreiche im Osten und Westen eingekeilt, die sich in immer höherem Maße selbst genügen, und von seinen früheren Reichtumsquellen in den kapitalistisch ausgebeuteten Ländern Asiens und Afrikas mehr und mehr abgeschnitten, muß darum Westeuropa außer der Verbindung mit Amerika, die selbstverständlich bleiben soll und bleiben wird, neue Rohstoff- und Nahrungsmittellieferanten und neue Absatzmärkte finden, wenn es nicht wirtschaftlich und kulturell in zunehmenden Maße verkümmern soll. Am dringendsten ist diese Notwendigkeit für *Westdeutschland*, das im vergangenen Jahr für nicht weniger als 1114 Millionen Dollar *mehr* ein- als ausgeführt und aus den Vereinigten Staaten allein für 825 Millionen Dollar Waren bezogen hat, während es dorthin nur für etwas mehr als 47 Millionen Dollar Waren liefern konnte. Es ist klar, daß ein so riesiges Handelsdefizit nicht endlos weitergeschleppt werden kann. Und da die Vereinigten Staaten kaum Lust haben werden, es noch sehr lange aus der eigenen Tasche zu decken, so bleiben nur zwei Möglichkeiten: eine gewaltige Steigerung der westdeutschen Ausfuhr nach den Ländern des Sterlingblocks (die diese schwerlich gutmütig hinnehmen würden) oder aber die Erschließung von Absatzmärkten für die westdeutsche Industrie in den Ländern des Sowjetblockes und in China. Der zweite Ausweg ist bisher durch die einseitig westliche Orientierung der Bonner Republik gesperrt geblieben. Wird er aber über kurz oder lang unter dem Druck der baren Lebensnotwendigkeiten nicht doch geöffnet werden müssen?

So wie bisher kann es doch mit Deutschland einfach nicht weitergehen. Wohl ist in Westdeutschland so etwas wie eine parlamentarische Demokratie nach bürgerlich-liberalistischem Muster eingeführt worden (mit Hilfe der alliierten Militärdiktatur allerdings, deren Wegfall dieser Demokratie eine wesentliche Stütze entziehen müßte). Aber gleichzeitig schreitet — um eine früher von uns gebrauchte Formel wieder zu verwenden — die Rekapitalisierung, Renazifizierung und Remilitarisierung des neuen Staatsgebildes, verbunden mit seiner planmäßigen Katholisierung, unaufhaltsam fort, für die Zukunft alles, nur nichts Gutes verheißend. Und die Westmächte dulden, ja fördern nicht nur diese Entwicklung, sondern wollen auch die *östliche Hälfte* Deutschlands durch Wiedervereinigung mit dem Westen für die gleiche Spielart von Demokratie erobern . . .*

* Drei kleine, fast aufs Geratewohl herausgegriffene Tatsachen aus jüngster Zeit beleuchten den gegenwärtigen Zustand Westdeutschlands eindrucksvoll genug. 1. Bundeskanzler Adenauer hat jetzt einen regelrechten «schwarzen Generalstab», genannt «Bruderschaft deutscher Generale». Der Leiter der Organisation gibt sich bescheiden

Ein Mittel dazu ist die Festhaltung der Westberliner Enklave durch die Alliierten, die, wie der Berliner Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 1075) recht offen zugibt, dazu bestimmt ist, die Festigung des Sowjetregimes in der Ostzone zu verhindern und dieses Regime allmählich derart zu schwächen, daß dies «schließlich zum Zusammenbruch des Bolschewismus in Deutschland führt». Wenn sich die Russen von einem Sowjetsektor sagen wir in Frankfurt aus Aehnliches gegenüber Westdeutschland erlaubten — was für eine Dauerentrüstung gäbe das im westmächtlichen Lager! Nun aber die Russen und die ostdeutsche Regierung den Westberliner Pfahl im Fleische der Deutschen Demokratischen Republik entfernen wollen, erregt das erst recht den großen Zorn der Alliierten und der Westdeutschen, die gegen diese bolschewistische Ruchlosigkeit pathetisch die freiheitlichen Kräfte der ganzen Welt aufrufen! Auch die stufenweise vor sich gehende Eingliederung Ostdeutschlands in den Sowjetblock wird im westlichen Heerlager — eingeschlossen die Schweiz — als verabscheuenswerter roter Annexionismus angeprangert, während die nicht minder folgerichtige Eingliederung Westdeutschlands in den atlantischen Block als die selbstverständlichste Sache von der Welt, ja als höchst lobenswerte, von den edelsten Beweggründen eingegebene Aktion empfunden und dargestellt wird. Soll man sich über soviel Heuchelei ärgern oder einfach darüber lächeln?

Wenn die westdeutsche «Demokratie» uns keineswegs imponieren kann, so steht es natürlich auch mit ihrer ostdeutschen Konkurrentin nicht viel besser. In Ostdeutschland hat sich zwar seit Kriegsende ein soziale und kulturelle Revolution vollzogen, die mit den feudalen und kapitalistischen Unheilsmächten des alten Reiches radikal aufgeräumt und damit eine geschichtliche Aufgabe erfüllt hat, die weder die «Revolution» von 1918/19, noch — auf ihrem Boden — die westdeutsche Republik auch nur ernsthaft anzupacken gewagt hat. Allein dieser Fortschritt ist eben doch mit einer derart planmäßigen Vernichtung persönlicher und politischer Freiheitsrechte erkauft worden, daß man seiner unmöglich froh werden kann und nur darauf hoffen muß, daß eine künftige Beendigung des Kalten Krieges der Diktatur auch in Ostdeutschland eine wesentliche Grundlage unter den Füßen wegziehen werde.

---

als Angestellter des Kölner Bankiers Pferdemenges aus, der auch Abgeordneter im Bonner Bundestag, Berater Adenauers und Präsident der Vereinigten Stahlwerke ist. 2. In dem württembergischen Städtchen Aalen ist mit etwa 90 Prozent aller Stimmen ein Mann zum Bürgermeister gewählt worden, der diesen Posten schon in der Nazizeit bekleidet hatte und seit 1933 Mitglied der Hitlerpartei war. 3. Die alliierte Hochkommission hat Anfang Juni in der Form einer Ausführungsbestimmung zu einem früheren Gesetz über die *Verhinderung* der Wiederaufrüstung Deutschlands der westdeutschen Industrie erlaubt, eine gewisse Zahl kriegswichtiger Chemikalien sowie optischer und elektrotechnischer Werkzeuge herzustellen.

Angelsächsisches Vorderhand verliert allerdings mit der Verschärfung des Kalten Krieges die Demokratie immer weiter an Boden, während die autoritär-diktatorischen Mächte zusehends ihren Einflußbereich ausdehnen. Ein Zeichen dafür sind die verschiedenen *«Säuberungsaktionen»*, die sich auf beiden Seiten neuerdings geradezu häufen. In den Volksrepubliken, besonders in der Tschechoslowakei und in Ungarn, aber auch schon in Ostdeutschland gibt es Verratsprozesse am laufenden Band, Ministerabsetzungen, Parteiausschlüsse und all jene Disziplinar- und Strafmaßnahmen, die mit Vernunft und Gerechtigkeit nichts mehr zu tun haben, um so mehr aber mit dem Glauben, daß die wachsende Bedrohung von außen jede Straffungs- und Unterdrückungsgebärde im Inneren nicht allein rechtfertige, sondern unbedingt notwendig mache.

Die gleiche Denkweise liegt den *Kommunistenverboten* und *Kommunistenverfolgungen* in den «demokratischen» Ländern zugrunde. Wie in Australien und Japan, so werden jetzt die kommunistischen Organisationen auch in Südamerika immer planmäßiger außer Gesetz gestellt, das heißt in den Untergrund gedrängt, neuestens in Venezuela, das damit dem Beispiel von Brasilien, Paraguay, Chile, Peru und Bolivien gefolgt ist. In Argentinien ist seit Jahresbeginn die kommunistische Presse unterdrückt. In den *Vereinigten Staaten* geht der Kampf gegen den Kommunismus in anderen Formen weiter, vor allem durch Entfernung aller auch nur im geringsten «rötlicher» Innenfärbung verdächtiger Menschen aus öffentlichen Körperschaften wie auch aus privaten Organisationen und durch einen Gesinnungsterror und eine Schreckpropaganda, die immer hysterischere Ausmaße annimmt. Um nur ein mir gerade unter die Hände gekommenes Beispiel anzuführen: Das von Millionen gelesene, in Taschenformat gehaltene Wochenblatt «Quick» veröffentlichte letzthin eine grellrot gemalte Karte der Vereinigten Staaten, auf der die Gegenden bezeichnet sind, in denen ein «russisches Pearl Harbour» drohe, sei es als Unterseebootsangriff auf die Pazifikküste, sei es als Atomblitzkrieg gegen östliche Industriegebiete, sei es als Massenzerstörungsaktion im Bereich der Großen Seen oder anderwärts an «interessanten» Punkten der Union. Und der Präsident des Wehrmachtsausschusses des Abgeordnetenhauses, Carl Vinson, zögerte nicht, die Aufmerksamkeit der «Verteidigungsplaner» (die dies wirklich nötig haben!) ernstlich auf diese unheimlichen Gefahren zu lenken und die schleunige Schließung der noch bestehenden Lücken im amerikanischen Abwehrsystem zu verlangen, wenn die Vereinigten Staaten nicht ebenso unvorbereitet von den Russen überfallen werden sollten wie 1941 von den Japanern.

Anderseits haben sich Mitte Mai 51 Landesverbände kirchlicher, politischer, wirtschaftlicher und gewerkschaftlicher Art mit fast 80 Millionen Mitgliedern zu einer Dachorganisation zusammengeschlossen, die sich das Ziel setzt, «den Kommunismus in jedem Bezirk des amerikani-

schen Lebens auszulöschen». Was Wunder, wenn die Frage «Sozialismus oder Freiheit?» (so wird sie nämlich gestellt) mehr und mehr in den Mittelpunkt der rechtsbürgerlich-konservativen Propaganda gerückt wird und im Staate Florida bei der Aufstellung der demokratischen Parteikandidaturen für die Wahl des Bundessenats — es geschieht das durch Urnenabstimmung der Parteimitglieder — der langjährige Senator Pepper, ein redlich fortschrittlich gesinnter Mann, von einem jungen reaktionären Streber schwer aufs Haupt geschlagen wurde nach einem Wahlkampf, der von diesem mit den übelsten antisozialen, antikommunistischen und antisemitischen Schlagworten bestritten wurde?*

Den goldenen Hintergrund dieser Ausbreitung reaktionärer Stimmungen bildet übrigens ein neuer Wirtschaftsaufschwung, der in diesem Jahr eingesetzt und den Aktiengesellschaften Gewinne gebracht hat, die merklich über denjenigen des letzten, etwas kritischen Jahres liegen, besonders in der Automobil-, Möbel- und Apparatenindustrie sowie im Baugewerbe. Die Arbeitslosigkeit hat sich allerdings nicht wesentlich verringert, obwohl die Zahl der Neubeschäftigten etwas gestiegen ist. (Als Gegenstück zu diesem Konjunkturaufschwung sei auch hier vermerkt, daß während der vier Pfingstfeiertage, die man sich in Amerika gönnte, durch Unglücksfälle im ganzen Unionsgebiet 325 Menschen ums Leben gekommen sind.)

Wie stark der besitzbürgerliche Antisozialismus auch in *England* um sich gegriffen hat, haben die Unterhauswahlen vom vergangenen Februar deutlich genug erwiesen. Die jüngsten Gemeindewahlen haben zwar der Labourpartei nur wenig Abbruch getan, aber daß sich ihre moralische Stellung im Land seit Jahresbeginn wesentlich verbessert habe, wäre doch wohl eine allzu gewagte Behauptung. Die Konservative Partei setzt jedenfalls ihren demagogischen Zermürbungsfeldzug gegen die Labourregierung hemmungslos fort, an ihrer Spitze Winston Churchill, der in einer Agitationsrede vor 10 000 Londoner Frauen zuversichtlich voraussagte, der «Schandfleck», daß Großbritannien die einzige sozialistische Regierung in der englischsprechenden Welt besitze, werde bald ausgetilgt werden ... Das Leidige ist nur, daß die Führung der Labourpartei ihrerseits jenen kühnen Angriffsgeist fast gänzlich vermissen läßt, der ihre Sache — die Sache des demokratischen Sozialismus — allein zu retten imstande wäre. Bezeichnend dafür sind die programmatischen Aeußerungen, die Herbert Morrison, nach Attlee der wich-

* In Florida wie im ganzen Süden der Vereinigten Staaten gibt es nur *eine* Partei, die Demokratische, die meistens ungehemmt totalitär-reaktionär regiert. Ein amerikanischer Mitarbeiter der Schaffhauser «Arbeiterzeitung» (31. Mai) bemerkt dazu: «Da diese Staaten (die Einparteistaaten, die auch im Norden Amerikas, in republikanischer Ausgabe, vorkommen. H. K.) größtenteils von einer ‚Parteimaschine' kontrolliert werden, hat das Volk weder bei der Auswahl der Kandidaten noch bei ihrer Wahl ins Parlament viel dreinzureden. Das Fehlen einer organisierten Opposition macht den demokratischen Wahlprozeß ebensosehr zur Farce wie die Wahlen in den Volksrepubliken und Rechtsdiktaturen unserer Zeit.»

tigste Mann im Labourkabinett, soeben im schottischen Perth getan hat und worin er, den Begriff Sozialimus neu umschreibend, erklärte, es komme jetzt mehr auf ein «konstruktives Vorgehen» an als auf die Ausschaltung der großen, privatwirtschaftlich betriebenen Industriezweige. Wichtig sei vor allem eine «Unterstützung und Anspornung der privaten Unternehmungen, damit diese unternehmungslustig und ausdehnungsfähig seien.» Von einer Sozialisierung der Versicherungsgesellschaften, der Zement-, Zucker- und Chemieindustrie, wie sie noch im Wahlprogramm der Labourpartei vom vergangenen Februar gefordert worden war, ließ Morrison nichts mehr verlauten. Und doch wird die Labourführung — je früher, desto besser — Farbe bekennen müssen, wenn sie nicht einer folgenschweren Niederlage entgegengehen will. Wie ein ungenannter britischer Mitarbeiter in der unabhängigen sozialistischen «Monthly Review» (Neuyork, April 1950) wohl richtig sagt:

«Die Zeit ist nunmehr gekommen, da sich England entscheiden muß. Wenn Labour jetzt zögert, wird es innert nicht zu ferner Zeit entweder zu einer Koalition oder zu einer Tory-Regierung kommen. Dieser Weg wird aber sicher zu einer Wirtschaftskatastrophe und vielleicht gar zum Krieg führen ... Es wäre töricht, allzu optimistisch zu sein. Die Korruption einer von beiden Parteien getragenen Außenpolitik hat sich tief eingefressen. Alle vergangene Erfahrung der Labourführer und all ihre Instinkte weisen sie auf den Weg des Kompromisses, wobei sie sich am Ruder zu halten suchen, indem sie die Randschichten der Wählerschicht zufriedenzustellen bemüht sind. Der Druck des britischen Kapitalismus ist stark, die Opposition in Presse und Land gut organisiert. Aber der demokratische Sozialismus in England hat jetzt vielleicht seine letzte Chance. Versäumt er sie, dann mag die Labourpartei ihr Los beklagen. Es gibt Leute in der britischen Arbeiterbewegung, die das wissen, und anderen prägen die Ereignisse die Lehre ein, daß der Kampf für ein sozialistisches England jetzt aufgenommen werden muß. Sonst kommt es zu einer politischen und wirtschaftlichen Katastrophe.»

Kontinentales und Orientalisches

Ein kraftvoller sozialistischer Antrieb von England her wäre uns doppelt erwünscht, weil ja auf dem europäischen Festland der Zug nach rechts immer noch nicht zum Stillstand gekommen ist. Die *belgischen Wahlen* vom 4. Juni haben es erneut bewiesen. Wohl ist, wenn man die Volksabstimmung über die Königsfrage zum Vergleich nimmt, die Zahl der leopoldistischen Wähler um acht Prozent zurückgegangen. Aber das ändert nichts an zwei Tatsachen: erstens, daß die Christlichsozialen dennoch die, wenn schon ganz knappe, Mehrheit nun auch in der Kammer erobert haben, und zweitens daß die Sozialisten unter der unzuverlässigen Führung Spaaks bereit scheinen, einen Kompromiß in der Königsfrage zu schließen und mit den Klerikalen zusammen eine neue Koalitionsregierung zu bilden, deren Kurs unter dem Banner der Stahlunion und des ihm entsprechenden Westeuropabundes («Spaakistan») bestimmt nicht nach links führen wird.

Die Sammlung der konservativen und rückschrittlichen Kräfte vollzieht sich auch in Frankreich, in Skandinavien (ausgenommen das von

der Sowjetunion abhängige Finnland), in Italien und Griechenland und selbstverständlich besonders ausgesprochen in Westdeutschland. Hier wird sie nicht zuletzt durch die Aufwühlung russenfeindlicher Gefühle in Hunderttausenden von Familien unterstützt, denen man unausgesetzt einredet, daß ihre seit dem Feldzug in Rußland vermißten Angehörigen unter schrecklichsten Bedingungen *gefangen in der Sowjetunion zurückgehalten* würden. Wie unverantwortlich leichtfertig diese ja auch von der Schweizer Presse freudig weiterkolportierte Behauptung ist, stellen neuerdings die anständigen englischen Blätter sehr deutlich fest. Ich gebe wörtlich wieder, was der Labourabgeordnete Croßman im «New Statesman» (3. Juni 1950) schreibt:

«Lord Henderson hätte es sich, wie mir scheint, besser zweimal überlegt, bevor er vor dem Oberhaus Dr. Adenauers Behauptung, wenn auch nur indirekt, übernahm, wonach noch immer zwischen einer und anderthalb Millionen deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion ‚verborgen' seien. Wie der ‚Manchester Guardian' auf Grund einer sorgfältigen, von Professor Frumkin in Genf gemachten statistischen Analyse festgestellt hat, liegt recht wenig Beweismaterial vor, das erlauben würde, die russischen Angaben zurückzuweisen. Die Russen behaupten, daß die Gesamtzahl der von der Roten Armee eingebrachten deutschen Gefangenen 1 900 000 Mann betrug, von denen alle — bis auf einige tausend Kriegsverbrecher — in ihre Heimat entlassen wurden, wie zugegeben wird. Die deutsche Zahl (3 bis 3,5 Millionen) scheint errechnet worden zu sein durch eine einfache Zusammenzählung der Gesamt-Gefangenenzahlen, die in den aufeinanderfolgenden russischen Kriegscommuniqués angegeben wurden. Abgesehen davon, daß diese Zahlen wahrscheinlich übertrieben waren, ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß sie Tausende von verwundeten Gefangenen miteingeschlossen haben, deren Tod unter den harten Bedingungen des russischen Winterfeldzuges als sicher angenommen werden kann. Weiter ergab eine Untersuchung, die 1947 in der amerikanischen Zone Deutschlands angestellt wurde, eine Zahl von Kriegsgefangenen, die, proportional auf das ganze Gebiet Deutschlands übertragen, ziemlich genau mit der Zahl der Kriegsgefangenen übereinstimmte, die damals nach russischen Angaben noch in Kriegsgefangenschaft waren. Behauptungen, wonach immer noch eine Million Deutscher ‚lebend und vermißt' sich in der Sowjetunion aufhalte, ist ohne Zweifel gute Propaganda im Kalten Krieg; aber da hiedurch zahllosen deutschen Familien eine klägliche Hoffnung erhalten bleibt, daß sie ihre Angehörigen, die längst verstorben sind, wiedersehen werden, finden wir ein solches Gebaren grausam und widerlich.»

Es ist tatsächlich kaum zu sagen, wie unheilbar die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland durch die Lüge von den anderthalb Millionen in der Sowjetunion schmachtender braver Deutscher vergiftet worden sind. Man wird den deutschen Familien, die es angeht, auch durch die redlichste Aufklärung kaum mehr die Ueberzeugung nehmen können, daß es «eben doch so sei», wie man ihnen jahrelang angegeben hat. Wenn ihre vermißten Angehörigen dann nicht mehr zurückkehren, so sind sie nach deutscher Auffassung einfach das Opfer des «bolschewistischen Untermenschentums» geworden, das Hitler vergeblich auszurotten versucht habe. Wieviele schweizerische Zeitungen — deren Londoner Korrespondenten selbstverständlich sowohl den «Manchester Guardian» als den «New Statesman» lesen — werden aber das Mindestmaß von Anstand aufbringen, wenigstens an ihrem Teil dazu beizu-

tragen, daß die *Wahrheit* über die deutschen Gefangenen in Rußland bekannt wird? —

Ein diesmal wieder nur summarischer Blick auf die *asiatische* Welt mag unsere Rundschau beschließen.

In der *Türkei* ist durch die Parlamentswahlen zur allgemeinen Ueberraschung die bisherige Regierungsgruppe, die Republikanische Volkspartei, gestürzt und die Demokratische Partei ans Ruder gebracht worden. Der Stimmenunterschied zwischen den beiden Parteien — Demokraten 4,2 Millionen, Republikaner 3,1 Millionen — ist zwar lange nicht so groß wie der Unterschied in den Mandatszahlen (417 bzw. 70 Sitze). Schon darum darf man von diesen Wahlen keine sensationelle Wendung der türkischen Politik erwarten. Die Diktatur wird wohl gelockert werden, aber grundsätzlich bleiben; die Wirtschaftspolitik wird mehr auf die Interessen des kapitalistischen Bürgertums und der Bauern zugeschnitten sein als auf diejenigen der *noch* konservativeren Grundbesitzer, und außenpolitisch wird die Türkei, wie ihr persischer Nachbar, nach wie vor ein Gefolgsstaat der USA sein, dessen Treue durch ausgiebige Subventionen und seßhafte Militärmissionen hinlänglich gewährleistet sein dürfte.

Auch *Israel* gerät mehr und mehr in den Machtbereich des Westblocks, obschon es das amerikanische Ansinnen, als Voraussetzung für Waffenlieferungen aus Uebersee seine Militärorganisation rückhaltlos zu enthüllen, bisher nicht erfüllt hat. Die friedliche Einverleibung des westlich des Jordans gelegenen «arabischen Dreiecks», das die UNO seinerzeit dem Staat Israel abgesprochen hatte, in *Jordanien* und die endlich erfolgte völkerrechtliche Anerkennung Israels durch Großbritannien haben inzwischen die internationale Stellung des jüdischen Gemeinwesens erheblich gestärkt, so daß die Hoffnung begründet erscheint, Israel werde sein Lebensrecht zu behaupten vermögen, ohne noch einmal gegen die Arabische Liga — die immer mehr der Auflösung verfällt — zu den Waffen greifen zu müssen. Jordanien selbst bleibt fest an Großbritannien gebunden, das sich gegenwärtig aufs neue mit *Aegypten* auseinandersetzt, aber so wenig wie je Lust zeigt, die Suezkanalzone oder gar den Sudan zu räumen.

In *Japan* haben die Senatswahlen der «liberalen» — lies: kapitalistisch-konservativen — Regierungspartei, aber auch den Sozialdemokraten bedeutende Gewinne, den Kommunisten aber starke Verluste gebracht. Der innerpolitische und soziale Kampf verschärft sich dabei zusehends, während in dem Begehren nach Abzug der amerikanischen Besetzungsarmee alle Parteien einig sind und außer der militaristisch-faschistischen Rechten die meisten Japaner auch gegen die Benützung ihres Landes als Operationsbasis gegen die Sowjetunion und für einen Friedensschluß nicht nur mit den Westmächten, sondern auch mit Rußland und China sind. Falls es nicht zu einem solchen allgemeinen Frieden

käme, weil eben die Vereinigten Staaten ihre Militärstützpunkte in Japan nicht aufzugeben bereit wären und dazu Japan selbst — wie Westdeutschland — wiederaufrüsten wollten, so käme es unvermeidlicherweise zu Sonderfriedensverträgen beider Mächtegruppen mit Japan und einer Verschärfung des Gegensatzes zwischen den Vereinigten Staaten einerseits, der Sowjetunion und der Chinesischen Volksrepublik anderseits auch in Ostasien. Die amerikanische Waffen- und Militärhilfe an Frankreich, die jetzt den «Krieg gegen den Kommunismus» in *Indochina* alimentiert, vertieft diesen Gegensatz zwar ohnehin schon nicht unwesentlich, obwohl gerade der Viet Minh, der vier Fünftel des indochinesischen Gebietes umfassende neue Volksstaat, bisher keineswegs als kommunistisches Gebilde oder gar als Satellit der Sowjetunion angesprochen werden kann.

Die *Tendenz* zur Kommunisierung besteht unzweifelhaft in Indochina ebenso wie in den anderen Ländern Südostasiens, aber nicht als Wirkung eines «aggressiven Sowjetimperialismus», sondern als Ausdruck des elementaren Willens der farbigen Rassen, den *westeuropäisch-amerikanischen* Imperialismus abzuschütteln und sich ein menschenwürdiges Leben zu erkämpfen. Die Westmächte beteuern vergebens ihre Bereitschaft, den asiatischen Völkern in diesem ihrem Streben beizustehen; ihre Taten, zu denen auch der mit Erbitterung und großem militärischem Aufgebot geführte Krieg Englands gegen die «Terroristen» in *Malaya* gehört, strafen ihre Worte Lügen und lassen die Hoffnung gering erscheinen, daß aus den verschiedenen Konferenzen über Südostasien, die in den letzten Wochen stattgefunden haben — Konferenz des Britischen Commonwealth in Sidney, Konferenz der Vereinten Nationen in Bangkok, Konferenz der Interessenten eines Pazifikpaktes auf den Philippinen —, innert nützlicher Frist eine wirklich großzügige Aktion in der rechten Richtung hervorgehen werde. Worin die Westmächte und ihre asiatisch-australischen Verbündeten allein Energie, Aktivität und Großzügigkeit entfalten, das ist der *falsche*, der militärisch-machtpolitische und kapitalistisch-wirtschaftliche Kampf gegen den Kommunismus wie gegen die soziale Revolution überhaupt. Und der führt, wenn ihm nicht aus den Völkern heraus rechtzeitig Halt geboten wird, früher oder später unweigerlich zur blutigen Katastrophe, die die Revolution nicht verhindern, aber ihr ein Gesicht geben wird, an dem wir wenig Freude erleben dürften.

13. Juni. *Hugo Kramer.*

Nach dem 4. Juni

Es gibt also noch Volksentscheide, über die man sich rechtschaffen freuen darf und die den romantischen Ruf unserer «direkten Demokratie» aufs neue zu rechtfertigen scheinen! Die eidgenössische Abstimmung vom 4. Juni ist tatsächlich so ausgefallen, wie man es wünschen mußte und wie es auch von vornherein zuversichtlich erwartet werden durfte: die angebliche Verständigungsvorlage über die *Neuordnung*

der Bundesfinanzen ist vom Stimmvolk ihren Machern mit ganz eindeutiger Wucht vor die Füße geworfen worden. Wir verkennen nicht den für die Linke günstigen Umstand, daß man diesmal fröhlich Nein schreiben durfte (was der Schweizer immer gern tut), noch sind wir sehr stolz darauf, daß die Opposition vor allem an das materielle Interesse derer appellieren mußte, die bei einer Annahme der Vorlage die Geprellten gewesen wären. Es wäre aber dennoch falsch, wollte man nun behaupten, am 4. Juni habe einfach der Egoismus der größeren Zahl gesiegt. Nein, das durchaus berechtigte Eigeninteresse der unteren Klassen der Steuerzahler hat über den Egoismus der «oberen Zehntausend» triumphiert, die sich auf Kosten ihrer weniger bemittelten Volksgenossen eine recht erhebliche finanzielle Entlastung zu sichern gedachten. Dieses Drückebergermanöver ist nun gründlich mißlungen. Geschlagen sind vorab die als biedere Föderalisten verkleideten klerikalen Reaktionäre, die dem Ständerat und durch ihn auch dem Nationalrat eine schlechthin unmögliche Lösung des Finanzproblems aufzuzwingen vermocht hatten, vom Volk indessen wie selten einmal abgeschüttelt worden sind. Geschlagen sind aber auch die mit den Schein-Föderalisten verbündeten allbürgerlichen Klassenpolitiker, die sich im «Büro Büchi» und ähnlichen Agenturen höchst wirksame Propagandawerkzeuge zu schaffen gewußt und damit auch allzu oft die öffentliche Meinung irregeführt haben, diesmal aber es doch nicht fertig brachten, die Volksmehrheit vor den Wagen einer kleinen, aber herrschaftsgewohnten Minderheit zu spannen.

Wird sich nun aber, so muß man fragen, die Volksmehrheit vom 4. Juni auch wieder zusammenfinden, wenn es gilt, einer *anderen, besseren* Finanzvorlage zum Durchbruch zu verhelfen? Wir haben nicht den Mut, darauf ohne weiteres mit Ja zu antworten. Das Problem, das jetzt zu lösen ist, ist ja schon rein technisch ziemlich verwickelt. 600 bis 700 Millionen Franken an laufenden Bundeseinnahmen haben zurzeit keine verfassungsmäßige Grundlage. Sie gehen jetzt auf Grund eines sogenannten Notrechts ein, das die Form einer von der Bundesversammlung ohne Befragung des Volkes verabschiedeten «Uebergangsordnung» angenommen hat. Die Uebergangsordnung, wie sie im Dezember 1949 von den Räten beschlossen wurde, läuft mit Ende dieses Jahres ab, kann aber durch Volksabstimmung um ein weiteres Jahr verlängert werden. Es ist dringend zu raten, *diese* Uebergangsordnung nicht vor das Volk zu bringen; sie würde angesichts ihrer sachlichen Mängel mit Sicherheit ebenfalls verworfen werden. Bleibt also nur die Möglichkeit, eine *neue* Uebergangsordnung auszuarbeiten und der Abstimmung von Volk und Ständen zu unterbreiten, eine Vorlage also, die der Steuergerechtigkeit wesentlich näher kommt als die jetzt noch in Kraft stehende Notordnung, und hinter die sich alle größeren Parteien stellen können. Ohne das ist jede weitere Zwischenlösung von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Aber auch wenn auf Grund einer zweiten Volksabstimmung die neue Uebergangsvorlage bis Jahresende unter Dach und Fach gebracht werden kann, wird der Hauptkampf um die *endgültige* Finanzreform erst recht wieder mit Leidenschaft entbrennen. Und sein Ausgang ist, wie angedeutet, mit nichten vorauszusehen. Es gibt Leute genug, die, ohne es irgendwie zu wünschen, überzeugt sind, daß auf dem normal-demokratischen Weg das Bundesfinanzproblem überhaupt nicht mehr zu lösen sei, da jeder Lösungsversuch am Widerstand einer so oder so zusammengesetzten Nein-Koalition scheitern müsse, zumal wenn die Volksinitiative der Partei der Arbeit für gänzliche Aufhebung der Umsatzsteuer angenommen würde. Denn wie in diesem Fall ohne eine sehr kräftige Mehrbelastung der großen Einkommen und Vermögen, gegen die sich aber deren Bezüger und Besitzer mit äußerster Kraft wehren würden, die schon jetzt kaum erschwinglichen Bundesausgaben auf verfassungsmäßigem Wege bestritten werden könnten, das ist tatsächlich um so oder so zusammengesetzten Nein-Koalition scheitern müsse, zumal wenn die Volksinitiative der Partei der Arbeit für gänzliche Aufhebung der Umsatzsteuer angenommen würde. Denn wie in diesem Fall ohne eine sehr kräftige Mehrbelastung der großen Einkommen und Vermögen, gegen die sich aber deren Bezüger und Besitzer mit äußerster Kraft wehren würden, die schon jetzt kaum erschwinglichen Bundesausgaben auf verfassungsmäßigem Wege bestritten werden könnten, das ist tatsächlich um so oder so zusammengesetzten Nein-Koalition scheitern müsse, zumal wenn die Volksinitiative der Partei der Arbeit für gänzliche Aufhebung der Umsatzsteuer angenommen würde. Denn wie in diesem Fall ohne eine sehr kräftige Mehrbelastung der großen Einkommen und Vermögen, gegen die sich aber deren Bezüger und Besitzer mit äußerster Kraft wehren würden, die schon jetzt kaum erschwinglichen Bundesausgaben auf verfassungsmäßigem Wege bestritten werden könnten, das ist tatsächlich um so mehr, als ein immer möglicher Konjunkturzusammenbruch außerordentliche Aufwendungen für Arbeitsbeschaffung und Arbeitslosenunterstützung erfordern würde und bekanntlich die Armeeleitung einen Rüstungskredit von nicht weniger als 1400 Millionen Franken anbegehrt, der während vier oder fünf Jahren das Bundesbudget besonders stark belasten müßte. Kurz, es wird sehr schwer halten, in Volk und Ständen eine Finanzreform durchzubringen, die *allen* Interessen gerecht werden will und es darum vielleicht *niemandem*

recht machen kann. Die bürgerliche Demokratie mag in diesen Kämpfen auf eine Art und Weise erschüttert werden, die ihre jetzt eher latente Krise höchst akut zu machen droht. Wenn dabei nicht die Demokratie selber zuschanden gehen und die Schweiz nicht einem offen autoritär-konservativen Regime verfallen soll, dann gibt es nur noch den Ausweg, die bürgerliche Demokratie ohne Verzug zur *sozialen* Demokratie umzubauen. Wo aber sind die Kräfte, die ein solches Werk an die Hand zu nehmen vermöchten?

14. Juni. *Hugo Kramer.*

Manifest

Aufruf von «Kirche und Frieden»
*An das niederländische Volk**

Es ist eine traurige Tatsache, daß man überall damit beschäftigt ist, einen neuen Weltkrieg vorzubereiten.

Amerika sagt: Wir rüsten gegen Rußland.

Rußland sagt: Wir rüsten gegen Amerika.

Die Trennungsmauer zwischen Osten und Westen wird stets höher gebaut, und an beiden Seiten dieser Mauer rüsten die Machthaber gegeneinander.

Auch die Niederlande sind in diese Kriegsvorbereitungen einbezogen. Wir sind in die amerikanische Front eingeschaltet.

Niederland ist in den Atlantikpakt aufgenommen. Niederland muß daher seinen Beitrag zur Aufrüstung gegen Rußland liefern.

Niederland erhält Waffen aus Amerika.

Auch Niederland will und muß stark dastehen gegen einen möglichen russischen Angriff.

Auch Niederland wird täglich mehr vermilitarisiert. Auf jeder Eisenbahnstation hängt ein Plakat mit dem salutierenden holländischen Mädchen in Uniform mit der Aufforderung: Schließe dich der Frauenhilfstruppe an!

Die Beträge, die für die Aufrüstung ausgegeben werden, grenzen ans Phantastische. Militärische Ausgaben plus erhöhte nationale Schuld mit Zinsen plus Kriegsschäden betragen mehr als die Hälfte, nämlich etwa 1600 Millionen Gulden, von den aufzubringenden Steuern. Durch den Rundfunk und die Presse wird das Volk so bearbeitet, daß es alles gutfindet. Es scheint doch so notwendig zu sein!

Auch die Kirche heißt durch Schweigen diese Vermilitarisierung des Volkes gut oder unterstützt sie noch durch praktische Mitwirkung.

Man vergißt,

daß wir durch zwei Weltkriege nicht haben erreichen können, was wir erstrebten. Gewalt schafft Gewalt. Wir ernten im Augenblick, was wir im zweiten Weltkriege gesät haben. Wir rüsten gegen das russische Volk, dessen Opfer wir während des zweiten Weltkrieges so begeistert hingenommen haben, während wir übersehen, daß wir selbst durch den zweiten Weltkrieg Rußland zur Macht verholfen haben.

Friede, der durch Krieg erworben ist, ist nur eine Unterbrechung des Krieges.

Wir müssen der Tatsache Rechnung tragen, daß eine stets höher geschraubte Aufrüstung die Katastrophe, die wir verhindern wollen, gerade herbeiführt.

Krieg ist keine Lösung der herrschenden Spannungen und Konflikte.

Man vergißt,

daß bei einem neuen Weltkriege Westeuropa bestimmt untergeht. Die Vorbereitung dieses Krieges bedeutet also den Selbstmord Europas.

---

* Wir geben unsern Lesern von diesem mutigen Wort der holländischen christlichen Friedensfreunde um seines grundsätzlichen Gehaltes willen Kenntnis, da die Vermilitarisierung keineswegs nur ein holländisches Problem ist.

Man vergißt,

daß der Kommunismus, wenn wir ihn wegen seiner totalitären Methoden ablehnen, nicht mit militärischen Mitteln bestritten und überwunden werden kann, sondern nur durch eine radikale Umgestaltung unseres sozialen Lebens. Wenn wir das Geld, das wir jetzt für Verteidigungszwecke ausgeben, für den Aufbau einer gerechten Gesellschaftsordnung gebrauchen würden, dann würden wir gegenüber dem Kommunismus viel stärker stehen, als dies jetzt der Fall ist.

Man vergißt,

daß, wenn man Sozialismus und Demokratie stützen will, der Militarismus ihr größter Feind ist, da er einem neuen Faschismus und neuen Nationalsozialismus zum Leben verhilft.

Christen

haben sich die Frage zu stellen, ob sie sich in ein totalitäres System von ungebändigter und ungehinderter Gewalt einschalten lassen dürfen?

Die Vermilitarisierung unseres Volkes widerstreitet dem Evangelium von Jesus Christus. Das Vertrauen auf rohe Gewalt kann nicht Hand in Hand mit dem Gehorsam gegen Jesus Christus gehen.

Sagt nicht:

Es bleibt sich gleich, ob wir an den Kriegsvorbereitungen mithelfen oder nicht. Das ist nicht wahr. Das sagten wir auch nicht gegenüber dem Nationalsozialismus. Das dürfen wir auch jetzt nicht sagen. Ein Christ darf kein Defaitist sein!

Sagt nicht:

Was kann ich schon allein tun? Wir werden zum Glaubensgehorsam gegenüber Jesus Christus aufgerufen. Das bedeutet auch: in Wort und Tat *nein* sagen zur Vermilitarisierung.

Sagt nicht:

Aber so unterstützen wir den Kommunismus. Wir werden zum Gehorsam aufgerufen, nicht gegenüber Stalin, sondern gegenüber Christus. Wenn wir Christus gehorsam sind, dann können wir ihm die Zukunft getrost überlassen. Auch die Zukunft von Westeuropa.

Die Kommunisten sagen:

Hafenarbeiter, helft nicht beim Ausladen der amerikanischen Waffen!

Wenn es russische wären, würden sie sagen: Helft wohl!

Dies letztere wird aber leider von ihnen verschwiegen. Darum unterstützen wir auch diese kommunistische Aktion nicht. Denn im Grunde genommen wäre sie eine Begünstigung des russischen Militarismus.

Wir rufen die Christen in den Niederlanden auf:

sich freizumachen von dem antichristlichen Glauben an die Gewalt, welcher den Hintergrund zu der augenblicklichen Vermilitarisierung bildet. Nur so werden wir, wenn es nötig sein sollte, imstande sein, dem totalitären russischen Kommunismus auf christlichere Weise Widerstand zu bieten, als wir es dem totalitären Nationalsozialismus gegenüber taten.

Es kommt auf Glauben und Glaubensgehorsam an!

Es kommt auf Ihren Glauben und Ihren Glaubensgehorsam an!

Christen in den Niederlanden!

Ihr gehört nicht zu der amerikanischen und nicht zur russischen Front!

Ihr gehört zu unserem Herrn, Jesus Chistus, der sein Leben für uns gegeben hat und der auch die Welt von 1950 retten will! Laßt euch nicht gleichschalten. Weigert euch, an der Vermilitarisierung unseres Volkes mitzuarbeiten!

Sagt auf gute Weise *ja!*

Sagt auf gute Weise *nein!*

Im Vertrauen auf Christi Verheißungen, im Gehorsam gegen Christi Gebote.

Die Hauptleitung von *«Kirche und Frieden»*
Sekretariat: Argonautenstraße 37, Amsterdam Z.

MITTEILUNGEN

Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß auf der zweiten Umschlagseite die Adresse der neuen Administration angegeben ist.

Und wieder einmal bitten wir um Bekanntgabe von Adressen, an welche wir Probenummern unserer Zeitschrift gratis zusenden dürfen. Jede Erweiterung unseres Leserkreises ist nicht nur eine Hilfe für unsere Zeitschrift, sondern ein Dienst an der uns aufgetragenen Sache.

Der Aufsatz von Hugo Kramer «Vom Kampf um die Freiheit», der im Aprilheft der «Neuen Wege» erschienen ist und sich sehr gut als grundsätzliche Darstellung der Situation, in der die Friedensfreunde sich heute befinden, eignet, ist nun auch als Sonderdruck erschienen (Preis 30 Rp.) und kann bei der Administration bezogen werden.

Die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit

veranstaltet vom 5. bis 13. August 1950 in Beauvallon par Dieulefit (Drôme), Frankreich, einen

internationalen Ferienkurs

über die Themen:

«Wie lassen sich Frieden und Unabhängigkeit der Völker in Einklang bringen?»

«Wie ist notwendige wirtschaftliche Planung und Lenkung mit der Freiheit des Individuums vereinbar?»

Referenten:

André Ribard: «La paix et l'indépendance des peuples.»
Jacques Duboin: «Purquoi parler de crise économique?»
Olaf Stapledon, M. A. PhD.: «Freedom and Discipline to-day.»
Mrs. A. Stapledon, WILPF International Vice-President: «History and tasks of the WILPF (I. F. F. F.).»
Gertrude Baer, Consultant of WILPF United Nations: «The league an UN.»
Dr. Elisabeth Rotten (Leiterin des Kurses): «Das Pestalozzi-Dorf.»

Die Vorträge und Diskussionen werden übersetzt.
An den Nachmittagen werden Ausflüge unternommen.

Das *Ziel dieser Kurse* ist, Interesse für die Fragen des Zeitgeschehens, besonders im Zusammenhang mit Frieden und Freiheit der Völker, zu wecken und jungen Menschen verschiedener Länder Gelegenheit zu geben, einander verstehen zu lernen und Freundschaft zu schließen.

Bedingungen: Einschreibegebühr für den ganzen Kurs: 500 Francs. Pension in der modern eingerichteten Schule von Beauvallon: 600 Francs pro Tag.

Anmeldungen bis spätestens 15. Juli 1950 an Bureau international de la L. I. F. P. L., 12, rue du Vieux-Collège, Genève.

Christus und die Ideen

Unangefochten, nicht einmal mehr mit der Gewalttätigkeit einer noch ringenden, noch angefochtenen Macht, herrscht in unserer Zeit das Abstrakte. Unter seiner Herrschaft wird die Welt kalt wie eine Stube mit lauter Stahlmöbeln, wie eine Brücke aus Eisen und Beton. Die Rede vom Menschen ist abstrakt geworden und meint nicht mehr den wirklichen und ganzen Menschen, der denkt und arbeitet und lacht, haßt und liebt, sondern einen papierenen Menschen an sich, ein Phantom des Aberglaubens. Neben den Worten von Recht und Würde des abstrakten Menschen tritt die Verkrümmung und Verzerrung des wirklichen Menschen in den Schatten.

Die Ablenkung von innenpolitischen Aufgaben auf eine die Völker wie die Einzelnen beanspruchende Außenpolitik als Hauptfaktor der Geschichte fließt eben auch folgerichtig aus der gleichen Herrschaft des Abstrakten. Mit den — einmal als begeisterndes Kampffanal aufleuchtenden, einmal als Schreckgespenst dunkel drohenden weltpolitischen Situationen lassen sich die Blicke der wirklichen Menschen ja so leicht von den nächstliegenden Aufgaben ablenken.

Und der Idealismus der Kulturwelt, dieser nach einer stillschweigenden Konvention herrschende Idealismus, der für alles und jedes eine Idee als Motiv vorspiegeln muß, fließt ebenfalls aus der Herrschaft des Abstrakten. Wenn als Triebkräfte des Handelns die Ideen walten, dann fragt es sich eben sehr, in welchem Verhältnis die Ideen zum Menschen stehen. Die fertigen Ideen, die sich so leicht dem Menschen hingeben, sein Besitz werden, lassen sich sehr leicht als Boten des Abstrakten, ja des Todes gebrauchen. Ideen bieten sich an: Nimm uns, wir sind gebrauchsfertig, die Idee des Kommunismus und die Idee des Liberalismus, die Idee des Friedens und die Idee des Heroismus, die Idee der Christlichkeit und alle Kinder von -heit und -keit. Du mußt uns nur als Gefäß dienen, freilich als hohles, von allen anderen Inhalten geleertes Gefäß! So vertrieb schon der weise alte Plato die Produkte seiner Ideenapotheke. Es waren wenigstens wohlschmeckende und wohlriechende; das Gute und das Schöne waren dabei, und auf dem höchsten Regal stand sogar die Idee Gottes. Die heutigen Ideen sind weniger angenehm, sind blasse Ismen, und auch Gott scheint einer von ihnen zu sein.

Es gibt nun freilich auch in der Gegenwart Ideen und Ismen, die es einfach nicht ertragen, fertig in Flaschen verpackt zu werden. Der Sozialismus etwa ist eine solche Idee. Er verdirbt in den Flaschen, verträgt die Hohlheit seiner Gefäße nicht. Im Grunde braucht eben überhaupt jede echte Idee mehr als ein hohles Gefäß, braucht — Erlösung. Wenn sie wirklich Kinder des Geistes und nicht leere Phrasen sind, dann leben sie in der Welt als in einer großen Fremde, gedrängt und wartend wie die Seelen in der Vorhölle.

Der weise Plato sah wohl die Ideen in ihrer Fremde, zeigte aber keinen Weg zu ihrer Erlösung. Buddha sah wohl mehr, wenn er Wege zu zeigen versuchte, auf denen nicht nur der Mensch, sondern auch Geister und Götter erlöst werden konnten. Immer geht ein solcher Weg über den Menschen. Bis ins Kosmische ragt der Mensch, dem die Erlösung von Engeln und Geistern anvertraut ist. Die Höhen, welche die Giganten nicht erstürmten und die Turmbauer von Babel nicht erreichten, öffnen sich dem Blick und dem Herzen, die von der Mitte des Lebens angerührt sind. So war die Erlösung der zerstreuten Lichtfunken ein besonderes Anliegen des jüdischen Chassidismus. «Wahre Vollendung gibt es nur, wo die Tat selber dem Himmel zu geschieht, das ist, wo die heiligen Funken gehoben werden», sprach der Baal-Schem. Sollte der Weg, die Ideen aus ihrer Fertigkeit zu erlösen, nicht auch darin bestehen, daß Menschen sich auf Gott ausrichten, die Mitte ihres Lebens an ihn binden und so in der Liebe leben?

Die Idee des Friedens braucht diese Erlösung aus der Kleinheit, aus der Fadheit, aus der Fertigkeit. Wird diese Idee nur von hohlen Gefäßen umschlossen, dann können Fülle und Farbigkeit, die ihr eignen, nie in Erscheinung treten. Findet sie Gefäße, die sie nicht nur tragen, sondern erlösen, dann hört sie auf, etwas rein Negatives zu sein, dann ist Friede nicht nur die Abwesenheit von Krieg, sondern ein Weg und eine Aufgabe, die von der Menschheit noch kaum visiert, geschweige denn in Angriff genommen sind. Nicht anders verhält es sich mit der Idee der Solidarität, die am Ende des Zweiten Weltkrieges wie eine große Verheißung aufleuchtete, um heute erbärmlich zu versanden.

Die Ideen werden durch Ausrichtung auf Gott gerettet. Gott freilich muß mehr bedeuten als jene höchste Idee Platos. Auf eine Gottesidee kann sich niemand ausrichten. Man kann sie allenfalls mit sich herumtragen oder — noch besser — am himmlischen Gepäckschalter zur Aufbewahrung bis zum jüngsten Tage abgeben. Auf die Mitte der ganzen Wirklichkeit aber kann man sich ausrichten. Das ahnten alle wirklich Großen schon der ältesten Zeiten. Diese Ausrichtung freilich geht über Kampf und Leid und Schuld. Orestes, der seinen Vater rächt und seine Mutter tötet, ist auf eine solche Mitte hin ausgerichtet; diese Mitte heißt Schicksal. Dieses sendet ihm die Rachegöttinnen auf den Hals. Menschen, die dem großen Dunkel in der Mitte des Lebens begegnen wie die Helden der griechischen Tragödie, werden wohl immer untergehen, aber auch groß untergehen, wie Prometheus, wie Oedipus.

Sollten nur die Könige und Heroen der Dramen eine Begegnung mit der Mitte des Lebens kennen, sollte nur ihre echte Leidenschaft im tiefsten Grunde eine Leidenschaft nach Gott hin sein? Oder hat vielleicht die Dichtung darum Könige und Heroen gewählt, weil jede echte Ausrichtung auf die Mitte des Lebens den Menschen ins Königliche, ins Heroische erhebt?

Wir Christen reden wohl auch von Ausrichtung auf Gott hin. Sie geschieht im Gottesdienst und auf den Höhepunkten einsamen Lebens. Aber ist diese Ausrichtung nicht zu oft nur Ausrichtung auf einen Gott neben dem Leben? Ist sie nicht oft genug sehr viel weniger tief und sehr viel weniger groß, sehr viel weniger gespannt als das, was die Alten Begegnung mit dem Schicksal nannten?

Zuweilen hört man die Frage, was die christlichen Kirchen zur Erhaltung des Friedens tun könnten. Stellt man diese Frage nur von außen her, denkt man bei diesen christlichen Kirchen an deren sichtbare Exponenten, an den Papst und an den Weltkirchenrat, so ist wohl wenig zu erwarten. Das kann gar nicht anders sein, weil echte Persönlichkeit nur in ganz seltenen Fällen auf die sichtbaren Gipfel gelangt, weil das Besteigen solcher Gipfel, auch, ja vor allem der hierarchischen Gipfel mehr abgeschliffene Routine denn Persönlichkeit verlangt. Darum ist es wohl kein Zufall, daß heute vom heidnischen Indien her mehr positive Beiträge zur Erhaltung des Friedens kommen als von den offiziellen Exponenten der christlichen Kirchen.

Anders steht es freilich, wenn man an die wirkliche christliche Gemeinde denkt, eine Gemeinde, die mehr wäre als ein frommer Gemütspflegeverein. Daß direkte politische Aktionen den Christen geboten sein könnten, wird sich heute als Massenerkenntnis noch lange nicht durchsetzen. Allgemein anerkannt aber ist, daß christliche Gemeinde Gemeinschaft mit Christus sei, ob dieser Christus nun im Geist, im Wort oder im Ritus gegenwärtig sei. Allgemein anerkannt ist somit die Ausrichtung der konkreten Menschen in der Gemeinschaft auf ihre Weltenmitte, die mehr ist als das Schicksal. Der auferstandene Christus ist der Sieger über das Schicksal. Wenn schon die echte Begegnung mit dem Schicksal den Menschen zum König macht, wieviel mehr dann die Begegnung mit dem Besieger des Schicksals. Dieses Königtum sieht nun freilich anders aus. Wohl bleibt das Leid seine Krone und die Schuld sein Mantel, doch nicht mehr das Leid des Oedipus und die Schuld Cäsars, sondern das Leid der Maria und die Schuld des Petrus. Nimmt das Reich des lebendigen Christus den Platz des alten Schicksals in der Mitte der Welt ein, dann ist echtes, erfülltes Leben nicht erst einer fernen Zukunft verheißen, «siehe, jetzt ist die hochwillkommene Zeit; siehe, jetzt ist der Tag des Heils». (2. Kor. 6, 2.)

Worin aber besteht der Glanz dieser hochwillkommenen Zeit, wenn doch Schuld und Leid bleiben, wenn die Erde Erde bleibt und die Zeit Zeit? Der Glanz dieser Zeit ist der, daß Christus selber die gefangenen Menschen, die gefangenen Geister, die gefangenen Funken ewigen Lichtes erlöst hat und daß es den Menschen anvertraut ist, sein Werk in die Menschenräume und in die Geisterräume zu tragen, die fertigen Ideen zu befreien, selber statt zu leeren Gefäßen einer Religion, einer Weltanschauung, eines Ismus, einer Gottesidee, zu Dienern des Leben-

digen zu werden. Weil der Gott in der Lebensmitte der Befreier vom Schicksal ist, darum werden Menschenleben, die auf diese Mitte hin zielen, sich mit keiner Sklavenhaltung mehr abfinden können. Weder mit der Sklavenhaltung derer, die ihre ganze Menschlichkeit blassen, abstrakten Ideen opfern, noch mit der Sklavenhaltung derer, die unentwegt die alten Lieder singen. Sie werden heute nicht mehr etwa von der Größe oder der Romantik des Kriegshandwerks reden können und werden nicht mehr leichtfertig von einer Polizeiaktion im Dienste des Rechtes sprechen können, sie werden noch viel weniger den wirtschaftlichen Vernichtungskampf aller gegen alle als Freiheit preisen können. Sie werden sich vielmehr leidenschaftlich aufbäumen gegen alle Ablenkung von den wirklichen Aufgaben, gegen alle Herrschaft des Abstrakten. Im Blick auf den lebendigen Christus und sein Reich braucht man nicht lange nach konkreten Dingen zu suchen. Sie liegen am Wege, wie der Mann, der von Jerusalem nach Jericho ging und unter die Räuber fiel. So wenig wie die Tat dessen, der ihn fand, ein bequemes Almosen war, so wenig ist der Dienst an den zerschlagen, zu Ideologien erstarrten Ideen ein Almosen, sondern eine Begegnung, an der beide Begegnenden in die Freiheit wachsen. In dieser Nachfolge muß man auch nicht krampfhaft nach neuen Ideen Ausschau halten — die vorhandenen genügen, sofern sie erlöst werden; auch dem Christus Gottes genügte das alte Gesetz, sofern es in einer neuen Gerechtigkeit erfüllt wurde.

Konkrete Menschlichkeit rettet die Idee aus ihrer Verfälschung. Der leidenschaftlichste Dienst an einer Idee hilft nichts ohne diese Menschlichkeit. Menschlichkeit selber freilich ist keine Idee, und wenn sie eine ist, so ist sie eben ganz etwas anderes. Sie ist vielmehr die Ausrichtung, ist das Hören, ist die Gemeinschaft mit dem Herrn der ganzen Wirklichkeit. Sie verkrampft den Menschen nicht, wie es die fertigen Ideen — auch die Gottesidee, auch die Menschheitsidee — tun, sie befreit ihn. Das auf Gott hinzielende Leben wird groß, das wußten schon die Tragödiendichter des alten Griechenlands. Das auf den in Christus offenbarten Gott hinzielende Leben wird größer, trotz Leid und Schuld größer, das ist die evangelische Botschaft, denn die Erinnyen und das dunkle Schicksal sind nicht mehr die letzte Wirklichkeit. Diese ist vielmehr die Liebe des Gottes, der sein Reich baut.

Die realen Möglichkeiten der Christen, dem Frieden zu dienen, sind wohl klein, wenn man dabei an direkte Aktionen denkt. Sie sind sehr groß, wenn man dabei an die Rettung und Reinigung der Ideen durch Ausrichtung, Liebe, volle lebendige Menschlichkeit denkt. Die Herrschaft des Abstrakten ist im geistigen Raum heute des Friedens schlimmster Feind. Sie bereitet den Menschen zum Mitarbeiter des Todes. Darum ist jede wirkliche Bestreitung dieser Herrschaft eine Friedenstat, welche die dem Menschen geschenkte Christuserlösung auch an die gefangene Geisteswelt, die verfälschte Ideenwelt weitergibt.

Bruno Balscheit.

Das Bibelwerk von Leonhard Ragaz*

Leonhard Ragaz hat uns im Augenblick einer Weltwende verlassen, in der es um Leben oder Tod des Menschengeschlechtes geht, in der dem Menschen nichts mehr zu bleiben scheint, als sich mit gebundenen Händen dem Schicksal auszuliefern, das er selbst über sich heraufbeschworen hat. Die schreckensvollen Ereignisse der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts haben alle Strukturen unserer Welt so gewandelt, daß der Mensch sich in ihnen nicht mehr wiederzufinden und zu erkennen vermag. Die Frage nach dem, was der Mensch ist, liegt seit langem auf den Lippen einer Menschheit, die sich im Ebenbild Gottes nicht mehr erkennt und damit ohne Antwort auf ihre letzte Frage bleibt.

Und nun geschieht das Wunderbare: in eben diesem Augenblick ist in dem großen Bibelwerk, das Ragaz uns hinterlassen hat, mit mächtiger Hand die Geschichte der Menschheit bis in unsere eigene Zeit hinein am Bilde der biblischen Geschichte umrissen und so dem heutigen Menschen ein Weg zurück in seine Gottebenbildlichkeit eröffnet.

Wie war es möglich, in unserer verworrenen Zeit einen Weg zurück in die echte Heimat des Menschen zu weisen? Die Antwort auf diese Frage gibt uns das Wort des Jeremia: «Gesegnet ist, der sich auf Gott verläßt. Er ist wie ein Baum, der an Wassern gepflanzt ist und seine Wurzeln nach dem Bache hinstreckt, der sich nicht fürchtet, wenn die Hitze kommt, dessen Laub frischgrün bleibt, der in dürren Jahren unbesorgt ist und nicht aufhört, Früchte zu bringen.»

Ein solcher an Wassern gepflanzter Baum war das Leben von Ragaz, das auch in dürren Jahren nie aufgehört hat, Früchte zu tragen: Früchte, wie sie nach all seinen zahlreichen Werken dies Spätwerk in letzter Reife und Fülle uns bringt.

Das große, siebenbändige Werk will ausdrücklich nur eine Deutung der Bibel sein, ja, es will mit dem bescheidenen Wort von Ragaz mehr eine Hindeutung als eine Ausdeutung sein. Denn er ist sich bewußt, nur eine einzige Linie durch den unausschöpfbaren Reichtum der Welt der Bibel zu legen. Aber gerade in dieser Beschränkung auf eine einzige Linie liegt auch die besondere Kraft und der Sinn dieser Deutung. Sie will nicht in irgendeiner Form das Ganze zu erschöpfen und auszuschöpfen suchen; sie will nicht eine gelehrte theologische Auslegung der Schrift, nicht eine Exegese oder Kritik der Bibel, sie will etwas grundsätzlich anderes sein: «eine Auslegung aus innerer Berufung». Damit ist, obwohl auch dies Wort ausdrücklich sehr bescheiden gemeint ist, genau auf die Quelle hingewiesen, nach der der große Baum dieses Lebens seine Wurzeln hinstreckt: das in jeder und vollends in unserer Zeit seltenste Wunder und Geheimnis des *Glaubens*. Des Glaubens, der die tiefste Wahrheit des Geistes, aber nicht des losgelösten Menschengeistes: des

* Diana Verlag Zürich

Verstandes oder der Vernunft ist, sondern das Wunder der Begegnung zwischen dem Geist Gottes und dem Geist des Menschen in der Tiefe des Herzens. «Was Vernunft ist», sagt Ragaz, «das kann grundsätzlich von allen, die Vernunft haben, verstanden werden; aber wo der lebendige Gott erscheint und mit ihm das Wunder, da kann ihn nur das Wunder fassen, und dies Wunder ist es, was das Evangelium mit dem Glauben meint.» Dies der Vernunft unzugängliche und damit unaussprechbare Wunder können wir, wo immer es auftritt, nur mit letzter Scheu berühren; wir können von ihm nicht unmittelbar reden; wir können nur mit Demut und Ehrfurcht auf die Erscheinungen, in denen es offenbar wird, hindeuten. Es ist das Wunder, von dem Jesus sagt: «Ich preise Dich, Vater, Herr des Himmels, daß Du dieses vor den Weisen und Klugen verborgen und es den Einfältigen offenbart hast.» Es ist also das Allerschlichteste und Einfachste, das zu seiner Erfassung keiner Klugheit und Weisheit bedarf; aber es ist als Forderung das Schwerste, was dem Menschen aufgegeben ist. Diese Paradoxie des Glaubens hat Ragaz in seiner Deutung der Bibel im ständigen Umschlagen aller Wahrheiten und Wirklichkeiten ineinander in einer großen geschichtlichen Dialektik entfaltet. Auf alle Wirklichkeiten des Lebens fällt so vom Glauben aus ein neues Licht; die gläubige Erfassung der Bibel erleuchtet die ganze Menschheitsgeschichte.

Denn die eine einzige Linie, die Ragaz wie durch sein ganzes Leben und Werk so auch durch dieses gewaltige Spätwerk legt, ist die Botschaft vom Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit. Und wie oft wir dies Wort aus seinem Munde vernommen haben, es ist wie alles wahrhaft Lebendige immer dasselbe und immer neu und anders: es ist unausschöpfbar wie Meer und Welt, unerreichbar wie der Himmel. Es erweist seine ganze Unerschöpflichkeit in diesem Spätwerk von Ragaz, das nach all seinen früheren Werken über die Bibel in noch weit größerem Umfang den Ertrag seines ganzen Lebens in biblischer Sicht zusammenfaßt.

Daß diese Botschaft, die für Ragaz ausdrücklich die *ganze* Wahrheit der Bibel ist, hier trotzdem nur als eine Deutung neben anderen möglichen auftritt, das ist eben der Ausdruck für ihre Unausschöpfbarkeit, aus der ihm die demütige Gewißheit kommt, dies Ganze mit allen Bemühungen eines Menschenlebens in seiner wirklichen Ganzheit nicht erfassen zu können. Und doch gibt dies Werk nicht nur eine Deutung der Bibel, sondern von ihr aus eine Deutung der ganzen Geschichte mit allen menschlichen Fragen und Problemen, die als grundlegende in ihr aufgetaucht sind. Denn der Glaube an diese Botschaft ist nicht ungeschichtlich; er ist grundlegend und lebendig geschichtlich; er ist damit auch durchaus gegenwärtig, nicht jenseits der Schrecknisse, die wir erlebt haben; er umgreift und deutet sie alle mit. Ragaz hat nicht mehr den Schrecken des Kalten Krieges, aber er hat noch die Zersprengung des Atomkerns durch den Menschen erlebt, und er hat sich auch mit ihr noch im biblischen Sinne auseinandergesetzt. Auch dies also im eminenten

Sinne geschichtlich, denn das Gegenwärtige vom Ewigen aus zu deuten, ist zu allen Zeiten die einzige Weise, es in seiner Wahrheit in die Geschichte einzubeziehen.

Ragaz hat wie jeder große moderne Mensch die abgründige Distanz gesehen, die die Gestalten beider Testamente von unserer heutigen Wirklichkeit trennt. Wenn aber Nietzsche im Blick auf das Alte Testament diese Distanz in den Worten ausgesprochen hat: «Man steht mit Ehrfurcht und mit Schrecken vor diesen ungeheuren Überbleibseln dessen, was der Mensch einst war», so hat Ragaz zwar dieselbe Ehrfurcht, doch nicht denselben Schrecken vor der übergroßen biblischen Welt empfunden. Er hat den Abgrund zwischen beiden Welten bis ins Absolute erweitert, aber er hat ihn zugleich überbrückt, indem er die Geschichte der Bibel mit all ihren Gestalten, Geschehnissen und Zeugnissen als eine «urtypische», das heißt als eine lebendig wirkliche und doch auch im tiefsten Sinne symbolische erfaßt hat, deren Strukturen und Gestalten in der Geschichte der Menschheit immer wiederkehren, in der so jede große Gestalt der Bibel nicht nur eine einmalige, damalige ist, sondern mit dem Menschen durch seine ganze Geschichte geht.

So sind sie nicht tote Überbleibsel, sondern Zeugen ewig lebendiger Wahrheit. Alles Erstorbene wird Leben, alles Vergangene Gegenwart, alles Historische Geschichte. Eine Fülle lebendiger Symbole strömt aus dieser urtypisch erfaßten Geschichte hervor. Es ist unmöglich, den Reichtum dieses Werkes in einer kurzen Zusammenfassung auch nur anzudeuten. So einheitlich und geschlossen es als Welt, als Wahrheit, als Gewißheit ist, so überströmend ist die Fülle lebendiger Erschließungen, die aus der Anwendung dieser Wahrheit und Gewißheit auf die geschichtliche Wirklichkeit entspringt. Dadurch, daß alles, was in der Bibel als Vergangenes berichtet wird, in der Beziehung auf die Geschichte in ein ewig Gegenwärtiges übersetzt wird, vollzieht sich eine einzige Wiederbelebung, eine einzige Wiedererweckung von den Toten. Alle Begebnisse zwischen Gott und Mensch, die Ragaz als «Urdaten» aus dem Strom der Menschheitsgeschichte heraushebt, gewinnen zeitlich-überzeitliches Leben. Was hier über Schöpfung, Paradies, Fall und Auferstehung gesagt wird, ist für die ganze Geschichte der Menschheit und für jeden einzelnen Menschen gesagt. Auch die Urdaten des natürlichen wie des gesellschaftlichen Lebens: die Spaltung des Menschen in Mann und Weib, die Ehe als Keimzelle der menschlichen Gesellschaft sind im Lichte des Reiches Gottes im anfänglichen Zustand des Paradieses in Heimweh erweckender Reinheit und Schönheit gesehen und dann im geschichtlichen Umschlag im Zustand des Abfalls, des Sinkens, des Stürzens bis ins Dämonische, ins Satanische hinein. Aber auch alle geistigen Phänomene und Probleme der Geschichte: die Kultur, die Kunst, die Wissenschaft werden in ihrem Doppelaspekt von der Wahrheit des Reiches aus gedeutet.

Das Wunder des Reiches und des Glaubens an das Reich Gottes und

die Verwirklichung des Reiches wird so an der Geschichte des Volkes dargestellt, zu dem allein von allen Völkern der Erde das sein ganzes irdisches Schicksal verkehrende Wort gesprochen ist: «Du sollst durch Gerechtigkeit bereitet werden, du sollst ferne sein von Gewalt und Unrecht.» Die aus dieser schweren und heiligenden Verkündung entspringende Geschichte wird in einer streng einheitlichen Linie von der im Mythos schon enthüllten und noch verborgenen Schöpfungsgeschichte, der «Urgeschichte», den Erzvätern, über Mose, die Richter, die Propheten bis zu Jesus, den Aposteln und damit in das neue Israel der Gemeinde hineingeführt. Die Botschaft Christi ist so genau an die Geschichte Israels angeschlossen, daß im selben Maß, mit derselben Kraft wie das Evangelium von Christus sich entfaltet, auch klar wird, was mit der Auserwählung des Volkes Israel gemeint ist. Auch diese Erwählung wird verständlich allein im Lichte des Glaubens an das Kommen des Reiches, die eins ist mit dem Glauben an die Gerechtigkeit, deren Verwirklichung Israel verheißen und zu der es aufgerufen ist. So ist die aus der Paradoxie dieses Glaubens entfaltete geschichtliche Dialektik nicht eine bloße Dialektik des Denkens; sie ist ein einziges lebendiges Ringen des göttlich Wahren mit dem menschlich Falschen, ein Ringen des Guten mit dem Bösen, und damit letzthin in allen ihren Formen ein Ringen des Lebendigen mit den Toten. Sie ist dies im Bezirk des Glaubens selbst als Kampf des Lebendigen gegen alle Versteifung, alles Dogma, als Ringen des Glaubens an das Reich Gottes gegen die Religion. Ragaz nimmt den geistigen Kampf seines Lebens auf, wenn er sagt: «Was in dogmatischer Erstarrung zu Widerspruch und Verzerrung wird, das muß im Blick auf den lebendigen Gott, den lebendigen Christus und sein lebendiges Reich im Flusse erhalten werden.»

Daß ein derart im Flusse erhaltener Glaube nach Tiefe wie nach Umfang ein anderer ist als aller im Dogma festgelegte, erfahren wir unmittelbar an diesem Werk. Die Tiefe solchen lebendigen Glaubens erweist sich an der Tiefe der großen Symbole, die Ragaz aus dem Strom der Geschichte Israels für die Deutung alles Menschlichen emporschöpft, der mächtig erweiterte Umfang dieses Glaubens erweist sich daran, daß er, der aller Verfestigung in Kultus und Ritus Entgegengewandte, im Gesetz Mosis auch noch den Kultus und Ritus in seiner reinigenden Strenge als notwendige Heiligung alles Menschlichen begriffen und in wunderbarer Tiefe gedeutet hat, daß auf der anderen Seite er, dem als echtem Jünger Christi das «Herr, Herr!» geringer schien als die Liebe zu dem geringsten der Menschenbrüder, der Kampf für eine gerechtere Ordnung der Verwirklichung des Reiches näher als der tatlose Glaube an den Gott eines fernen Jenseits, am äußersten Rande auch noch die Gottlosenbewegung in das Leben des Glaubens aufgenommen hat. Dieselbe Erweiterung und Vertiefung und auch die menschliche Fruchtbarkeit, dieses Glaubens zeigt sich daran, daß er das schwere Gerichtswort Christi über Jerusalem: «Und ihr habt nicht gewollt» nicht

als einmalige Verwerfung Israels, sondern als ewiges «Urdatum», als Urschuld der Menschheit deutet und damit die starre, unmenschliche Verwerfung eines einzelnen Volkes in eine Forderung an die Menschheit aufhebt. Und wunderbar löst schließlich aus diesem lebendigen Glauben das Dogma von der Gottheit Christi sich in die lebendige Göttlichkeit Christi auf.

Mit dieser Verlebendigung der Schrift, durch die das ewige Israel mitten in die geschichtliche Wirklichkeit hineintritt, erhalten auch alle aus ihm entsprungenen, in unserer Welt verwickelten und oft verzerrten Gemeinschaftsbegriffe die Bedeutung ihres biblischen Ursprungs wieder, fließen die alten ewigen und die heutigen zeitlichen Begriffe zusammen. Ragaz, der als geschichtlich-politischer Denker ganz um die reale Entstehung und damit auch um die reale Distanz aller unserer heutigen Worte von denen der biblischen Verkündung weiß, geht doch in seiner symbolischen Geschichtserfassung so weit, erst in unserer Welt entstandene Begriffe wie Proletariat, Kapitalismus, Sozialismus auch schon in die Frühzeit Israels einzuführen. Der Kapitalismus, der sich um das in beiden Testamenten streng verbotene, erst in einer viel späteren Welt zum Mittelpunkt der Wirtschaft gewordene Zinsdarlehen wickelt und verwickelt, fällt für Ragaz mit dem biblischen Götzendienst am Mammon zusammen. Der Sozialismus, der sich aus dieser Verwicklung erst gelöst hat, ist für ihn eins mit der biblischen Forderung der Liebe zu den Armen und Geringen. Und das als Begriff einer Klasse aus den heutigen Lebensbedingungen erst hervorgegangene Wort Proletariat wendet er schon auf die in der Fron Pharaos arbeitenden, schwer bedrückten Hebräer und damit auf die von einer Oberschicht vergewaltigten und ausgepreßten Menschen aller Zeiten an, so daß es mit der Gerechtigkeit fordernden Gestalt des biblischen Armen zusammenfällt.

So strömt allen diesen heutigen Begriffen aus ihrer Verankerung in der biblischen Wahrheit die Fülle, die Kraft und Allgemeinheit ihrer Urbedeutung wieder zu. Niemals können wir ja, was für Ragaz, jenseits ihrer historischen Ursprünge, die Worte Proletariat, Kapitalismus und Sozialismus bedeuten, anders als im biblischen Sinne verstehen. Diese Begriffe in der Wahrheit ihres Ewigkeitsursprungs, im Glauben an das Reich Gottes zu erfassen, ist ja der Grundsinn des religiösen Sozialismus, wie Ragaz ihn begriffen und geprägt hat.

Denn im Herzen der biblischen Wirklichkeit und Forderung steht von Moses bis Jesus der *Arme* als das reine Sinnbild des Menschen, der, von keiner täuschenden und verfälschenden Hülle irdischer Dinge umgeben, der reine Menschenbruder ist, der nichts als reine Liebe fordert, wie sie im Gesetz Mosis wunderbar mit der Liebe zum Fremdling als dem heimatlosen, ungeschützten, irdisch rechtlosen Menschen verbunden ist. Diese zentrale Stellung des Armen in jedem Sinne bedeutet eine genaue Umkehrung gegenüber dem heidnischen Weltbild, in dessen Zentrum der große und mächtige Mensch steht. Zwar hat mit den Wor-

ten von Ragaz «auch das höhere Heidentum schon gewußt: Der Arme und die Armen sind heilig; der Arme soll nicht mißhandelt werden, er soll Almosen empfangen ... Aber es galt und gilt im Bereich des Heidentums noch jetzt der Arme und die Armut als notwendige Bestandteile der göttlichen Weltordnung ... es gibt für ihn Revolten, aber keine Revolution.» Und dies ist nun das für diese Deutung Entscheidende: «*Diese Revolution setzt auf dem Boden der Bibel ein.*» Sie ist als solche die alle menschlichen Werte umstürzende Revolution Gottes um der Gerechtigkeit seines Reiches willen. Sie begründet ein neues göttlich-menschliches Recht. «Auf den Armen fällt der Strahl der Absolutheit des Einen heiligen Gottes, und damit senkt sich Gottes heiliges Recht auf ihn. Er wird Gottes Ebenbild, Kind und Sohn und damit Bruder ... Sein Recht steht bei Gott höher als das des Reichen, er wird eines Tages zur Herrschaft kommen. Es wird die große Umkehrung geschehen.»

Zum Ausgangs- und Mittelpunkt dieser großen Umkehrung, die eine Umkehr des ganzen Menschen ist, hat Gott sich so die Gestalt des Armen ersehen. Wie ein gewaltiger Sturm von Gott her fährt diese Revolution als Offenbarung des echten Absoluten in alles falsche Absolute der menschlichen Wirklichkeit hinein. Denn zu diesem Kampf: dem Kampf zwischen dem echten und dem falschen Absoluten spitzt sich schließlich durch die Natur des Menschen das ganze biblische und geschichtliche Ringen zu. «Die echte Absolutheit ist die, welche vom wirklichen Gott auf den Menschen kommt und welche die Geringen zu Gott emporhebt, während die falsche Absolutheit die Großen noch größer und zu Göttern macht.» So steht für das echte Absolute wiederum das Symbol des Armen, des Machtlosen, des Kleinen und Geringen, während das Symbol des falschen Absoluten das «Riesenhafte» in der immer nach dem Übermäßigen gierigen, nirgends sich selbst beschränkenden Menschenwelt ist, in dem an Stelle des Strebens nach der Gottesebenbildlichkeit das Verlangen des Menschen, zu sein wie Gott, tritt: das Urdatum der Verführung durch die Schlange, mit der alle Dämonie des falschen Absoluten in der Menschenwelt beginnt.

In diesem Zusammenhang empfangen wir gewaltige Offenbarungen und Deutungen auch der Mächte des Bösen, des Dämonischen, des Satanischen, wie sie sich in unserer heutigen Welt in düsterstem Grauen enthüllt haben.

In der Mitte des Werkes steht als zentrale Erschließung der Wahrheit Israels und als Brücke zwischen dem Alten und Neuen Testament das Buch über die *Propheten*. Sie sind der Inbegriff des Volkes, das im Finstern wandernd ein großes Licht sieht. Der Prophet ist im selben Sinn nicht ein Mensch wie andere Menschen, wie Israel nicht ein Volk wie andere Völker ist. Die große Umkehrung, die von der Verheißung der Gerechtigkeit her über das Volk Israel kommt, stellt sich wie im Leben des Volkes so in dem jedes einzelnen Propheten dar. Der Prophet, ganz unter die Verantwortung der zu schweren Verkündung gepreßt, die ihm

als Einzelnem auferlegt ist, darf nicht ein einfaches Menschenleben leben. Erschütternd sagt es ein Wort des Jeremia: «Nie saß ich im Kreis der Fröhlichen, daß ich mitgejubelt hätte; wegen Deiner Hand saß ich einsam.» Der Prophet kann die Freuden der anderen Menschen nicht teilen, weil sein Blick in ein Dunkel, das sie nicht sehen, und auf ein Licht, das ihnen zu fern ist, gerichtet ist. Er kann keine Freunde unter den Menschen haben, weil sie das, von dem er redet, nicht verstehen. Und sie *können* nicht nur, sie *wollen* auch seine Sprache nicht verstehen, weil er an alles Hergebrachte, alles Bequeme ihres Lebens rührt. Sie hassen ihn mit dem ganzen Haß der Gewohnheit, mit dem Urteil des Gewöhnlichen über das Ungewöhnliche, so daß «ihre Beurteilung des Propheten zwischen den Kategorien der Verrücktheit und des Verbrechers schwankt». Und mehr noch: das Übermäßige, das er zu verkünden hat, ist nicht nur den anderen, es ist auch ihm selbst als natürlichem Menschen zu schwer. «Das Absolute, das mit dem Propheten in das Endliche und Natürliche eindringt und dies zersprengen muß wie der Hammer, der Felsen zerschmeißt, muß auch die Natur des Propheten zersprengen.» So liegt die Wirklichkeit des prophetischen Daseins zwischen dem Wort Gottes: «Ist nicht mein Wort wie ein Feuer, ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?» und dem Aufschrei des Elia: «Es ist genug, Herr, so nimm denn meine Seele!», der im Leben jedes Propheten in irgendeiner Stunde wiederkehrt.

Und doch ist – das ist wieder das Wunder des Glaubens – in aller Verstörung seines irdischen Schicksals die Begnadung durch die Nähe Gottes so unendlich viel größer als alle menschliche Trübsal, daß «es nie einen Propheten gegeben hat, der gewünscht hätte, nicht ein Prophet zu sein.»

Hinter allen Propheten und über sie alle ragt die ganze Geschichte Israels und der Menschheit hindurch immer die Gestalt des Moses empor, den Ragaz über alle, auch die größten Propheten des Alten Bundes stellt. Er hat den einzigen, zu dem Gott von Angesicht zu Angesicht redete, mit so gewaltiger Liebe, in so übermächtiger Größe dargestellt, daß eine Steigerung über diese Gestalt hinaus innerhalb des Menschlichen nicht mehr denkbar ist.

Die dann wirklich das Menschliche übersteigende Gestalt, die am Ende des biblischen Israel das Wunder des Reiches nicht mehr verkündet, sondern selbst ist, hat Ragaz in dem Buch, das den Namen «Jesus» trägt, in der ganzen Fülle ihrer göttlichen Menschlichkeit und menschlichen Göttlichkeit sichtbar gemacht. Es ist der lebendig persönlich erschaute Christus, der auf die Erlösung alles Menschlichen und doch nicht so sehr auf die jedes einzelnen Menschen wie auf das lebendige Band zwischen allen Menschen bezogen ist: der Christus der Gemeinschaft. Es ist der Christus, der die Verkündung des Friedensreiches der Propheten fortsetzt und selbst erfüllt. «Das soziale Evangelium Christi erscheint ... als die legitime notwendige Erfüllung der prophetischen Botschaft».

Es ist aber die Gestalt Christi auch von der kosmischen Erlösung her gesehen, deren letzte und äußerste Offenbarung die *Auferstehung* ist. Und wir erkennen in dieser Darstellung der kosmischen Erlösung, der Auferstehung, daß es dies letzte Wunder und Geheimnis des Glaubens: die Überwindung des wirklichen kosmischen Todes ist, auf das in allem Ringen zwischen Leben und Tod das Ganze dieser biblischen Deutung vom Anfang bis zum Ende hindrängt.

Neben dieser Darstellung der Menschheitsgeschichte am Bild des ewigen Israel hat aber dies Buch auch noch eine andere Bedeutung. Es ist ein Ansatz, und schon mehr als ein Ansatz, zu jener geschichtsphilosophischen Deutung, die Ragaz, im Anschluß an die Forderung Christoph Blumhardts nach einer neuen, der veränderten Zeit angepaßten Bibel, noch zu geben hoffte. Denn diese Deutung ist nicht nur auf ein sich wandelndes geschichtliches Leben, sie ist auch auf ein sich wandelndes Denken bezogen, das in ihr selbst schon wirksam geworden ist. Ragaz, der für alles Lebendige Aufgeschlossene, hat das moderne Denken keineswegs nur verneint. So sehr er die übermäßige Entwicklung der Technik als eine Manifestation des falschen Absoluten, des Leblosen, Starren, des Übermäßigen, Riesenhaften, des Seinwollens des Menschen wie Gott verwarf, so sehr hat er in dem modernen naturwissenschaftlichen Weltbild, von seiner Anwendung abgelöst, die Grundlage eines neuen gläubigens Denkens gesehen. Vor allem aber war es das eigentlich philosophische Denken selbst, wie es ihm entscheidend in Bergson entgegenkam, in dessen lebendiger, intuitiver Zeiterfassung er die Möglichkeit eines neuen gedanklichen Ausdrucks für die Wahrheit des Reiches Gottes erkannte. Die neue Zeiterfassung Bergsons hat ihm die denkerische Möglichkeit gegeben, der abstrakten, mechanischen, vom Menschen eingeteilten Zeit, der «Uhrzeit», wie Ragaz sie nennt, die lebendig strömende geschichtliche Zeit als gottmenschliche entgegenzusetzen. «Sie ist die Art, wie der lebendige Gott aus seiner lebendigen Ewigkeit in die Geschichte eintritt . . . Er tritt aus der lebendigen Ewigkeit in die lebendige Zeit und wird im Flusse seiner Zeit lebendige Gegenwart.» Durch dies Eintreten Gottes in sie vollzieht sich eine Umwandlung der Zeit; die Zeit, in die Gott eingetreten ist, ist nicht die abstrakte menschliche Zeit; sie ist die uns fremde und doch dunkel vertraute, die in menschlichen Worten wunderbar einfach das Psalmwort ausspricht: «Tausend Jahre sind vor Dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache.» In diesem Wort trifft uns unmittelbar die Zeit, die unser kurzes, meßbares Leben von der Unermeßlichkeit des Lebens Gottes trennt und die uns in einer dem Denken nicht mehr erfaßbaren Tiefe mit ihr verbindet; denn es gibt sicher keinen Menschen, der sie nicht in begnadeten Augenblicken unterhalb aller meßbaren Zeit als ein tieferes, lebendiges, göttliches Strömen erfahren hat. Diese immer nur symbolisch auszusprechende Zeit ist aller abstrakten gegenüber eine gläubig erfaßte Zeit; sie ist auf die Zeit an-

gewendet das Wunder des Glaubens, auf dem das Ganze dieses Werkes ruht. Darum ist sie für die Geschichtserfassung von Ragaz konstitutiv. Sie taucht schon in dem ersten Buch, in der Schöpfungsgeschichte, auf und kehrt dann in allen Büchern wieder. Nirgends entfaltet sie ihre klärende Kraft so machtvoll wie in der Deutung, die Ragaz der von Jesus verkündeten und ausgebliebenen Naherwartung des Reiches gegeben hat. Die so einfache wie tiefsinnige Lösung dieses immer wieder aufgeworfenen Problems liegt für ihn eben in der ganz anderen Zeit, die bei Jesus der Naherwartung des Reiches zugrundeliegt. «Das Kommen des Reiches währt nach der Uhrzeit als Erwartung zweitausend Jahre; nach der Gotteszeit steht es heute so neu vor uns, wie es vor Jesus und seinen Jüngern stand . . .» Jeder Prophet sieht die Erfüllung seines Schauens in der nahen Zukunft. Denn er sieht nicht mit den Augen der Chronik, sondern mit dem Blick des Absoluten. In diesem aber geht die Zeit unter. Das gilt im höchsten Maße von Jesus, dem Propheten der Propheten. Er vertritt das Letzte und Absolute, und dieses Letzte und Absolute überträgt sich auf den Zeitpunkt der Erfüllung und wird *Nähe*. «Diese Erwartung der Nähe ist nichts als die zeitliche Form der absoluten Zuversicht auf den Sieg Gottes.» So wird aus dieser ganz anderen Zeit, die Leben vom Leben Gottes ist, die Erwartung der Nähe umgekehrt gedeutet wie in der rein eschatologischen Erfassung. Und es folgt daraus: «Es ist nicht die Erwartung der Nähe, aus der das Evangelium quillt, sondern aus dem Evangelium, das heißt aus der absoluten Zuversicht auf den Sieg Gottes quillt die Erwartung seiner Nähe.»

Es liegen ein Glanz und eine Macht des Geistes auf dem Ganzen dieses Werkes, das, soviel lebendige Quellen in ihm rauschen, letzthin dem Wunder des Glaubens entstammt. Der Glanz – dies Wort, das Ragaz als Ausdruck für die Herrlichkeit Gottes so sehr liebte – hat alle vielfach verschlungenen Pfade dieses Werkes erhellt. Es liegt auch ein Abglanz der Schöpfung: ein dichterischer Glanz über seinen Höhen; denn in Ragaz lebte neben dem leidvollen Künder der Wahrheit auch ein ekstatischer Dichter. Er hätte sonst von den letzten Dingen nicht in so leuchtenden Worten reden können. –

Das Bibelwerk ist das vorletzte Werk von Ragaz. Im Februarheft 1946 der «Neuen Wege» hat Pfarrer Trautvetter mit großer Freude und tiefer Ergriffenheit mehrere fertig vorliegende Arbeiten aus dem Nachlaß von Ragaz angekündigt; neben dem großen Bibelwerk vor allem das letzte, das Ragaz noch kurz vor seinem Tode abschließen durfte, die Geschichte seines Lebens, die er «Mein Weg» genannt hat und die noch vollenden zu dürfen, er brieflich als «eine gewaltige Erleichterung und eine große Gnade» bezeichnet hat, für die seine Seele von Dank erfüllt sei. Dies Werk, das ihm so sehr am Herzen lag, ist nie erschienen. Wir durften sein schönes und schon so aufschlußreiches Anfangskapitel «Mein Kinderland» nicht lange nach dem Tode von Ragaz auf dem Ferienkurs in

Malans hören und wurden dadurch in der Gewißheit bestätigt, wie genau dies sein letztes Werk mit dem vorletzten zusammengehört hätte. Es wäre eine subjektive Ergänzung zu dem objektiven Ertrag seines Lebens gewesen, es wäre die Darstellung der Geschichte der Sache Gottes und Christi von innen gewesen, wie Ragaz sie in seiner Zeitspanne erlebt und wie er um sie gekämpft und gerungen hat. Er wäre mit diesem Werk gleichsam auch noch persönlich unter uns geblieben. Und wir hätten seiner persönlichen Nähe grad auch heute so sehr bedurft, weil er in einer erstarrten, vom Tod und von Totem beherrschten Welt einer der seltenen Menschen war, die sich lebendig zu wandeln vermochten: ein Mensch, der aus sich wandelnden Lebensbedingungen immer neue Fragen stellte und zu immer neuen Antworten gelangte. – Wenn diese Geschichte seines Lebens jetzt noch, nach Jahren, erscheinen sollte, so wäre sie sicher noch immer von hohem menschlichem und geschichtlichem Wert; aber der Zeitpunkt, für den er selbst sie bestimmt hatte und in dem sie wie ein Blitz zündend in die stagnierende Atmosphäre einer dumpf anwachsenden Kriegsgesinnung und Kriegsgefahr hineingefahren wäre, ist vorüber. –

So müssen und wollen wir uns an das große Bibelwerk als letzte Zusammenfassung seines Lebens halten. Auch es gibt uns ja als Glaubenszeugnis sein großes Bild nicht nur von außen, sondern auch von innen. Von außen gesehen ein großer Umriß der aus dem Ewigen gedeuteten geschichtlichen Welt, ist es von innen eine menschliche Offenbarung, deren hinreißende Macht darauf beruht, daß in dem Leben dessen, der es schuf, die in unserer Welt weithin abgestorbenen biblischen Kräfte, die Kräfte des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, in letzter Tiefe lebendig waren. Und mit und in ihnen allen *die* Kraft, die ihm von seiner irdischen wie von seiner himmlischen Heimat als Flamme und Ruf eingeboren war: die *Freiheit*. Nicht nur als «Freiheit des Christenmenschen», sondern als die Freiheit Gottes und des Menschen, die er jeder Macht eines blind waltenden Schicksals, allem Zwang, allem Fatum heidnischer Welterfassung entgegenstellte. Die Freiheit Gottes, aus der allein «die herrliche Freiheit der Söhne und Töchter Gottes» entspringt, aus der er in einer ganz männlich geprägten Welt herrliche Worte auch für die Frau und die Freiheit der Frau gefunden hat, für die wir Frauen ihm nicht genug danken können.

Wie ein einsam ragender Berg des Glaubens hebt sich dies Werk über die Niederungen einer glaubenslosen Welt empor; es sammelt auf seinem Gipfel noch die späten Strahlen, die die niedrigeren Höhen nicht mehr erreichen. Es sammelt auf ihm auch die Strahlen der Morgensonne, bevor es für die Täler Tag wird. Es sendet aus seinen lebendigen Quellen nach allen Seiten Ströme ins Tal, die noch die dunkelsten Tiefen wässern. Uns bleibt in abendlicher Stunde nur der Dank für das, was an Wassern lebendigen Lebens aus diesem Werk und aus diesem Leben zu uns niederströmt.

Margarete Susman

Der Zinsgroschen

Neben Römer 13 ist es vor allem die Geschichte vom Zinsgroschen (Matthäus 22, 15–22), welche die Grundlage der kirchlichen Auffassung vom Verhalten des Christen gegenüber dem Staate bildet.

Auf diese Geschichte und vor allem auf das Wort Jesu, welches ihre Pointe bildet: «*Gebet dem Cäsar, was des Cäsars ist – und Gott, was Gottes ist!*» gründet sich die verhängnisvolle Teilung der Welt in einen religiösen Bezirk und einen profanen, oder wie die Reformatoren, insbesondere Luther, sagten: in ein geistliches und ein weltliches Reich, oder wie man heute sagt, in den Bereich der Politik und den «Raum der Kirche».

Nach dieser allgemein-kirchlichen Auffassung geht aus dem berühmten Worte Jesu hervor, daß es einen Bereich der Welt gibt, in welchem Cäsar uneingeschränkt herrschen mag, wenn nur Gott sein Reservat gesichert bleibt.

Wie verhängnisvoll diese Auffassung ist, lehrt ein Blick in die Kirchengeschichte. Von Luthers katastrophalem Versagen gegenüber den wahrhaft evangelischen Ansprüchen der erniedrigten und entrechteten Bauern bis zu der Haltung der deutschen Bekenntniskirche, deren Protest gegen die Nazibarbarei erst einsetzte, als diese den «Raum der Kirche» antastete, also sich der Dinge bemächtigen wollte, die *nicht* des Cäsars sind, statt schon am ersten Tage der Judenverfolgung und Sozialistenmorde ihre Stimme zu erheben, zieht sich ein blutroter Faden.

Es sei mir als einem extra muros Stehenden hier gestattet, das Problem exegetisch anzugehen, das heißt zu fragen: liegt in dem gedachten Jesus-Wort tatsächlich diese Zweiteilung der Welt in einen religiösen und einen profanen Bezirk beschlossen?

Zunächst möchte ich als exegetisches Prinzip folgendes in Erinnerung bringen: Es ist immer bedenklich, einen Ausspruch in der Bibel *absolut* zu nehmen, wenn es die Bibel selbst für nötig hält, uns die besondere *Situation*, in welcher der Ausspruch getan wurde, zu erzählen. Die Worte der Bergpredigt etwa müssen unbedingt absolut genommen werden, da uns die berichtete Situation zeigt, daß es sich hier um eine freie Ansprache zum Zwecke der Belehrung der Massen handelt. Ganz anders ist die Situation, in der das Wort vom Cäsar und von Gott fällt.

Jesus ist hier nicht der Anredende, sondern der Angeredete. Aber nicht der in der Wahrheit Angeredete (wie etwa im Gespräche mit Nikodemus), sondern der böswillig Versuchte. Seine Gegner, Pharisäer und Herodianer, suchen ihn staatsfeindlicher Gesinnung zu überführen, um so eine Rechtshandhabe gegen den unbequemen Wahrheitsfanatiker zu haben. Sie senden deshalb einige ihrer Jünger zu Jesus, um eine «Scheelah», eine religionsgesetzliche Frage an ihn zu richten. Es geht um die schwierige Frage der Steuer an den nichtjüdischen Herrscher. Die Fragesteller wollen eigentlich nicht belehrt werden, sondern sie wün-

schen den Befragten in seinen Worten zu fangen, um ihn auf Grund einer revolutionären Aussage den römischen Behörden denunzieren zu können.

Jesus müßte ein schlechter Psychologe gewesen sein, wenn er diese Falle seiner Gegner nicht bemerkt hätte. Er war aber gerade das Gegenteil von einem weltfremden Schwärmer, vielmehr heißt es zu Recht von ihm, «er wußte wohl, was im Menschen war» (Joh. 2,25). So handelt nun Jesus, in diese prekäre Situation gedrängt, ganz nach seiner eigenen Maxime: «Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben» (Matth. 10,16). Er ist in dieser Situation ohne Falsch, indem er seinen Gegnern glatt ins Gesicht sagt: «Ihr Heuchler, was versuchet ihr mich?», aber er ist auch schlangenklug, indem er sich nun die Zinsmünze (den Dinar) reichen läßt, und nach jüdischer Eigenart mit einer Frage auf eine Frage antwortete: «Wes ist das Bild und die Überschrift?» – So, jetzt hat er die anderen! Jetzt müssen sie *ihm* Rede und Antwort stehen. Die Gegner können nicht umhin zu sagen: des Cäsars! Und darauf antwortet Jesus nun mit dem berühmten Worte: «Gebet dem Cäsar, was des Cäsars ist, und Gott, was Gottes ist!»

Das ist die Situation, die von dem Worte nicht getrennt werden darf. Es von seinem historischen Grunde ablösen und in den zeitlosen Raum der Dogmatik stellen, heißt das Wort schon mißverstehen.

Wir gehen aber noch weiter! Martin Buber sagte mir einmal im Gespräch: Exegese ist immer eine Sache des Hörens. Das ist ein so wahres Wort, daß es keiner vergessen sollte, der sich mit der Auslegung der Bibel beschäftigt. Wir müssen also unser Ohr schärfen, um den «Niggun», das heißt den *Tonfall* zu vernehmen, in welchem dieses so verhängnisvoll gewordene Wort gesagt wurde.

Der Tonfall ergibt sich aus der Situation. Das Gespräch, dessen Pointe es bildet, ist ein *Gespräch unter Juden*. Unter palästinensischen Juden. Gegenstand des Gespräches aber ist der Cäsar, die *außerjüdische* Staatsmacht, der Repräsentant des *fremden* Imperialismus.

Man muß unter palästinensischen Juden gelebt haben, um die gewitterschwüle Atmosphäre eines solchen Gespräches ganz zu spüren. Die Situation des heutigen Judentums in Palästina vor Gründung des Staates Israel hatte ja sehr viel Ähnlichkeit mit der zur Zeit Christi. Wieder regierte der Landpfleger von Judäa als Repräsentant einer außerjüdischen imperialistischen Macht auf dem Hügel über Jerusalem, wieder stand ihm eine jüdische Schattenregierung (die Leitung der Jewish Agency und der «Waad Leumi») gegenüber. Für uns jüdische Bürger Palästinas haben Gespräche, wie das im Evangelium geschilderte, nichts Historisches. Sie sind ungeheuer aktuell für uns. Wir erlebten sie an allen Straßenecken, im Café, in der Familie. Nun wird man immer wieder eine besondere Eigenart jüdischen Verhaltens in dieser Beziehung zum fremden Imperium feststellen können, gerade in den Kreisen, die darum wissen, was Israel ist von Ewigkeit zu Ewigkeit! Eine kühle Distanz, eine

am Letzten orientierte und deshalb an der Macht desinteressierte Abstandshaltung gegenüber dem Machtkoloß zeichnet diese echtesten Juden aus. Ganz anders ist ihre Haltung gegenüber den Juden, die nicht mehr wissen wollen, um das, was Israel aufgetragen ist, die Jahwe an den Baal verraten, und sein wollen «wie alle Völker». Hier gibt es keine kühle Distanz, hier zieht «ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist» (Joh. 1,47) ordentlich vom Leder. So ist in Jesu Verhalten gegenüber seinem jüdischen Landesherrn Herodes nichts von der splendid isolation zu spüren, die seine Haltung gegenüber dem Cäsar charakterisiert. Jenen Assimilanten und Römling nennt er rundheraus einen «Fuchs» (Luk. 13,32), was immerhin eine handfeste Majestätsbeleidigung ist.

Diese seelische Grundhaltung müssen wir erwägen, um den richtigen Tonfall des Wortes vom Zinsgroschen zu hören. Ich will ihn hier durch Einklammerung des Nichtgesagt-Mitgesagten andeuten:

«*So gebet* (schon ... was ist das schon, Rosse?) *dem Cäsar* (dem ‚Goj'), *was des Cäsars ist* (er will ja doch nur Geld und wieder Geld von euch!) *und* (aber – das biblische und, «we», hat mannigfache Bedeutungen, sehr oft im AT steht es für aber – ... jetzt kommt das große Aber, auf das es allen ankommt!) *Gott, was Gottes ist!*»

Es ist das Wort eines Galuth-Juden, eines Menschen der Diaspora, das uns hier überliefert wird. Man wende nicht ein, daß Jesus doch ein palästinensischer Jude war, der noch ganz fraglos eingebettet in sein eigenes Volkstum lebte. Dieses Volkstum selbst war bereits kein autonomes mehr. Die Diaspora war ja schon in Palästina selbst eingebrochen durch die imperialistische Oberherrschaft der Römer. Diese Tatsache schuf drei Gruppen von Juden: die Assimilanten (Herodes-Partei und Sadduzäer), die Zeloten, welche der Gewalt mit Gewalt begegnen wollten und schließlich die Non-Violenz-Gruppe, die Pharisäer und Essener, aber offensichtlich auch die Jünger Jesu und Johannes umfaßte. «Non-Violenz setzt», nach einem Worte Gandhis, «alle Kraft der Seele dem Willen des Tyrannen gegenüber». Genau das taten Pharisäer und Essener und mit ihnen Jesus gegenüber dem Cäsar. Dabei wußten sie immer um die Relativität der Gewalt, die stets eines Tages einem noch Gewaltigeren weichen muß, und kein Gran Ewigkeit in sich hat.

Jesu Wort vom Cäsar und von Gott ist also aus der Zweidimensionalität der Situation zu verstehen. Zweidimensional ist sie insofern, als sie eine persönliche und eine nationale Dimension aufzuweisen hat.

Die persönliche legt es ihm aus taktischen Gründen nahe, ausweichend zu antworten, um nicht in die Schlinge seiner Feinde zu treten. Die nationale läßt ihn aus der großen, im Tiefsten wohl eschatologischen Distanz den *fremden* Herrscher als den Antipoden Gottes erscheinen, rückt ihn aber zugleich auf die Ebene minderer Relevanz.

Die Evangelien sehen in Jesus den Fortführer und Erfüller der prophetischen Botschaft. Ein Jesus, der das Wort vom Cäsar und von Gott

im *absoluten Sinne* der kirchlichen Lehre gebraucht hätte, wäre aber der Antipode der Propheten. Denn gerade die *Unteilbarkeit des Königtum* Gottes ist ja das Herzstück der prophetischen Botschaft. Jahwe ist König über alles. Es gibt kein Gebiet, das seinem Herrschaftsanspruch entzogen werden darf. Nicht Kult, Opfer, Tempel, Liturgie fordert der Gott der Propheten, sondern ein Leben der Gerechtigkeit und Liebe! Aber nicht vom Einzelnen allein fordert der Gott der Nebiim (Propheten) diese immerwährende unteilbare Verantwortung vor Ihm, sondern auch von den Völkern, über die sein Gericht ergeht, wenn sie sich gegeneinander vergehen, im Inneren und Äußeren. Nicht weil sie den Jerusalemitischen Tempelkult nicht mitmachen, ergeht über sie des Herrn Gericht, sondern weil sie Zedek und Mischpat (Recht und Gerechtigkeit) Chessed und Rachamim (Liebe und Erbarmen) nicht untereinander bewährt haben.

Ich glaube nun allerdings, durch das Herausarbeiten der Situation, so wie sie sich mir kundtut, gezeigt zu haben, daß das Wort vom Cäsar und von Gott kein absolutes ist, sondern ein situationsgegebenes. Es kann auf gänzlich anders geartete Situationen nicht rechtmäßig übertragen werden.

Die christliche Gesellschaft aber stellt eine ganz andere Position dar als die der Juden Palästinas zur Zeit Christi. Wäre der Cäsar ein *jüdischer* König gewesen, so hätte eine wie immer geartete Zweiteilung in seinen Herrschaftsbereich und in den Gottes nicht einmal gedacht werden können. Denn der König ist ja im israelitischen Staate Gottes Gesalbter und Vikar. Ein gleiches gilt für den christlichen König, den christlichen Staat im allgemeinen. Ich will hier nicht auf den in sich widerspruchsvollen Begriff des christlichen Staates eingehen. Hier handelt es sich nur darum, daß in einem Staate, dessen Volk und Regierung in irgendeiner Form sich christlich nennen (und das trifft heute noch auf alle europäischen Staaten außer der Sowjetunion zu; sogar Nazi und Faschisten bleiben dem Namen nach zumeist Christen), eine Trennung in Cäsars und Gottes Bereich nicht aus dem gedachten Worte Jesu abgeleitet werden kann.

Der Jude der Galuth (Diaspora) hatte ja als Nicht-Römer gar keinen Einfluß auf den Bereich des Staates. Er stand außerhalb des Machtkreises des Imperiums oder nur rein passiv in ihm. Der Christ in der christlichen Gesellschaft aber steht inmitten der Seinigen und ist daher mitverantwortlich für die Organisationsform dieser Gesellschaft und endlich für die Obrigkeit, die sie sich gibt. Er kann nicht einen Bereich in dieser Gesellschaft erkennen, der nicht unter Gottes Wort gestellt ist. Den Cäsar, von welchem Jesus spricht, hat das Wort Gottes, das an Israel ergangene, noch gar nicht erreicht. Aber den christlichen Kaiser oder König oder Ministerpräsidenten oder Führer oder Duce hat es erreicht. Es gibt hier keine Scheidelinie mehr zwischen dem Fremden und dem Eigenen, zwischen Cäsar und Gott.

Ich hätte als Jude nicht gewagt, diese exegetischen und doch mehr

als exegetischen Bemerkungen zu einem Worte Jesu zu machen, wenn nicht auch mir diese brüderliche Stimme zur Situation meines eigenen Volkes spräche. Israel kennt eine Maxime wie die angeführte in seinen heiligen Schriften nicht. Aber in der Praxis verfährt das heutige Judentum, zumal im Lande Israel, ebenfalls nach der kirchlichen Doktrin vom Herrschaftsbereich des Cäsars und dem Gottes. Die Fragen der Religion werden sorgsam getrennt von denen der Realpolitik. So hat man dem Schreiber dieser Zeilen wiederholt vorgeworfen, er bringe die Bibel und die Politik durcheinander – zum Schaden beider. Allen ausgesprochenen und unausgesprochenen Versuchen einer Aufteilung der Welt in Gottes und Cäsars Ressort aber muß der *Monismus Israels* entgegengehalten werden in Lehre und Tat: der *Eine* Gott ist der Herr über die *ganze* Welt!

Schalom Ben-Chorin

China, der erwachte Löwe

Im Maiheft der «Neuen Wege» (siehe: China, der erwachende Löwe) endeten wir unsere Betrachtung mit dem Abschluß der ersten Etappe des neuen Chinas, dem Tode Sun Yatsens am 12. März 1925.

Ein Jahr vor seinem Tode hatte er den Kuomintang, seine «Nationale Volkspartei», nach Kanton einberufen, um ihr ein revidiertes Aktionsprogramm vorzulegen. Drei wesentliche Erfahrungen sollten durch das neue Programm verwertet werden.

1. Erfahrung: Eine totale Revolution läßt sich nicht mit gewaltlosen Mitteln *allein* zum Erfolge führen. Jede Revolution hat Gegenrevolution zu erwarten. Im Falle Chinas waren es die Nutznießer der gestürzten Regierung und die Militärs mit ihren Freischaren, die durch Aufstände und Sabotage den Neubau und die Einigung des Landes verhinderten. Nur Gewalt kann sie in Schach halten.

Schlußfolgerung: die von General Chiang Kai-Shek ins Leben gerufene Armee muß vergrößert werden.

2. Erfahrung: Echte Demokratie kann nicht aus der Erde gestampft werden. 300 Millionen Analphabeten können nicht über Nacht als verantwortliche Staatsbürger fungieren.

Schlußfolgerung: Als Provisorium müssen wir die Diktatur einer Einparteienregierung annehmen, die das Volk etappenweise zu immer größerer Beteiligung an der Regierung erziehen soll.

3. Erfahrung: Dr. Sun, der warme Anhänger westlicher Ideale von Freiheit und vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, der sich die amerikanische Verfassung zum Vorbild für eine chinesische Republik genommen hatte, war schwer von den westlichen Demokratien enttäuscht worden. Sie hatten ihm schnöde jeden Beistand, sogar eine verzinsliche An-

leihe, verweigert. Dagegen hatte Sowjetrußland ihm in freundschaftlicher Weise die erbetene Hilfe gewährt, ohne daß er von seinem Anspruch, chinesische Dinge auf chinesische Weise zu regeln, einen Deut aufzugeben hatte.

Schlußfolgerung: Wir streben nach Freundschaft und Zusammenarbeit mit allen Völkern, geben aber Rußland den Vorzug. Es hat ähnliches durchgemacht wie wir und führt das Ideal der Völkersolidarität nicht nur im Munde, sondern betätigt es praktisch. Wir werden die chinesischen Kommunisten als vollberechtigte Mitglieder in die Partei aufnehmen unter der Bedingung, daß sie sich der Parteidisziplin fügen.

Zur dritten Erfahrung noch eine kurze Betrachtung. Weshalb hatten die westlichen Demokratien Dr. Sun den erbetenen Beistand verweigert, wußten sie doch, daß er ihr Freund und Bewunderer war, daß er den gleichen Befreiungskampf für sein Volk geführt hatte wie sie, und um die gleichen Ideale, deren sie nicht aufhören, sich als ihrer heiligsten Güter zu rühmen?

Antwort: Ideale und Geschäft gehören in zwei verschiedene Fächer des nationalen Registrierschrankes, wobei dem «Geschäft» entschieden das obere Fach zukommt. Sie wußten, daß ein freies, demokratisches China logischerweise von ihnen die Aufgabe ihrer Eroberungsrechte in den Hafenstädten fordern werde, daß es mit den «ungleichen Verträgen» zu Ende sei. Es durfte ihnen nicht zweifelhaft sein, daß Dr. Sun eine Persönlichkeit war, mit dem eine Regelung in Gerechtigkeit und Güte gefunden werden konnte. Aber im Gefühl ihrer Macht und in kurzsichtiger Selbstsucht wollten sie nichts an materiellen Vorteilen für ihre Ideale opfern.

Die heutige Entwicklung wirft ein grelles Licht auf den Irrtum der Allzuklugen. Hätten sie dem neuen China brüderlich geholfen, dann hätte es seine Demokratie ohne Zweifel schneller befestigen können, dann könnte es vielleicht heute die demokratische Brücke zwischen Ost und West sein. Ja, vielleicht wäre es dann nie zu dieser bösartigen Rivalität zwischen den zwei Gegenspielern gekommen. Heute ist Rußland durch die ergebene Anhängerschaft von 400 Millionen Chinesen außerordentlich gestärkt. — Auf lange Sicht macht sich der Sittenkodex der Bergpredigt auch in der Hohen Politik bezahlt. Durch seine Nichtbeachtung graben sich die Völker ewig das eigene Grab.

Dr. Suns neues Programm wurde angenommen. In den drei folgenden Jahren war die Arbeit des Kuomintang von seinem guten Geiste beseelt und trug Früchte. Bauern, Arbeiter und Studenten wurden gewerkschaftlich organisiert, das Gerichtswesen modernisiert, Handel und Industrie ausgebaut, die Verkehrswege erweitert, so daß mehr und mehr verstreute Dörfer mit materiellen und geistigen Gütern versorgt werden konnten. General Chiang Kai-Shek arbeitete mit dem russischen Berater Borodin und der Whampoa-Militärakademie an dem Ausbau der nationalen Armee, mit deren Hilfe es gelang, die südlichen Provin-

zen zu einigen und im Frühling 1927 auch das Tal des Jangtsekiang und das Gebiet um Schanghai unter die Herrschaft des Kuomintang zu bringen. Die marodierende Soldateska in diesen Gebieten war beseitigt. In größerer Ruhe und Einigkeit sah das Land den Weg zum Aufstieg vor sich.

Da trat im Sommer 1927 ein Ereignis ein, das die Lage umkehrte. Chiang Kai-Shek machte eine Schwenkung von 180 Grad und stellte sich auf die Seite der inzwischen in die Partei eingedrungenen reaktionären Elemente. Schanghaier Bank- und Handelsherren zusammen mit den feudalistischen Landherren erreichten es, daß Chiang die russischen Berater nach Hause schickte, die Kommunisten aus der Partei hinauswarf und eine erbarmungslose Ausrottungsaktion gegen sie unternahm, um den Weg rückwärts zum alten Ausbeutungssystem freizumachen.

Der Kuomintang war gespalten. Sein rechter Flügel ließ sich, mit Chiang als Präsidenten, in Nanking nieder. Der linke welkte dahin.

Hierüber, wie über die weitere Entwicklung bis zum Jahre 1949 steht uns ausgezeichnetes Informationsmaterial in dem von der amerikanischen Regierung herausgegebenen Weißbuch: «Die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu China» zur Verfügung. Diese amtliche Publikation, mit einer Einführung von Staatssekretär Dean Acheson, umfaßt mit Dokumentenanhängen 1054 Seiten und gibt ein vorwiegend objektives, vollständig dokumentiertes Bild der Ereignisse.

Wir finden da auf Seite 44 einen kurzen Bericht über das in der Welt so gut wie unbekannte Blutbad von 1927. Es heißt dort: «Im März 1927 führte er (Chiang) die erste Säuberungsaktion gegen die Kommunisten in Schanghai durch und etwas später eine ähnliche in Kanton, wobei mehrere Hunderttausend ihren Tod fanden.»

Aus dem Weißbuch ist ersichtlich, wie nach und nach das chinesische Volk von neuem das Opfer einer korrupten, völlig amoralischen Oligarchie wurde, die es aussaugte und seinen Aufstieg zurückhielt. Das Weißbuch stellt fest (Seite 49), daß das «Hauptziel ihrer Politik die Ausrottung der kommunistischen Pest» sei.

Was wurde aus den Überbleibseln des kommunistischen Blutbades von 1927? Einige hundert ausgehungerte, zerlumpte Burschen verkrochen sich in den ländlichen Provinzen Hunan und Kiangsi im Süden. Dort bestanden bereits Bauern- und Arbeiterräte. Mit ihnen arbeiteten die beiden hervorragenden Führer Mao Tse-tung und Chou En-lai, die beide dem Massaker entkommen waren und niemals verraten wurden, obgleich Riesensummen auf ihre Köpfe gesetzt waren. Sie organisierten die Landverteilung, schafften Opiumrauchen, Prostitution, Kindersklaverei ab, setzten die Pachten herunter, reformierten das Steuerwesen, richteten Schulen und Gesundheitsfürsorge ein. Sechs Jahre später, im Jahre 1934, waren dort im Süden und in andern verstreuten Teilen des Landes 50 Millionen Chinesen nach den Plänen von Sun Yatsen organi-

siert. Chiang mußte seinen Vernichtungskampf von neuem beginnen. Und er tat es auch.

Nach seinem Volte-face im Jahre 1927 hatte er das dörfische Nanking zum Sitz des Kuomintang gewählt und baute diese Stadt zu einer modernen Metropole mit imposanten Regierungsgebäuden, Geschäftsvierteln, Schulen und anderen Kulturanstalten aus. Siebenundzwanzig vom Völkerbund gesandte Sachverständige halfen ihm, Landstraßen auszubauen, Flüsse zu regulieren, die Landwirtschaft zu modernisieren. Gewiß, er wollte ehrlich etwas für die Hebung des Volkes tun und machte sich selbst daran, einen Veredelungsplan auszuarbeiten, den er «Neu-Lebensbewegung» nannte. Der einleuchtende Hauptgrundsatz dieser Bewegung war: Der Einzelne muß anfangen, an seiner Vervollkommnung zu arbeiten, ehe die Gesamtheit eines Volkes gehoben werden kann. Also eine Art Oxfordbewegung à la Buchmann. Die Neu-Lebensbewegung verlangte von jedem Chinesen: einfachen, ehrlichen, tätigen Lebenswandel, äußere und innere Sauberkeit, Verbesserung der Umgangssitten, Abstinenz von Rauchen und Trinken usw. Madame Chiang Kai-Shek stand ihrem Gatten eifrig bei, den Ehrgeiz von hoch und niedrig zu schüren, der Bewegung nachzuleben. Trotzdem verfiel sie bald dem Volksspott. Denn es stellte sich heraus, daß vornehme Persönlichkeiten vor den Leuten Musterschüler der Bewegung waren, sich aber unter sich schadlos zu halten wußten.

Das einfache chinesische Volk hat den Ruf, das ehrlichste der Welt zu sein. Aber seine Beherrscher hatten — mit Ausnahmen — für Ehrlichkeit nichts übrig. Am Hofe von Chiang Kai-Shek erhob schamlose Unsittlichkeit ihr Haupt. Der amerikanische Historiker Frederick L. Schuman schildert in seinem zeitgenössischen Geschichtswerk «International Politics» (1948) die Nankinger Zustände wie folgt: «Die Kungs und Soongs wurden zum Symbol der Korruptions- und Vetternwirtschaft im Kuomintang. Die Partei bestand zum größten Teil aus einer käuflichen Rotte militärischer und ziviler Freibeuter, die in nichts interessiert waren, als durch Bestechungen und Schiebungen kolossale Reichtümer anzusammeln.» Professor Schuman fügt hinzu: «Die wohlorganisierte Reklame, die Chiang mit einer Helden-Gloriole umwob, ihn als edlen Staatsmann und großen Feldherrn darstellte, fällt in nichts zusammen im Anblick unerbittlicher Tatsachen und zuverlässiger, unwiderlegbarer Zeugnisse.»

Im Jahre 1931 fielen die Japaner ohne Kriegserklärung in die zu China gehörende Mandschurei ein, überrannten, ohne Widerstand zu finden, die ganze Provinz und setzten einen Marionettenkaiser ein. Generalissimus Chiang wandte sich hilfesuchend an den Völkerbund, der bekanntlich jämmerlich versagte. Chiang besaß zwar ein Heer von mehreren hunderttausend Mann, mit modernen Waffen ausgerüstet und von deutschen Offizieren geschult. Er brauchte es aber in seinem Bürgerkrieg gegen die «roten Banditen». Wir berichteten schon, zu welcher imposan-

ten Zahl sie von neuem angewachsen waren. Das amerikanische Weißbuch sagt darüber (Seiten 44 bis 45): «In fünf ‚Ausrottungsfeldzügen' versuchte der Generalissimus in den Jahren von 1930 bis 1935, die Kommunisten zu vernichten ... Feldzug 4 und 5 waren von den deutschen Generälen Von Seeckt und Von Falkenhausen entworfen worden. Mehrere hunderttausend Soldaten waren aufgeboten worden, ohne daß die Ausrottung gelang. Das einzige, was der letzte Feldzug zustande brachte, war, daß er die Rote Armee, dazu die Bauern mit Frauen und Kindern, von ihren Ansiedlungen in Süddhina verjagte und sie durch den ‚Langen Marsch' von 1934 bis 1935 gen Nord-West trieb».

Der amerikanische Journalist und Asienforscher, Mitarbeiter der Illustrierten «Saturday Evening Post», Edgar Snow, gibt in seinem Buch «Der Rote Stern über China» ein anschauliches Bild dieses «Langen Marsches» sowie des Anführers der chinesischen Kommunisten, Mao Tse-tung. Als das Buch 1937 herauskam, erlebte es zahllose Auflagen. Damals war die Weltmeinung noch nicht an der Roten-Psychose erkrankt und das Wort «Kommunist» hatte noch nicht das Odium eines unsäglich abscheulichen Verbrechers. Die «gute» Gesellschaft verschlang diesen Augenzeugenbericht über phantastische Menschen und Entwicklungen, von denen bisher noch keine Kunde zu ihnen gedrungen war.

Im Sommer 1936 brach Edgar Snow von Peking auf nach Yenan, dem Hauptquartier Mao Tse-tungs in der Provinz Shensi, südwestlich von Peking.

Die folgenden Angaben über die seltsame Stadt Yenan entnehme ich dem Buch «Das China von Morgen», 1948, der amerikanischen Journalistin Anna Louise Strong, die im Jahre 1947 die Stadt per Flugzeug besuchte.

Yenan, seit 12 Jahren die Hauptstadt der aus dem Süden vertriebenen Kommunisten, liegt zwischen dürren Hügeln nahe der mongolischen Grenze. Sie war mit Mauern umgeben gewesen, bevor die Japaner Mauern und Wohnstätten zerbombt hatten. Vom Flugzeug aus sieht man die uralten und neuen, in die Felsen gehauenen Höhlenwohnungen. Nach außen sind sie durch eine Gitterwand, in die mit durchsichtigem Reispapier abgedichtete Fenster eingelassen sind, abgeschlossen. Die Bewohner holen sich ihr Wasser von der Pumpe, brennen Kerzen und Kerosinlampen, verfügen über ein oder mehrere Zimmer. Nahe vom Hauptquartier des Mao Tse-tung liegt der «Radiohügel», der durch einen Dynamo mit elektrischem Strom versorgt wird. In seiner Kellerhöhle arbeitet eine Druckerpresse und bringt auf braunem Papier die Yenaner Tageszeitung heraus. 500 Fuß höher wohnt die Journalisten- und Radiomannschaft in einer mit Antennen versehenen Höhle. Jünglinge mit Hochschulbildung und Sprachkenntnissen sitzen mit Kopfhörern an Radioapparaten und horchen Nachrichten aus aller Welt ab. Was nicht in die Zeitung kommt, wird in Sonderberichten für das Hauptquar-

tier zusammengestellt. Dieses steht in ständiger Radioverbindung mit den Ortsvorständen der befreiten Gebiete und den Feldlagern der über Nordchina und die Mandschurei zerstreuten Heeresteile.

Edgar Snow wurde in diesen Höhlenwohnungen bald heimisch. Sie gewähren Schutz vor Überschwemmungen und Bombenangriffen. Viele Abende saß er dort mit Mao Tse-tung und ließ sich erzählen, was er brennend zu wissen wünschte.

Zuerst wollte er etwas von seinem Leben erfahren. Und Mao erzählte bereitwillig, daß er 1893 als Bauernsohn in der Provinz Hunan geboren wurde, früh, von Lernbegierde getrieben, sein Dorf verließ, in die nächste größere Stadt ging, dort eine moderne Schule besuchte, später eine Normalschule, an der er das Lehrerexamen machte. In der Provinzialbibliothek verdiente er sich als Bibliothekarsassistent seine vier Teller Reis täglich und was sonst noch zum Leben nötig war. Nebenbei las und las er: die alten Chinesen und die alten Griechen, Spinoza, Goethe, Kant, Hegel, Rousseau. Die Gedanken Sun Yatsens packten ihn, und seine erste politische Tat war ein Aufruf, Sun aus der Verbannung heimzurufen, den er an die Schulwand anschlug. Seine zweite Tat war die Gründung einer Anti-Zopfbewegung unter den Studenten. Nach dem Wuchangaufstand und dem Sturz des Kaisertums schloß er sich Suns kleiner Revolutionsarmee an, die für die Niederschlagung von Gegenrevolutionären zu sorgen hatte. Jahre hindurch härtete er seinen Körper durch Fußwanderungen in Wind und Wetter, bei kärglichster Kost, gleichzeitig seine Kenntnisse von Land und Leuten vermehrend. Geistig suchte er nach einem festen Punkt im Getümmel der Ideologien und nach einem Ziel für seinen überbrausenden Tatendrang.

Die russische Revolution zerteilte die Nebel vor seinem geistigen Auge. Er las Marx und verwandte Schriftsteller. Als im Mai 1921 ein hervorragender Literaturprofessor der Universität Peking mit andern Intellektuellen in Schanghai die Kommunistische Partei Chinas gründete, schloß sich Mao ihr an.

Wie wir hörten, legalisierte Sun Yatsen im Jahre 1924 die Mitgliedschaft von Kommunisten in dem Kuomintang durch sein neues Aktionsprogramm. Mao teilte seine Meinung, daß man in China etappenweise mit allen Schichten der Bevölkerung arbeiten müsse. Aufräumung mit dem feudalistischen Ausbeutersystem, jedoch Zusammenarbeit mit wohlgesonnenen Nichtkommunisten. Sozialismus und Kommunismus das Ziel, aber noch in weiter Ferne!

Mao ist in glücklicher Ehe mit einer ehemaligen Schullehrerin verheiratet. Seine erste Frau wurde 1930 bei einem Studentenaufstand getötet.

«Wie war es mit dem ‚Langen Marsch'?» fragte Edgar Snow seinen Gastfreund? Hier ist kurz zusammengefaßt, was Mao berichtete.

Hunderttausend durchbrechen den Todesring

Als Chiang Kai-Sheks Armeen nach den Plänen von Von Seeckt und Von Falkenhausen die Ansiedlungen von Hunan und Kiangsi zu umzingeln drohten, um endgültig Schluß mit der «Roten Pest» zu machen, brachen am 16. Oktober 1934 Soldaten, Bauern, Arbeiter mit Frauen und Kindern, 100 000 an der Zahl, aus und machten sich unter der Führung von Mao Tse-tung auf den Marsch nach der nördlichen Provinz Shensi. Auf Eseln und Mauleseln führten sie Waffen und Munition, Hausrat, Nahrungsvorräte, ja, sogar auseinandergenommene Maschinen mit sich auf den Marsch über das unwegsamste Gebiet von 6000 Meilen (zweimal die Ausdehnung der Vereinigten Staaten vom Atlantischen zum Stillen Ozean). Sie überschritten 18 Gebirgsketten, 24 reißende Ströme, oft in Zickzackwegen, um sich gegen Chiangs Bomben zu decken. Mehr als 20 Zusammenstöße mit Chiangs Soldaten mußten ausgefochten werden. Tausende blieben auf der Strecke. Aber nichts konnte sie entmutigen. Das Gebiet, das sie durchquerten, war von 200 Millionen Menschen bewohnt.

Kamen sie in eine Ortschaft, dann belehrten sie die versammelten Massen durch dramatische Darstellungen und Lieder über ihre Gedanken von Freiheit, Gleichheit und Demokratie. Niemals plünderten sie. Sie erklärten den Massen ihre Reformpläne und ihre Absicht, die Japaner aus dem Lande zu treiben. Wenn sie abzogen, ließen sie geschulte Gruppen zur Weiterverbreitung ihrer Ideen hinter sich. Die Lücken, die der «Lange Marsch» in ihre Reihen riß, wurden zum Teil von Mitwanderen, darunter viel Deserteuren von Chiangs Heeren, ausgefüllt.

Doch nur 40 000 erreichten nach mehr als einem Jahr das Ziel, die Shensi-Provinz.

Der «Lange Marsch» war die Opfer wert, denn er rettete die Sache des Neuen Chinas. Welch ein Epos des Lebenswillens und der Glaubenskraft! Welch ein Triumph des Geistes über die Materie! Und welch eine Bestätigung der Wahrheit, daß eine Sache des Fortschrittes, wenn sie reif geworden ist, sich gegen alle Hindernisse durchsetzt!

In Yenan mußten sie aus dem Nichts aufbauen. Erstaunlich ist es, wie sehr die Kunst zu ihren elementaren Lebensbedürfnissen gehört. Wo immer sie sich niederlassen, da entsteht ein Theater, eine Truppe von Künstlern, die sich ihre Possen und Dramen selbst schreiben. Von der Leiterin einer solchen Schauspielertruppe in Yenan erfuhr Edgar Snow, daß die Bauern von weit her kommen, um sich an der Vorführung zu ergötzen. Ja, es kommt vor, daß eine wandernde Truppe, wenn sie sich einer «weißen» Provinz nähert, heimlich eine Aufforderung von Kuomintangsoldaten bekommt, bei ihnen zu spielen. Wenn sie es tut, dann sitzen «weiße» und «rote» Soldaten friedlich als Zuschauer beieinander und ergötzen sich. Und mancher Weiße wird im geheimen rot.

Als Edgar Snow friedlich dem großen Mao gegenübersaß und seinen

phantastischen Erzählungen lauschte, ging es in Nanking weniger friedlich zu. Das ständige Vorrücken der Japaner und Chiangs Gleichgültigkeit dagegen wurde dem geduldigen Volke schließlich zuviel. Studenten revoltierten und beschuldigten Chiang des Verrats, und im Winter 1936 «kidnappte» ihn einer seiner Generäle und ließ ihn nur unter der Bedingung frei, daß er gelobte, sich mit der Roten Armee der Kommunisten zu gemeinsamer Kampffront gegen die Japaner zu einigen. Er versprach es, und ein Übereinkommen kam zustande. Die «weißen» und die «roten» Soldaten zogen gemeinsam in den Kampf. Aber bald war wieder alles beim alten, und die Roten hatten allein die Last des Widerstandes zu tragen.

Nach dem Überfall der Japaner auf Pearl Harbor im Dezember 1941 war es für die Amerikaner lebenswichtig geworden, Chiang zum Kampf anzutreiben und ihn in jeder erdenklichen Weise zu unterstützen. Auf der ausgebauten Burmastraße strömten Waffen und Munition nach China.

Im November 1943 zogen Roosevelt und Churchill Chiang zu ihren Beratungen in Kairo zu, versprachen ihm nach dem Sieg die Rückgabe aller von Japan geraubten Gebiete, einschließlich Formosas, und machten China zum fünften Mitglied der «Großen Fünf».

Doch Chiang Kai-Shek änderte seine Haltung nicht. Die Mißwirtschaft des Kuomintang führte zur Zerrüttung der Staatsfinanzen. Die Inflation nahm katastrophale Formen an.

Präsident Roosevelt sandte nacheinander Vizepräsident Wallace und die Generäle Hurley und Stilwell in die damalige Hauptstadt Chunking, um Ratschläge zu erteilen und einem erneuten Bruch mit den Kommunisten entgegenzuarbeiten. Es half nichts. Chiang hielt 300 000 Mann seiner besten Truppen in Reserve, um sie nicht gegen die Japaner, sondern gegen die Kommunisten einzusetzen.

Das amerikanische Weißbuch enthält (Seite 68) einen Bericht von General Stilwell an Präsident Roosevelt, in dem es heißt:

«Chiang Kai-Shek hat nicht die geringste Absicht, sich für die Fortsetzung des Krieges anzustrengen. Jeder, der es wagt, ihn dazu zu ermuntern, wird eingesperrt oder sonstwie beseitigt. . . Er ist der Ansicht, daß unsere Erfolge im Stillen Ozean ausreichen und daß er nicht nötig hat, sich anzustrengen und die bittere Pille der Verständigung mit den Kommunisten zu schlucken. Er meint, er könne uns weiter Geld und Waffen abzapfen, und wenn wir ihm nicht zu Willen sind, uns drohen, nicht mehr mitzumachen. Er denkt gar nicht daran, unserm Rat zu folgen und demokratische Reformen in der Regierung einzuführen oder eine Einheitsfront mit den Kommunisten zu bilden. Er selbst ist das Haupthindernis gegen die Einigung Chinas und gegen wirksamen Widerstand gegen Japan. Um sich an der Macht zu erhalten, die sich allein auf seine reaktionäre Diktatur und auf seine Gestapo stützt, die jeden demokratischen Gedanken unterdrückt, wird er uns weiter hinhalten und Anleihen . . . aus uns herauspressen.»

Soweit General Stilwell. Er hielt es nicht lange in Chunking aus und bat um seine Entlassung. In seinem Abschiedsbericht sagt er am Schluß (Seite 70): «Wir würden mehr erreicht haben, wenn wir Chiang unter Druck gesetzt hätten, entweder mit uns zu arbeiten, oder — wenn er dies nicht für möglich hält — daß wir dann jene Elemente in China unterstützen würden, mit denen wir Aussicht haben, zum Ziel zu gelangen.»

Zum Unglück wurde General Stilwell nicht gehört, und Chiang wurde weiter mit Milliarden Dollars unterstützt (und wird vielleicht noch weiter unterstützt werden), um die echten chinesischen Patrioten auszurotten. Diese sind heute, mit Ausnahme von Formosa und Hongkong, im Besitz des ganzen Landes. Die Heerscharen von Chiang, seine amerikanischen Bomber und Raketenflieger, sie gingen alle zur andern Seite über, und die Parasiten an seinem Hofe brachten ihre Schätze — und zum Teil sich selbst — nach Amerika in Sicherheit. Einsam auf der Insel Formosa, hofft Chiang auf den dritten Weltkrieg, der ihm Land und Ruhm wiedergeben soll.

Das neue China wird inzwischen unter großen Mühen, aber mit begeisterter Hoffnung, vom Volk und seinen Führern ausgebaut. Über die Verhältnisse und die Stimmung im Lande ist hier in Amerika von westlichen Missionaren durch Wort und Schrift Kunde zu uns gedrungen. Sie alle sind zweifellos keine Kommunisten, halten zur demokratischen Freiheit, wie man sie in ihren Heimatländern versteht. Doch erkennen sie durchweg an, daß man die Lage in China mit andern Maßen messen muß, daß ein neuer Geist der Ehrlichkeit und Sauberkeit, der Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit eingezogen ist, wie man ihn nie im offiziellen China gekannt hat.

Aus einem Bericht des «Nationalen Christlichen Kirchenrates» in China an die amerikanische Wochenschrift «The Christian Century» vom 12. April 1950 entnehmen wir das folgende:

«Die Befreiung des Arbeiters ist heute Regierungspolitik in China. Wir sind dessen froh. Denn die christliche Kirche hat immer die Bildung von Angestellten und Arbeitern durch ihre Wohlfahrtseinrichtungen gefördert... Seit kurzem haben soziale Einrichtungen und wissenschaftliche Forschungen in China Fortschritte gemacht, die alles übertreffen, was die Kirchen dafür tun konnten. Aber die Kirche ist nicht bedrückt darüber, sondern voll Freude... Sie wird heute und in Zukunft zusammen mit den Leitern der Volksregierung ihre Pflicht als Dienerin des Volkes fortführen... bereitwillig Kritik annehmen und vergangene Fehler gutzumachen suchen.»

Von einer Augenzeugin hörte ich einen Bericht über den Einzug der Roten Truppen in Peking im vergangenen Jahre. Sie erzählte von der ängstlichen Spannung, mit der die Missionarskreise diesem Ereignis entgegensahen. Ihre Furcht war unbegründet. Die Roten Soldaten zogen

gleich friedlichen Pfadfindern ein. Ihre Disziplin war tadellos. Nichts von Plünderungen und Vergewaltigungen und was sonst kriegsverhärtete Soldaten zu tun pflegen. Nicht eine Zigarette durften sie ohne Bezahlung annehmen. Wenn sie ohne Belästigung von Zivilisten kein Quartier finden konnten, machten sie sich ihr Nachtlager auf dem Straßenpflaster. In ländlichen Gegenden gingen sie gleich daran, den Bauern zu helfen. Die Eigentümer der Landgüter, der Fabriken und Großgeschäfte wurden nicht abgesetzt, sondern aufgefordert, weiterzuarbeiten. Das gleiche wurde den Beamten gesagt. Sie scheinen sich mit ihren Reformen nicht zu überstürzen. Den Kirchen wurde Wohlwollen zugesagt, solange sie das Aufbauwerk nicht stören.

Eine leuchtende Persönlichkeit im neuen China ist Madame Sun Yatsen, die Witwe des Vaters der Republik. Während der härtesten Kommunistenverfolgungen weilte sie in Moskau. Nach ihrer Rückkehr arbeitete sie praktisch und anfeuernd mit den kommunistischen Reformern. Heute nimmt sie sich vornehmlich der Kinder an, unterrichtet in Kindergärten und Schulen und ist Vorstand des «Hilfsfonds für China».

Wir begannen unsere Betrachtungen über China im Maiheft mit der Wiedergabe eines Artikels: «Das größte Ereignis des 20. Jahrhunderts». Die Verfasserin war Ching-ling Soong, Studentin an der Macon-Universität in Amerika, heute Madame Sun Yatsen.

Wir wollen unsere Betrachtungen mit einem Artikel schließen, den Madame Sun Yatsen am 27. Mai 1950 zum ersten Jahrestag der Befreiung Schanghais schrieb.

Ein ereignisreiches Jahr

ist im Fluge verflossen, seitdem Schanghai von dem Albdruck der Knechtschaft zu neuem Leben erwachte. Ewigen Dank schulden wir der Befreiungsarmee unseres Volkes.

Dieses Jahr war ein Jahr des Lernens. Wir haben etwas über uns selbst gelernt. Wir haben etwas über unsere Stadt gelernt. Wir haben etwas über unsere Zukunft gelernt.

Was haben wir über uns selbst gelernt?

Wir haben entdeckt, daß das chinesische Volk eine Fülle an Kraft, an überquellendem Lebenswillen und ein Genie besitzt, das sich an jede Aufgabe heranwagen darf und jede Schwierigkeit überwinden kann. Wir brauchen diese Kraft. Denn die Aufgaben, die vor uns liegen, sind nicht einfach. Wir haben eine völlige Umwälzung unserer Wirtschaft nötig, damit sie zum Besten aller arbeiten kann und unsere Feinde matt setzt. Aber schon dieses erste Jahr zeigt uns, daß wir es schaffen werden. Wir sehen unsern Himmel rein von feindlichen Bombern und unsere Befreiungsarmee auf den Inseln Hainan und Schuschan. Wir sehen, daß die Stabilisierung der Preise für die lebensnotwendigen Bedürfnisse möglich ist. Und noch mehr: wir sehen die Möglichkeit, unserer Stadt

und unserm Lande zu einem Wohlstand zu verhelfen, wie ihn unsere lange Geschichte nicht aufzuweisen hat.

Wir werden dies vollbringen, weil unser Volk stark ist. Wir werden dies vollbringen, weil unsere Regierung im Volke verwurzelt ist. Das ist es, was wir im ersten Jahre der Freiheit über uns selbst gelernt haben.

Was haben wir über unsere Stadt gelernt? — Wir haben gesehen, daß die Augen des ganzen Volkes auf Schanghai gerichtet sind. Schanghai ist das Symbol des Kampfes gegen todbringenden Imperialismus, gegen die Ruchlosigkeit kalter, kapitalistischer Spekulation. Diese Plagen haben den Rücken unserer Bürger fast vom ersten Tage von Schanghais Bestehen an gebeugt. Deshalb kämpfen wir dafür, Schanghai zu einer Stadt des Volkes zu machen, zu einer Stadt, deren Werke für alle arbeiten.

Die Arbeiter des Nordostens rufen uns zu: «Bald werdet ihr, wie wir, keine Arbeitslosen mehr haben! Steht fest im Kampf! Sie stärken unsern Glauben durch ihre Sendungen an unsere Arbeiter, die durch die Bomben und Blockaden unserer Feinde arbeitslos geworden sind. Die Bauern aus dem Innern senden uns Korn, das den Verlust unserer Vorräte ausgleichen soll. Es ist ein Ausdruck des Vertrauens in das Volk von Schanghai. Es sagt unsern Kaufleuten und Industriellen, daß die Landaufteilung, die die Kaufkraft der Bauern stärkt, einen wachsenden Absatzmarkt für ihre Erzeugnisse schafft.

Die Geschäftsleute von Schanghai, die noch vor sechs Monaten stöhnten, weil sie die Regierung nicht verstanden, beginnen zu verstehen und willig mitzuarbeiten. Sie sind zu der Einsicht gekommen, daß die üblen Folgen von Imperialismus, Kompradorismus (Geschäftemachen zum Besten der Eindringlinge und zum Schaden des Volkes) und Bombenangriffen nicht in einem Tage beseitigt werden können. Zuerst erwarteten sie Wunder von der Volksarmee und der Kommunistischen Partei. Heute haben sie gelernt, daß nichts geschafft wird, wenn man auf Wunder wartet. Siege werden nur errungen durch harte Arbeit, Findigkeit und Hingabe.

Was haben wir über unsere Zukunft gelernt? — Wir haben gefunden, daß unsere Volksrepublik einem ungewöhnlich kräftigen, gesunden Säugling gleicht. Wir sind den Kinderkrankheiten des Säuglingsalters unterworfen, aber wir haben auch seine Elastizität und Zähigkeit. Es ist keine Frage, daß wir heranwachsen und reif werden, fähig, Kraft aufzuspeichern und unsern eigenen Weg in der Welt zu finden.

Eines unserer ererbten technischen Übel ist die Unzulänglichkeit unserer Wasserbewirtschaftung. Aus ihr stammen die Überschwemmungen und Hungersnöte in vielen Teilen des Landes. Um ihr zu Leibe zu rücken, hat unsere Befreiungsarmee sofort das Bauen von Deichen und Schleusen, das Pflanzen von Millionen von Bäumen in Angriff genommen. Unser erweitertes Verkehrsnetz hilft, Lebensmittel dahin, wo sie

gebraucht werden, zu senden. So werden wir Überschwemmungen und Hungersnöte überwinden.

Was unsere Finanzen betrifft, so hat unser Bevollmächtigter, Chen Yun, in seinem Bericht an die Zentrale der Regierung dargelegt, auf welche Weise er die Finanzverwaltung zentralisiert hat. Er sprach auch von Zentralisierung der Nahrungsmittelversorgung und wie beides, zusammen mit andern Faktoren, zur Stabilisierung unserer Volkswirtschaft beigetragen hat. Was bei uns in einem Jahre geschehen ist, hat man seit Jahrhunderten ohne Erfolg versucht.

Vizepräsident Liu Schao-chi erzählte uns in seiner Ansprache am 1. Mai von den Fortschritten im Nordosten. Der landwirtschaftliche Anbau hat sich dieses Jahr um 37 Prozent erhöht. Die Löhne der Arbeiter haben sich im Durchschnitt um 27 Prozent erhöht. Ihre Zahl ist um 240 000 gewachsen.

Nehmt alles in allem: die Summe ist ein gesundes Baby, das alle Krankheiten überwinden, kräftiger und schöner werden wird. Unter der weisen Führung unseres Präsidenten Mao und der Kommunistischen Partei haben wir das Zeitalter der neuen Demokratie begonnen. Am Horizont steigen das Sonnenlicht des Sozialismus und ein neues gesegnetes Land auf. Dies ist es, was wir über unsere Zukunft im ersten Jahr der Freiheit lernten.

Laßt uns, Bürger von Schanghai, mit Vollkraft ans Werk gehen, eine neue Stadt, ein neues China zu bauen!

Lieber Leser, klingt nicht vieles, was ich von dem erwachten Löwen berichtete, phantastisch? Ist es vielleicht gar Propaganda?

Darauf antworte ich: greifbare, unbezweifelbare Tatsachen erhärten die Berichte. China ist ein Wunder, wie der Radiokasten auf unserem Tisch ein Wunder ist. Aber beide Wunder enthüllen sich als das logische Ineinandergreifen von Naturgesetzen. Und dabei offenbart sich, daß die größte aller Kräfte der menschliche Geist ist. *Alice Herz.*

Missionare berichten aus China

Amerikas führende protestantische Wochenschrift «The Christian Century» veröffentlicht in ihrer Ausgabe vom 15. Februar 1950 zwei Briefe von Missionaren in China, einen langen und einen kurzen. Der kurze gibt einen Tatsachenbericht vom Fall von Tschungking an die Kommunisten. Der lange ist das Zeugnis eines sich seiner christlichen Verantwortung bewußten Sachkenners zum Problem: Amerika—China. Da es im Geiste und in der Stimmung mit den Zeugnissen anderer Missionare und in China lebender Amerikaner übereinstimmt, bringen wir den Brief in Übersetzung als ein Dokument, das uns die welterschütternde Bedeutung der Geschehnisse im Fernen Osten näherbringen kann.

Der Verleger mag Gründe gehabt haben, den Namen des Schreibers nicht zu veröffentlichen. Er bekundet in einem Nachwort, daß er den Schreiber kennt und für seine Zuverlässigkeit und seinen guten Ruf als Missionar und Mensch einsteht. A. H.

Einigen von euch mag eine Stimme aus China wie eine Stimme aus dem Grabe erscheinen. Vielleicht habt ihr uns schon als hoffnungslos Begrabene abgeschrieben. Ihr seid im Irrtum. Wir sind springlebendig und voll Freude. Wir sind Zeugen eines der ganz großen Ereignisse der Geschichte und uns bewußt, daß uns hier eine einzigartige Aufgabe gestellt ist. Nirgendwo hinter dem sogenannten Eisernen Vorhang leben und arbeiten soviel Leute aus dem Westen zusammen wie hier in China. Das legt uns die Pflicht auf, nach bestem Vermögen Verständnis für die Vorgänge zu vermitteln. Wir hier haben das Gefühl, daß ihr in Amerika ebenso notwendig Aufklärung braucht wie die Menschen hier. Deshalb will ich euch von meinen Eindrücken und Gedanken über die jüngsten Ereignisse berichten.

Und da muß ich beginnen, euch von der Schande, ja, von dem Schuldgefühl zu sagen, das mich befällt, wenn ich an das Verhalten meines Heimatlandes denke. Ich denke dabei besonders an das Formosaproblem und wie dieses in den letzten Wochen bei euch behandelt wurde.

Präsident Truman hat inzwischen seinen Entschluß geändert und sich zur Sendung von Geld und Waffen bestimmen lassen.

Die Tatsache, daß verantwortliche Regierungspersonen öffentlich für imperialistische Maßnahmen reinsten Wassers und alten Stils eintreten konnten, macht mich schaudern und an der politischen Gesundheit der Vereinigten Staaten zweifeln. Wohin sind wir geraten? Es scheint mir, daß die Kommunisten die Weltlage weit richtiger erfassen als wir es zuzugeben vermögen.

Ich will versuchen, euch zu schildern, wie wir hier die Dinge betrachten. Was ich euch sagen werde, ist nicht meine persönliche Meinung allein, sondern auch die Ansicht der großen Mehrheit der gebildeten Chinesen, auch der, die ihre Erziehung in Amerika genossen haben.

Seit hundert Jahren ist China von ausländischen Großmächten gezwungen worden, diesen Vorrechte einzuräumen, die schwere Ausbeutung des Volkes zur Folge hatten. Dazu kam das feudalistische Regiment, das die Mandschu-Dynastie aufrechterhielt. Vor 35 Jahren wurde diese Dynastie durch eine Revolution hinweggefegt. Große Hoffnungen knüpften sich an diese Umwälzung. Aber sie wurde erdrosselt durch die Übermacht der ausländischen Handelsgesellschaften in Schanghai, dem Compradore-System. Unfähigkeit, Bestechung und sonstige Korruption schlimmster Art führten zu neuer Unterdrückung und Ausbeutung.

Erst nach der Gründung der kommunistischen Partei in China erhob sich fühlbarer Widerstand gegen diese Zustände. Die Mitglieder der Partei lebten ärmlich, arbeiteten schwer, litten Verfolgung und harrten aus in der Hoffnung, eines Tages das Leben der Massen bessern zu können. Während des Krieges mit Japan wuchs ihr Einfluß und ihr Mut, während die herrschende Kuomintangpartei (nationale Volkspartei) an

Einfluß beim Volke verlor, trotzdem sie durch die Vereinigten Staaten mit großen Geldsummen, Nahrungsmitteln (durch UNNRA und ECA) und Waffen unterstützt wurde. Alle diese Zuwendungen halfen ihrem Ansehen nicht, weil sie moralisch verrottet war. Sie war auf Sand gebaut, und die Stürme bliesen sie um. Tief war ihr Fall, und sie wird nicht wieder erstehen. Niemand wünscht sie zurück. Sie hat ihren Rückhalt im Volk verloren, oder wie man hier sagt: ihren «Auftrag vom Himmel» verscherzt.

Eine neue Regierung durch das Volk hat sich gebildet, eine echte Volksregierung. Sie verdankt ihr Entstehen der eigenen Kraft, keinerlei Hilfe von Rußland.

«Wir haben genug von Feudalismus und Imperialismus. Wir wollen unsere eigenen Herren sein. Trotzdem unser System ideologisch mit dem russischen verwandt ist und unsere Regierung von Kommunisten geleitet wird, vertritt sie weitherzig die Chinesen aller Richtungen. Wir werden Hilfe, wo sie uns geboten wird, annehmen, aber nur unter der Bedingung gegenseitiger Hochachtung und Anerkennung gleichberechtigter Partnerschaft. Wir werden keine Hemmung unserer revolutionären Entwicklung dulden, sondern fortschreiten nach unserer Bestimmung und dem Sinn unserer Geschichte.»

So spricht das neue China, das heute ans Licht getreten ist. Das ist die Wirklichkeit, mit der die Vereinigten Staaten zu rechnen haben, wenn sie zu einer ersprießlichen Politik gegenüber China kommen wollen.

Es scheint mir, daß wir Amerikaner uns wie verwöhnte Kinder betragen. Als wir sahen, daß wir nicht bekommen konnten, was wir wünschten, daß wir unfähig waren, es zu erlangen, zogen wir uns in den Schmollwinkel zurück, «um zu warten, bis die aufgewirbelten Staubwolken sich niederschlagen würden.» Das war vollendeter Unsinn. In den nächsten 50 Jahren werden die Staubwolken sich nicht niederschlagen. Der asiatische Erdteil ist in Aufruhr. Mir scheint, daß es an der Zeit ist, zuzugeben, daß wir uns geirrt haben, und daß wir andere Wege einschlagen müssen. Dazu gehört vor allem, daß wir die neue Regierung anerkennen. Das denken 90 Prozent aller Amerikaner in China, mit denen ich in Berührung kam. Und es ist auch die Privatmeinung so gut wie aller Beamten des State Department, die mir bekannt sind. — Anerkennung heißt nicht Billigung. Wenn Anerkennung das gleiche bedeuten würde wie Billigung, dann würden die Vereinigten Staaten wohl nur ein Land auf der Erde anerkennen, nämlich sich selbst.

Großbritannien hat sich China gegenüber politisch weit reifer benommen, trotzdem es anscheinend von seiten der Kommunisten größere «Beleidigungen» erfuhr als unser Land. Ich denke dabei an den Fall der «Amethyst», jenes Schiffes, auf dem 30 bis 40 britische Seeleute durch kommunistische Kanonenkugeln getötet wurden, während wir den Fall

des Angus Ward und den recht zweifelhaften Zwischenfall in Schanghai den Kommunisten vorzuwerfen haben.

Angesichts dieser Lage sind Äußerungen von Taft, Hoover, Knowland und andern, wie sie kürzlich abgegeben wurden, reiner Wahnsinn und spielen den Kommunisten geradezu in die Hände. Sie geben denjenigen Wasser auf die Mühle, denen nichts willkommener ist, als konkrete Beweise von Amerikas Imperialismus und seiner Gleichgültigkeit gegenüber den Interessen des chinesischen Volkes zu erlangen. Auf jeden Fall sind sie völlig ungeeignet, den Kommunismus in Asien zu schlagen. Ob das überhaupt möglich ist, scheint mir zweifelhaft. Ganz gewiß kann es nicht durch kriegerische oder wirtschaftliche Zwangsmethoden geschehen. Dafür ist es zu spät. Allein auf moralischem Wege könnten wir unsere Lage verbessern. Wir müssen durch die Tat beweisen, daß wir nicht so imperialistisch sind, wie die kommunistische Theorie uns beschuldigt. Vielleicht könnte eine ganz außerordentliche Tat Amerikas verlorenes Prestige in China wiederherstellen, wie etwa die friedliche Überlassung der Insel Formosa an die neue Regierung, was Kampf und Blutvergießen verhindern würde.

Bitte, mißversteht mich nicht! Ich bin nicht Kommunist geworden. Ich hänge nach wie vor an den amerikanischen Grundsätzen und Idealen. Gerade weil ich das tue, deshalb schreibe ich euch frei, wie ich denke. Und ich denke, daß wir Amerikaner uns Mühe geben müssen, andere Völker zu verstehen und zu erforschen, was sie von uns denken. Ein solches Verstehen und Kennenlernen zu vermitteln, gerade das halte ich für eine der wichtigsten Aufgaben eines christlichen Missionars.

Glaubt nicht, daß ich etwa die gewaltige Bedeutung und den Umfang des heutigen Weltkonflikts und seiner Verknüpfungen unterschätze! Aber mir scheint, daß ihr nichts ahnt von den gewaltigen Problemen und den großen Freuden, die wir hier hinter dem «Eisernen Vorhang» erleben. Diese Probleme sind unendlich edler und unendlich schwieriger, als ihr Außenstehenden es euch nach den landläufigen Theorien vorstellen könnt. Für uns sind es Fragen des Lebens, wie es täglich an uns herantritt. Wir fühlen uns von Gott aus aufgewühlt und gedrängt, alle überkommenen Meinungen und Theorien, die wir für unantastbar hielten, neu zu überprüfen.

Es ist gut, daß es so ist. Denn nur so werden wir zu größerem Verständnis der Botschaft unseres Herrn Jesus Christus gelangen und sie von den Verfälschungen reinigen können, die die Gesellschaft, in der wir leben, an ihr verbrochen hat.

Dieser Brief ist fast nur politisch. In einem nächsten Brief hoffe ich, von der Kirche im neuen China berichten zu können. Sie macht eine Krise durch, wie das von Zeit zu Zeit nötig ist. Aber sie lebt, wenn sie auch schwach ist. Aber ich habe den festen Glauben, daß es keine Altersschwäche ist, sondern die Schwäche einer neuen Geburt.

Betet für uns und schreibt uns. Denn wir brauchen heute mehr denn

je Kenntnis von dem, was in andern Teilen der Welt gedacht und getan wird. Nur wenn unsere ökumenische Bruderschaft in Gedanken- und Tatgemeinschaft Fleisch wird, kann die Kirche ihre weltweite Mission erfüllen.

Die Zukunft der protestantischen Missionstätigkeit in China

Ein monatliches Mitteilungsblatt (Monthly Report), das in englischer Sprache von einem britischen Verlag, Millard Publishing Company, in Schanghai veröffentlicht wird, enthält in seiner Dezembernummer 1949 interessante Mitteilungen über das protestantische Missionswesen in China. *P. F.*

Heute sind in China an die hundert protestantische Gemeinschaften und Sekten tätig, von denen die acht oder neun führenden die bekanntesten religiösen Richtungen vertreten: Chinesische Inlandmission, Adventisten, Anglikanische Kirche, Wiedertäufer, Methodisten, Presbyterianer, Kongregationalisten und Quäker. Einige dieser Bekenntnisse sind vereinigt in der «Kirche Christi in China», der überkonfessionellen, einheimischen Kirche, die etwa einen Drittel aller chinesischen Protestanten umfaßt.

Das Gesamtbild der heutigen Lage des Protestantismus in China ist noch ziemlich lückenhaft und voller Kontraste. In einer Provinz arbeitet die Mission mit der Volksarmee und der neuen Regierung zusammen, in einer andern ist das Gegenteil der Fall. Übereinstimmend wird gemeldet, daß 70 bis 80 Prozent der Missionsstationen auf dem Land, besonders in Nordchina und der Mandschurei, haben aufgegeben werden müssen, das heißt etwa 8000 von den 10 000 Stationen, wo vor dem Krieg protestantischer Gottesdienst gehalten wurde. Aus der Mandschurei, wo die «Kirche Christi» am stärksten vertreten war, wird berichtet, daß von den 290 Kirchen oder gottesdienstlichen Lokalen nur noch 47 geblieben sind und diese fast alle in den Städten. Kirchliche Kreise begründen das damit, daß einmal viele Kirchen im Krieg und Bürgerkrieg zerstört wurden, daß ferner viele Missionare, ausländische und andere, ihr Missionsfeld beim Herannahen der kommunistischen Volksarmee im Stich ließen. Mit ihnen flohen die reichen Chinesen, die der Kirche angehörten.

Bemerkenswert ist, daß die Synode der christlichen Kirchen der Provinz Shantung vom November 1949 in Tsingtao, beschloß, die christlichen Kirchen und Missionen an den politischen Meetings der Provinz vertreten zu lassen. Ferner wurde die Einrichtung einer Anzahl von «christlichen Dienstzentren» für die Städte der Provinz organisiert. Die Arbeit dieser «Dienstzentren» besteht in der Förderung der Produktion, Aufklärung der Bevölkerung über politische und nationale Angelegenheiten und religiöser Erziehung. Sie tragen zur Hebung der Produktion bei, indem sie die Bevölkerung im Spinnen von Wollgarn anleiten, Bienenzucht, Tierhaltung auf einen höheren Stand bringen usw. In dieser

praktischen Arbeit mindestens haben sie die volle Unterstützung der lokalen Regierungsstellen. Etwa 20 Prozent der Missionsspitäler der Shantungprovinz haben seit 1937 den Betrieb eingestellt. Von den 40 Spitälern, die übrig blieben, können sich alle selbst erhalten. Dies ist ein Ausschnitt aus den Verhältnissen und zugleich ein Hinweis auf mögliche Entwicklungen. Er wird unterstrichen durch Berichte aus der Mandschurei, nach denen die 47 kirchlichen Siedlungen, die dort noch bestehen, zum erstenmal seit ihrem Bestehen auf eigenen Füßen stehen, das heißt sich durch eigene praktische Arbeit, Landwirtschaft, Handwerk, Bienenzucht usw. erhalten.

Es würde zu weit führen, Berichte aus allen Provinzen Chinas zu analysieren. Es mag immerhin noch erwähnt werden, daß einzelne kirchliche Führer die Auffassung vertreten, daß dank der fast kampflosen Besetzung Süd- und Westchinas durch die Volksarmee, der Arbeit der Mission dort weniger Mißtrauen entgegengebracht wird, die Berichte aus diesen Gebieten scheinen diese Auffassung zu bestätigen.

Die beste und richtungweisende Zusammenfassung der neuen Verhältnisse in China ist aber in einem Schreiben enthalten, das von einer «einflußreichen und viele Richtungen vertretenden Gruppe chinesischer Christen» abgefaßt, im November 1949 an die verschiedenen Missionszentren in Amerika, Kanada und England gerichtet wurde. Dieses Zirkularschreiben bemüht sich, klarzumachen, was in China vorgeht und lädt die ausländischen Komitees ein, die notwendigen Konsequenzen zu ziehen. Eine Forderung drängt sich auf: die Mission kann in China kein separates Dasein mehr fristen, sie hat als chinesische soziale Organisation, wie ihre Glieder als chinesische Bürger bestimmte Pflichten gegenüber dem neuen Staat. Es gilt dies vor allem für das Gebiet des Sozialdienstes und der Erziehung. Das Privileg, gläubiger Christ zu sein, muß mit Pflichten des Bürgers gegenüber dem Staat zusammen gehen. Daraus ergibt sich für die chinesischen Christen unter anderem, daß die Leitung der zukünftigen Tätigkeit der Mission wie deren finanzielle Verwaltung, an Chinesen übergehen muß. Die künftige Tätigkeit des Missionars wird sich allerdings nicht in Verwaltungsaufgaben erschöpfen, erwartet wird von ihm positive, aufbauende Arbeit für das chinesische Volk auf Gebieten, in denen er kompetent ist. Er wird sich mit einem Lebensstandard abfinden müssen, der weit niedriger ist als der bisher gewohnte, Mangel wird für Jahre hinaus eher die Regel als die Ausnahme sein. Was die Unterstützung aus dem Auslande betrifft, wird sie vorläufig nicht zurückgewiesen, sofern sie nicht von ausländischen Regierungen, sondern aus freiwilligen Beiträgen stammt und keinerlei Bedingungen über ihre Verwendung unterliegt. Im Prinzip jedoch müssen die protestantischen Missionare raschestens danach trachten, von Beiträgen aus dem Ausland unabhängig zu werden.

Dies einige Punkte aus dem Schreiben an die Missionskomitees im Ausland. Es ist verständlich, daß ausländische protestantische Missio-

nare sehr pessimistisch sind in bezug auf ihre Aussichten in China. Sie hoffen aber, daß die chinesischen Christen ihr Werk werden fortsetzen können. Dies, trotzdem sie ein Verbot des Religionsunterrichtes an Mittelschulen voraussehen. Was aus den 19 theologischen Colleges, den 14 theologischen Seminarien und 17 Bibelschulen werden wird, ist jedenfalls noch sehr ungewiß. Eine bessere Prognose kann gestellt werden für die 322 Spitäler, die in China von der protestantischen Mission geführt werden. (Sie erhalten sich bereits zu drei Vierteln selbst.) Die neue Regierung weiß ihre Arbeit wie auch die der Mittelschulen und die Sozialarbeit des Christlichen Vereins junger Männer und Frauen (Y. M. C. A. und Y. W. C. A.) zu schätzen, besonders da sie nach chinesischem Urteil die begabtesten und sozial fühlenden Kräfte unter den Ausländern anziehen. Diesen, auf dem sozialen Sektor tätigen Kräften und ihren Institutionen scheint denn auch die Regierung entgegenzukommen (ausländische Ärzte erhalten zum Beispiel die Einreiseerlaubnis, Steuern auf ihrem Grundbesitz werden reduziert oder erlassen). Leute anderseits, die sich auf die Verbreitung des christlichen Glaubens beschränken wollen, sind nicht erwünscht. Angesichts der Einstellung der «christlichen» Gemeinschaft der großen ausländischen Zentren Chinas, die sich hauptsächlich aus Geschäfts- und Industriekreisen zusammensetzte und die, nach chinesischem Urteil, gegenüber sozialem Unrecht beide Augen schloß, ja die Kräfte der Reaktion ausdrücklich unterstützte, ist die Einstellung des neuen Chinas nicht weiter verwunderlich. Die Bezeichnung «christlich» an sich bedeutet in China heute nichts; wo sie sich mit wertvoller, auch materieller Arbeit im Dienste des Volkes verbindet, ist sie auch in China der Achtung gewiß.

Die neue Regierung Chinas hat ihrem Departement des Innern eine Abteilung für religiöse Angelegenheiten angegliedert. Der Name mag den christlichen Kirchen in China nicht eben vertrauenerweckend klingen, um so mehr als sie sich hier mit Mohammedanern und Buddhisten auf eine Stufe gestellt sehen. Alle ihre Angelegenheiten werden in Zukunft vor dieser Instanz vertreten werden müssen, ohne die Sicherung durch machtpolitischen Einfluß des Westens. Was geeignet ist, die Möglichkeiten der protestantischen Mission in etwas hellerem Lichte erscheinen zu lassen, ist der Umstand, daß Pu Wah-ren, der wahrscheinlich die Leitung der Büros für religiöse Angelegenheiten übernehmen wird, früher prostestantischer Pfarrer war.

Kleine Hetzerdemaskierung

Daß die rein negative Bekämpfung östlicher Gewaltsysteme eine zu magere Kost ist, als daß Menschen und Völker davon leben könnten, ist hier wiederholt gesagt worden. Daß sie direkt zum Gift wird, wenn

der Kampf gegen die Diktatur selber diktatorisch, die Ablehnung des Terrors selber terroristisch durchgeführt werden, ist ebenfalls schon ausgeführt. Manchmal genügt es, einem, der zum Gift greift in der Meinung, er habe Wasser vor sich, zu sagen: es ist Gift. Manchmal muß man's beweisen. Die folgenden Bilder beleuchten einen Spezialfall unserer modernen Massenvergiftung, der Vergiftung am «totalitären Negativen».

Motto: Wo beginnt Hitlers Geist, wo beginnt das Konzentrationslager? «Es beginnt bereits damit, daß Anhänger des Hochkapitalismus *uns* Kommunisten nennen, weil wir diesen Hochkapitalismus nicht für ein Ideal halten. Es beginnt bereits damit, daß Kommunisten *uns* Faschisten oder Volksschädlinge betiteln, weil oder wenn wir keine Kommunisten sind» ... (Ernst Pollatschek — er hatte damals noch kein Dauerasyl — im Aufsatz: «Lebt Hitler noch?» KZ-Journal, Sepetember 1947.)

1. Bild. Ein Autor oder des Teufels Ungeduld

«Die Hast ist des Teufels», sagen die Mohammedaner. Aber es gibt Christen, die anderer Ansicht sind. *Ernst Pollatschek* ist ein Christ, der nicht warten kann. Auf was wartet er? Auf das Reich Gottes? Auf Christi Wiederkunft? Mit nichten! Er wartet nur darauf, daß endlich wieder einmal der Teufel losgehe. Er wartet auf den Krieg und auf die Prediger des Krieges. Er posaunt zum heiligen Kreuzzug gegen den Osten. Mit Goebbelsschem Eifer trägt er aus dem Wunst amerikanischer Zeitungen sogenannte «Dokumente» zusammen, die uns in alle Geheimnisse der hinter dem Eisernen Vorhang befindlichen Hexenküche einweihen sollen. «Mitmachen oder liquidiert werden», so lautet sein erstes Elaborat. «Das russische Arbeiterparadies», sein zweites. Und kürzlich hat die «National-Zeitung» (Nr. 337) seinem neuesten Schlager die Hand geboten. Er lautet: «*Wie lange noch?*» Es wird nun wohl bald noch ein Buch geben mit dem Titel: «Wie lange noch?» In diesem noch ungeschriebenen, aber durch den genannten Artikel doch schon deutlich angekündigten Buche wird der Totalchrist Pollatschek uns wohl sagen, daß wir auf unsere Neutralitätsrechte verzichten müssen. Er wird uns sagen, daß wir sonst ein Land der neuen Fünften Kolonne werden. Er wird uns zwingen wollen, daß wir den Gotthard an Amerika verkaufen, damit er als Bollwerk gegen die östliche Kriegswalze diene. Und bereits schon jetzt fordert er: totale Säuberung. Säuberungsbedürftig erscheint ihm vor allem der schweizerische *Protestantismus*. An der stramm antimoskowitischen Kirche Roms vermag er nichts auszusetzen. Aber schlimm steht es seiner Ansicht nach mit der reformierten Landeskirche. Da gibt es noch Theologieprofessoren und Pfarrer ohne Kreuzzugsstimmung. Da gibt es noch kirchliche Amtsträger, die das Evangelium der Atombombe noch nicht verkündigen. Sie sind für ihn «intellektuelle Mitläufer des Bolschewismus», «Menschen, die an der Zerstörung unseres Glaubens und unse-

rer Kultur arbeiten», Lehrer und Pfarrer, denen man jedenfalls nicht länger mehr die Erziehung der Kinder, den religiösen Unterricht der heranwachsenden Jugend anvertrauen dürfte. Darum fragt er voll Ungeduld: Wie lange noch? Wie lange noch duldet die Kirche solche Lehrer und Pfarrer? Müßte nicht die Hauptfrage beim Ordinationsgelübde sein: «Bist du gegen den Osten und also für die Atombombe?» Nur wer darauf ein überzeugtes «Ja, mit Gottes Hilfe!» sagt, kann als kanzeltauglich erklärt werden, nur ein solcher kann als Verteidiger und Verfechter des Glaubens gelten, wie ihn der Totalchrist Pollatschek hat, und seiner wundervollen erhaltungswürdigen Kultur. Leider weiß die Öffentlichkeit noch viel zu wenig von diesem Phänomen Pollatschek. Dieser Totalchrist lebt gegenwärtig noch als verkannte Größe im kleinen Appenzellerländli, allwo noch manch ein Kurpfuscher und Quacksalber seiner einstigen Offenbarung wartet. Er lebt dort seines Glaubens und seiner Kultur. Jedermann vom Dorf kennt ihn, denn er ist von weitem kenntlich mit seinem königlichen Adlerblick und seinem blondgelockten Prophetenhaar. Aber niemand mag ihn, kein Hund, keine Katze. Man meidet ihn. Er weiß warum. Es ist Scheu vor seiner Größe. Die wahrhaften Großen sind immer einsam, werden gemieden, verlacht, verspottet. Er trägt das Schicksal seiner Größe. Allein seine Frau hat Zutritt. Sie ist sein besseres Du, das sich dem Orkan seines dahinbrausenden russophoben Geistes voll und ganz öffnet. Sie ist sein Echo. Sie sind beide so sehr mit ihrem Glauben und ihrer Kultur beschäftigt, daß sie sich mit hausbackenen Dingen nicht wie normale Sterbliche abgeben können.

Da Pollatschek die schweizerische Öffentlichkeit für sich, seinen Glauben und seine Kultur, interessieren will, und da es ihm gelungen ist, sich wenigstens in den vornehmsten Schweizer Zeitungen einen Namen zu machen, hat auch das Schweizervolk ein Recht, sich für diesen Mann zu interessieren. Woher stammt er denn? Wer war er? Er war einmal Student. Student der rerum politicarum. Er hat aber kein Studium abgeschlossen, und um nicht ewig Student bleiben zu müssen, hat er ganz einfach geheiratet und Kinder gezeugt. Das war sehr vernünftig. Vernünftig war auch, daß er noch beizeiten aus Deutschland floh, schon weil seine Frau den Namen «Bloch» führte, und so trieb er sich in Frankreich und Spanien umher, bastelte Kinderspielzeuge und verkaufte sie, solange er konnte. Auch das war vernünftig. Dann kam der Krieg. Pollatschek teilte nun mitsamt seiner Familie das bittere Los der Flüchtlinge und gelangte dann mit dem Strom vieler anderer und sehr viel schwerer betroffenen Leidensgefährten zu uns in die Schweiz, wo sich seiner das evangelische Flüchtlingshilfswerk in der großzügigsten Weise annahm. Von Anfang an hob sich jedoch dieser Schützling aus der Masse aller übrigen ab. Das Flüchtlingshilfswerk mußte immer wieder ob seiner einzigartigen Person erschauern und konnte natürlich bei ihm nicht den üblichen Maßstab bezüglich der Entrichtung der Unterstützungsbeiträge anwenden. Es gab dumme, kurzsichtige Kuhschweizer,

die das Gebaren dieses Flüchtlings als unverschämt empfanden. Die rückständigen Baselbieter atmeten auf, als er von Muttenz und Wenslingen, wo er sich kurze Zeit aufhielt, wegsiedelte nach dem außerrhodischen Stein. Aber auch die sonst gewitzigten Appenzeller Mannli vermochten von ihrer Webkellerperspektive aus diesen Fall nicht gebührend zu würdigen. Sie konnten es nicht verwinden, daß Pollatschek mit Nichtstun sehr viel mehr verdiente als sie mit all ihrer eintönigen Schufterei. Sie waren alle im unrecht. Denn der Staatenlose *durfte nicht* arbeiten. Außerdem *konnte* er *nicht*. Sein Vertrauensarzt besorgte ihm ein Zeugnis, daß Arbeit für ihn Gift wäre. Dieses Zeugnis wirkte sich auch auf seine Frau aus. Wenn dieselbe gebeten wurde, irgendwo einzuspringen und mitzuhelfen, hieß es alsbald: die Arbeit ist für uns das verbotenste aller Dinge. Schließlich wurde der Boden in Stein zu heiß, und die Familie Pollatschek machte sich in Walzenhausen ansäßig. Weil sie sich aber auch hier immer wieder mit den Nachbarn überwarf, mußte sie sich schließlich auf das entlegenste Gehöft zurückziehen, wo Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen. Der einzige, der für den Totalchristen Pollatschek verständnisvolle Bereitschaft zeigte, war der Ortspfarrer. Um sich ihn warmzuhalten, suchte Pollatschek einen Anlaß, um wöchentlich ein paarmal ins Pfarrhaus zu gelangen. Er verfiel deshalb auf den klugen Einfall, sich Privatunterricht im Hebräischen zu erbitten, auf welches Anliegen der Pfarrer gerne einging. Das war doch eine willkommene Abwechslung im Gleichklang der Pflichten und Aufgaben. Aber das Hauptanliegen jeder Hebräischstunde war die Frage des Dauerasylrechtes. Was sollte und konnte noch unternommen werden, um dieses Sonderrechtes genössig zu werden? Täglich mußte die Arbeitsunfähigkeit auf Grund seiner in Konzentrationslagern durchgemachten Leiden demonstriert werden. Die vorhandene Nervenschwäche konnte durch abnormen Zigarettenverschleiß noch gesteigert werden. Die Leiter des Flüchtlingswerkes im Verein mit dem Ortspfarrer intervenierten brieflich und persönlich bei allen zuständigen behördlichen Instanzen, um diesem kranken staatenlosen Manne das Dauerasylrecht zu erwirken. Seit dem Tage jedoch, an dem diese dauernden Bemühungen von Erfolg gekrönt waren, erschien Pollatschek im Pfarrhaus *nicht mehr*. Es war wie abgeschnitten. Nicht einmal das Ergebnis dieser Anstrengungen wurde mitgeteilt. Der Totalchrist Pollatschek hatte nun was er wollte. Wem sollte er noch zu Dank verbunden sein? Die monatliche Rente war ihm fortan zugesichert. Man mußte sich auch jetzt nicht weiter mehr zur Arbeitslosigkeit zwingen. Emsig ging er sofort an die Arbeit. Arbeit hieß und heißt für Pollatschek: sich politisch betätigen, und zwar in lukrativem Sinne, dergestalt, daß die Konjunktur voll ausgenützt wird. Was kam ihm da günstiger als die allgemeine Russophobie? Ohne sich um Objektivität zu scheren, veröffentlichte er auf dem Stuhle und am Tische, die ihm vom Pfarramt zur Verfügung gestellt wurden, seine wissenschaftlich wertlosen, aber darum nur um so

pikanteren antikommunistischen Pamphlete, mit dem Erfolg, daß eine amerikanische Universität, wie er aller Welt versicherte, sich für diesen kombattanten Antikommunismus zu interessieren anfing und ihm sogar eine Dollardozentur für Philosophie und Nationalökonomie in Aussicht stellte. Da erschien plötzlich wieder der nun gemachte Mann im Pfarrhause, um unter dem Siegel der Vertraulichkeit zu erfahren, wie man es anstelle, sich in der Schweiz den *Doktortitel* zu erwerben, ohne welche Voraussetzung er jene Professur nicht erhalten könne. Ob es nicht vielleicht irgendeine Schweizer Universität gäbe, die klug genug sei, zu merken, daß er eigentlich seinen Doktor auf Grund seiner epochemachenden Bücher schon längst verdiene? Ein weiteres Studium käme natürlich für ihn nicht in Frage, und zu einer besonderen Dissertation würde er sich nie bereitfinden lassen. Ein Geistlicher der reformierten Landeskirche müßte doch die Möglichkeit haben, den akademischen Wert seiner politischen Elaborate zu inaugurieren. Das müßte doch noch leichter sein als der Kampf um Gewährung des Dauerasyls. Überdies seien die Schweizer dumm und hätten noch nicht gemerkt, was die Amerikaner längst begriffen hätten. Der Pfarrer erstarrte vor Verblüffung und rang schweigend nach einem weitherzigen Verstehen. Schließlich antwortete er: dieser Kampf um den Doktortitel sei keineswegs so aussichtslos, denn er habe beobachten können, daß die besten Schweizer Zeitungen seine notorischen Hetzschriften bisher sehr gut aufgenommen hätten, und daß offenbar das geistige Niveau der Schweiz ihm recht gewogen sei. Wenn nicht die Universität Basel, so könnte vielleicht die von Zürich seinem ehrenhaften Anliegen mit bereitwilliger Offenheit entgegenkommen, und er sei gerne bereit, an Herrn Prof. Emil Brunner, der ebenfalls Spezialist in der östlichen Satanologie sei, eine diesbezügliche Empfehlung zu richten. Als hierauf der Gesuchsteller befriedigt von statten ging, saß der Pfarrer noch lange allein und schaute in die abendliche Dämmerung hinein. Ihm war zum Ekel unwohl. Nicht Empörung durchwühlte seine Brust, nicht Zorn und nicht Scham, aber ein wehes unsägliches Erbarmen. Was ihn so schmerzte, war das Übermaß an Taktlosigkeit, Frechheit, Undank, Anmaßung und Verblendung, deren er durch Jahre hindurch stummer Zeuge war, und ihm taten die vielen Schäfchen seiner Gemeinde leid, die jahrelang als ein Gotteswerk ihren Flüchtlingsbatzen entrichteten, um damit Menschen zu züchten, wie dieser Pollatschek einer war und ist. Ein ganzes Jahrzehnt lang hat er auf Grund seiner *Arbeitsunfähigkeit* die kirchliche und staatliche Fürsorge überreichlich in Anspruch genommen, hat sich damit mehr leisten können als viele arme Gemeindeglieder, die Dankeschön sagen müssen, wenn der Armenverein ihnen im Quartal ein Zwanzigfrankennötli überreicht, und dieser «Arbeitsunfähige» erklärt sich sofort für hundertprozentig arbeitsfähig, wenn sich ihm die Gelegenheit bietet, einen seinem Ehrgeiz schmeichelnden und erst noch lukrativen Posten zu bekleiden. Und nicht genug damit! Dieser Opportunist kann ungeniert seine monomanen Haßgesänge

veröffentlichen, kann verantwortungsbewußte Lehrer und Pfarrer als «intellektuelle Mitläufer des Bolschewismus» verunglimpfen, ja, als Menschen, die an der Zerstörung des Glaubens und der Kultur arbeiten. Mehr noch: er kann die Öffentlichkeit auffordern, daß sie das Land säubere, und daß die reformierte Landeskirche diejenigen Pfarrer, die die mittelalterliche Kreuzzugspredigt vom erhöhten Standort der Kanzel aus nicht vom Stapel lassen, sofort ihres Amtes enthebe, und daß sie seine schamlose Diffamierung jahrzehntelanger, verantwortungsbewußter theologischer Arbeit gutheiße und sogar unterstütze.

Als ehemaliger Flüchtling und Konzentrationslagerinsasse hat Pollatschek eine Vergangenheit, die Achtung abnötigt. Das besagt allerdings nie etwas über Gegenwart und Zukunft; Pollatscheks Gegenwart ist die eines Konjunkturreiters, der sich notorisch um Ein- und Unterordnung zu drücken verstanden hat und sich in seiner näheren Umgebung des von ihm im großen so angeprangerten Terrors selber schuldig macht.

Daß Pollatschek — als nunmehr sehr arbeitsfähiger Autor — eine außenpolitische Hetze betreibt, daß er innerhalb der Schweiz, nun besonders innerhalb der Kirche, Andersdenkende angeifert, wirft wohl die Frage nach dem Maß und der Grenze der Rechte auf, die das Asylrecht in sich schließt. Aber das ist nicht die Hauptsache, denn der Schaden, den er durch solche Tätigkeit seinen wirklichen oder fiktiven Gegnern zufügt, ist klein, gemessen an dem, welchen seine ehemaligen Leidensgenossen durch ihn erfahren. Denn wie viele, die diesen Mann kennenlernten, werden vielleicht schon der großen Gefahr einer falschen Verallgemeinerung erlegen sein. Wie viele werden schon gedacht oder auch gesagt haben: «So sind diese Flüchtlinge.» Darum wollen wir dieses Bild nicht schließen, ohne zu bitten: Schließt nicht von Pollatschek auf andere, er ist nicht *der* Flüchtling, er ist auch nicht *der* Antikommunist, er ist nur ein Konjunkturbeflissener.

2. *Bild. — Ein Verleger oder Sterilisierte Wahrheit*

Will ein Autor die Produkte seiner Feder an den Mann bringen, so braucht er dazu bekanntlich einen Verleger. Diese Sorte Mensch weist verschiedene Spielarten auf, den Wagemutigen, den Vorsichtigen, den Idealisten und den Materialisten in allen ihren Nuancen, und schließlich noch Herrn Emil Wiederkehr vom Veritas-Verlag. Pollatschek und Wiederkehr sind einander nicht erst als Autor und Verleger begegnet. Sie waren schon vorher Vorstandskollegen im «Zentralvorstand des Bundes ehemaliger KZ-Häftlinge in der Schweiz», Pollatschek als Vizepräsident, Wiederkehr, der Schweizer und unseres Wissens nie KZ-Insasse, wohl aber Reklamefachmann war, als Sekretär dieses Verbandes, beide neben einem Herrn Benno Schachter als Präsident.

Bis zu dem Augenblick, da man vernahm, daß prominente KZ-Insassen diesem Verband nicht beigetreten oder bald wieder ausgetreten

oder ausgeschlossen worden waren, schlug diesem eine Welle von Sympathie entgegen. Diese Welle brachte auch Geld, Beiträge, Spenden und ein gutgehendes Liebesgabengeschäft. Die Spender dieser Gelder hatten diese für die ärmsten Opfer der Hitlerbarbarei, die Invaliden, Hinterbliebenen und Heimatlosen bestimmt. Die Vorstandsmitglieder hingegen glaubten sich berechtigt, einander Besoldungen, Prozente und Spesen zuzugestehen. So empfing Herr Wiederkehr dort u. a. einen ordentlichen Monatslohn von Fr. 900.—. Die Staatsanwaltschaft des Kantons Zürich hat in der Untersuchungssache gegen Präsident Schachter und Sekretär Wiederkehr betreffend Veruntreuung, ungetreue Geschäftsführung und Urkundenfälschung eine unverantwortliche Mißwirtschaft festgestellt (unverhältnismäßig hohe Spesen, statutenwidrige Kommerzialisierung der durchgeführten Aktionen und unzulässige Verschiebung größerer Geldbeträge aus dem Sammelergebnis zugunsten der separat durchgeführten Liebesgabenaktion). Das Verfahren gegen die Genannten mußte wegen Unauffindbarkeit Schachters einstweilen eingestellt werden. Vizepräsident Pollatschek widmete dann noch dem nach Amerika abreisenden Präsidenten im Organ des Bundes ergriffene Dankesworte und erklärte sodann, er betrachte sich als neuer Präsident namens des Bundes ebenfalls als Geschädigten. Nun, die Staatsanwaltschaft wird, wenn einmal Herr Schachter aufgefunden sein wird, den Schaden der materiell Geschädigten feststellen können. Wer aber ermißt den moralischen Schaden, den die antifaschistische Front, die ehemaligen KZ-Häftlinge und andere Opfer des Nazismus durch die Geschäftstüchtigkeit dieser Vorstandsmitglieder erlitten haben!

Herr Wiederkehr, dergestalt für den geistigen Höhenflug Pollatschekscher Gedanken prädestiniert, wurde dann Verleger und Herr Pollaschek sein erster Autor. Zugleich ethisch und zugleich gebildet, gab man dem neuen Unternehmen den schönen Namen Veritas-Verlag. Veritas heißt Wahrheit, und leuchtende Wahrheit stand wohl wie ein weisender Engel hinter Herrn Wiederkehr, als dieser an den Zürcher Pfarrer Hch. Berger gelangte, der im Februar 1948 zwecks Unterstützung seiner ehmaligen deutschen Gemeindeglieder in Jugoslawien einen Vortrag über deren Lage hielt. Herr Wiederkehr versprach Pfarrer Berger Unterstützung seiner Hilfsaktion und schlug ihm die Herausgabe einer unpolitischen, rein humanitären Broschüre zum Zweck der genannten Unterstützung vor; er erbat zu diesem Zweck die Briefkorrespondenz zwischen Pfarrer Berger und dessen ehemaligen Gemeindegliedern. Als dann das Machwerk Pollatscheks, «Mitmachen oder liquidiert werden», im Veritas-Verlag herauskam, war Pfarrer Berger nicht wenig erstaunt, in dieser politischen Tendenzschrift seinen Briefwechsel vorzufinden, um so mehr, als nun von einer finanziellen Unterstützung der Gemeindeglieder in Jugoslawien keine Rede mehr war. An einen Vergleich, wonach der Herausgeber dem Buch eine Erklärung beizulegen hätte, daß die Korrespondenzen Bergers entgegen dessen Willen hier veröffentlicht seien,

hat sich der Verleger des Veritas-Verlages zunächst nicht gehalten und mußte durch wiederholte Gerichtsurteile dazu verpflichtet werden.

Edle Wahrheit, wo unter der frommen Maske der Wohltätigkeit die gegenwärtige antikommunistische Stimmung zur Geschäftemacherei benutzt wird! Was tut's, Herr Wiederkehr hat sein Verlagsgeschäft, Herr Pollatschek seine Aussicht auf eine Dollarprofessour — und Veritas heißt Wahrheit.

3. Bild. — Die Hereingefallenen oder Drum prüfe, wer sich ewig bindet

Zerstreut im Schweizerland sitzen ein paar Pfarrer, die es seinerzeit erreicht haben, daß Herr Pollatschek, der Arbeitsunfähige, das Dauerasyl erhielt. Sie sagen sich heute: wir Esel; sie wissen aber auch, daß es besser ist, einmal einem Unwürdigen geholfen, als einen wirklich Hilfsbedürftigen im Stich gelassen zu haben.

In Basel gibt es dann noch eine große Schweizer Zeitung, die in der Hundstagshitze Pollatscheks Artikel «Wie lange noch?» veröffentlichte. Es stehen ja auch in demselbem so manche richtige Worte gegen Ungerechtigkeit und Terror, gegen die Fünfte Kolonne, zu denen jeder Schweizer, jeder Christ, ja sagen wird. Der Pferdefuß freilich ist eingewickelt, damit man ihn nicht sogleich sieht. Und wenn man gelegentlich selber — etwa in Wahlzeiten — die Methode anwendet, alle Gegner, etwa Sozialdemokraten und Kommunisten in einen Kübel zu werfen, so merkt man's um so weniger. Im Seidenpapier aber raschelt ein politisch-kirchlicher Pferdefuß. Politisch: Jeder wird als Glied der Fünften Kolonne bezeichnet, der sich die von Pollatschek geforderte Entscheidung für Amerika gegen Rußland nicht aufzwängen läßt, sondern vielleicht gerade eine solche Fragestellung als für die Schweiz, als für das Christentum, grundfalsch ablehnt. «Wer Jude ist, bestimme ich!» sprach – zitierend – Göring, «wer zur Fünften Kolonne gehört, bestimme ich!» spricht Pollatschek. Kirchlich: Die christlichen Gemeinden werden aufgefordert, alle Pfarrer und Lehrer zu entfernen, die sich gegen Ungerechtigkeiten nicht zur Wehr setzen. Das klingt wieder recht schön, heißt aber nach Pollatschek: Alle, die nicht bedingungslos seine Hetzparole folgen. Im Namen der Freiheit also Aufgabe der politischen Neutralität und Einführung kirchlicher Inquisition. Gute Besserung!

Dann ist da in Basel noch einer, Max Frischknecht, seines Zeichens Pfarrer auf der Kanzel eines Benz und Liechtenhan, ein junger liberaler Theologe, Glied jener kirchlichen Richtung also, die uns allen unverlierbare wissenschaftliche Forschungsergebnisse geschenkt hat und von der viele glauben, sie habe heute wieder gegen eine oft sehr enge Kirchen- und Dogmengläubigkeit eine besondere theologische Aufgabe. Herr Frischknecht sieht freilich die Aufgabe theologischen Freisinns in anderer Richtung. Daß der feierliche militärische Akt der Offizierungsbrevetierung wieder in den Kirchenräumen stattfinden möge, ist ihm ein Herzensanliegen, zu dem er kürzlich die Basler Synode aufgerufen hat. Und

Professor Karl Barth eines auszuwischen ein zweites, das er, den Artikel Pollatscheks begeistert aufnehmend in der Basler «National-Zeitung» (Nr. 349) zum Ausdruck gebracht hat. So hat Max Frischknecht entdeckt, daß es Pfarrer gebe, die «der Ausbreitung der östlichen Barbarei fast mit einer Art von Schadenfreude zusehen, und offensichtlich bereit sind, all die wirklichen Lebensfrüchte der Freiheit und der Liebe, die das Christentum dem Abendlande gebracht hat, gegen das dünne theologische Linsengericht eines tadellosen Dogmas und Glaubensbekenntnisses zu verkaufen.» Er findet, das der Barthschen Theologie, aber auch schon Pascal und Kierkegaard zugrunde liegende Mißtrauen gegenüber dem natürlichen Menschen, sei dafür verantwortlich. Wer wollte nicht den Worten von der Freiheit und der Liebe, den Worten gegen das Linsengericht lebhaft beistimmen! Im Namen der Freiheit und der Liebe kämpft Frischknecht aber nicht gegen die von Pollatschek geforderte Unterdrückung der Objektivität, auch nicht gegen die heute alles niederwalzende, von Leuten wie Pollatschek künstlich geschürte Kreuzzugsstimmung, deren Unchristlichkeit zu erweisen, wie es Karl Barth getan hat, freilich ein wenig mehr Mut erfordert, als alle billigen Bekenntnisse gegen den Bolschewismus.

Leider ist es ein Liberaler, der Pollatscheks totalitäres «wer nicht für mich ist, ist wider mich», unterstützte. Er tritt nicht etwa gegen die effektive Parteinahme zugunsten des Ostens gegen den Westen auf, sondern übernimmt die fatale Gleichung: Objektiv = Sowjetfreundlich. Man begreift, daß einem, der so denkt, Pascal unsympathisch ist, der die freie Sauberkeit der Begriffe, das «bien penser» als das Prinzip der Moral aufzeigte. Es war wirklich sehr heiß in Basel, daß Herr Frischknecht auf den Gedanken verfallen konnte, mit diesem Bumerang zugleich eine gegnerische Theologie treffen und seiner eigenen auf die Beine helfen zu können.

Es ist immer heilsam, zu wissen, aus welchen Quellen das fließt, was man als Wasser trinkt. *Castorpollux.*

WELTRUNDSCHAU

Der Krieg in Korea Unsere letzte Weltrundschau schloß mit der resignierten Feststellung, daß die Westmächte bisher wenig Grund zu der Hoffnung geboten hätten, sie würden innert nützlicher Frist eine wirklich großzügige Unternehmung der rechten Art zur Bekämpfung des Kommunismus einleiten. «Worin die Westmächte und ihre asiatisch-australischen Verbündeten allein Energie, Aktivität und Großzügigkeit entfalten, das ist der *falsche*, der militärisch-machtpolitische und kapitalistisch-wirtschaftliche Kampf gegen den Kom-

munismus wie gegen die soziale Revolution überhaupt. Und der führt, wenn ihm nicht aus den Völkern heraus rechtzeitig Halt geboten wird, früher oder später unweigerlich zur blutigen Katastrophe, die die Revolution nicht verhindern, aber ihr ein Gesicht geben wird, an dem wir wenig Freude erleben dürften.»

Die Ereignisse in *Korea*, die unmittelbar nach Erscheinen unseres Juniheftes ihren Anfang nahmen, geben dieser Feststellung eine ungeahnt düstere Bestätigung. Und was ich hier zu ihrer Beleuchtung beitragen kann, ist darum im Grunde gar nichts anderes, als was ich — eine oft genug ausgesprochene Warnung wiederholend — in den angeführten Sätzen bereits vorweggenommen habe. Aber treten wir auf den kriegerischen Konflikt, der in Korea ausgebrochen ist und vielleicht noch viel schwerere Verwicklungen nach sich zieht, doch etwas näher ein. Wie stellt er sich unserem Blick dar?

Da muß zunächst, allen Vernebelungsversuchen gegenüber, der Wahrheit zuliebe gesagt sein, daß der jetzt im Gang befindliche Krieg durch einen wohlüberlegten und gründlich vorbereiteten *Angriff Nordkoreas* auf den südlichen Nachbarstaat ausgelöst worden ist. Die Bemühungen, die nordkoreanische Aktion als die bloße Abwehr einer tags zuvor eingeleiteten Großoffensive des Südstaates hinzustellen, haben mich nicht zu überzeugen vermocht, wohl aber erbittert, so sehr glichen sie den klassischen Verdrehungskünsten, mit denen in der Vergangenheit noch *jeder* Angreifer sich als den schmählich Überfallenen ausgab, und so niedrig schätzten die Veranstalter dieser Mohrenwäsche die Urteilskraft der Zuschauer des koreanischen Dramas ein. Was auch immer die eigentliche Absicht der südkoreanischen Regierung gewesen sein mag: ihre Armee war offenkundig für einen Generalangriff auf den Norden trotz ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit noch nicht gerüstet, und erst recht waren die Vereinigten Staaten, wie der ganze bisherige Kriegsverlauf bewiesen hat, nicht bereit, mit ihrer eigenen Militärmacht der südkoreanischen Armee zu helfen, den Nordstaat zu erobern. Die Amerikaner rieten im Gegenteil, wie als erwiesen gelten darf, der Regierung von Söul dringend und unter Anwendung wirksamer Druckmittel von ihrem Plan ab, den Ausweg aus den wirtschaftlichen Nöten des Südstaates in einer gewaltsamen Angliederung des Nordstaates zu suchen.

Anderseits kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die *Sowjetunion* die nordkoreanische Regierung, die in hohem Maße von russischer Unterstützung abhängig ist, in ihrem militärischen Unternehmen zum mindesten nicht behindert hat. Dies zwar nicht aus mephistophelisch hintergründiger Berechnung, wie man sie ihr vielfach zugemutet hat, aus der Absicht heraus etwa, die Vereinigten Staaten in eine Falle zu locken, in der sie ihre Kraft erschöpfen müßten und vor den Völkern Asiens endgültig als imperialistische Eroberermacht dastünden, oder auch nur — wie die Allerintelligentesten erzählen — um wieder einmal in der Welt

wacker Mist zu machen und die allgemeine Kriegsfurcht — die ja insbesondere eine Furcht der westlichen Völker vor einem russisch-kommunistischen Angriff ist — nicht einschlafen zu lassen. Nein, man setzte wohl in Moskau einfach voraus, das südkoreanische Regime sei innerlich derart morsch, daß es durch einen gut vorbereiteten und kräftig geführten Stoß von außen rasch gestürzt werden könne. Und man nahm dann weiter an, Amerika werde, vor eine fertige Tatsache gestellt, das in den Washingtoner Amtskreisen als ohnehin unhaltbar angesehene Südkorea wohl oder übel seinem Schicksal überlassen, so wie es das schließlich auch mit dem China Chiang Kai-Sheks habe tun müssen — eine Annahme, in der sich die Russen, die wirkliche Stimmung im Westen wieder einmal gründlich verkennend, dann allerdings arg getäuscht haben.

Warum der Angriff? Trotz all dem vermag ich jedoch nicht in das fast allgemeine Entrüstungsgeschrei gegen den «ruchlosen Sowjetimperialismus» einzustimmen, das jetzt die westliche Welt erfüllt, gemäß dem von Präsident Truman in seiner Botschaft vom 27. Juni ausgegebenen Stichwort: «Der Kommunismus hat nun (man vermeint geradezu ein erleichtertes «Endlich!» herauszuhören! H. K.) zur bewaffneten Invasion und zum Kriege gegriffen.» Und ich muß es ebenso bestimmt ablehnen, diejenige Art des Einschreitens gegen den nordkoreanischen Angreifer gutzuheißen, die Amerika und ihm nach die Organisation der Vereinten Nationen in verhängnisvoll überstürztem Entschluß gewählt haben. Angesichts der ganz einseitig westmächtlich-amerikanischen Beleuchtung, in der sozusagen unsere ganze Presse und erst recht das Radio Tag für Tag die fernöstlichen Dinge zeigen, ist es dringend nötig (und ein Jammer, daß es nicht mehr geschieht), auch die Kehrseite der Medaille vorzuweisen und damit den wirklichen Charakter der koreanischen Ereignisse klarzustellen.

Und da muß man sich zuerst einmal darüber Rechenschaft geben, daß es sich bei dem nordkoreanischen Angriff auf Südkorea nicht um eine Aktion handelt, die beispielsweise einem Überfall Österreichs auf die Schweiz gleichzustellen wäre. Weder Nord- noch Südkorea waren *unabhängige* Staaten; sie waren und sind *Satelliten einer Großmacht:* der Sowjetunion auf der einen, der Vereinigten Staaten auf der andern Seite, und die Völker beider Länder empfanden ihre Trennung, gar noch durch eine bloß gedachte Grenzlinie — den 38. Breitengrad — als vollkommen willkürlich und schlechterdings unhaltbar, viel willkürlicher und unhaltbarer als etwa die Zweiteilung Deutschlands ist. Professor Owen Lattimore betont darum in seinem Buch «Die Lage in Asien» mit Recht:

«Es war von Anfang an klar, daß Unabhängigkeit die entscheidende Frage für Korea war. Doch als Korea aus Gründen militärischer Besetzung am 38. Breitengrad geteilt wurde, machten die Amerikaner einen grundlegenden Fehler, indem sie amerikanisch-russischen Prestigestreitigkeiten in einem geteilten Korea den Vorrang vor der Frage der Einigung Koreas gaben. Dadurch, daß die Russen einsahen, daß dies

eine Sackgasse war, daß sie den Prestigestreit abbrachen und als erste ihre Truppen zurückzogen, haben sie das Hauptproblem der *koreanischen Einheit* wieder in den Mittelpunkt gestellt. Sie haben sich dadurch den Vorteil gesichert, die amerikanischen Besetzungstruppen in Südkorea (die inzwischen freilich ebenfalls zurückgezogen wurden [H. K.]) zum fremden Symbol eines geteilten Landes zu machen.»

Und ein ungenannter Ausländer in Südkorea schreibt dem Londoner «New Statesman» (22. Juli):

«Nordkorea, mit 10 Millionen Einwohnern, hat fast alle Wasser- und Elektrizitätskräfte, chemische Fabriken (besonders für die lebenswichtigen Düngemittel), Holz-, Eisen- und hochgradige Kohlenschätze. Der Süden ist fast vollständig landwirtschaftlich, mit primitiven Dörfern in Reistälern zwischen nackten, baumlosen Bergen. Die Amerikaner schätzten, daß die Hälfte seiner Bevölkerung von 20 Millionen unter dem Existenzminimum lebe, die Koreaner schüttelten die Köpfe und setzten die Zahl auf zwei Drittel an ... Die amerikanische Wirtschaftshilfe war nur ein Notbehelf und soll im Jahre 1952 aufhören. Vor dieser Aussicht stehend, drängte eine starke Partei im Süden auf einen Krieg, um die Grenze am Breitengrad zu beseitigen. Die Koreaner warteten gespannt; Plakate tauchten auf mit Bildern von Soldaten, die die Schranken niederreißen.»

Es ist wahr: die Amerikaner drohten daraufhin mit sofortigem Entzug der Wirtschaftshilfe, und die Plakate verschwanden wieder. Aber in Nordkorea war man längst überzeugt, daß der Südstaat dennoch den Krieg vorbereite, den die Amerikaner nur gerade jetzt nicht gewünscht hätten, zumal die Drohreden der südlichen Staatsmänner nicht verstummten und die Grenzzwischenfälle andauerten; allein im Jahr 1949 sollen sich nach einer Meldung der «New York Times» ihrer mehr als 600 ereignet haben, während nach dem offiziellen Bericht der UNO-Kommission in den letzten zwei Jahren bei Grenz- und Guerillakämpfen nicht weniger als 18 000 Koreaner getötet wurden. Und als dann unter dem unseligen Einfluß General McArthurs, des Militärdiktators von Japan, die Forderung nach dauernder Überlassung militärischer Stützpunkte auf den japanischen Inseln an die Vereinigten Staaten mit erneuter Dringlichkeit erhoben wurde, als vollends im Juni höchstgestellte amerikanische Militärs und Politiker in Japan und Korea erschienen — um man weiß nicht was für Pläne ins Reine zu bringen —, da mag es die nordkoreanische Regierung für angezeigt gehalten haben, selber loszuschlagen, um der befürchteten südkoreanisch-amerikanischen Offensive zuvorzukommen und die Wiedervereinigung der beiden Landeshälften unter *kommunistischer* Fahne herbeizuführen[1]. Was sicher ihren

[1] Am 9. März 1949 sagte Yun Chi Yong, der frühere Innenminister der südkoreanischen Regierung und Vizepräsident der Nationalversammlung, in einer Pressekonferenz: «Was wir mit der UNO-Kommission besprochen haben, ist, daß eine friedliche Vereinigung von Süd- und Nordkorea nichts weiter als ein politisches Hirngespinst ist. Der einzige Weg, Süd- und Nordkorea zu vereinigen, besteht für die Republik von Taehan darin, das verlorene Land in Nordkorea mit Gewalt wiederzugewinnen.» Und noch am 2. März 1950 versicherte Präsident Synghman Rhee in öffentlicher Ansprache, daß man in Südkorea den Hilferuf der nordkoreanischen Brüder höre und auf ihn antworten werde. «Diese in einer Rede zum koreanischen

eigenen Angriff nicht entschuldigt -— ein Präventivkrieg ist niemals zu entschuldigen —, aber doch wieder einmal zeigt, wie in einer Atmosphäre internationaler Spannung, da jeder dem andern das Schlechteste zutraut, unversehens eine Verumständung eintreten kann, die das drohende Gewitter tatsächlich zur Entladung bringt.

Revolutionäre Aktion Neben dem Drang nach nationaler Einigung steht aber hinter dem koreanischen Krieg – wie hinter der explosiven Unrast in ganz Ost- und Südasien – als entscheidende Triebkraft der Wille zur *wirtschaftlichen und sozialen Befreiung* eines in untermenschlichen Verhältnissen dahindämmernden Volkes. Auch das, und gerade das, wird von der westmächtlichen Propaganda planmäßig verdunkelt. Der Kampf in Korea wird vielmehr von den Vereinigten Staaten pathetisch als ein solcher der «freien Welt» gegen den «kommunistischen Totalitarismus» erklärt, und die Verbündeten und Sympathisanten des offiziellen Amerika geben dieses Schlagwort aus Gedankenlosigkeit oder bewußter Absicht weiter. «Südkorea ist ein Leuchtturm der Freiheit!» rief der britische Generalstaatsanwalt Sir Hartley Shawcross, den manche als den kommenden Außenminister ansehen, im Parlament begeistert aus. Und auch die schwedische Regierung — um nur dies eine Beispiel zu erwähnen — hat sich, wie in Stockholm versichert wird («Neue Zürcher Zeitung» Nr. 1423), mit dem militärischen Eingreifen in Korea deshalb solidarisch erklärt, weil es sich hier um einen «Kampf zwischen Gewalt und Recht, zwischen Kommunismus und Demokratie» handle. Und so weiter bis zum letzten westeuropäischen Lokalblatt[2].

In Wahrheit ist natürlich Südkorea gar kein Leuchtturm der Freiheit, sondern ein Herd brutalster Reaktion[3]. Das spricht sich jetzt allmählich doch auch in der westlichen Welt herum, so daß wir es uns schenken können, die Belege dafür zu häufen. Nur ein einziges weiteres Zeugnis, und zwar wieder von amerikanischer Seite, sei auch hier erwähnt (ich habe es ausführlicher im «Zeitdienst», Nr. 26, zitiert): ein Artikel, den

---

Unabhängigkeitstag enthaltene Erklärung», so bemerkten dazu die «New York Times», «war einer der freimütigsten Hinweise der letzten Monate auf den Wunsch, das Land nötigenfalls mit Gewalt zu einigen.» Der Wille zum Einheitskrieg war tatsächlich bei der Südregierung ganz unverkennbar. Die Nordregierung hat den Stiel nur umgekehrt und ist ihrerseits zum Angriff geschritten.

[2] Die sozialdemokratische «Seeländer Volksstimme» in Biel behauptet mit gleicher Selbstsicherheit (Nr. 147): «Zur Verteidigung seiner Situation ... greift Rußland einen *demokratischen Staat* mit Hilfe eines Satelliten an.» Und solche Unwissenheit hilft mit, das Urteil unseres Arbeitervolkes über weltpolitische Vorgänge zu bilden!

[3] Walter Sullivan, der Koreakorrespondent der «New York Times», berichtet seinem Blatt (6. März 1950): «Weite Teile Südkoreas sind heute durch eine Wolke von Terror verdunkelt, wie er wahrscheinlich in der Welt ohne Beispiel dasteht. Er ist ganz allgemein und überschattet das Leben der Polizei, der Bauern und der Guerillakämpfer gleicherweise.»

Andrew Roth, dieser treffliche Kenner Ostasiens, vor nunmehr fast einem Jahr, am 13. August 1949, in der Neuyorker «Nation» veröffentlicht hat. Roth stellt darin unter anderem fest:

«Koreas Kampf ist wie derjenige in China ein solcher zwischen einer Rechtspartei, die ihre Kraft aus den Besitzenden zieht, und einer Linkspartei, die ihre Kraft aus den Nichtbesitzenden zieht, und zwar in einer Gesellschaft, die durch den Zwang zur Umwälzung gekennzeichnet ist. Die Koreanische Demokratische Nationalpartei, die Dr. Rhees (des Staatspräsidenten) Südkorea beherrscht, ist das Gegenstück der Kuomintang. Wie die Kuomintang, so ist auch die KDNP im wesentlichen eine Partei der Grundbesitzer ...

Wie Chiang Kai-Shek, der verschiedene in Deutschland geschulte Chinesen als wichtige Ratgeber hatte, so hat Dr. Rhee als Erziehungsminister den in Deutschland ausgebildeten Dr. Ahn Ho-sang. Dr. Ahn ist ein offener Bewunderer des Nazismus und hat das Schulwesen bereits von mehr als 2000 Lehrern gesäubert ... Ausländische Geschäftsleute, die in jüngster Zeit sowohl China wie Korea besucht haben, beklagen sich, daß die Korruption noch ärger sei als im Kuomintangchina.

In Südkorea haben die Vereinigten Staaten eine Regierung geschaffen, deren Ideale dem Faschismus weit näherstehen als der Demokratie. Um den Kommunismus zu bekämpfen und die Ausbreitung des Sowjeteinflusses aufzuhalten, verbündeten sich die Amerikaner mit den extremen Antikommunisten, die all die totalitären Methoden des Polizeiterrors, der Folterung und der Freiheitsunterdrückung anwandten, deretwegen die Amerikaner den Kommunismus zu verdammen pflegen.»

Die jüngsten Wahlen haben zwar der Partei Rhees formell eine Niederlage gebracht, aber von einem grundsätzlichen Regimewechsel ist deswegen in Südkorea sowenig die Rede wie in Griechenland oder der Türkei, die vor kurzem ja auch sogenannte fortschrittliche Wahlen gehabt haben. Der «weiße» Terror steht jedenfalls in Südkorea heute mehr in Blüte als je zuvor, konnte man doch an einem einzigen Tag folgende drei Nachrichten in der Presse lesen:

Wie der südkoreanische Polizeichef Kim Tai Soo mitteilt, sind seit Beginn des Feldzuges 1200 Kommunisten und andere Personen, die im Verdacht standen (!), Kommunisten zu sein, hingerichtet worden. (Meldung der Agentur Reuter aus dem Hauptquartier MacArthurs vom 14. Juli.)

Vor der Räumung von Suwon durch die südkoreanischen Truppen sind über 1000 Patrioten (das heißt Kommunisten) erschossen worden. (Meldung von Radio Pyongyong vom 14. Juli.)

Die südkoreanische Polizei nahm mehrere hundert bekanntere Kommunisten gefangen nach dem Süden mit. Als sie die Leute wegen Transportschwierigkeiten nicht mehr weiterbringen konnte, führte sie diese in die Berge, ließ sie ein Massengrab ausheben und erschoß sie dann. (Meldung der Londoner «Times» vom 14. Juli.)

Die Behauptung des amerikanischen Außenministers Acheson, daß «das südkoreanische Volk mit außergewöhnlicher Einmütigkeit und Begeisterung auf der Seite seiner Regierung stehe», erscheint angesichts des politischen und sozialen Systems, unter dem dieses Volk lebt, reichlich kühn und ist durch den Zusammenbruch der südkoreanischen Kampfmoral inzwischen auch eindeutig widerlegt worden.

Wie dem aber auch sei: der Wille, das durch und durch verrottete feudalkapitalistische Regime in Südkorea zu stürzen, ist wohl mit der stärkste Beweggrund für den nordkoreanischen Angriff, der sich damit

wesentlich als *Einheits- und Revolutionskrieg mit agrarkommunistischem Vorzeichen* kennzeichnet und sich den ähnlich gearteten Umsturzbewegungen in China, Indochina, Malaya usw. sehr natürlich anreiht. Es ist darum kleinlich und einfältig, den Krieg in Korea als das düstere Machwerk eines bösartigen «Sowjetimperialismus» zu brandmarken, der die sozialrevolutionäre Bewegung der asiatischen Völker nur für seine eigenen, ganz anders gearteten Zwecke mißbrauche. Nein, die Sowjetunion ist selbst einer mächtigen sozialrevolutionären Bewegung entsprungen und darum mit den Völkern, die für ihre Befreiung aus ähnlich unerträglichen Verhältnissen den gleichen Gewaltweg beschritten haben, moralisch und politisch von vornherein eng verbunden, ohne es nötig zu haben, sie für irgend welche ihnen fremde Zwecke zu «mißbrauchen», so wie zum Beispiel der Nazismus die deutschen Arbeitslosen für die Verwirklichung seiner Herrenvolkideale und für die von ihm vertretene kapitalistische Gegenrevolution tatsächlich mißbraucht hat. Der Kommunismus ist eine bestimmte Methode der gesellschaftlichen Umwälzung; es ist darum sinnlos, zu behaupten, die Kommunisten mißbrauchten die Klassen und Völker, an die sie sich wenden, für ich weiß nicht was für trübe Zwecke, wenn sie ihnen predigen, ihre soziale Befreiuung sei nur mit den Methoden zu gewinnen, die in Rußland den zaristischen Absolutismus und Feudalismus gestürzt haben. Mag Winston Churchill, der alte Sozialisten- und Kommunistenhasser, weiter sein Lied singen von den «bösen Männern, die an der Spitze der kommunistischen Welt stehen und an der Schaffung eines Vorrats von Atombomben arbeiten, welcher es ihnen binnen weniger Jahre ermöglichen soll, die westliche Welt zu terrorisieren» — wir andern sind keineswegs verpflichtet, eine derart primitiv-oberflächliche Erklärung des Phänomens Kommunismus anzunehmen, und weigern uns auch im Fall Korea, die «blutige Hand des Kremls» hinter Ereignissen zu sehen, die in erster und letzter Linie die erschütternde Not von Millionen reisbauender Hungerleider als treibende Kraft haben[4].

Im übrigen ist es, wenn man schon nach ausländischen «Hetzern» sucht, die das brave Volk von Korea verhinderten, nach amerikanischer Fasson selig zu werden, wohl viel eher *chinesischer* als russischer Einfluß, der in Nordkorea tätig ist. Zwar hat man in der westlichen Welt lange Zeit auch die revolutionäre Bewegung in China und ihre überraschenden Siege als Furcht russischer Propaganda und Unterstützung ausgegeben, aber schließlich war es doch nicht mehr zu verheimlichen, daß gerade die russische *Nichtintervention* und die *amerikanische* Intervention einer der kennzeichnenden Züge des chinesischen Bürgerkriegs

[4] In Nordkorea ist die Agrarrevolution in großem Stil durchgeführt worden. Die Großgrundbesitzer sind enteignet und das Land ist an die Bauern verteilt worden, wobei allerdings — im Unterschied zu China — die Dorfgemeinde Besitzerin des Bodens bleibt. In den neugewonnenen Gebieten Südkoreas wird die gleiche Reform durchgeführt.

war. Die Siege der kommunistischen Volksarmeen sind tatsächlich, wie Anna Louise Strong in ihrem Buch «Das China von morgen» (1948) feststellt, neben der Schwungkraft der revolutionären Bauernerhebung vor allem die Folge einer einzigartigen Militärorganisation und Strategie, die Mao Tse-tung in zwanzig Jahren eines unerhört zähen und opferreichen Kampfes gegen die alte Staats- und Gesellschaftsverfassung Chinas ausgebildet hatte, und die auf einer genial zu nennenden Zusammenarbeit zwischen der zentral geführten Armee und den örtlichen Partisanengruppen beruhte. «Diese Kriegsmethoden», so schrieb die berühmte amerikanische Journalistin, «werden von den Rebellenarmeen in Süd- und Ostasien eifrig studiert. Die nationalistischen Revolutionen von Indonesien, Indochina und Burma holen sich ihre neuesten, höchst praktischen Ideen viel mehr bei Mao Tse-tung und dem kommunistischen China als im gegenwärtigen Moskau. Maos Kriegführung ist auf solche Völker zugeschnitten; denn die Probleme Chinas sind den ihrigen ähnlich, und auch die Volksrevolution in China muß sich gegen überlegene Waffen durchsetzen.»

Ist es nicht wahrscheinlich, daß auch Nordkorea vor allem von seinem großen *chinesischen* Nachbarn gelernt hat und sich mit *ihm* solidarisch weiß, bei aller Unterstützung, die es von seinem anderen, dem russischen Nachbarn empfangen hat? China ist jedenfalls an Korea mehr interessiert als Rußland und wäre darum auch viel eher zum Eingreifen herauszufordern als dieses, liegt es den chinesischen Kommunisten doch äußerst nahe, die Beseitigung des feudal-rückschrittlichen Systems in Südkorea nur als die Vollendung der Revolution anzusehen, die sie in ihrem eigenen Land unter so unsäglichen Leiden und Opfern vollzogen haben.

Gegenrevolutionäre Reaktion Bei all dem, was wir über die lebendigen Triebkräfte des koreanischen Krieges gesagt haben, übersehen wir freilich keineswegs, daß es sich hier doch nicht *bloß* um einen sozialrevolutionären Wiedervereinigungs- und Befreiungskrieg handelt, da nun eben einmal Südkorea seit fünf Jahren juristisch ein eigener Staat, wenn auch nur ein Puppenstaat unter amerikanischem Patronat, ist und die Unerträglichkeit seines inneren Regimes keinen ausreichenden Grund bildet, dem sozial viel weiter fortgeschrittenen Nordstaat eine kriegerische Gewaltaktion gegen den Süden des Landes nachzusehen. Schließlich waren Österreich im Jahr 1938 und Polen im Jahr 1939 auch reaktionäre und faschistische Staaten (wenngleich, sehr im Unterschied zu Korea, *selbständige* Staaten mit eigener Kultur und Überlieferung), und wir lehnten uns damals dennoch gegen Hitlers Annexions- und Angriffshandlungen entschieden auf. Ein Eingreifen der Vereinten Nationen in Korea wäre darum an und für sich durchaus am Platz gewesen — wenn es wirklich nur gegen Nordkorea

als *Friedensbrecher* gerichtet gewesen wäre und den tatsächlichen Beweggründen des nordkoreanischen Angriffs Rechnung getragen hätte, wenn also die UNO als Ziel ihrer Intervention nicht nur die Einstellung der Feindseligkeiten, sondern auch, unter Ausschluß aller machtpolitischen Absichten gewisser ihrer Mitgliedstaaten, die Wiedervereinigung Koreas und seine gründliche soziale Umgestaltung im Einklang mit dem Mehrheitswillen seines Volkes verkündet hätte.

Aber gerade diese Bedingung ist nun ja ganz und gar nicht erfüllt worden. Das Eingreifen in Korea ist nicht von einer macht- und sozialpolitisch neutralen, über dem Gegensatz der nationalen und Klasseninteressen stehenden UNO ins Werk gesetzt worden, sondern von einem ausgesprochen *gegenrevolutionär und imperialistisch eingestellten Amerika*, das die Vereinten Nationen nur als Feigenblatt für seine kapitalistisch-antikommunistische Machtpolitik benützt, während die UNO ihrerseits die nationalpolitischen und sozialrevolutionären Hintergründe des koreanischen Krieges geflissentlich übersieht und sich einfach auf die formalrechtliche Seite des Problems beschränkt. Und dieses Vorgehen ist in unseren Augen bei weitem verwerflicher und für den Weltfrieden gefährlicher als die nordkoreanische Angriffsaktion selbst.

Das amerikanische Einschreiten in Korea ist tatsächlich den gleichen Beweggründen entsprungen, die seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges in immer stärkerem Maße dazu geführt haben, daß die Vereinigten Staaten an allen Orten des Erdballs, wo der kapitalistische oder feudale Gesellschaftsaufbau erschüttert und durch den Sozialismus oder Kommunismus bedroht war, mit ihren militärischen und wirtschaftlichen Machtmitteln auf den Plan getreten sind, um die Vorherrschaft des «freien Unternehmertums» sicherzustellen und womöglich der «amerikanischen Lebensform» die Welt zu erobern. Das «amerikanische Zeitalter» ist nicht nur der Wunschtraum überspannter Propagandisten; es ist die Vorstellung, die sich die große Mehrheit des amerikanischen Volkes überhaupt von der absehbaren Zukunft der Menschheit macht, ist doch der naive Glaube an die undiskutierbare Überlegenheit des amerikanischen Wirtschafts- und Gesellschaftssystems tief im Bewußtsein der allermeisten Bürger der Vereinigten Staaten verwurzelt. Den Kampf für die Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen und sozialen Ordnung, unter der Amerika seine heutige stolze Reichtums- und Machtfülle erworben hat und zum ersten Weltreich dieser Zeit aufgestiegen ist, und ihre mit allen Mitteln zu betreibende Verteidigung gegen jeden ernstzunehmenden Versuch zu ihrer grundsätzlichen Umgestaltung — *das* versteht man in der ganzen westlich-konservativen Welt (zu der wir auch den Großteil ihrer Arbeiterorganisationen zählen müssen) unter dem «Kampf zwischen Demokratie und Kommunismus», zwischen «Recht und Gewalt», wobei man die demokratischen Züge der westlichen Gesellschaft grotesk übertreibt und idealisiert, die diktatorisch-gewalttätigen Züge der neu heraufkommenden «östlichen» Gesellschaft aber ebenso tenden-

ziös vergröbert und entstellt. Denn wäre es insbesondere den Vereinigten Staaten wirklich um die Verteidigung der Freiheit in der Welt zu tun — der «Freiheit als Prinzip», im Gegensatz zur «Freiheit als Interesse», wie Vinet unterschied —, so dürfte sie niemals die kapitalistischen und feudalen Diktaturen eines Adenauer, eines de Gasperi, eines Franco, eines Tsaldaris, eines Schah Palavi oder auch eines Bao Dai, eines Quirino, eines Yoshida und Chiang Kai-Shek stützen, um eine *kommunistische* Diktatur in Ländern dieser ihrer Freunde und Bundesgenossen zu verhindern. Sie müßten vielmehr mit aller Kraft diese konservativen Wirtschafts- und Staatssysteme bekämpfen, um an ihre Stelle demokratisch-sozialistische Ordnungen zu setzen — die allein aussichtsreiche Art, der Revolution nach kommunistischer Art vorzubeugen. Aber man weiß es ja: gerade das ist es, was die Vereinigten Staaten und die meisten ihrer Verbündeten *nicht* wollen, und darum benützen sie ohne unnötige Zimperlichkeit auch jedes bürgerliche oder feudale Gewaltregime, wenn es ihnen nur in ihrem Machtkampf gegen den Kommunismus zu dienen scheint. Es geht ihnen nicht um die Diktatur als *Regierungsform*, sondern um deren wirtschaftlichen und sozialen *Gehalt* und *Hintergrund*.

So besann sich denn die amerikanische Staatsführung, im Einklang mit ihrer ganzen bisherigen Koreapolitik, auch nicht einen Tag, um die Diktatur Rhee mit allen verfügbaren Kräften und auf jede Gefahr hin zu unterstützen, als die alte Ordnung an diesem für Amerika besonders empfindlichen Punkt bedroht wurde. Daß sehr wahrscheinlich die Mehrheit der südkoreanischen Nation eine «Ordnung» ablehnt, die zwei Drittel der Bevölkerung zu untermenschlichen Existenzbedingungen verurteilt, konnte demgegenüber für Washington (und McArthurs Tokio) nicht ins Gewicht fallen; der von vornherein feststehende Zweck rechtfertigte auch hier ein in den Augen «sentimentaler» Leute vielleicht anfechtbares Mittel. Wo aber wirklich freiheitliches und sozialistisches Empfinden lebt, da wendet man sich überall unzweideutig *gegen* einen Interventionskrieg, dem nicht Frieden, Freiheit und die anderen Menschheitsideale voranleuchten, die man jetzt für ihn anruft, sondern . . . etwas ganz anderes. H. N. Brailsford beispielsweise, der bedeutende englische Sozialist, schreibt dem Chefredakteur des «New Statesman» (8. Juli), der, mit etlichen Vorbehalten, *für* die Unterstützung des amerikanischen Vorgehens eintritt, mit begreiflicher Erbitterung:

«. . . Da wir sehr wohl wissen, daß das Regime, das wir in Südkorea verteidigen, ebenso korrupt, unfähig und gegen alle Regeln bürgerlicher Freiheit unempfindlich ist, wie dasjenige Chiang Kai-Sheks in China war, so kämpfen wir dafür, es wiederherzustellen und — vielleicht — auf ganz Korea auszudehnen. Wie vieler britischer Flieger und Matrosen Leben sind wir bereit zu opfern, um die Amerikaner gegen das russische Reich zu unterstützen und bis zum 38. Breitengrad hinauf das private Unternehmertum — erweitert durch Bestechung und Grausamkeit — wieder aufzurichten? Für meinen Teil: keinen Mann, keinen Jungen.»

In der «großen» demokratischen und sozialistischen Presse der Schweiz haben wir bislang vergebens nach einer ähnlich klaren Sprache gesucht. Vermerken wir immerhin, was Fritz Schwarz, also ein entschiedener Gegner allen Sozialismus oder gar Kommunismus, im «Freien Volk» (Nr. 29) festhält:

«Die amerikanischen jungen Soldaten kämpfen gegen ein Volk ohne Arbeitslose, ohne Elend, ohne soziale Not — sie kämpfen für eine Regierung, die 4 Millionen Arbeitslose in Korea und ebenso viele in den Vereinigten Staaten duldete und duldet. Glaubt man im Westen, daß so etwas auf die Dauer geht? Gulliver wird stürzen, gefällt durch die Zwerge ...»

Es ist wirklich *auch* eine sale guerre, ein schmutziger Krieg, den die Amerikaner in Korea führen, wie derjenige der Franzosen in Indochina! Und wir möchten wissen, was für Gutes daraus irgendwie entspringen kann.

Die UNO als Deckmantel Aber steht eben nicht doch — so fragt man uns vielleicht — hinter dem amerikanischen Eingreifen in Korea die ganze Autorität der *Vereinten Nationen*? Muß man nicht, trotz allen Hemmungen, die man empfinden mag, das tapfere Einstehen der UNO für den Angegriffenen gegen den Friedensbrecher unbedingt billigen und unterstützen? Wo kämen wir hin, wenn wir jedem ähnlichen Angriffsunternehmen, das irgendwo in der Welt ausgelöst würde, die Bahn freigäben?

Ich frage zurück: Wo war denn die «tapfere» UNO, als im Jahr 1948 fünf arabische Staaten in Palästina einfielen, um den von der Generalversammlung der Vereinten Nationen angenommenen Teilungsbeschluß umzustoßen[5]? Was tat sie, als Holland dem Befehl des Sicherheitsrates trotzte, seine «Polizeiaktion» in Indonesien einzustellen? Wann hat man davon gehört, daß die UNO militärische Sanktionen beschlossen und durchgeführt hätte, wenn jeweilen in Lateinamerika ein Satellit der nordamerikanischen Union gegen den andern Krieg führte? Antwort: Die UNO hat bisher noch *niemals* so wie im Fall Korea die Wehrmacht ihrer sämtlichen Mitgliedstaaten aufgeboten, um einen Friedensbrecher in die Schranken zu weisen! Untersuchungskommissionen, Vermittlungsaktionen und dergleichen Dinge — das war alles, wozu sie sich aufzuraffen vermochte. Und warum? Weil die UNO vollständig von Amerika und seinen Gefolgsstaaten beherrscht ist und sich nur dann auf ihre Pflicht zur Friedenswahrung durch Einsatz militärischer Mittel besinnt, wenn ein amerikanisches Machtinteresse im Spiele liegt. Das ist der nüchterne Tatbestand.

[5] Es entbehrt nicht der Ironie, daß Ägypten erklärte, mit Rücksicht auf die damalige (ägyptenfreundliche) Haltung der UNO dem Sanktionenbeschluß der UNO in der Koreaangelegenheit nicht zustimmen zu können, während sich Israel beeilte, die UNO (beziehungsweise die Vereinigten Staaten von Amerika, die für es realere Werte verkörpern) seiner moralischen Unterstützung zu versichern ...

Er kommt auch in der ganzen Art und Weise zum Ausdruck, wie das kriegerische Eingreifen in Korea zustandekam. Die Entscheidung dafür fiel ja nicht etwa im Sicherheitsrat in Neuyork, sondern — am Nachmittag des 26. Juni — *im Washingtoner «Politbureau»*, das heißt an einer Konferenz der höchsten Regierungsmänner mit dem Nationalen Verteidigungsrat und weiteren politischen und militärischen Persönlichkeiten der USA. Von einer Einberufung der Bundesversammlung war selbstverständlich keine Rede; der Kriegsbeschluß wurde — wie das sozusagen normal ist, aber bisher für das «demokratische» Amerika immer geleugnet wurde — auch hier nur von dem innersten Kreis der Staatsführer gefaßt. Die schüchterne Opposition, die sich gegen diese «ungesetzliche Kriegserklärung» in Parlament und Presse erhob, wurde von der Welle patriotischer Loyalität rasch weggeschwemmt.

Der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen wurde durch diesen durchaus eigenmächtigen Beschluß der amerikanischen Regierung vor eine fertige Tatsache gestellt. Er konnte am folgenden Tag (27. Juni) nurmehr Ja und Amen dazu sagen, wollte er nicht den Vereinigten Staaten eine folgenschwere politische Niederlage bereiten. Ob er dazu angesichts des Fernbleibens des Sowjetvertreters von seinen Sitzungen rechtlich überhaupt befugt war, ist eine umstrittene Frage; *moralische* Autorität kann der Sicherheitsrat für seinen offenkundig unter amerikanischem Druck gefaßten Beschluß jedenfalls nicht beanspruchen. Und der bereits erwähnte Brailsford stellt denn auch mit nur zuviel Recht fest:

«Als sich der Sicherheitsrat unter amerikanischer Führung weigerte, die Pekinger Regierung als ständiges Mitglied zuzulassen, drückte er sein eigenes Ansehen als internationale Körperschaft herab. Da sich Rußland zum Protest gegen diesen ungerechten Beschluß zurückzog, gehört dem Rat kein Vertreter der 700 Millionen Asiaten und Europäer an, die den Ostblock bilden. Einst war er eine Weltkörperschaft, die, wenn auch auf unbehagliche Art, Ost und West vereinigte. Jetzt vertritt er nur die eine Seite in dem Zwist, der die Menschheit trennt, und die meisten seiner Mitglieder sind die Verbündeten und Schuldner der Vereinigten Staaten. Eine so zusammengesetzte Körperschaft konnte in der gefährlichen Koreakrise nicht als unparteiische Autorität wirken. Wenn unsere Absicht die Wiederherstellung der Herrschaft des Rechtes in der Welt ist, dann ist es noch wichtiger, den Sicherheitsrat umzubilden, als die Nordkoreaner hinter den 38. Breitengrad zurückzutreiben ... Angriff ist ein häßliches Wort; aber kommt nicht auch Trumans Anwendung von Gewalt, um der Pekinger Regierung Formosa vorzuenthalten, einem Angriff gleich? Unter diesen Umständen darauf zu bestehen, daß wir, ohne uns auf Kompromisse einzulassen, weiterkämpfen müßten, bis das Recht durch militärische Sanktionen zum Siege geführt sei, ist ebenso unsittlich als unrealistisch. In diesem Dickicht gibt es kein Recht; um es wiederherzustellen, braucht es mehr als einen amerikanischen Sieg.»

All das übersah der Sicherheitsrat ganz bewußt. Nicht einmal soviel Unparteilichkeit brachte er auf, daß er die nordkoreanische Darstellung des Konfliktfalles auch nur in Betracht gezogen hätte; er stellte einfach auf die Behauptung der amerikanischen Regierung und auf ein Telegramm der UNO-Kommission in Südkorea ab, die sich ihrerseits zum Sprachrohr der Regierung von Söul machte und nicht über das geringste

Tatsachenmaterial verfügte. Das hinterste Bezirksgericht in der Schweiz würde sich schämen, auf Grund einer derartig liederlichen und einseitigen Untersuchung und Plädierung eines Falles sein Urteil zu fällen. Der Weltsicherheitsrat kannte solches Schamgefühl nicht; er sprach in geradezu unanständiger Hast sein «Schuldig» gegen Nordkorea aus, nur um sich Amerika willfährig zu erweisen, obwohl — wie wir gezeigt zu haben glauben — die auch nach unserer Überzeugung heute feststehende Tatsache des Angriffes auf den Südstaat in ein wesentlich anderes Licht gerückt wird, wenn man sie in den ganzen Sachzusammenhang hineinstellt, aus dem der Appell Nordkoreas an die Waffen herausgewachsen ist.

Für Amerika hat dieser Ablauf der Dinge natürlich den unschätzbaren Vorteil, daß es seine neue imperialistisch-gegenrevolutionäre Machtpolitik in Ostasien hinter einem förmlichen UNO-Beschluß verstecken und seinen durchaus auf dem Faustrecht beruhenden Interventionskrieg als übernationale Friedens- und Polizeiaktion ausgeben kann. Das heißt: wenigstens seinen Krieg in Korea. Denn sein bewaffnetes Eingreifen zum Schutz der Insel *Formosa* gegen einen Angriff der chinesischen Volksarmee kann auch von den gerissensten Sophisten nicht in einen Auftrag zur Züchtigung eines Friedensbrechers umkonstruiert werden, da eben Formosa unbestritten zu China gehört, dessen Regierung darum völkerrechtlich völlig frei ist, den letzten Zufluchtsort der Kuomintangpolitiker militärisch zu säubern. Die Amerikaner müssen also hier die Kommunisten schon auf eigene Rechnung bekriegen und damit das wahre Gesicht ihrer ostasiatischen Haupt- und Staatsaktion zeigen, die die förmliche Abkehr ihrer jüngsten, eher abwartend-passiven Haltung gegenüber dem Vormarsch des Kommunismus in Ostasien und die erweiterte Rückkehr zu ihrer früheren, so kläglich gescheiterten Interventionspolitik darstellt. Dank dem Vorprellen des kommunistischen Nordkoreas haben in Washington die Draufgänger und Aktivisten die Oberhand gewonnen und nützen nun die vermeintlich günstige Gelegenheit, das amerikanische Pazifik-Imperium auszudehnen und zu festigen, rücksichtslos aus.

Präsident Truman beteuert zwar ein übers andere Mal, die Vereinigten Staaten hätten «keinerlei territorialen Absichten auf Formosa». Allein was würde sie hindern, im Falle eines glücklichen Fortgangs ihrer neuen Ostasienpolitik die Bestrebungen, Formosa von China abzutrennen, kräftig zu fördern und aus dem so entstandenen «unabhängigen» Staat ebenso eine amerikanische Kolonie zu machen wie aus den formell selbständigen Philippinen? Amerikas Eingreifen in Korea und seine Aktion zum «Schutze» von Formosa gehören tatsächlich auf die gleiche Linie; sie sind beides Bestandteile einer und derselben Politik, nur daß die Vereinigten Staaten in Korea als Beauftragte der UNO auftreten können, während sie auf Formosa — vorerst wenigstens — auf eigene Rechnung und Gefahr operieren müssen.

Aber was für eine Heuchelei liegt doch in diesem ganzen amerikanischen «Kampf für Frieden und Freiheit»! Welche Lüge — es gibt kein milderes Wort dafür — ist die ganze UNO-Aktion zur angeblichen Durchsetzung des Grundsatzes, daß jeder angegriffene Staat auf die unverbrüchliche Solidarität der großen übernationalen Rechts- und Friedensorganisation zählen dürfe! Und wie betrüblich, daß so viele wohlmeinende Menschen auf diesen elenden Betrug hereingefallen sind, auch ein Henry Wallace, der sich doch über die Gefahren des amerikanischen Imperialismus und Antikommunismus keiner Täuschung hinzugeben schien und sich gerade jetzt zur «nationalen Solidarität» bekennt, wo es wahrhaftig gälte, vor allem seine Solidarität mit der *Wahrheit* zu beweisen — auch wenn das neuen Widerstand gegen eine irregeführte Volksmeinung bedeutete[6]! Muß denn der koreanische Krieg wirklich erst an die Schwelle eines neuen Weltkrieges führen, bis in Einzelmenschen und ganzen Volksgruppen jener Geist des unbeugsamen Widerstandes gegen *jeden* Krieg erwacht, der — wenn überhaupt noch — die letzte Katastrophe allein abwenden kann?

Gefahr in Verzug! Denn daß die Gefahr der Ausdehnung des Koreakonfliktes zum neuen Weltbrand mit jedem weiteren Tag, da in Korea gekämpft wird, größer wird, das liegt ja nur zu klar auf der Hand. Der bisherige Kriegsverlauf selbst hat beiden Seiten erhebliche Enttäuschungen gebracht. Nordkorea vermochte infolge des sofortigen Eingreifens der Vereinigten Staaten und der Tapferkeit ihrer fast auf verlorenem Posten kämpfenden Soldaten nicht den Blitzsieg zu erringen, mit dem es zweifellos gerechnet hatte. Amerika anderseits mußte erleben, daß der Widerstand der südkoreanischen Armee, die zahlenmäßig dem Angreifer wesentlich überlegen war, ruhmlos zusammensackte und so die fatale Tatsache offenbar wurde, daß der südkoreanische Soldat an der Sozialordnung, in die er hineingestellt ist, nicht viel Verteidigenswertes findet. Der Nachschub an kampffähigen amerikanischen Truppen aber geht infolge der großen Entfernung des Kriegsschauplatzes von der Heimat so langsam vor sich, daß die erstaunlich gut ausgerüsteten und geführten Nordkoreaner, unter schweren Verlusten zwar, eine Stellung der Invasionsarmee um die andere durchbrechen und im Augenblick, da wir schreiben, nahe daran scheinen, die Amerikaner ins Meer zurückzuwerfen.

Am Endsieg der amerikanischen Armee, hinter der eben der ganze ungeheure Reichtum und Machtapparat der Vereinigten Staaten steht,

---

[6] Nach privaten Berichten, die mir zugegangen sind und auf die nächste Umgebung von Wallace zurückgehen, scheint Wallace durch den beispiellosen Verleumdungs- und Beschmutzungsfeldzug, dem er seit Jahr und Tag ausgesetzt gewesen war, seelisch einfach derart zermürbt worden zu sein, daß er die erste Gelegenheit ergriff, um sich in den Augen des großen Publikums wieder «patriotisch respektabel» zu machen. Eine menschliche Tragödie mehr!

zweifeln wir allerdings — «normale» Entfaltung dieses Apparates vorausgesetzt — auch jetzt nicht. Das ganze weltpolitische Ansehen Amerikas steht ja hier auf dem Spiel, noch ungleich mehr als in Griechenland, wo viele Hunde schließlich doch des Hasen Tod wurden. Aber während die amerikanische Luftwaffe mit großen Verbänden zur Stelle ist und das Hinterland des Gegners mit der aus dem zweiten Weltkrieg bekannten erbarmungslosen Brutalität verwüstet, fehlt es dem USA-Oberkommando noch immer besonders an einsatzbereiter Infanterie, so daß der Washingtoner Vertreter der «Detroit News», etwas übertreibend, klagen konnte:

«Nirgends im nichtkommunistischen Osten ließ sich ein ausgebildetes Infanteriebataillon finden, das den Vereinigten Staaten hätte zur Verfügung gestellt werden können, um unter der Flagge der Vereinten Nationen zu kämpfen. Sogar die Vereinigten Staaten zögerten mit der Entsendung einer eigenen Armee von Japan nach Korea aus Mangel an bewaffneten Japanern, die ausgereicht hätten, um in ihrem eigenen Lande Polizeidienst zu tun. Im Gegensatz dazu zählen die kommunistischen Staaten des Fernen Ostens — Rußland, China und Nordkorea — ihre Infanteriesoldaten nach Millionen.

Eine andere erstaunliche Enthüllung des koreanischen Feldzuges ist die Kampfkraft der nordkoreanischen Satellitenarmee, in der bisher, soweit ersichtlich, weder Russen noch Chinesen mitkämpfen. Aus nicht einmal einem Drittel der koreanischen Gesamtbevölkerung hat Rußland eine Streitmacht herausgeholt, die unvergleichlich stärker ist als diejenige, welche die amerikanischen Militärs in ihrem Teil von Korea aufgestellt und ausgebildet haben. Wenn Rußland so etwas fertiggebracht hat, um das verhältnismäßig rückständige koreanische Volk auszubilden und zum Kampf zu begeistern, wieviel mehr, so fragt man sich, wird es dann in der gleichen Richtung mit seinen europäischen Satelliten fertigbringen, mit Polen, der Tschechoslowakei, Rumänien, Bulgarien, Ungarn, Albanien und — an letzter, aber nicht geringster Stelle — Ostdeutschland?»

Die *Sowjetunion* hält sich zwar bis jetzt dem Krieg um Korea vorsichtig fern — aber wird das immer so bleiben? Eine ganze Reihe von Möglichkeiten ist schon heute denkbar, die auch Rußland auf den Plan rufen könnten. Erwähnen wir nur drei davon.

Einmal die Möglichkeit, daß nach einer gänzlichen Verjagung der Amerikaner aus Korea eine neue, verstärkte Welle *nationalistischer Hysterie* über die Vereinigten Staaten hinfluten und die Regierung zu Schritten drängen werde, die Rußland zum Einschreiten geradezu herausfordern müßten. Schon jetzt ist ja die psychologische Vorbereitung des amerikanischen Volkes auf den «unausweichlichen» Großkampf mit Rußland bedrohlich weit gediehen und die militärische wie auch wirtschaftliche Gesamtmobilmachung tatsächlich im Gang, mit einem Aufwand von vorerst einmal zehn Milliarden Dollar, die die Bundesversammlung der Regierung im Handumdrehen bewilligt hat. Was würde erst geschehen, wenn der Aufschrei «Rache für Korea!» durch die Union gellen sollte? Bleibt dann Herr Truman bei seiner Erklärung, daß er den Einsatz von Atombomben «gegenwärtig» nicht ins Auge fassen wolle? Und wird die Sowjetunion ruhig sitzen bleiben, wenn es über Süd- und Nordkorea dann doch Atombomben regnen sollte — Bomben, deren

Zerstörungskraft nach amerikanischen Angaben ein Vielfaches größer wäre als diejenige der Hiroshima-Bombe?

Zum andern: Angenommen, die amerikanische Wehrmacht werde ein zunächst verlorenes Korea später *zurückerobern* können und es dann — ein zweites Japan — seinem Pazifikreich eingliedern — wäre damit die vielberedete Lokalisierung des Koreakonfliktes wirklich gelungen? Mit nichten. Die Spannung in Korea selbst, in Japan, China usw. würde sich dann derart verschärfen und die amerikafeindlichen Gefühle der asiatischen Welt müßten in einem Grad aufgereizt werden, daß es möglicherweise zu einem *allgemeinen bewaffneten Aufstand der östlichen Völker gegen den westlichen Imperialismus* käme, wobei die Sowjetunion wiederum nicht untätiger Zuschauer bleiben könnte. Schon jetzt stehen ja die Ost- und Südasiaten moralisch sozusagen einhellig auf seiten Nordkoreas und empfinden das kriegerische Eingreifen Amerikas als Schmach und Bedrohung, die ihnen allen gelte. «Asien den Asiaten!» — diese Losung wird sich ebenso sicher durchsetzen, wie sich die Doktrin «Amerika den Amerikanern!» unter Führung der Vereinigten Staaten und zu ihrem Vorteil schon längst durchgesetzt hat.

Und zum dritten: Die Gefahr eines Zusammenstoßes zwischen Amerika und China lauert seit Trumans Befehl an die 7. amerikanische Flotte zur «Verteidigung» *Formosas* unablässig im Hintergrund. *Wenn* es dazu käme, könnte die Sowjetunion ihren chinesischen Verbündeten kaum im Stiche lassen, obschon der Hilfeleistungsvertrag zwischen den beiden Ländern — soweit er bekannt geworden ist — nicht auf einen solchen Fall gemünzt ist. Und dann würden in den Krieg auch Indochina, Siam, Burma und Malaya hineingerissen werden, schon weil in den meisten dieser Länder die Chinesen eine recht bedeutende Rolle spielen. Besonders schwierig müßte in einem derartigen Falle die Stellung *Großbritanniens* werden, nicht nur weil dann Hongkong, dieses letzte Bollwerk des britischen Imperialismus in Ostasien, unweigerlich verloren wäre, sondern noch mehr, weil sich England schon vorher entscheiden müßte, ob es aus Solidarität mit Amerika wirklich gegen das kommunistische China zu Felde ziehen wolle, das es völkerrechtlich in aller Form anerkannt hat. Die Vereinigten Staaten würden ja wahrscheinlich versuchen, auch zur Abwehr eines chinesischen Angriffs auf Formosa — dem zu wehren eine ausländische Macht unter keinen Umständen das Recht hat — eine Interventionsvollmacht der UNO zu erlangen. Könnte England dabei mithelfen? Oder müßte es dagegen sein Veto im Sicherheitsrat einlegen, auf die Gefahr eines Bruches mit Amerika hin? Es ist klar, daß eine auch nur zeitweilige ernste Entfremdung zwischen den beiden angelsächsischen Reichen schwerwiegende Folgen insbesondere für Großbritannien hätte. Aber, wie der «New Statesman» (22. Juli) schreibt,

«die Nationalisten (um Chiang Kai-Shek) gegen die Pekinger Regierung zu unterstützen, wäre noch katastrophaler. Es würde die Vorstellung, daß der gegenwärtige Krieg zur Verteidigung der Satzung der Vereinten Nationen geführt werde, zur reinen

Heuchelei machen (was sie sowieso ist! H. K.). Es würde wahrscheinlich den Commonwealth sprengen, da, wenn wir Amerika unterstützten, Indien und Pakistan sich weigern würden, unserem Beispiel zu folgen. Es würde in unserem Land eine parlamentarische Krise ersten Ranges heraufbeschwören, die wahrscheinlich mit der Bildung einer Koalitionsregierung und einem Riß in der Labourpartei enden würde, von der ein Teil in eine sozialistische Opposition gedrängt würde. Und das Schlußergebnis eines solchen Krieges wäre fast sicher die gewaltsame Vertreibung des weißen Mannes aus dem Fernen Osten.»

Übersehe man auch nicht die Rückwirkungen, die eine länger dauernde Beanspruchung der Vereinigten Staaten in Ostasien auf seine Stellung in *Europa* haben müßte. In beiden Weltteilen zugleich, in Ostasien wie in Westeuropa, kann sogar das kraftstrotzende Amerika nicht aktiv auftreten. Schon jetzt, so meint Max Werner im Neuyorker «Daily Compass» (9. Juli), habe die Krise im Pazifikraum die atlantische Strategie der Vereinigten Staaten von selber gegenstandslos gemacht:

«Der Atlantkpakt mit seinem höchst gebrechlichen und unsicheren Aufbau hing buchstäblich nur an einem Faden. Der Feldzug in Korea hat diesen Faden roh abgeschnitten ... Die westeuropäischen Diplomaten und Politiker, die auf ein schnelles Eingreifen der Vereinigten Staaten in Korea drängten, merkten anfangs nicht, daß sie damit die Macht Amerikas in eine Richtung ableiteten, in der sie nur nutzlos versickern kann, da sie endgültig von Westeuropa abgelenkt wird.»

Jetzt merken sie's freilich — und sind ob der offenbaren Unfähigkeit der Vereinigten Staaten, Westeuropa gegen einen Angriff der Sowjetunion zu verteidigen, in die reinste Panikstimmung geraten. England, Frankreich, Italien, Holland, Norwegen usw., selbstverständlich auch unsere biedere Schweiz, sind fieberhaft daran, ihre Kriegsrüstungen auf- und auszubauen. Im britischen Unterhaus erzählt der Verteidigungsminister Shinwell — der auch einmal bessere Zeiten hatte — über die russische Zuschlagsbereitschaft Dinge, die den bestürzten Abgeordneten (nach einem Stimmungsbild von der Szene) direkt den Atem verschlugen, und der gute, alte Churchill darf sich wieder einmal rühmen: «Ich hab's euch ja schon lang gesagt!» In London, Paris und Straßburg stecken die Atlantikstrategen und Europaunionisten die Köpfe zusammen, die schleunige Zusammenraffung aller Kräfte unseres tödlich bedrohten Erdteiles zum Schutz gegen die östlichen Barbaren beratend. Und Henri Spaak, auch einstens ein «radikaler» Sozialist, ruft in der «Neuen Zürcher Zeitung» nach dem «starken Mann», der, «sei er Zivilist oder Militär und welcher Nationalität er wolle, einmal den Staub von all diesem Papier schüttelt, die Kommissionen durcheinanderrüttelt, die Völker weckt und die Regierungen zusammenschweißt». Was wunder, daß man in seiner Verzweiflung keinen anderen Ausweg mehr sieht als Westdeutschland eben doch wiederaufrüsten zu lassen, und daß sich in Amerika wie in England, ja sogar in Frankreich[7] nach allen Berichten

[7] Eine Pariser Exchangemeldung vom 22. Juli besagt: «Die Frage einer Wiederaufrüstung Deutschlands, die zu Anfang dieses Jahres als undiskutabel galt, taucht jetzt in veränderter Form wieder auf und wird in gewissen parlamentarischen Kreisen

ein ausgesprochener Umschwung der öffentlichen Meinung zugunsten der Aufstellung einer westdeutschen Verteidigungsarmee — je größer, desto besser — vollzieht?

So rächt sich jetzt die aus gröberer oder feinerer Besitzangst geborene Propagandalüge, die «bösen Männer im Kreml» dächten Tag und Nacht an nichts anderes, als wie sie am ungefährlichsten die «freie Welt» des Westens überfallen und versklaven könnten! Und so rächt sich die planmäßige Verbreitung der nicht minder unwahrhaftigen Vorstellung, daß jede friedliche Verständigung mit der Sowjetunion (bei der also nicht bloß der eine Teil einlenken müßte) mutlose, verhängnisvolle Beschwichtigungspolitik à la Chamberlain-Daladier sei, und daß beim ersten Zeichen einer Angriffsabsicht des Sowjetimperialismus die demokratischen Völker in lückenloser Solidarität zusammenstehen und dem Friedensbrecher eine Lektion erteilen müßten, die er nie wieder vergessen werde! Man könnte wahrlich Genugtuung empfinden ob dieser beginnenden Enthüllung der inneren Brüchigkeit der ganzen Kommunisten- und Sowjethetze, deren Gefangene nun die Politiker und Militärs des Westens selber, mitsamt ihren Völkern, geworden sind, müßte man nicht besorgen, daß statt einer Abkehr vom bisherigen Weg nur ein noch kopfloseres Sichverrennen in die Sackgasse die Wirkung der Koreapanik sein werde, die noch ärger zu werden droht als seinerzeit die Tschechenpanik!

Friedensbemühungen Es ist im Blick auf diese ganze Lage, trotz aller westmächtlichen Abneigung gegen ein «Zurückweichen vor der kommunistischen Drohung», eigentlich doch erstaunlich, wie schwächlich und halbherzig die wenigen bisher gemachten Versuche sind, den Koreakrieg durch *Vermittlung* zu beendigen. Sowohl die Anregung des indischen Ministerpräsidenten Nehru, das neue China in die UNO aufzunehmen und dann unter Mitwirkung der Sowjetunion über die Koreafrage zu verhandeln, als ein angeblich von China, Indien, Pakistan und Burma in der gleichen Richtung gemeinsam ausgestreckter Fühler sind von Amerika und seinen Bundesgenossen schroff abgewiesen worden. «Zuerst bedingungslose Kapitulation Nordkoreas und dann erst Verhandlungen» — das ist die Formel, auf die man sich in Washington, unterstützt namentlich durch London, festgelegt hat. Und da die Nordkoreaner, trotz der Aussicht, nach voller Entfaltung der amerikanischen Gegenoffensive geschlagen zu werden, ebenfalls

---

sogar bejaht. Ein führender radikaler Abgeordneter erklärte am Samstag, die Wiederaufrüstung Deutschlands sei nicht nur möglich, sondern sogar notwendig.» Auch Lord Vansittard, bisher einer der «unerbittlichsten» Deutschlandgegner, hat sich unlängst in diesem Sinne ausgesprochen. — Daß *Japan* ein «unabdingbares Recht auf Selbstverteidigung» habe, war schon vor dem Koreakonflikt die Meinung General MacArthurs, der noch sein möglichstes getan hat, um die Pflicht zur «dauernden» Entwaffnung Japans in dessen neue Verfassung hineinbringen zu lassen.

keine Lust haben, den Krieg abzubrechen, *bevor* die militärische Entscheidung unzweideutig gefallen sei, so scheint der Kampf um Korea eben bis zum bitteren Ende weitergeführt werden zu müssen, mit all den schweren Gefahren, die sich daraus entwickeln können. Oder darf man die plötzliche *Rückkehr des Sowjetvertreters in den Sicherheitsrat der Vereinten Nationen*, die vergangene Woche so mächtiges Aufsehen erregt hat, als Zeichen dafür deuten, daß von Rußland her ein auch für die Westmächte annehmbarer Verständigungsvorschlag unterwegs ist? Die politische Welt hat sich in allen möglichen Mutmaßungen über den Sinn dieses unerwarteten Schrittes ergangen, und wir wollen unserseits nicht weitere Spekulationen darüber anstellen, um so mehr, als schon am ersten August — unsere Rundschau muß leider am gleichen Tag der Druckerei übergeben werden — ein Teil des Rätsels gelöst sein dürfte.

Soviel aber steht für uns durchaus fest, daß Amerika, beziehungsweise die Vereinten Nationen, auf die Dauer nichts zu gewinnen, aber sehr viel zu verlieren haben, wenn sie auf einer Demütigung Nordkoreas bestehen, ohne zugleich die rechte Lösung derjenigen Fragen herbeizuführen, deren bisherige *Nichtlösung* den Nordkoreanern die Waffen in die Hand gedrückt hat. Ja, es ist zu befürchten, daß der Eifer, die koreanische Frage *wirklich* zu lösen — nämlich durch die gründliche Umgestaltung der Wirtschafts- und Sozialverfassung des Landes —, um so schwächer sein wird, je vollkommener ein militärischer Sieg der Vereinigten Staaten ausfällt. Und doch kommt auf eine solche radikale Umgestaltung nicht nur Koreas, sondern des ganzen noch feudal-kapitalistisch organisierten (oder desorganisierten) Asien alles an, wenn der «große Kontinent» mit seinen vielen hundert Millionen verkommender Menschenbrüder und -schwestern zur Ruhe kommen und ein neues, dauerndes Gleichgewicht finden soll!

Mögen die westlichen Völker Genugtuung in einem militärischen Sieg Amerikas über den «kommunistischen Erzfeind» finden — die Völker Asiens fühlen ganz anders. Sie werden den Feind dann erst recht im *westlich-amerikanischen* Imperialismus sehen, der für sie, trotz aller Abneigung gegen bestimmte Formen des Kommunismus, die entscheidende soziale und politische Wirklichkeit ist. Vor einem Kommunismus, wie er jetzt etwa in China oder Nordkorea in der Durchführung begriffen ist, haben sie keine Angst — im Gegenteil; und was der Sowjetkommunismus in den ehemals zaristisch-russischen Kolonialgebieten West- und Nordasiens im Lauf eines einzigen Menschenalters fertiggebracht hat, das erscheint den Nachbarn dieser Länder fast wie ein Märchen aus «Tausend und einer Nacht». Nur wenn auch die Westmächte und vorab die Vereinigten Staaten — entsetzlicher Gedanke! — *grundsätzlich* eine ähnliche Haltung gegenüber den asiatischen, überhaupt den farbigen Völkern finden wie die Sowjetunion, nur wenn sie also gegenüber den «zurückgebliebenen» Rassen und Ländern eine Politik betreiben, die nicht mehr vom Willen zur *Verhinderung* der nationalen und sozialen

Revolution beherrscht wird, sondern vom Willen zu ihrer *Herbeiführung*, und zwar im Geiste der im Abendland entwickelten persönlichen Freiheit und politischen Demokratie — nur dann dürfen sie hoffen, in ein freundschaftliches, friedliches Austauschverhältnis zu der Welt des Ostens zu kommen.

Wer will aber im Ernst vom heutigen Amerika, wir meinen von dem Amerika eines Truman und Acheson, eines Morgan und Dupont de Nemours, eines Luce und Hearst mitsamt ihrem ganzen Troß, eine solche Wendung um 180 Grad erwarten? Im «Manchester Guardian» war letzthin (am 5. Juli) ein Brief von H. S. Freemantle zu lesen, dem voraussichtlichen Kandidaten der Liberalen Partei des Bezirkes Beverley für die nächsten Unterhauswahlen, in dem es heißt:

«Unsere Führer sagen, die Demokratie könne jene besseren Lebensbedingungen sichern (bessere als der Kommunismus), aber ohne die wirtschaftliche und geistige Sklaverei, die der Kommunismus verlangt. Alle Liberalen werden darin einig sein, daß die Demokratie dies tun kann — aber tut sie es, oder versucht sie, es zu tun? Ein Studium der Nachkriegswelt führt zu einem negativen Ergebnis. Großbritanniens ältester Verbündeter ist Portugal — eine Diktatur, in der 70 Prozent der Bevölkerung als Analphabeten in hoffnungsloser Armut leben. In Griechenland bestanden wir (und später auch die Amerikaner) darauf, daß die Macht einer korrupten und unfähigen Bürokratie zurückgegeben wurde, die von einer unerwünschten Monarchie geleitet und von Hitlers brutalen Mitarbeitern vertreten wird. In Deutschland, Japan, Polen, China, Malaya, Italien, Persien und überall, wo das Problem auftauchte, haben wir konsequent die eigennützigen Kapitalinteressen der wenigen Bevorzugten unterstützt. Wir haben die Not der vielen geduldet. Gegenwärtig läßt man Versuchsballone steigen, um festzustellen, ob die öffentliche Meinung gewillt ist, Franco als Verbündeten anzunehmen. Ohne Zweifel glauben sowohl wir wie die Amerikaner an die Demokratie. Fest steht aber, daß unsere Regierungen in jedem Lande, mit dem wir in enge Beziehung traten, die bösartigste Reaktion unterstützt haben.»

Es ist schwer zu glauben, daß das hochkapitalistisch-imperialistische Amerika, das die Intervention in Korea durchgesetzt hat und von der neuen Kriegskonjunktur auch neue, riesige Profite erwartet, nach einem vorläufigen Erfolg seines Unternehmens von seiner bisherigen Linie abgehen und nunmehr die *revolutionären* Kräfte in aller Welt unterstützen werde. Und doch hängt der Aufbau einer haltbaren Friedensordnung, wie schon die Satzung des Völkerbundes verkündete und diejenige der Vereinten Nationen aufs neue klar ausspricht, nicht nur von einem äußeren Ordnungsschaffen durch militärisches Auftrumpfen ab, sondern unvergleichlich mehr von der Schaffung gerechter Wirtschafts- und Gesellschaftszustände, die es gar nicht erst soweit kommen lassen, daß ein Volk oder ein Volksteil zu den Waffen greift, um die notwendige soziale Umwälzung gewaltsam herbeizuführen. Wenn die Organisation der Vereinten Nationen *diese* Aufgabe als vordringlich anerkennt, dann wird sie nicht länger ein Werkzeug gegenrevolutionärer und besonders sowjetfeindlicher Machtpolitik oder selbstgerechter *Friedenswahrung auf der Grundlage der bestehenden ungerechten Gesellschaftsordnung* sein, dann wird sie vielmehr — um nur von der brennenden Ostasienfrage zu

reden — dem neuen China die Tür weit aufmachen und mit der Sowjetunion wie mit allen anderen nicht-mehr-kapitalistischen Ländern rückhaltlos zusammenarbeiten, damit in Korea, wie überall, wo noch Millionen und aber Millionen in Schmutz und Unwissenheit ihr Hungerdasein fristen, so etwas wie Menschlichkeit und Brüderlichkeit Gestalt annehme und so auch der Frieden in und zwischen den Völkern auf diejenige Grundlage gestellt werde, die allein Dauer verheißt.

31. Juli. *Hugo Kramer.*

Nachschrift. Unsere Leser und Leserinnen werden es mir nachsehen, wenn ich die übrigen Weltereignisse diesmal mit Schweigen übergehe. Sie treten ja hinter dem, was sich in und um Korea herum begibt, an Bedeutung vollständig zurück. Auch die Vorgänge in *Belgien*, wo die klerikale Partei zwar die Zurückholung König Leopolds aus dem Asyl durchgedrückt hat, aber nur mit der Wirkung, daß ein sich rasch und bedrohlich ausbreitender Volksaufstand Leopold zwang, auf die Ausübung seiner Herrscherrechte unrühmlich doch verzichten und in seine förmliche Abdankung auf den Zeitpunkt der Vorlljährigkeit seines Sohnes Baudouin einzuwilligen. All diese und andere Vorkommnisse der Berichtszeit mögen für einmal mit Schweigen übergangen werden.

Über die neue *russische Aktion im Sicherheitsrat* ist in diesem Augenblick gleichfalls noch nicht viel zu sagen, außer daß die Zänkerei und Trölerei Maliks den denkbar schlechtesten Eindruck macht und den Amerikanern willkommene Gelegenheit gibt, den schweren Verlust an Ansehen, den ihnen das koreanische Abenteuer einzubringen droht, durch moralische Entrüstung über die sowjetische Taktik einigermaßen auszugleichen. Die Sowjetunion könnte ja vor der Weltöffentlichkeit nur gewinnen, wenn sie sich nicht darauf versteifte, die Vereinigten Staaten mit ihrem Vorgehen in Korea als Angreifer im militärischen Sinn und als bewußte Vorbereiter eines dritten Weltkrieges brandmarken zu wollen. Das widerspricht einfach den Tatsachen, die freilich in *anderem* Sinne nur zu beredt wider Amerika zeugen.

6. August. *H. K.*

BUCHBESPRECHUNGEN

Hans Ornstein: Der antijüdische Komplex, Verlag «Die Gestaltung», Zürich, 1949, 99 Seiten.

Zu den Dingen, die nie durch Vergessen geheilt werden können, gehört der Antisemitismus, der in unserer Zeit trotz der Vernichtung seiner lautesten Werkzeuge selber nicht vernichtet ist. Ornstein, der im Kampf gegen diesen Ungeist besonders tätige Sekretär der christlich-jüdischen Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz, untersucht die Grundlagen des antisemitischen Komplexes als psychologisches Problem. Die reichhaltige Analyse vermeidet glücklich Kurzschlüsse und Patenterklärungen und stellt das Begriffsarsenal der modernen Psychologie in den Dienst der Enträtselung des höllischen Komplexes. Gute Definitionen der verschiedenen, zum Antisemitismus führenden Affekte werden gegeben und dessen rationale wie irrationale Komponenten untersucht. Hierin scheint mir die Stärke dieser Arbeit zu liegen. Dankbar dürfen wir auch für die Hoffnung sein, die der Verfasser allem Geschehen zum Trotz hegt und bezeugt, daß der Kampf gegen das antisemitische Phantom nicht ergebnislos bleiben muß.

Überwindender Glaube

Das Johannesevangelium überliefert ein Jesuswort: «In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.» (Joh. 16,33). Und wir? Wir haben sie gewiß nicht überwunden. Wir leben in der Angst, die einen in der Angst vor den amerikanischen Atombomben, die andern in der Angst vor der russischen Infanterie. Beide Ängste sind verständlich genug. Aber sogar dann, wenn man keine dieser Ängste hat, wenn man aus ihnen herausgerückt ist und das Leben nicht mehr als der Güter Größtes kennt, bleibt eine Angst, keineswegs eine kleinere, eher eine viel größere: die Angst vor der Angst, vor der sich ängstenden Welt, in der eben durch das Gespenst der Angst das klare Denken zerstört wird und groteskem Hexenglauben Platz macht, in der die Liebe erfriert und der Haßhysterie weicht, in der die kulturelle Leistung verdorrt und der betäubenden Lärmmaschinerie Raum gibt. Wenn man Menschen, die einmal in der gleichen Liebe glühten, als schäumende Hasser wiederfindet, wenn die Hexenfurcht auch nicht mehr durch die letzte Scheu vor der Lächerlichkeit mehr eingedämmt wird, wenn die Kultur sich zur Galeere drängt, um Mittel für Zwecke zu werden, dann rast und wütet eine Welt, die wir nicht überwunden haben, dann enthüllt sich eine Hölle, die als Zukunft zu sehen schlimmer ist als der Tod. Wenn eine solche Zukunftsmöglichkeit, wenn das Gesicht einer solchen Angstwelt einem in diesen Tagen und Wochen erscheint, dann verblassen sogar die leuchtenden Farben der herbstlichen Wälder, sogar das jubelnde Glänzen des neuen Schnees auf den Bergen, sogar die seidige Feinheit des herbstlichen Himmels. Was nicht verblaßt, ist die Angst, ist die Gewißheit, daß wir diese Welt keineswegs überwunden haben.

Und der, welcher sie überwunden hat, Christus, gibt uns kein Rezept, kein Programm in die Hand, wie auch wir sie überwinden könnten. Sein Wort hat fast etwas von der Gnadenlosigkeit eines schroffen Berggipfels an sich. Die, die es hörten und überlieferten freilich erkannten noch die Gnade des harten Wortes. Seine Zeugen wußten: «Alles, was aus Gott gezeugt ist, überwindet die Welt; und das ist der Sieg, der die Welt überwunden hat, unser Glaube.» Für diesen aus Gott gezeugten Glauben allerdings gibt es auch wieder kein Programm und kein Rezept — genau so wenig, wie es einen Wegweiser zum brennenden Dornbusch, zum verzehrenden Sinaifeuer und zum Garten Gethsemane mit dem Engel, der den Kelch reicht, gibt.

Aber der überwindende Glaube kann aufbrechen wie das Licht des verzehrenden Feuers, und wie dieses selber kann auch er die Welt, die Angstwelt und die Weltangst überwinden. Was ist er denn, worin besteht sein eigentliches Wesen? Ist er ein Besitz, ist er eine besondere Gebärde? Glaube als Besitz oder Gebärde wäre ein Teil, ja ein Produkt des Menschen und der Welt, immer also etwas, das mit zur Welt gehört und dadurch auch dem Vergehen anheimfällt. Der überwindende Glaube

ist niemals nur der Glaube an etwas. Er ist vielmehr der Prozeß der Verwandlung im Feuer. Mit ihm bricht ein neues Sein an, das dem Vergehen standhält, ein wahrhaftiges Sein, das vor dem Ewigen besteht, weil es aus ihm geboren ist.

Darum ist das Feuer, das etwa Mose sah, ein verzehrendes Feuer, weil es um die Gottesfragen: «Was bist du jetzt, und was ist dein wahres Sein?» glüht. Und darum ist es so lebensgefährlich um dieses Feuer herum, weil es die Frage nach dem Eigensten umschließt. Darum ist auch der Platz weitab von diesem Feuer der bequemere Platz, weil an ihm die unbequemen Fragen nicht mehr hörbar sind, weil dort sich jedes Sein als wahrhaftiges Sein aufspielen kann. Fernab von diesem Feuer konnte Israel etwa sagen: «Zurück zu den Fleischtöpfen Ägyptens» oder «wir wollen sein wie alle Völker». Fernab von diesem Feuer gedeihen die satte Zufriedenheit des Menschen mit sich selber und die Täuschung über die Wirklichkeiten. Das ist bequem und zuzeiten sogar gemütlich. Direkt ungemütlich aber wird es, wenn Menschen und Völker nach ihrem wahren eigensten Sein gefragt werden. Denn nun zählen die Zufälligkeiten, die sich gern als das Wesen ausgeben, nicht mehr, nicht mehr die Macht und nicht mehr der Reichtum. Ob es sich nun um einen einzigen Menschen oder um ein Volk handelt, in keinem Fall bedeutet der Besitz dieser Zufälligkeiten, daß das wahre Wesen, das unvergängliche Sein, gefunden ist. Das wahre Wesen eines Menschen oder eines Volkes bricht dort auf, wo es zur Begegnung mit dem Willen des lebendigen Gottes kommt.

Der Glaube, der die Welt wirklich überwindet, muß darum wohl zunächst die große Weltnivellierung überwinden, die der Begegnung mit dem Lebendigen im Wege steht. Er muß jene Hölle überwinden, die sich dort auftut, wo Millionen armer Menschenhirne die gleichen Gedankenfetzen drechseln und wo andere Millionen Stiefeltritte im gleichen Schritt zur Hölle marschieren. In dieser Nivellierungshölle wird der überwindende Glaube wohl die Menschen wie die Völker zunächst lehren, ihren eigenen Kohl zu pflanzen — das ist nämlich ziemlich schwer, schwieriger als die Gleichschaltung der Hirne und der Schritte. Wo der überwindende Glaube fehlt, da wird alles Existierende als vernünftig akzeptiert, wird Existieren und Vegetieren mit Leben verwechselt. Wenn das Leben scheinbar so wohlfeil wird wie in unserer Gegenwart, dann wird es überaus schwierig, überhaupt noch wirklich zu leben. Und umgekehrt wird das Menschenleben immer und überall dort wohlfeil werden, in einer großen Inflation vergeudet werden, wo über dem Leben nicht mehr die drängende Gottesfrage nach dem Eigensten wacht.

Es gibt Orte auf der Welt, und die Schweiz ist einer davon, da die brennende Frage nach dem Eigensten noch mehr Raum hat als an anderen Orten der Erde. Das völkerrechtliche Statut der Neutralität ist zunächst kein Inhalt, nur eine Form, eine Form allerdings, die sehr verschiedene Inhalte in sich bergen kann, kleinliche Eigensucht ebensosehr

als auch das echte Suchen, zu sich selber zu kommen. Die Befürworter der Neutralität sollten nicht vergessen, daß sie eine Form, noch kein Inhalt ist, und ihre Kritiker sollten nicht übersehen, daß der Inhalt sehr wohl auch ein positiver und lebendiger, eben dieses Fragen nach dem Eigensten sein kann. Was hier das völkerrechtliche Statut bewirkt, verursacht an anderen Orten etwa die geographische Lage oder die geschichtliche Entwicklung. Solche zunächst sehr weltlichen Dinge können die Gottesfrage nach dem wahren Sein der Menschen und dem wahren Wesen der Völker aufklingen lassen. Auch das gehört mit zu den Wundern des lebendigen Gottes.

Das Suchen nach dem wahren Sein aber und die Angstwelt stehen sich immer als die letzten Gegensätze gegenüber. Wo die Angstwelt lebt, soll niemand mehr nach seinem oder seines Volkes wahrem Sein fragen, geschweige denn dieses leben dürfen; er darf höchstens für Phantome sterben. Wo die Angstwelt herrscht, da werden Völker, die ihr Eigenstes suchen und gestalten wollen, bedroht oder umworben. Die Angstwelt hat für die Vielfalt keinen Platz. Sie sucht sie in jedem Fall zu erdrosseln. Sie tut es entweder durch die zusammengeballte Macht einer dämonischen Erscheinung oder mit des Teufels ärgster List, dadurch, daß sie die Besieger der dämonischen Erscheinung zu seinen Erben werden läßt. So hat die Angstwelt im Hitlerreich ebenso geherrscht wie in der Gegenwart, da Hitlers Geist als der eigentliche Sieger des Zweiten Weltkriegs durch die Welt gespenstert.

Glaube, der die Welt überwindet, richtet sich gegen alle Nivellierung; er kann allerdings dabei nicht stehen bleiben. Wahre Individualität eines Menschen oder eines Volkes ist wohl eine köstliche Sache, genügt aber allein zur Überwindung der Angstwelt noch nicht. Zum wahren Sein gehört die Lösung der gottgestellten Zeitaufgaben. Dort lebt das wahre Sein des Menschen oder der Völker, wo im Gewande der Individualität die wirklichen Gottesaufgaben erkannt und gelöst werden.

Der Friede ist in diesen Wochen wohl die größte und am meisten gefährdete unter den vielen Aufgaben Gottes an die Zeit. Daß er bedroht ist, wenn die Aufwendungen für die Rüstungen wahrhaft astronomische Zahlen verschlingen, ist wohl jedem klar. Noch mehr aber als durch die aufgestapelten Tanks und Kriegsschiffe, die gehorteten Flugzeuge und Atombomben ist der Friede bedroht durch den Zerfall, ja durch den Mißbrauch der einmal so verheißungsvoll begonnenen Weltorganisation. Es handelt sich dabei nicht einfach um den Niedergang einer Organisation. Schlimmer ist, daß damit auch deren tragender Gedanke, die Solidarität, entwertet wird. Wenn von der gegenwärtigen UNO keine Friedenssicherung zu erwarten, wenn durch ihren Niedergang vielmehr in den Augen der farbigen Welt die internationale Solidarität diskreditiert wird — und das heißt in den Augen von mehr als der Hälfte der Menschheit — so ist das Fundament des Friedens bedroht, das wir lange genug als das allein tragende angesehen haben. Vielleicht

kann er nur noch erhalten werden durch die Völker, die nicht um irgendeines leuchtenden Ideales willen, sondern sehr nüchtern um ihres bedrohten Eigensten willen sich von den kriegtreibenden Blockbildungen fernhalten. So wie Gott den Materialismus brauchen konnte, um den verlogen gewordenen Idealismus zu überwinden, so kann er wohl auch den sacro egoismo brauchen, um die zur Fassade gewordene Solidarität umzubrechen, damit ein neuer Acker daraus werde.

Wenn der die Welt überwindende Glaube in Völker fährt, dann wird er zur großen beunruhigenden Frage, ob man auf die rechte, eigenste Weise die Frage der Gemeinschaft, die soziale Frage, gelöst habe. Niemand lasse sich täuschen; es gibt Lösungen, die nur durch einen Zufallswind herangeweht sind. Unser gegenwärtiger wirtschaftlicher Aufschwung etwa ist eine solche Zufallslösung. Nicht darum etwa haben wir noch und wieder Beschäftigung und Verdienst, weil wir das Problem der Vollbeschäftigung gelöst hätten, sondern weil zufällig Krieg in Korea und damit die Krisengefahr vertagt worden ist. Und wir haben auf der anderen Seite die deutlichen Zeichen unseres Unvermögens. Wir haben den Preiszerfall auf der einen Seite, haben etwa eine reiche Ernte, wobei es sich mancherorts nicht verlohnt, den Obstsegen zu pflücken, weil der Preis nicht den Arbeitslohn deckt; wir haben als Kehrseite der Medaille Preissteigerungen auf lebensnotwendigen Gütern — noch begünstigt durch Angsthamsterei — und Wohnungsmieten; wir haben die Kapitulation der Landesregierung und der Preiskontrolle vor dem mächtigen Hauseigentümerverband erlebt und bemerken, wie das alte Spiel zwischen den emporschnellenden Preisen und den gar nicht oder viel zu spät nachhinkenden Löhnen wieder anhebt. Haben wir den Glauben, der die Welt überwindet? Wir haben Raum für ihn, mehr Raum als die Christen Rußlands oder Amerikas, darum mehr Raum, weil heute noch die Frage nach dem Eigensten ihren Platz bei uns hat. Das darf uns mit Dankbarkeit erfüllen. Sie gesellt sich zu jener anderen Dankbarkeit dafür, daß unsere jungen Leute nicht sinnlos auf asiatischen Kriegsfeldern verbluten müssen. Der Raum, welcher im Leben des Volkes der Frage nach dem Eigensten gewährt wird, ist der eigentlich lebenswichtige Raum. Ihn noch haben, heißt mehr haben als die äußeren Zufälligkeiten von Macht und Wohlstand. Wir haben ihn allerdings nur als eine sehr bedrohte Sache. Daß diese Bedrohung und Verengung des Raumes zunimmt, muß uns wohl mit tiefer Scham erfüllen. Die Verleugnung des Eigensten ist bereits soweit vorgeschritten, daß angesehene Schweizer Zeitungen sich nicht scheuen, in den Sirenengesang einzustimmen, der eine Remilitarisierung Deutschlands verlangt. Haben wir nicht genug an eigener Schuld zu tragen, daß wir dazu noch die Schuld des Ostens, der die ostdeutsche Volkspolizei ihr Leben verdankt, und die Schuld des Westens, der das remilitarisierte Westdeutschland als Kanonenfutter dienen soll, auf uns laden möchten?

Wir haben Raum für den überwindenden Glauben und füllen ihn mit Nichtigkeiten. Wenn er freilich hineinführe in diesen bescheidenen Raum, wenn er käme, dieser überwindende Glaube, dann würde er auch auf dem kleinen Raum seine Wunder wirken können. Der Glaube selbst wohl ist wie der Blitz, wie der Wind, dessen Kommen und Gehen niemand sieht. Sowenig wie man den Blitz und den Wind veranstalten kann, sowenig kann man den überwindenden Glauben erzeugen. Dieses Erzeugen ist Gottes Sache, und er tut es auf mannigfache Weise, er kann die unheiligsten Dinge brauchen, um die beunruhigende Frage nach dem Eigensten in Menschenherzen und in Völkermitten zu schleudern. Diese die Frage schleudernde Hand ist zugleich die härteste und die liebevollste Hand, ist die Hand, die den Kelch zum Trinken reicht und die den Verlorenen aufrichtet. Hakt sich die Frage Gottes in Menschenherzen und in Völkermitten fest, dann ist das brennende Weh, das da gemischt aus Schmerz und Scham und Reue entsteht, zugleich das Weh, in dem ein neues Leben ans Licht tritt, aus Gott gezeugtes, wahrhaftiges, unvergängliches Leben. Die Angstwelt wird uns nicht abgenommen, aber wenn sie den Himmel so verdunkeln will, daß der Tod uns lieber werden möchte als das Leben, dann wird diese Dunkelheit wohl durch kein sprühendes Feuerwerk und durch keinen müden Dämmerschein vertrieben, aber sie weicht vor dem Licht, das von dem verzehrenden Feuer ausgeht, das Gottes Frage nach dem wahren Sein der Menschen und Völker umleuchtet. *Bruno Balscheit.*

Pestalozziworte (*Rede an «Mein Haus», Neujahr 1811*)

Der Mensch lebt nur im Heiligen, Göttlichen, das in seiner Natur liegt, ewig, und er ist nur in diesem und nur durch dieses unsterblich. Was er immer mit allen sinnlichen Wesen der Schöpfung gemein hat, gibt seiner Menschlichkeit keinen Wert, am wenigsten einen Anspruch an Unsterblichkeit. Die Heldenruhe, die er mit dem Löwen, die Schlauheit, die er mit dem Fuchs, die List und Geschwindigkeit, die er mit der gierigen Katze oder, wenn du willst, mit dem Tiger, die sinnliche Liebe, die er mit dem Affen, die Kunstanlagen, die er mit dem Biber, und der Kunstfleiß, den er mit der Ameise gemein hat, – alles dieses gibt ihm keinen Menschenwert; leicht begründet es vielmehr den Unwert seines menschlichen Seins. Der Mensch ist nur durch das Reine, Göttliche, das seinen Geist, sein Herz und seine Kunst über die Ansprüche seines sinnlichen und tierischen Daseins erhebt, in sich selbst Mensch und unsterblich. Der menschliche Verstand wird nur durch die göttliche Liebe der Verstand unsterblicher Wesen. Die menschliche Liebe wird nur durch ihren göttlichen Sinn die Kunst unsterblicher Wesen. Hat der Mensch diesen Wert, dann wallen ihm Zeiten und Jahre als Zeiten und Jahre des ewigen Lebens vorüber, denn seine Zeiten und Jahre sind Zeiten und Jahre des göttlichen Lebens.

Das Problem Ost-West

Referat, gehalten auf der internationalen Tagung des IFOR (International Fellowship of Reconciliation) in Woudschouten (Holland), Juli 1950

These 1. Die Dynamik der christlichen Gemeinschaft drängt die Christen dazu, in der Welt eine abgesonderte, aparte Stellung einzunehmen, nicht aus Hochmut, sondern aus Gehorsam.

Das Wesen des Christentums ist in *einem* Namen, in *einem* Zeichen zusammenzufassen. Dieser Name ist ein ganz besonderer Name, und dieses Zeichen ist ein ganz besonderes Zeichen.

Der Name ist der von Jesus Christus. Das Zeichen ist das Kreuz.

Durch diesen besonderen Namen und durch dieses besondere Zeichen stehen wir als Christen in einer ganz besonderen, einer Ausnahmestellung.

Wir können von dieser Haltung nicht loskommen, weil ER uns in der Macht hat, weil ER uns in eine andere Lebensdimension gezogen hat. Darum ist es für die Christen so, daß ER unser Wort, unsere Haltung, unseren Gehorsam, unser Opfer bestimmt.

In Glauben und Leben sind wir auf ihn bezogen. *Sein* Name muß der erste sein, dessen wir uns stets zu erinnern haben. *Sein* Reich muß für uns das höchste sein, *sein* Wille muß für uns die letzte Entscheidung haben.

Dies ist meistens nicht unserer Natur gemäß. Darum auch hat Paulus das Evangelium ein rettendes Ärgernis und eine heilsame Torheit genannt.

Das Befremdende dieses Glaubensgehorsams sehen wir auch bei den alt-testamentlichen Propheten. Ich nenne hier nur Amos, den Prediger der sozialen Gerechtigkeit, und Jeremia. Die Propheten hatten eine ganz besondere Botschaft zu bringen. Sie standen mit einem aparten Wort in dieser Welt. Und doch, wenn dieses Wort auch oft töricht und anstoßerregend war, letzten Endes war es doch immer das beste für das Volk; es war ja das Wort Gottes. Die Propheten standen, trotz ihrer fremdartigen Botschaft, mit einer neuen opferbereiten Solidarität inmitten ihres Volkes. Dies wird uns besonders beim Propheten Jeremia klar und deutlich.

Auf dieselbe Weise werden auch die Christen dazu gezwungen, in der Welt eine aparte Stellung einzunehmen; sie sind gerufen, ein apartes Wort auszusprechen. Sie sind gerufen, einen neuen Gehorsam zu beweisen. Und doch bleibt trotz allem die Solidarität mit dem Volke bestehen. Darum muß immer aller Hochmut aus unserer Haltung verbannt bleiben. Letzten Endes wissen wir: «Wir sind unnütze Knechte; wir taten nur, was unsere Schuldigkeit war.» (Lukas 17:10.) Auf diese Weise errichten wir Malzeichen für das Reich Gottes. Wir lassen uns durch den *einen Namen*, durch das *eine Zeichen*, durch Jesus Christus, *sein* Kreuz und *sein* Reich beherrschen.

These 2. Diese Ausnahmestellung äußert sich auch in unserer Haltung gegenüber dem Staat, der sozialen Wirklichkeit, dem Volksleben, dem Problem Ost-West, dem Atlantikpakt und der Vorbereitung, sowie der vielleicht verlangten aktiven Teilnahme an einem dritten Weltkrieg. Diese Probleme müssen erwähnt werden, weil sie durch Presse, Radio und Film auf ganz bestimmte Weise täglich unser Interesse erregen.

Die Dynamik, die Kraftwirkung, die von Christus ausstrahlt, ist nicht auf einen kleinen Lebenskreis beschränkt. Sie findet ihre Grenzen auch nicht an den Kirchenmauern — sie strahlt auch nach außen hin, in die Welt hinein.

Wir haben keine Stuben-Religion; das Christentum ist eine Weltreligion. Gottes Reich bricht immer wieder in diese Welt hinein, es will die Welt umformen, fundamental erneuern, radikal umgestalten.

Christen sind berufen zu versuchen, in ihrem persönlichen Leben, in ihrer Familie, in ihrem Berufe der Kirche, aber auch in der Gesellschaft und der Welt, die bestehende Ordnung in Einklang mit der Ordnung des Gottesreiches zu bringen.

Christen schwören niemals auf den Status quo. Sie stehen, wie jemand auf der Weltkonferenz der Kirchen im Jahre 1948 gesagt hat, in einer «permanenten Revolution». Aber dies ist eine konstruktive Revolution. Der damit verbundene Abbruch dient nur dem wesentlichen Aufbau. Darum muß auch das Ost-West-Problem in unseren Gesichtskreis gehören; es muß bewußt in den Kreis der Dynamis, der Kraftwirkung Christi, einbezogen werden.

Dies alles ist keine Liebhaberei, kein hobby von gewissen Christen, die an einer Art Internationalitis leiden — dies alles gehört wesentlich zum Christentum. Wir dürfen uns nicht mit der allgemein herrschenden Meinung und der allgemeinen Lebenshaltung hinsichtlich des Ost-West-Problems oder hinsichtlich des Atlantikpaktes und ähnlicher Fragen gleichschalten lassen. Presse, Radio und Film dürfen hierin nicht das letzte Wort haben. Das letzte Wort liegt bei unserem *Herrn, seinem* Namen, *seinem* Reich, *seinem* Willen.

These 3. Das Christentum muß sich dem Ost-West-Problem gegenüber auf völlig eigene Weise kritisch äußern: nicht auf bürgerliche, verpolitisierte, verborgen-pro-kapitalistische Art, sondern biblisch, prophetisch-evangelisch.

Leider hören wir allzuoft innerhalb der christlichen Gemeinschaft eine bürgerliche Kritik über den Kommunismus, und begegnen wir einer bürgerlichen Haltung gegenüber dem Ost-West-Problem. Es ist die Haltung des Geistes, der von Tillich «Der Geist der in sich selbst ruhenden Endlichkeit» genannt wird.

Praktisch bedeutet dies, daß man für den Kommunismus nichts übrig hat, ihn ohne weiteres abweist, weil man intuitiv begreift, daß durch ihn Ruhe, Sicherheit, Prestige und Vorrechte bedroht und angefallen werden. Weil diese bürgerliche Haltung doch irgendwie recht peinlich emp-

funden wird, verbirgt man sie hinter schöne Kulissen, die man davorschiebt. Man sagt dann, daß man gegen den Kommunismus ist, weil er die Freiheit anfällt, die Gerechtigkeit nicht zu ihrem Recht kommen läßt und die Freiheit der Verkündigung des Evangeliums aufhebt. Darum ist diese bürgerlich-kritische Haltung dem Kommunismus gegenüber eine getarnt pro-kapitalistische Haltung.

So sehr wir diese Haltung auch begreifen können, so sehr sie uns naturgegeben scheint — wir müssen wissen: sie ist vom Evangelium aus verurteilt.

Es ist auch möglich — und im täglichen Leben sehen wir auch unter Christen die schlimmsten Beispiele dafür — daß man dem Kommunismus gegenüber eine Haltung einnimmt, die durch die Politik beherrscht ist. Man sieht nicht die geringste Möglichkeit mehr, mit den Kommunisten in einen politischen Kontakt zu kommen. Man sieht in dem politischen Gegner überhaupt nichts Gutes mehr.

Diese Haltung aber führt zu einer politischen Neurose. Die witchhunting, die Hexenjagd, wie wir sie in Amerika auf erschreckende Weise tätig sehen, wie sie häufig auch in der westeuropäischen Sozialdemokratie in Erscheinung tritt, ist hiervon eine der schlimmsten Folgen.

Die eine Hysterie ruft die andere hervor. In Holland zum Beispiel haben wir erst kürzlich erlebt, daß unser bester Oboëspieler weder in dem Programm des sogenannten orthodox-christlichen noch in dem des sozialistischen Radio-Übertragungsvereins spielen durfte, weil er kommunistische Sympathien hat oder vielleicht selbst Kommunist ist. Dies ist die Hysterie des Westens.

Anderseits erwähne ich das Märchen, das der ostdeutsche Propagandaminister Gerhard Eisler kürzlich über die Amerikaner zum besten gab, die Koloradokäfer über Osteuropa ausstreuen sollen. Dies ist die Hysterie des Ostens.

Es ist klar, daß diese bürgerliche und politisierende Haltung dem Problem Ost-West gegenüber nicht rettend wirken und keine heilsamen Folgen haben kann.

Ich wiederhole darum, was ich schon anfangs erwähnte, und was tatsächlich das Zentrale, Fundamentale für uns als Christen ist: Unsere Kritik muß wesentlich biblisch sein, das heißt, sie muß wesentlich verbunden sein mit der Einstellung, welche die Propheten, wie Amos und Jeremia, einnehmen, wesentlich verbunden mit Jesus Christus, seinem Kreuz und seinem Reich.

These 4. Das Endziel des Kommunismus, nämlich «zur Abschaffung der Diktatur des Kapitalismus» und «zur Sozialisierung der Produktionsmittel» zu kommen, kann aus christlichen Beweggründen von Christen nicht abgewiesen werden.

Der Unterschied zwischen dem Kommunismus und dem Nationalsozialismus liegt auf der Hand. Wir können als Christen das Endziel

des ersteren sicherlich gutheißen, das des letzteren aber nicht. Das Ziel des Kommunismus kann ich nicht definieren, ohne die Frage der Gerechtigkeit zu erwähnen. Das Ziel des Nazismus kann ich nicht definieren, ohne die Rassenfrage zu erwähnen. Nicht umsonst lautet der vorletzte Satz aus Adolf Hitlers «Mein Kampf»: «Ein Staat, der im Zeitalter der Rassenvergiftung sich der Pflege seiner besten rassischen Elemente widmet, muß eines Tages zum Herrn der Erde werden.»

Der Nationalsozialismus veränderte nichts an dem Verhältnis der Klassen untereinander. Das tut der Kommunismus wohl. Gerade darum, weil nämlich die Oktoberrevolution eine Bedrohung der kapitalistischen Umwelt bedeutete, wurden die Interventionskriege geführt. Darum wurde in späteren Jahren eine schmähliche Politik des Nachgebens gegenüber Nazi-Deutschland getrieben. Darum auch konnte Harold J. Laski im Jahre 1942 schreiben: «Wer die Mitgliederliste der Englisch-Deutschen Brüderschaft studiert, einer Vereinigung, die ein gutes Einverständnis zwischen England und dem nationalsozialistischen Deutschland befördern sollte, könnte leicht denken, daß er eine spezielle Ausgabe des Adreßbuches des englischen Adels und ‚Who is who', das Adreßbuch der englischen Geschäftswelt, vor sich hat.»

In der Oktoberrevolution lebt etwas vom Mythos der Gerechtigkeit. Das prophetische Pathos, das Marx beseelte und womit er gegen die Entmenschung, gegen die Verdinglichung des Menschen, gegen die Selbstentfremdung, gegen die Gelddämonie rebellierte, liegt in den Ereignissen vom Oktober 1918.

Das lebte auch in dem Willen, die kapitalistische Vollentwicklung Rußlands aufzuhalten, durch die Diktatur des Proletariats und der Bauern, durch die Kollektivierung der Landwirtschaft, und in dem Wahlspruch: «Sozialismus in *einem Lande*» (nämlich in Rußland). Ich spreche jetzt nicht von den Mitteln. Ich erwähne nur das Ziel. Über das Verhältnis zwischen beiden und ihre wechselseitige Beeinflussung spreche ich später.

Dieser Angriff auf den Kapitalismus kann aus christlichen Beweggründen nicht abgelehnt werden, besonders dann nicht, wenn wir die den Menschen und sein Gemeinschaftsleben entehrende Wirklichkeit der kapitalistischen Kultur betrachten. Im Rahmen derselben gilt ja nicht als das wichtigste, was der Mensch *ist*, sondern was er *hat*. Der überwiegende und am meisten ins Auge fallende Zug dieses Systems kann wohl am besten umschrieben werden mit dem Ausdruck: Gelddenken. Das Motiv des Profits und der damit oft verbundene mitleidslose Konkurrenzstreit beherrschen alles. Eine Verschwendung von Produkten und Produktionskräften, Arbeitslosigkeit und periodische Krisen, Ungleichheit der Entwicklungsmöglichkeiten für den einzelnen, sind die Folgen davon. Und dabei nenne ich nicht einmal den heute mit dem Kapitalismus verbundenen Imperialismus, der die farbigen Völker auf wirkungsvolle Weise ausbeutet.

Emil Brunner, den man doch wirklich keinen revolutionären Denker nennen kann, sagt in «Das Gebot und die Ordnungen»: «Die ethisch gewichtigste Folge des Kapitalismus hinsichtlich des Arbeiters ist die, daß er die Arbeit ihrer Würde beraubt. Die Arbeit wird zur Ware degradiert.» (Seite 406.) Und seine Folgerung lautet: «Dieses System ist dienstwidrig, würdelos, verantwortungslos; es ist die System gewordene Verantwortungslosigkeit.» (Seite 408.)

Das allerschlimmste am kapitalistischen oder halbkapitalistischen System ist die Existenzunsicherheit für viele und die die vielen bedrohende oder schon über sie gekommene Arbeitslosigkeit. Es ist dies ein großes Unrecht, daß in der kapitalistischen Gesellschaft das Recht auf Arbeit nicht zu den selbstverständlichsten Rechten des Menschen gehört.

Wenn darum von der Abschaffung der Diktatur des Kapitalismus und von der Sozialisierung der hauptsächlichsten Produktionsmittel gesprochen wird, dann werden Christen, wenn sie auch diese Fragen technisch-ökonomisch nicht in allen Einzelheiten beurteilen können, doch mit aufmerksamen Augen und offenen Ohren zugeben müssen: wenn so der Gerechtigkeit gedient wird, dann dürfen wir keinesfalls nein sagen.

Es ist sehr zu begrüßen, daß Karl Barth in einer Rede in der Stadtkirche in Thun und im Münster in Bern am 6. Februar 1949 über «Die Kirche zwischen Ost und West» gerade auch für diese Seite des Problems Verständnis zeigt.

These 5. Wir müssen uns die Frage stellen, ob der Sozialismus durch Methoden verwirklicht werden kann, wie sie nun schon seit mehr als 30 Jahren in Rußland angewendet werden (Aufhebung der politischen Demokratie, Diktaturmethoden usw.). Wir müssen dies verneinen. Und zwar besonders dann, wenn wir an die Gefahren denken, die mit dem Managerialismus, dem Stachanowismus, dem Nationalismus, dem Militarismus, dem Führerkultus, der internationalen Politik und dem Totalitarismus verbunden sind.

Am meisten beunruhigt, angesichts der Dinge, die in Sowjetrußland geschehen, die Frage: Kann das Ziel, das man sich gesteckt hat, durch die Mittel, die gebraucht werden, erreicht werden?

Über diese Mittel will ich das Folgende sagen:

Von dem Augenblick an, da Sowjetrußland geboren wurde, bis jetzt ist eine organisierte Opposition unmöglich gewesen. Historisch ist dies zu verstehen. Rußland hat ja niemals die Freiheit besessen, die wir im Westen kennen. Es hat auch weder die Renaissance noch die Reformation mitgemacht. Dort akzeptiert man als eine Selbstverständlichkeit allerlei sklavisches Gebundensein, wie die meisten Bewohner des Westens die Militärdienstpflicht akzeptieren.

Diese Unmöglichkeit der Opposition, die wesentlich mit dem russischen Einparteienstaat zusammenhängt, in dem eine unkontrollierte

und unkontrollierbare Macht sehr großen Einfluß ausübt, ist eines der gefährlichsten Mittel, die für die Errichtung einer gerechten Gesellschaftsordnung angewendet werden können.

Wir wollen nicht im entferntesten leugnen, daß durch die Kollektivierung der Landwirtschaft und durch die Fünfjahrespläne sehr bedeutende Erfolge erzielt wurden. Sowjetrußland ist schließlich in sehr kurzer Zeit aus einem in der Entwicklung zurückgebliebenen agrarischen Land ein Industriestaat geworden, mit dem die ganze Welt sehr ernstlich rechnen muß. Auch jemand, wie S. N. Prokopowicz, der in seiner Veröffentlichung «Rußlands Volkswirtschaft unter den Sowjets» die offiziellen Ziffern kritisiert, die die Sowjetunion veröffentlicht, muß abschließend schreiben:

«Wenn wir somit auch das Ausmaß des Wachstums des Volkseinkommens, wie es uns die Sowjetstatistik vorführt, nicht akzeptieren können, so zeigen doch die von uns gesammelten Ziffern über die Entwicklung der produktiven Kräfte Sowjetrußlands, daß dieses Wachstum in der Periode der Fünfjahrespläne kollossal war.» (Seite 366.)

J. Deutscher sagt in seinem merkwürdigen Buch «Stalin, a political biography», wenn er die Möglichkeit einer eventuellen Restauration Rußlands in Erwägung zieht: «But it is certain, that even such a restoration would touch merely the surface of Russian society, and that it would demonstrate its importance vis-à-vis the work done by the revolution even more thoroughly than the Stuart and the Bourbon Restoration had done. For of Stalinist Russia it is even truer than of any other revolutionary nations that twenty years have done the work of twenty generations.» (Seite 569.)

Wenn auch noch so viel erreicht ist, so bleibt doch die Gefahr der angewandten Mittel. Außer den Gefahren, die mit der autonomen Entwicklung des Industrialismus überall in der Welt verbunden sind, nenne ich eine besondere, die speziell in dem Lande, von dem man behauptet, daß dort der Sozialismus verwirklicht wurde, sich entwickelt hat, nämlich den Managerialismus. Unter diesem von Burnham geborenen Namen versteht man, daß die Managers, das heißt die Führer der Industrie, des Handels, des Heeres, der Regierungsbüros usw. eine maßgebende Stellung einnehmen. Dadurch haben sie auch bestimmte Vorrechte. Wir dürfen nicht gleich von einer bestimmten Klasse sprechen, weil in einem totalitären Staat stets die Möglichkeit gegeben ist, daß man der Macht und den Vorrechten der einen oder anderen Gruppe plötzlich ein Ende bereitet. Außerdem ist es aber auch möglich, daß diese Managers im Rahmen der Zickzackpolitik, die charakteristisch für Sowjetrußland ist, eine gewisse Rolle zu spielen haben.

Bei dem stachanowistischen System (so genannt nach Alexej Stachanow, der 1935 durch Anwendung einer gewissen Methode die Kohlenproduktion namhaft steigerte), wird der Stücklohn angewandt. Durch dieses Stücklohnsystem und die Prämienausrichtung wird die Produk-

tion sehr heraufgeschraubt. Ein jeder aber wird begreifen, welch ein gefährliches Mittel dies für den Aufbau einer sozialistischen Gemeinschaft von Gerechtigkeit und Menschlichkeit ist.

Weiter nenne ich den Nationalismus, der, besonders seit 1934, gebraucht wurde, um das Volk an Rußland als Land und als Heimat zu binden. Die Kriegsreden Stalins im Zweiten Weltkrieg und die Aufrufe und Kundgebungen der Orthodoxen Kirche sind deutliche Beweise des wieder belebten Nationalismus in Sowjetrußland. Alexius, Erzbischof von Ufa, sprach im Jahre 1942 von der «heiligen, russischen Fahne des Vaterlandes».

Da haben wir außerdem den Militarismus: Artikel 132 der Sowjetverfassung aus dem Jahre 1936 sagt: «Dienst in der russischen Armee ist eine Ehrenpflicht für jeden Bürger der Sowjetunion.»

Der 23. Februar ist der Tag der Sowjetarmee. In einem Artikel, der von holländischer kommunistischer Seite geschrieben war, las ich: «Die Sowjetarmee ist unbesiegbar durch ihren Geist der Freiheit, Demokratie und des Sozialismus. Sie ist nicht nur ziffernmäßig und was die Ausrüstung betrifft, die stärkste Armee der Erde; sie ist in erster Linie darum so mächtig, weil sie Tag und Nacht für die Freiheit der Völker, für die Sache des Friedens, gegen jede Art von Kriegsaufhetzung und für den Sozialismus, den Traum aller Arbeiter dieser Welt, die Wacht hält.»

Gerade in der letzten Zeit wurde auf Initiative der Kommunisten in allen Ländern eine starke Friedensaktion durchgeführt. Daß diese Aktion nicht antimilitaristisch ist, daß der Gebrauch des Wortes «Friede» bei den Kommunisten Kriegführen keineswegs ausschließt, wurde uns ganz deutlich auf einer Protestversammlung in Amsterdam gegen die Ereignisse in Korea vor Augen geführt. Paul de Groot, der Leiter der holländischen Kommunisten, rief da kurz vor dem Ende seiner Rede mit erhobener Stimme aus: «Wenn die Imperialisten spielen wollen, können sie jetzt den Ball erwarten, und wenn sie ihre Krallen zeigen, dann können sie auf eine gründliche Züchtigung rechnen. Wenn sie zu schießen beginnen, dann wird zurückgeschossen werden. Korea ist im Recht, und es wird sein Recht zu verteidigen wissen.» (De Waarheid, 12. Juli 1950).

Ferner erwähne ich den Kultus, der mit Stalins Person getrieben wird und oft widerwärtige Formen annimmt. In der Nummer vom Juni 1950 der Zeitschrift «Die Sowjetfrau» ist eine Reproduktion eines Gemäldes von N. Watolina zu finden, auf dem Stalin inmitten von acht glücklichen Kindern und viel Blumen dargestellt ist, mit der Unterschrift: «Wir danken dem Genossen Stalin für unsere glückliche Kindheit» und dem folgenden Gedicht:

Schön, als ob des Frühlings Winde fächeln,
Ist die frohe, gold'ne Jugendzeit,
Und erwärmt von Stalins güt'gem Lächeln,
Freuen sich die Kinder weit und breit.»

Zum Schlusse nenne ich noch zwei Sachen: die Methoden, die Rußland in seiner äußeren Politik anwendet, die um kein Haar besser sind als diejenigen, welche die anderen, die westlichen Länder, benutzen; und außerdem die Zwangsarbeitslager, in die alle diejenigen eingesperrt werden, die sich auf irgendeine Weise, aus irgend welchen Gründen, dem Sowjetregime widersetzt haben.

Von dem NAMEN aus, dessen wir uns als Christen stets erinnern, von dem *Zeichen* aus, mit dem dieser NAME verbunden ist, von dem *Reich* aus, sagen wir als Christen: wir glauben nicht, daß der Sozialismus als Gesellschaftsform, in welcher die Gerechtigkeit regieren soll, mit derartigen Methoden verwirklicht werden kann. Wir glauben, daß bei der Anwendung solcher Mittel das Endziel unerreichbarer denn je wird. Wir glauben, daß diese Mittel sich in entscheidender Weise an dem erreichten Resultat rächen werden. Wir glauben, daß diese Mittel auch in Sowjetrußland auf das ursprünglich gestellte Ziel einen verzerrenden Einfluß ausüben, so daß wir uns die Frage stellen müssen: worum geht es nun eigentlich im Augenblick: um die Gerechtigkeit für die Gemeinschaft oder um die Machtstellung Rußlands in der Welt?

Diese Frage stellen wir uns aus einer innerlichen Beunruhigung heraus. Nichts wäre uns lieber, als daß wir diese Frage nicht zu stellen brauchten.

These 6. Auf die Herausforderung, die im Kommunismus liegt, muß durch den Westen reagiert werden. In allererster Linie muß die Antwort auf dem Gebiete der Gerechtigkeit liegen. Selbst wenn wir die grundsätzliche Wechselwirkung von Gerechtigkeit und Freiheit, Freiheit und Gerechtigkeit erkennen, so muß in der augenblicklichen Lage der Gerechtigkeit der Vorzug gegeben werden. Erst dann werden wir imstande sein, auf richtige Weise die Freiheit zu verteidigen, zu bewahren und auszubauen.

Wenn wir die geschichtliche Lage, in welche wir in diesen Tagen gestellt sind, betrachten, dann müssen wir wohl zu der Schlußfolgerung kommen, daß die Frage der Gerechtigkeit auf die Tagesordnung gestellt ist. Bei sehr vielen herrscht ein sehr großes Mißtrauen gegen die Gesellschaftsform, in der wir leben.

Ich weiß sehr gut, daß unter den Millionen, die im Westen kommunistisch wählen, viele unzufriedene und egoistische Elemente sind; ich weiß auch, daß in vielen, wenn sie den Kommunismus wählen, das Verlangen nach einer besseren, gerechteren Welt lebt. Trotz allem aber sollen wir diesen fordernden Ruf nach Gerechtigkeit immer wieder hören wollen. Millionen wenden sich im Westen dem Kommunismus zu, weil sie weder in die bürgerlichen noch in die demokratisch-sozialistischen Parteien irgend welches Vertrauen setzen.

In Asien treibt die reine physische Notwendigkeit die Millionenmassen dem Kommunismus zu. In Rußland erkennen sie die Macht, die

das Elend des Feudalismus, die Erniedrigung des Kolonialismus und die Schmach der Rassendiskriminierung auslöschen könnte.

Es ist nicht verwunderlich, daß diese Reaktion bei den Millionen, für die die Schöpfung einer gerechten Gesellschaftsform eine solche Lebensnotwendigkeit bedeutet, hervorgerufen wird. Die Tatsachen sprechen eine überaus ernste, angsterregende Sprache in bezug auf den beängstigenden Mangel an Verständnis, das der Westen der Lösung der Gerechtigkeitsfrage bezeugt.

Hierfür einige Beispiele:

In Westdeutschland wird sehr bewußt an der Wiederaufrichtung des Kapitalismus, des Nationalismus und des Militarismus gearbeitet. Der Nazi Heinrich Dinkelbach, der bis 1945 Direktor der Vereinigten Stahlwerke war, hat nun die Leitung der gesamten Stahlproduktion des Ruhrgebietes übernommen. Heinrich Kos, Mitglied des Stahlhelms und der NSDAP, der von Hitler zum Wehrwirtschaftsführer befördert worden war, ist zum Generaldirektor der deutschen Kohlenbergbauleitung bestimmt worden. Heinrich Abs, Hitlers größter Finanzmann, spielt wieder eine wichtige Rolle als Chef der Deutschen Bank.

Die «Times» stellte von der Regierung der Westdeutschen Bundesrepublik fest: «Sie sind überzeugte Anhänger der Unternehmerfreiheit und des unbeschränkten Kapitalismus.»

In Asien wird immer wieder an korrupte Regierungen Hilfe geleistet. An erster Stelle nenne ich hier China und Chiang Kai-Shek. Agrarische Umgestaltungen, die in China eine erste Forderung wären, werden von Amerika planmäßig verhindert. Fritz Sternberg hat in seiner Veröffentlichung «Wie können wir die Russen ohne Krieg zum Stehen bringen?» auf die Notwendigkeit sozialer und agrarischer Reformen in China und auf den industriellen Aufbau hingewiesen. Seine Schlußfolgerung lautet: «Bis jetzt haben die Amerikaner auf diesem entscheidenden Punkt gegenüber der russischen Herausforderung versagt.»

Die Tragik und die Schuld der Lage der Westmächte in Asien kann man folgendermaßen zusammenfassen: Durch unsere Fehler wurde in Asien der Raum geschaffen, in dem Rußland seine Aktivität entfalten kann.

Auf unheilvolle Weise versucht jetzt Amerika über Korea und Formosa der kommunistischen chinesischen Regierung Mao Tse-tungs in die Quere zu kommen.

In Vietnam hat Frankreich, unter vollkommener Verkennung des nationalistischen Erwachens, das augenblicklich ganz Asien durchlebt, den Marionettenkaiser Bao Dai an die Spitze der korrupten Regierung gestellt. Fünf Jahre lang wird dort nun schon gefochten. Im französischen Heer kämpfen Zehntausende Ex-Nazi mit, während unter der Zivilbevölkerung von Vietnam schon mehrere hunderttausend Opfer gefallen sind. Der doch wirklich nicht kommunistische «Manchester Guardian»

schließt hieraus: «Auf diese Weise wird der Kommunismus in Südostasien verstärkt.» Und Amerika unterstützt diese unselige Politik.

Indonesien bietet den asiatischen Völkern auch nicht gerade ein schönes Bild davon, wie man das Recht auf Selbständigkeit der früheren Kolonialvölker anerkennen soll.

Dieser Kampf gegen den Kommunismus bedeutet in Tat und Wahrheit eine Unterstützung und eine Begünstigung des Kommunismus.

Wir hier im Westen können noch so laut rufen, daß unsere Freiheit doch ein sehr wichtiges Gut ist, ... die Antwort der Völker in Asien, aber auch sehr vieler in Europa, wird stets lauten: von eurer Freiheit können wir nicht leben! Eure Freiheit ist letzten Endes doch auch nur eine kapitalistische Freiheit!

Die Tragik, die in dieser Antwort liegt, besteht darin, daß, wenn die erste Befriedigung über die größere Gerechtigkeit vorbei ist, man schon nach kurzer oder längerer Zeit zu der trüben Entdeckung kommt, daß auch die Freiheit zu einer wirklich menschenwürdigen Existenz gehört.

Aber das darf für uns kein Grund sein, Rußlands Herausforderung aus dem Weg zu gehen. Die Anziehungskraft, die von Rußland auf Millionen ausgeht, dürfen wir nicht unterschätzen. Darum muß auch die Frage nach der Gerechtigkeit in unserer Gesellschaft, zum Vorteil aller derjenigen, die sich unterdrückt und ausgebeutet und nicht vollkommen vollwertig genommen fühlen, mit konkreten Taten von uns beantwortet werden.

Was aber tun wir? Wir konzentrieren hier im Westen unsere Aufmerksamkeit und alle Mühe auf die Freiheit und nicht, wie es sein müßte, in allererster Linie auf die Gerechtigkeit. Die Resultate sind recht betrübend, denn durch die falsch angewendete Verteidigung der Freiheit droht die Gefahr, daß wir gerade unsere Freiheit verlieren.

Auch hier in Holland geben wir fantastische Summen für die Verteidigung aus: augenblicklich mehr als 800 Millionen Gulden im Jahr. In anderen Ländern ist das genau so. Wir können das Geld jedoch nur auf eine einzige Weise ausgeben. Sozialistische Maßnahmen und militärische Maßnahmen sind nicht dauernd zu vereinigen. Und im Wettstreit zwischen beiden gewinnen die letzteren.

Gegen Ende des Jahres 1949 wurden in England große Sparmaßnahmen angekündigt: 110 Millionen Pfund auf die laufenden Ausgaben, 10 Millionen auf die Gesundheitspflege usw. Wenn auch die Ausgaben für soziale Zwecke zu denen für die Verteidigung im Verhältnis 1½:1 standen, so wird man sehr bald merken, wenn wir uns der Zwangsläufigkeit der politischen und militärischen Entwicklung ausliefern, daß je länger es dauert, desto weniger Möglichkeiten zu konkreten, wirklich eingreifenden Taten der Gerechtigkeit übrigbleiben.

Außerdem wird aber auf die Dauer gesehen im Westen die Freiheit immer mehr beschnitten. Wie kann es auch anders sein? Die Demo-

kratie hat keinen größeren Feind als den Militarismus. Die Autokratie, die Hierarchie, die Geheimhaltung gehören wesentlich zum Militarismus und sind dadurch wesentliche Feinde der Demokratie.

Das Verbot der kommunistischen Parteien in Australien und Südafrika, die Gründung geheimer Polizeidienste (auch in Holland zum Beispiel) sind traurige Beweise für die tragische und schuldvolle Tatsache, daß wir die Freiheit auf eine Weise verteidigen, die zu ihrem völligen Verluste führen muß.

Ich glaube, daß wir nicht von der Verteidigung dessen, was wir an Freiheit und Demokratie besitzen, sprechen müßten, sondern daß wir uns für die Erweiterung dessen, was wir an Freiheit und Demokratie besitzen, einsetzen müssen.

Professor Dr. Jan Romein von der Amsterdamer Universität hat einmal gesagt, daß wir im Augenblick eine Zweifünfteldemokratie besitzen. Wir müssen aber danach streben, eine Fünffünfteldemokratie zu bekommen: und zwar nicht allein politisch und juristisch, sondern auch ökonomisch, sozial und kulturell.

Nur wenn wir den Mut aufbringen, in der heutigen Zeit für die Fünffünfteldemokratie zu kämpfen, dann werden wir dasjenige, was wir an Demokratie besitzen, behalten und werden, gerade weil wir die ökonomisch-sozialen Fragen ernstlich behandeln, auf die russische Herausforderung eine konstruktive Antwort geben.

These 7. Die Ideologie, die «die geistige Quelle» des Kommunismus ist, nämlich der dialektische Materialismus von Marx und Engels, bereichert und erweitert von Lenin und Stalin, muß von Christen abgelehnt werden. Diese Ideologie beraubt den Menschen seiner menschlichen Würde. Außerdem glauben wir nicht, daß der Gegensatz der Interessen für die Beurteilung der Ethik und Moral ausschlaggebend ist. Gottes Gebot steht richtend und rettend über allen Klassenunterschieden.

Wir verlieren hierbei aber nicht aus dem Auge, daß die Freiheitsideologie des Westens, sowohl ökonomisch wie sozial und politisch zwar nicht zu einem theoretischen, wohl aber zu einem praktischen Materialismus und Atheismus geführt hat.

Die Lehre des Kommunismus beruht auf Marx, Engels und Lenin. Stalin beruft sich häufig auf diese, als seine höchsten Autoritäten. Dies wurde kürzlich wieder deutlich, als Stalin in der «Prawda» einen ausführlichen Artikel über «Zum Marxismus in der Sprachwissenschaft» schrieb (20. Juni 1950).

Marx hat stets auf die Tatsache hingewiesen, daß die Produktionskräfte und die Produktionsverhältnisse letzten Endes allesentscheidend sind. «Die Basis ist die ökonomische Ordnung der Gesellschaft in der gegebenen Etappe ihrer Entwicklung. Der Überbau — das sind die politischen, juristischen, religiösen, künstlerischen, philosophischen Anschauungen der Gesellschaft und die ihnen entsprechenden politischen, juristischen und anderen Institutionen.» (Stalin in der «Prawda».)

Mit einem Wort von Marx selbst gesagt: «Die Gedanken der herrschenden Klasse sind in jeder Epoche die herrschenden Gedanken, das heißt die Klasse, welche die herrschende, materielle Macht der Gesellschaft ist, ist zugleich ihre herrschende geistige Macht.» (Im Teil I der «Deutschen Ideologie».)

Für den Marxismus gibt es keine ewige Wahrheit. Es gibt nur eine durch eine bestimmte Klasse bestimmte Wahrheit.

Das Proletariat ist berufen, der Entwicklung, die vom Kapitalismus über den Sozialismus zum Kommunismus führt, auf den Weg zu helfen. In diesem Dienst ist alles erlaubt. Gut ist darum alles, was dem Kampf des Proletariats dienen kann.

Wir selbst dürfen erst an dieser kommunistischen Ideologie Kritik üben, wenn wir die erschreckende Wahrheit des Marxismus eingesehen haben. In allen Gesellschaftskreisen scheint es wahr zu sein, daß der Inhalt der Wörter wie «Gerechtigkeit», «Freiheit», «Friede», «Wahrheit» wesentlich zusammenhängt mit der ökonomisch-sozialen Lage, in der man sich befindet, und durch diese auch bestimmt wird.

Ein Beispiel hierfür: Wenn ich in den schwierigen Jahren, in denen die indonesische Frage in Holland im Mittelpunkt stand, bei Besuchen bei Gemeindemitgliedern an gewissen Häusern klingelte, dann wußte ich schon so ungefähr, wie die Bewohner, von ihrer ökonomisch-sozialen Lage aus, über Indonesien und seine Selbständigkeit denken würden. Und in den meisten Fällen betrog mich mein Vorgefühl nicht.

Erst wenn wir diese Wahrheit zugeben, dann dürfen wir unsere Kritik aussprechen. Wir geben uns nämlich nicht mit diesen Tatsachen zufrieden. Wir glauben, daß uns im Evangelium eine Wahrheit gegeben ist, die nicht aus irgendeiner Klasseneinteilung abzuleiten ist, sondern die über allen Klassen steht und die für alle Klassen gilt. Diese Überzeugung muß zum wesentlichen und innersten Kern des Christentums gehören.

In der heutigen Welt sehen wir diese doppelte Tragik: trotz seiner sittlichen Entrüstung kommt der Marxismus nicht weiter als bis zu einem Torso-Menschen: die geistigen Werte und die geistige Freiheit werden unterschätzt; trotz seiner religiösen Heilsverkündung kommt aber auch der größte Teil des Christentums nicht weiter als bis zum Torso-Menschen: in diesem Falle wird die materielle, ökonomisch-soziale Lage des Menschen unterschätzt.

Es ist bekannt, daß Marx von Religion sprach als von dem «Opium des Volkes». Man kennt kräftige Aussprüche Lenins, in denen er seine Abneigung gegen jede Form von Religion und Christentum deutlich zum Ausdruck brachte. Auch hier ein Beispiel (aus einem Briefe Lenins an Gorki): «Jeder Mensch, der sich mit der Konstruktion eines Gottes beschäftigt oder auch nur eine solche Konstruktion zuläßt, bespeit sich auf die übelste Art.»

Natürlich müssen wir als Christen diesen Atheismus ablehnen.

Wenn wir jedoch in der Praxis des westlichen ökonomisch-sozialen und politischen Lebens deutlich sehen, wie man in wichtigen Fällen auch die Gebote und Verheißungen des wahren Gottes, den wir durch Christus kennen, nicht innehält, dann werden wir in die Verurteilung des marxistischen, kommunistischen Atheismus gleichzeitig auch eine Selbstbeschuldigung einschließen müssen.

These 8. Von unserer christlichen Ausnahmestellung aus müssen wir in der heutigen Lage ein dreifaches Nein und ein dreifaches Ja in Wort und Tat zum Ausdruck bringen.

Wir sagen *nein* zum Militarismus, *ja* zur *neuen* Kampfesweise des Christen. Wir sagen *nein* zu jedem Totalitarismus, *ja* zu einem radikalen Sozialismus, der der Gerechtigkeit dient und die Demokratie auf politischem, sozialem, ökonomischem und kulturellem Gebiet zu verwirklichen strebt.

Wir sagen *nein* zum Atlantikpakt, *ja* zu jedem Versuch, der dem internationalen Vertrauen dienstbar ist.

Das erste *Nein* ist hier an die Spitze gestellt, weil mit der Akzeptierung des Militarismus jeder Aufbau materiell und geistig unmöglich gemacht wird.

Wir müssen uns in unserer christlichen Haltung in dieser Welt stets wieder des Wortes von Marx erinnern, «daß nicht die Kritik, sondern die Revolution die treibende Kraft der Geschichte ist». Wir sind noch nicht fertig, wenn wir einfach nur *nein* sagen. Wir müssen auf eine ganz bestimmte Weise auch *ja* sagen können. «Der Worte sind genug gewechselt, laßt uns nun endlich Taten sehen!»

Vor allem: Wir sagen *nein* zum Militarismus. Was der Militarismus in Wirklichkeit bedeutet, haben wir in zwei Weltkriegen am Leibe empfunden. Bücher wie das von Theodor Plievier über «Stalingrad» und das von Norman Mailer «The naked and the dead» sprechen diesbezüglich eine deutliche Sprache.

Immer mehr wird es klar, daß der Militarismus eine totalitäre Macht ist. Schon früher habe ich auf seinen hemmenden Einfluß, auf jede radikale Wirkung der Gerechtigkeit, auf die Tendenzen, die die Demokratie in ihrem Wesen treffen, hingewiesen.

Außerdem muß uns das folgende, gerade in bezug auf das Problem Ost-West und in unserer Haltung gegenüber Sowjetrußland stets vor Augen stehen: Als Christen ist es uns vollkommen unmöglich, den Kommunismus abzulehnen, weil er dem Motto huldigt: «Das Ziel heiligt alle Mittel», solange wir selbst, als Christen und Demokraten, sozusagen jeden Augenblick bereit sind, in einem totalitär-destruktiv-militärischen Auftreten nach diesem Motto zu handeln. Darum: Wenn die Kirche in ihrer Verkündigung nicht ein christlich zu verantwortendes, das heißt ein nur an Christus, *sein* Heil und *sein* Reich gebundenes, befreiendes Wort zu sprechen hat, dann wird es ihr unmöglich sein, eine wirklich christlich zu verantwortende Botschaft dem Kommunismus gegenüber zu

verkünden. Die Toronto-Erklärung über Korea, veröffentlicht vom Weltrat der Kirchen, gibt hiervon einen sehr bedauerlichen Beweis.

Die Gegenseite dieses *Neins* ist ein konstruktives *Ja*. Wenn wir den Mut haben, dem Militarismus radikal den Rücken zuzukehren, einfach weil wir wissen: das ist nicht erlaubt und das hilft auch nichts, dann werden sich uns ganz neue Möglichkeiten von neuer Kampfbereitschaft eröffnen.

Die Auswirkung dieser neuen Kampfbereitschaft wird ohne Zweifel viel mit der neuen Kampfesweise zu tun haben müssen, die wir bei Gandhi und seinen Schülern sahen. Wie Gandhi an Satyagraha glaubte, an die Kraft der Wahrheit, so werden wir als Christen auch an die wirksame Kraft der Wahrheit glauben müssen. Wenn wir das nicht tun, dann stehen wir, wenn wir auch noch so laut und deutlich behaupten, daß die christliche Wahrheit soviel höher steht und soviel mehr gibt als die Wahrheiten des Hinduismus, weit unterhalb Gandhi.

Die Aufgabe der christlichen Kirchen liegt nun darin, sich nicht in die allgemeine anti-kommunistische Hetze einschalten zu lassen, nicht ängstlich und schüchtern beim Problem Ost-West beiseite zu stehen, sondern offen und ehrlich zu sagen, daß es nicht um die Wahl zwischen zwei, sondern drei Möglichkeiten geht. Es geht nicht um die Frage, daß man zwischen der totalen militärischen Gewalt und der willenlosen Übergabe wählen muß; es gibt eine dritte Möglichkeit, die der neuen Wehrhaftigkeit, der neuen Kampfesweise, in der wir bewußt und revolutionär dasselbe *Nein* und dasselbe *Ja* in unserer Lebenshaltung beweisen müssen, das wir vorstehend versucht haben, durch unsere Ausführungen zu umreißen.

Auf die Frage, ob diese neue Kampfesweise uns vor dem Untergang retten wird, müssen wir die Antwort schuldig bleiben. Das macht uns aber keineswegs unsicher oder verlegen. Militärische Leiter rechnen heute selbst damit, daß es dazu kommen könnte, daß gewisse Teile der vom Atlantikpakt miteinbezogenen Gebiete so sehr zu jedem Opfer bereit sein müßten, daß sie, wenn es nötig werden sollte, gar ihren eigenen Untergang gutheißen würden.

Letzten Endes kommt es vielleicht nur noch darauf an, daß wir eine Antwort auf die Frage geben können: In wessen Dienst gehen wir unter? Und dann bleibt dem Christen der Untergang im Dienste Christi der einzig mögliche, während mit diesem Untergang der Welt auch am meisten und besten geholfen wird.

Wir sagen *nein* zu jedem Totalitarismus, unabhängig davon, ob er vom Osten oder vom Westen ausgeht. Der Wahlspruch, den man, wenn man über Moskau spricht, so häufig gebraucht: «Lieber tot als ein Sklave», muß durch uns auch befolgt werden, wenn es sich um Washington handelt.

Die positive Seite dieses *Neins* ist das *Ja* des radikalen Dienstes für die Gerechtigkeit in der Gemeinschaft. Auf diese Weise geben wir,

um mit Toynbee zu sprechen, die richtige «response» auf die konkrete «challenge» von Sowjetrußland.

Wir sagen *nein* zum Atlantikpakt, weil der Glaube an die Gewalttätigkeit hierdurch gestärkt wird, weil der Kampf für soziale Gerechtigkeit hierdurch auf die Dauer unmöglich gemacht wird, weil das Mißtrauen zwischen Ost und West verstärkt wird, weil das Zustandekommen einer internationalen Rechtsordnung, wie diese durch die Vereinten Nationen eigentlich beabsichtigt ist, untergraben wird.

Die positive Seite dieses *Neins* ist das *Jasagen* zu jedem Versuch, der dem internationalen Vertrauen dienen kann. Hierzu gehört in diesem Augenblick zum Beispiel das dringende Verlangen nach der Anerkennung des China von Mao Tse-tung, weil so eine neue Aussprache- und Unterhandlungsmöglichkeit innerhalb der Vereinten Nationen geschaffen werden würde. Wir werden von christlicher Seite her auch in diesem Punkt stets wieder aufs neue mit klaren, weitreichenden und rettenden Vorschlägen kommen müssen. Wenn die offiziellen Kirchen dies nicht tun, und wenn die Ökumenische Bewegung es nicht tut, nun, dann wird die IFOR oder eine andere kleine christliche Gruppe es tun müssen.

Selbst wenn dieses *Nein-* und dieses *Jasagen* oft recht töricht klingt — hierbei denke ich an das Schicksal der Botschaft der Propheten — es muß doch von uns ausgesprochen werden und als Vorbild in unserem Leben zum Ausdruck kommen. Einfach, weil wir nicht weiser sein wollen als Gott selbst.

These 9. Weil es so sehr schwierig ist, in dieser christlichen, fremdartigen und rettenden Glaubensgemeinschaft zu leben, ist es nötig, daß wir uns innerlich für die Dynamis, die Wirkungskraft aufschließen, die von Christus ausgeht, und zwar mit Hilfe von Gebet, Bibel und Sakrament.

Noch viel zu viel betrachten wir das Gebet, das Lesen in der Bibel, den Kontakt mit der Kirche und die Feier des Sakraments als erbauliche Ornamente. Wir sehen, gerade weil das alles in der kirchlichen Praxis in eine wenig aktive, pietistische Sphäre gehüllt ist, den praktischen Nutzen davon so wenig ein.

An diesem Punkte aber werden wir versuchen müssen, unsere geistige Selbständigkeit und eine neue, freie, also ungebundene Beurteilung zurückzugewinnen.

Und dann wird es sich erweisen, daß wir uns mit Hilfe des Gebetes stets wieder aufs neue und nicht vergebens innerlich für die Kraft öffnen, die von Gott ausstrahlt. Dann wird es sich erweisen, daß uns der Kontakt mit dem Alten Testament trösten und stärken wird, gerade auch wo unsere Haltung im sozialen Kampf und in den politischen Schwierigkeiten berührt wird. Dann wird es sich erweisen, daß uns das Lesen im Neuen Testament immer wieder aufs neue in ein lebenerweckendes Verhältnis zu Jesus Christus, unserm Herrn, bringen wird. Dann wird es

sich erweisen, daß wir die Kraft empfangen, alles, was die Kirche oft in pietistischer Einseitigkeit vermittelt, aktiv zu verarbeiten. Dann wird es sich erweisen, daß wir durch die Feier des Sakraments auf eine gänzlich neue Weise mit Jesus Christus verbunden werden. Und wenn die Rebe am Weinstock bleibt, dann wird sie Früchte tragen. (Joh. 15.)

So stehen wir in dieser Welt. Wir hören auf den *einen* Namen, wir sehen nach dem *einen* Zeichen. Wir dienen dem *einen* Reich, dem tatsächlich die Zukunft gehört.

Auf Grund dieser Haltung versuchen wir auch zu handeln, wenn es das Problem Ost-West betrifft. *Kr. Strijd.*

Aus dem Kreis unserer Leser

Was können die Kirchen für den Frieden tun?

Man kann diese Frage auch so fassen: Was können die Kirchen gegen den Krieg tun? In beiden Fällen muß die Antwort lauten: «Leider sehr wenig, so gut wie nichts.» Die Frage, ob Krieg oder Frieden, wird nicht von den Kirchen entschieden, sondern in den Regierungen, in der Diplomatenwelt und besonders in den Kreisen derjenigen, welche in einem nach dem ersten Weltkrieg herausgegebenen Buch die «Unseen Murderers», die ungesehenen (nicht unsichtbaren) Mörder genannt wurden. Die Kirchen können, wie es neulich der Papst wieder getan hat, eine Klage erheben, einen Protest als Botschaft an die Welt veröffentlichen, aber ohne irgendeinen Erfolg. Nun hat zwar hier in Holland der Verein: «Kirche und Frieden» einen Aufruf an das niederländische Volk gerichtet, der im Juniheft der «Neuen Wege» abgedruckt ist. Darin wird gesagt: «Die Kirche (gemeint sind selbstverständlich die *Kirchen*) heißt durch Schweigen diese Vermilitarisierung des Volkes gut oder unterstützt sie noch durch praktische Mitwirkung». Und: «Die Vermilitarisierung unseres Volkes widerstreitet dem Evangelium von Jesus Christus.» Und am Schluß: «Weigert euch, an der Vermilitarisierung unseres Volkes mitzuarbeiten. Sagt auf gute Weise *ja!* Sagt auf gute Weise *nein!*»

Ob dieser Aufruf, der in Tausenden Exemplaren im Lande verbreitet ist, die Kirchen dazu bringen wird, eine andere Haltung einzunehmen, und ob er unter den außerkirchlichen Kreisen Anklang und Zustimmung finden wird, bezweifle ich. Denn in den niederländischen Kirchen gibt es Hunderttausende, die eine andere Auffassung haben vom Evangelium von Jesus Christus und für welche noch der Spruch gilt, «daß der beste Christ auch der beste Soldat ist». Und unter den anderthalb Millionen Außerkirchlichen gibt es Hunderttausende, für welche die Worte: Evangelium von Jesus Christus, nichts mehr bedeuten. Im Juniheft wird dieses Manifest ein mutiges Wort genannt, aber es gehört nicht viel Mut dazu, in unserem Lande ein solches Manifest zu veröffentlichen und zu verbreiten. Im Jahre 1916, als der kleine Bund von Christen-Sozialisten ein Manifest mit einem Aufruf zur Dienstverweigerung aufstellte, hat die Regierung eingegriffen, und zwölf Personen, worunter verschiedene Pastoren und die Dichterin Frau Roland Holst, wurden zu ein oder zwei Monaten Gefängnisstrafe oder hundert Gulden Buße verurteilt. So etwas wird jetzt nicht geschehen, und dieser Protest wird sehr wenig Erfolg haben.

Es bleibt also die Frage: Was können die Kirchen für den Frieden tun? Sie können nicht einmal solch einen Aufruf in die Welt schicken, wie der Verein «Kirche und Frieden» es getan hat, viel weniger noch eine Dienstverweigerungsbewegung veranstalten, so wie der Bund von Christen-Sozialisten im Jahre 1916, der damals die Hoffnung hegte, daß das Beispiel in Holland und England — von einzelnen gegeben — auswachsen würde zu einer internationalen Massenbewegung. Diese Hoff-

nung wurde nicht erfüllt. Im Gegenteil, als der zweite Weltkrieg ausbrach und die niederländische Regierung die Mobilisierung befahl, da gab es ehemalige Pazifisten und Antimilitaristen, die jetzt bereit waren, Soldat zu werden, weil sie im Nationalsozialismus und Adolf Hitler eine größere Gefahr sahen als den Krieg.

Wir leben jetzt in einer Zeit, in der verschiedene Völker für einen Krieg gegen den Kommunismus mobil gemacht werden. Wenn es wirklich dazu kommt, dann werden Millionen freiwillig oder gezwungen bereit sein, in den Krieg zu ziehen. Und die Kirchen werden wieder schweigen oder praktisch mitwirken. Jetzt aber ist es noch Zeit für die Kirchen, welche jetzt ja im Weltkirchenrat international verbunden sind und an all ihre Mitglieder und auch an alle außerkirchlichen Männer und Frauen einen Ruf etwa folgenden Inhalts richten:

«Ihr alle, die ihr bereit seid, wenn ihr zum Kriegsdienst aufgerufen werdet, diesem Aufruf zu folgen, seid ihr auch bereit, um im Krieg Gehorsam zu leisten *allen Befehlen*, welche euch gegeben werden, auch wenn euch etwas befohlen wird, was absolut im Widerspruch steht zu eurem Glauben und Gewissen? Oder werdet ihr als Christen oder als Menschen euch das Recht vorbehalten, um, wenn euch ein Befehl gegeben wird, der nach eurer Überzeugung etwas Abscheuliches und Unmenschliches von euch fordert, Gehorsam zu verweigern, *nein* zu sagen und es *nicht* zu tun? Wenn ja, seid dann so aufrichtig, um gleich beim Dienstantritt schriftlich und mündlich zu erklären, daß ihr keinen Kadavergehorsam leisten werdet. Gebt davon schriftlich Kenntnis an eure Kommandanten und teilt es euren Kameraden mit, damit diese zu wissen bekommen, was sie von euch zu halten haben.

Und falls von euch ein Eid oder Gelöbnis zu bedingungslosem Gehorsam gefordert wird von irgendeinem Menschen, sagt dann öffentlich, daß ihr euch an solch einen aufgezwungenen Schwur nicht als gebunden achtet.»

Es kommt mir vor, daß gegen einen solchen Aufruf nur diejenigen Beschwerde erheben können, die in der Kollektivität (Staat, Volk, Kirche, Partei) die höchste Autorität erkennen und der Meinung sind, daß der einzelne Mensch sich unbedingt dieser Autorität zu fügen hat. Alle Christen jedoch, für welche das Bibelwort: «Gott mehr gehorchen als den Menschen» als Wahrheit gilt, alle Humanisten und individualistischen Sozialisten, welche die Würde und den Wert der menschlichen Persönlichkeit hochhalten wollen, müssen meines Erachtens bereit sein, diesen Aufruf zu verbreiten.

Das ist es, was die Kirchen jetzt tun könnten! Ob sie es aber tun werden?

P. Eldering.

Ein Brief

Basel, den 15. Juni 1950.

Mein lieber Hansjörg!

Es wurde mir, als ich Dich letzthin wegen der leiden Trennung unserer Vereinigung kurz sprechen konnte, erneut klar, wie Meinungsverschiedenheiten in einer Sache Menschen, welche glaubten, zusammenzugehören, um gemeinsam für das Gute, das Reich Gottes zu kämpfen, auseinanderbringen; ja, wenn sie es noch gar suchen, entfremden, verfeinden kann; zwischen mir und Dir soll das nicht sein. Hier, in solchen Dingen, liegt schon der Beweis, daß da der Teufel seine Hand im Spiel hat, der Uneinigkeit und Unfrieden hervorrufen will, um eine Sache, welche gegen ihn ist, zu zerstören. Dieses erlebte ich zu zwei Malen, letzten Herbst und dieses Frühjahr in Zürich, anläßlich der Auseinandersetzung in unserer Religiös-sozialen Vereinigung; dort hatte er das Spiel mit Ragazens eigenen Leuten gewonnen.

Lieber, ich bin froh, daß ich diese beiden Zusammenkünfte habe besuchen können; hier ist mir klar geworden, auf welcher Seite die tatsächliche Wahrheit liegt. Ich hörte hier, innerlich äußerst ergriffen, Red und Gegenred und konnte mir folglich ein klares Urteil bilden. Ich bin überzeugt worden, daß Leonhard Ragaz bestimmt die Auffassung der Mehrheit der Anwesenden in den entscheidenden Punkten unbedingt

geteilt hätte, denn er sah im Geschehen in Rußland und den von dessen Regierung geistig unterworfenen Satelliten mehr als nur das ihn so sehr bedrückende Unrecht, begangen in Verfolgung, Raub, Mord, Lug und Trug; er sah auch die *gewaltige geistige Revolution* gegen die Mächte der Geldherrschaft in der ganzen Welt mit ihrer ganzen teuflischen Gefolgschaft, sah ihre servile Kirche und den bodenlosen Unverstand der Gegner des nun einmal in die Welt als unaustilgbare Tatsache eingetretenen Sozialismus; er sah darin das *unerschütterliche Walten der Gerechtigkeit Gottes.*

Es ist mir nicht möglich, das derzeitige Geschehen in den Oststaaten, so wie es seitens der Kommunisten geschieht, als sozialistische Revolution zu bezeichnen, die Kommunisten haben diese mit ihrer *Verhöhnung von deren geistig-sittlichen Idealen,* vorab der *Menschenwürde,* zum eigenen und zum unermeßlichen Schaden der wahren sozialen Revolution zum regelrechten Schreckgespenst für die Arbeiterklasse der westlichen, vielleicht aber auch zum Teil der östlichen Länder gemacht. Doch der *wahre* Geist der sozialen Revolution, die göttliche Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit werden, wie seinerzeit über die braune, auch einmal über die rote, kommunistische Unvernunft und Ungerechtigkeit triumphieren, wie sie in der Französischen Revolution über deren blutrünstigen Vollzieher *mit dem Sieg der Menschenrechte* triumphiert hatten; er hatte das Wertvollste aus ihr für die Nachwelt gerettet. Dieser Geist behielt bis heute den Sieg, wennschon jenes revolutionäre Bürgertum und seine Nachkommenschaft bis heute jenen großen, weltwendenden Erfolg mit der Aufzucht des fluchwürdigen Kapitalismus wieder verleugnet hatten. Damit wurde aber auch der Same für den revolutionären Sozialismus, ja für den heutigen Kommunismus, gelegt und mit dem Geist des damaligen bis heutigen Bürgertums gedüngt, und jetzt, wo diese Saat zu ihrem Schrecken aufgegangen ist, will es deren ausgereifte Frucht wieder vernichten, weil es sich in seiner Lebensexistenz gefährdet sieht. Es wird ihm nicht gelingen, sein Gericht abzuwenden; Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher! Der «Aufbau» und seine Leute werden es nicht abhalten können, aber das andere werden sie können, sich an diesem Gericht mitschuldig machen durch die Rechtfertigung der Maßnahmen der bürgerlich-kapitalistischen Mächte gegen dieses drohende Gericht, denn *Gott steht über den Parteien;* Er kann sich die eine gegen die andere, sogar *wider ihren Willen,* zu Seinem Werkzeug für die Vollstreckung Seines eigenen, heiligen Willens machen.

Es hatte gerade noch der Schrift von Karl Barth, «Die Kirche zwischen Ost und West» bedurft, um mich in meiner bisherigen Erkenntnis von der Folgerichtigkeit dieses gewaltigen Weltgeschehens zu festigen, davon zu überzeugen, *daß die Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit,* wie sie uns in ihrer heutigen Erscheinung im «kalten Krieg» — der hoffentlich nicht noch in einen heißen ausartet — zwischen Ost und West so erschreckend vor Augen tritt, *die Fortsetzung der Französischen Revolution ist,* wie diese die Fortsetzung der Reformation war. Es ist die klare Folge *des Verrats* des damaligen revolutionären Bürgertums und dessen Nachkommen an den hohen Idealen der Freiheit und Menschlichkeit an den Geist einer falsch verstandenen persönlichen und nationalen Freiheit, welcher es dann zwangsläufig in die Klauen des menschen- und völkermordenden Kapitalismus hineintrieb, hinein in den wilden Taumel von Erfolg, Geld, Besitz und Genuß, aus welchem es bis heute keinen Ausweg mehr fand, da ihm die Einsicht und der Wille dazu fehlen, in welchem ihm anderseits aber *der Rächer an jenem Verrat,* der revolutionäre Sozialismus in der Gestalt des ihm geistesverwandten bolschewistischen Kommunismus, erstand.

Lieber Hanjörg, letzte Woche wurde in mir der Gedanke geweckt, einmal zu überlegen, unter welcher Herrschaft, der kapitalistischen oder der kommunistischen — Kommunismus immer im Sinne des russischen gedacht, da es ja auch noch einen christlichen, jener im Sinne der ersten Christengemeinden gibt — das Proletariat der ganzen Welt nach einer Polizeiaktion im Sinne des «Aufbaus» einem menschenwürdigeren Leben entgegensehen könnte. Ich kam zur Einsicht, daß nach einer solchen Aktion die Menschlichkeit der Übriggebliebenen überhaupt ausgelöscht sein wird, oder aber durch einen gewaltsamen Eingriff Gottes allen menschlichen Polizeiaktionen ein

endgültiges Ende bereitet werden würde. Eines war mir von jeher ganz klar, *daß Gott im Regiment sitzt* und schließlich die Geschehnisse in der ganzen Welt nach Seinem Willen ordnet, *so auch die gegenwärtigen.* Wir, die wir uns unter Seinen Willen stellen, sind die von ihm Beauftragten, *in Seinem Sinn und Geist* unsere nächste Umwelt zu ordnen. Es scheint mir in der Absicht Gottes zu liegen, daß Seine Menschheit, welcher Er seinen Willen und Heilsplan durch Jesus Christus hat bekannt werden lassen, *sich selbst,* im steten Kampf des Geistes des Guten als Waffe gegen den Geist des Bösen, zu seiner Freiheit im Sinne Gottes durchringen muß, das Reich Gottes auf dieser Erde sich selbst erkämpfen muß; mit Übergescheiten, Drückebergern und Ängstlichen wird es jedoch nicht werden. Darin erblicke ich den Sinn der Geschichte der Menschheit überhaupt. Dahin gehört jetzt sicher auch die Auseinandersetzung zwischen den beiden gegensätzlichen, weltwendenden Ideologien des Kapitalismus und Sozialismus, letzterer in seiner heutigen kommunistischen Gestalt.

So sehe ich heute im «christlichen» amerikanischen und westeuropäischen Kapitalismus sowie im antichristlichen Kommunismus zwei in sich gegensätzlich scheinende Gestalten *des Geistes des Bösen,* jede in ihrer eigenen Wesensart, im Kampf gegen den Geist des Guten, den Geist Gottes stehen. Die erstere in ihrem Bestreben, die Erde mit all ihren reichen Gütern und die besitzlosen Millionen Menschen als rechtlose Ausbeutungsobjekte auf möglichst ewige Zeiten in ihrem Nutzen und in ihrer Gewalt zu halten. Die zweite sich bemühend, die Gewaltherrschaft der zurzeit Regierenden über die Völker des Ostens zu sichern und deren imperialistisches Streben erfolgreich zu gestalten. *Beiderseits* wird die Lüge und die Verleumdung in den Dienst der Verschleierung der wahren Absichten der Herrschenden gestellt, welche dank der Gewissenlosigkeit und Verlogenheit ihrer Presse die unwissenden, gutgläubigen, leichtbeeinflußbaren Arbeitermassen irreführen. Es hat also demnach kein Verbrecher an der Menschlichkeit, die sie beide sind, ein Recht, den andern, welcher sich des gleichen Verbrechens, nur vielleicht in verfeinerter, aber um so heuchlerischer Form schuldig macht, Verbrecher zu nennen; es sind beides genau die selben Übeltäter, nur daß der eine rot und der andere blau ist. Es ist nun einmal der materialistische Sozialismus im Gewand einer sozialistischen Gemeinwirtschaft im Sinne Lenins und Stalins — als ob diese als erste dieses Proletarierevangelium gebracht hätten —, welcher anscheinend nur unter den härtesten Zwang wegen des inneren Widerstandes sich nicht in ihre Ordnung fügender Elemente in den Oststaaten eingeführt werden kann, während anderseits die Arbeiterklasse in Amerika und Westeuropa unter dem «demokratischen» Zwang der «freiheitlichen» Gewalt des Kapitalismus unten gehalten wird und erst recht unten gehalten würde in der Lohnsklaverei und Armut, wenn dieser nach einem Sieg über den Kommunismus, das heißt die Oststaaten, sich wieder gefestigt hätte.

Nicht als Folge der menschlichen Einsicht und des Gerechtigkeitssinnes macht der Kapitalismus der Westmächte heute Zugeständnisse an den Sozialismus, an ihre Arbeiterklasse, *sondern unter dem Druck der militärischen Macht* der kommunistischen Staaten — darüber wollen wir uns doch klar sein, lieber Hansjörg —, wie diese wiederum nur durch die militärische Macht der Westmächte in Schach gehalten wird, um das Weltherrschaftsstreben der russischen Machthaber darniederzuhalten.

So sind es auf beiden Seiten die vielen Millionen der unteren Volkssichten, der Armen und Ärmsten, auf welcher Rücken die Kämpfe der kapitalistischen gegen die kommunistischen Ideale und umgekehrt ausgetragen werden, währenddem der Geist des Guten sich bereit macht, *sie beide* zugunsten einer neuen, höheren, gerechten Ordnung, mit ihren eigenen Machtmitteln *im entscheidenden Moment zu stürzen.*

Wegen der Christlichkeit der einen und der Unchristlichkeit der andern, wenn das für unsere Stellungnahme gegen den Osten entscheidend sein sollte, wollen wir uns lieber nichts vormachen, denn ehrlich zugestanden befinden wir uns, die wir uns Christen nennen, im Anklagezustand vor Gott und den wegen unserer «Christlichkeit» ungläubig gewordenen Kommunisten. Wir haben diesen gegenüber eine zu große Schuld abzutragen, von welcher wir uns vorerst nur durch unser offenes Bekenntnis zu dieser einigermaßen entlasten können. An unserm täglich praktizierten «Christen-

tum» sind diese, ebenfalls wie wir zu Brüder in Christus und zu Söhnen Gottes Berufenen, zu seinen Feinden geworden. Warum dieses so ist, das brauche ich Dir wohl nicht zu erklären, der Blick auf die Stellung unserer protestantischen Kirche mit ihren Führern — rühmenswerte Ausnahmen zugelassen — und ihrer Gefolgschaft zu diesem «Problem» im Rückblick auf die Verbrechen des Kapitalismus seit seinem Aufkommen bis heute an den Armen in der ganzen Welt sagt Dir ja alles. Ist es da noch zum Erstaunen, daß es auch unter uns Religiös-Sozialen noch solche gibt, die mit Feuer und Schwert gegen die «Feinde Gottes» ausziehen wollen, um sie wegen ihrer gottlosen Handlungen zu strafen?

Wie ist es doch: man schimpft bei uns im Westen über die Sklaverei in den Oststaaten; mit vollem Recht! Aber wie steht es mit der Lohnsklaverei, mit der Herrschaft der Arbeitgeber über die Arbeitnehmer bei uns in den Ländern der Herrschaft des Kapitalismus, wo die letzteren sich nur über die Gewerkschaften, so gut es geht und wo es solche gibt, ihres Druckes erwehren können, Und das Abhängigkeitsverhältnis des Konsumenten vom Produzenten und dem Warenvermittler, des Mieters vom Hausbesitzer, des Kranken vom Arzt usw. Bei wem liegt die Entscheidung zwischen Brot und Hunger, Bedürftigkeit oder menschenwürdigen Lebensverhältnissen für sich und seine Familie, etwa beim Arbeiter? Ist das, was ihn zur Notdurft schützt, ihm etwa von seinen Herren geschenkt, oder hat es nicht unter oft nicht geringen Opfern von ihm erkämpft werden müssen? Wessen Freiheit gilt in Westeuropa, die der Geldmacht und ihrer Beschützer oder die Arbeit, das Lebenselement und die Würde des Menschen? Beide, die westliche und östliche Freiheit, sind vom Teufel; der Arbeiter, vornehmlich die große Masse der unpolitischen, wird aber auf die Freiheit des Schimpfens auf die Regierung gerne verzichten, wenn er sieht, daß sie sich nach ihrer Möglichkeit für seine und seiner Familie anständige Lebensmöglichkeit bemüht.

Was nun die Lohnsklaverei in den Weststaaten, eingeschlossen Amerika natürlich, anbetrifft, wirst Du mir vielleicht entgegnen wollen, daß ja die Gewerkschaften und sozialistischen Parteien auch noch da wären, um eine solche zu verhindern. Einverstanden, aber kannst Du Dich an den mir unvergeßlichen, so überaus eindrucksvollen sozialistischen Weltfriedenskongreß von 1912 in Basel, mit den dort gehaltenen großen Reden im Münster und sonst, und an jene Beschlüsse in bezug auf den Kampf um den Weltfrieden erinnern, welche sogar auf unser Bürgertum einen mächtigen Eindruck gemacht hatten und uns hoffen ließen, daß die sozialistische Arbeiterklasse nun doch stark genug sein werde, um jeden weiteren Krieg zu verhindern. Wie kam es dann später? Noch viel weniger als den zwei Jahre nachher ausbrechenden ersten Weltkrieg, dem die mutigen Kämpfer Jaurès, Bebel, Liebknecht und einige andere Tapfere nicht zu widerstehen vermochten, verhinderten die für die sozialistische Arbeiterbewegung Verantwortlichen das Verbrechen der Mussolini- und Hitler-Horden und damit den zweiten Weltkrieg. Inzwischen hatten die Spaltungs- und Anpassungsapostel ihr Werk getan, die Einheit der Arbeiterklasse zerschlagen und in die Ohnmacht getrieben und heute sind sie daran, die getrennten Brüder als gegenseitige Feinde ins Feld zu führen. Das «Nie wieder Krieg» nach 1918, welches einem einzigen, gewaltigen, heiligen Schwur aus den schwer mitgenommenen Arbeitermassen gleichkam, ist längst verklungen und vergessen. Wie wurden doch die Ideale des Sozialismus verraten! Statt auf die geistige Erziehung der Arbeiterklasse zur entschlossenen menschlichen, sittlichen Führung des Befreiungskampfes aus dem Joch des Kapitalismus bedacht zu sein, wurde sie mit Berechnung auf den viehischen Instinkt in ihr von einer rach- und ruhmsüchtigen Führerschicht mit dem Geiste der gewaltsamen Revolution infiziert; anderseits trat an die Stelle des wahrhaft Revolutionären, des Geistes, die Anpasserstrategie, und durch die Gunst ihrer Wähler wurden diese Führer in ehrenvollen, gut bezahlten Ämtern die besten Sachwalter des bürgerlich-kapitalistischen Klassenstaates. Wie hatte doch Ragaz immer auf dieses in voller Bitterkeit hingewiesen, wie hatte er immer offen und ehrlich gegen diesen verlogenen Geist gekämpft. Wie bald sind da in gehobener Stellung die Herkunft und das Ideal vergessen und damit das Verantwortungsgefühl an den einstigen Klassengenossen in

der Armut in der ganzen Welt. Und schau: Wie wurde und wird der soziale Friede durch die Verständigung vom Bürgertum immer gepredigt, und wie wird dieser Wille der Arbeiter von jenem anerkannt? Denk an die letzten Abstimmungen, in welchen dieses seine wahre Gesinnung offenbarte. Stelle Dir vor, mein Lieber, was geschähe, wenn diese Kräfte als Folge des Sieges der West- über die Ostmächte wieder frei würden; die Erhebung der Arbeiterklasse zur vollen Würde des Menschen in einer klassenlosen Gesellschaft wäre für sie einmal eine schöne Illusion gewesen, welche sie unter schwersten Opfern hat aufgeben müssen. Es rächt sich heute die Erziehung der Arbeiterklasse durch die in ihrer Mehrzahl an der Lehre des geschichtlichen Materialismus orientierten Führer. Durch diese fühlen sie und ihresgleichen sich nur vor sich selbst, aber vor keinem höheren, geistigen Richter für ihr Tun und Lassen an ihren Mitmenschen verantwortlich. Und wohin dieses Ausweichen vor diesem Richter, der ihnen kein Unbekannter ist, führt, das erleben wir in seiner letzten Konsequenz in Rußland und seinen Satelliten. Wo Menschen zu Göttern erhoben werden oder sich selbst und ihre Werke zum Gott erheben, widerstehen sie dem einen, wahren Gott. Dieses führt zu einer oft furchtbaren Auseinandersetzung, wobei der Eine, wie die Geschichte lehrt, immer der Sieger bleibt. Es ist ein überaus ernstes Warnungszeichen, das da für uns Westliche aufgerichtet worden ist, ob und wie es von uns verstanden wird, das wird die Zukunft weisen.

Für uns, Dich und mich, die wir beide Gottes Sache dienen wollen, wäre es notwendig, uns einträchtig im Geiste zusammenzufinden und uns gegenseitig im Kampf für das Reich Gottes zu stärken; das wäre immerhin nützlicher, als mit der Propaganda für die Gewalt gegen die Oststaaten die kapitalistischen Mächte zu stärken und damit den Sozialismus, für den Ragaz sich bis zum Letzten eingesetzt hatte, *zu verraten*. Das wollte ich Dir noch sagen, lieber Hansjörg. Es grüßt Dich

Dein
Oskar Wagner

Auf Wiedersehen!

Bericht

Internationale Konferenz

des International Fellowship of Reconciliation (Int. Versöhnungsbund)
26. bis 31. Juli 1950 in Woudschoten bei Zeist

Diese jedes andere Jahr stattfindende Konferenz des IFOR war diesmal eine Schau über die weltweiten Beziehungen dieser internationalen Friedensorganisation. 200 Delegierte aus 20 Ländern waren im prächtig gelegenen Konferenzhause des Christlichen Studentenbundes Hollands zusammengekommen. Alle europäischen Länder waren vertreten, außer denjenigen hinter dem Eisernen Vorhang, von welcher Tatsache mit Bedauern Kenntnis genommen wurde. Aber auch Japan, Indien, Südafrika, Neuseeland, Uruguay und Argentinien hatten neben den USA und Kanada ihre Vertreter gesandt. Die Konferenz fiel diesmal in eine für den Völkerfrieden gefahrvolle Zeit, weshalb ihr Thema auch eine zeitentsprechende Formulierung aufwies: Versöhnung in einer Welt voller Spannungen, die Aufgabe des christlichen Pazifisten.

Die fünf Konferenztage waren mit ernster Arbeit erfüllt, welcher die Teilnehmer in besonderen Fachgruppen oblagen, die sich die Durcharbeitung etwa folgender Fragen zur Aufgabe gesetzt hatten: die West-Ost-Spannung, die Rassenfrage, christliche Friedensbotschaft, die Bedeutung der non-violence, Gruppenarbeit des IFOR. Die Ergebnisse der Gruppenarbeit wurden der Leitung des IFOR als Anregungen zu künftiger Tätigkeit des Fellowships übergeben.

Drei Vormittage waren, anhand tiefschürfender Vorträge, grundsätzlichen Fragen gewidmet. Prof. E. K. Allen aus Newcastle-on-Tyne sprach über «Der Christ im Atomzeitalter», wobei er ausführte, daß der Christ die Angst der Zeit zu tragen und überwinden vermag durch wirkliche Gottzukehr und lebendigen Dienst des Gotteswillens auf Erden. Klare, grundsätzliche Wegweisung fand Dr. K. Strijd, 's Hertogenbosch, in seinen Ausführungen zum West-Ost-Problem. So ist er der Ueberzeugung, daß ein Christ in der heutigen Lage ein dreifaches Nein und ein Dreifaches Ja in Wort und Tat zum Ausdruck bringen muß. (Vgl. den in dieser Nummer abgedruckten Vortrag.) — Pasteur Henri Roser aus Paris sprach über «Christliche Gewaltlosigkeit und die Errichtung des Friedens». Er umriß die christliche Gewaltlosigkeit im Vergleich zu der hinduistischen, sprach von der unvermeidlichen Revolution, die vom Atomzeitalter ausgeht, aber auch vom Evangelium ausgehen sollte, und suchte nach entsprechenden Wegen zum Frieden. «Die in den verschiedenen Kirchen vereinigte Christenheit muß gar nicht die Ideologien und Bewegungen dieser Welt in ihr Schlepptau nehmen. Es ist nicht nötig, das Evangelium dem Sozialismus anzupassen, sondern der Sozialismus muß durch das Evangelium erfaßt, geläutert und gewandelt, stark und wirksam gemacht werden. Nicht das Evangelium muß zum Pazifismus gebracht werden, sondern der Pazifismus durch das Evangelium erleuchtet und umgewandelt werden in den wirklichen Frieden. Nicht das Evangelium muß in das Christentum hineingepreßt werden, sondern das Christentum muß sich wieder zu Jesus Christus bekehren. Überall ist das Evangelium zuerst und an oberster Stelle. Wenn es sich so verhält, so können wir mittels einer lebendigen Kirche, die nicht mehr sich abwendet, wenn ihr Herr und Meister ihr befiehlt, Stellung zu nehmen, zum Beispiel auch gegen den Krieg, mitten in der übrigen Welt wirklich Gott dienen.»

Die Schlußversammlung der Konferenz beschloß, den Leitenden Rat zu ersuchen, die nationalen Zweige des IFOR anzuweisen, kleine Arbeitsgruppen zu bilden, die praktische Friedensarbeit aufzunehmen hätten. Ferner sollten Mittel und Wege gesucht werden, um die Botschaft des IFOR in den Kirchen, der Arbeiterbewegung und unter der Jugend bekannt werden zu lassen. Ebenso soll die Rassenfrage die angelegentlichste Aufmerksamkeit des IFOR finden und sollen dessen Mitglieder ihr Friedenszeugnis überall in den Arbeitslagern der freiwilligen Zivildienstgruppen ablegen, indem sie an deren praktischer Friedensarbeit teilnehmen. Schließlich erließ die Konferenz eine Botschaft, in welcher es zu den heutigen Fragen heißt: «Der Konflikt in Korea bringt die Nationen noch näher an die Gefahr des Ausbruches eines dritten Weltkrieges heran ... aber wir sind davon überzeugt, daß weder die unmittelbar drängende Koreafrage, noch das weiterreichende West-Ost-Problem durch militärische Einsatzmittel gelöst werden kann. Jede zwischen den Mächtegruppen mögliche Vermittlung, welche eine wirkliche Hilfe verspricht, muß versucht werden; aber politische Maßnahmen können allein zeitlich helfen, vermögen aber nicht einen dauernden Frieden zwischen West und Ost zu stiften ... Insofern als Kommunismus und Kapitalismus den beiden Trägern des Konfliktes gleichgesetzt werden können, ergibt sich für die Christen unserer Zeit eine Aufgabe, die auf einem dritten Weg zu lösen wäre: die entscheidende Frage stellt sich, ob eine christliche, soziale Revolution, welche vom Evangelium Christi getragen ist, nicht tatsächlich den wirklichen Bedürfnissen des Menschen entgegenkommen und von allen Teilen der Menschheit Anerkennung finden würde ... In dem Maße, als wir diesen Weg gingen, würden wir die Ängste und Leidenschaften der Menschen entmachten und ihre Spannungen zu friedlichen Regelungen führen.»

Möge der Geist, welcher diese internationale Konferenz beseelte, weiter zünden in die übrigen internationalen Konferenzen unserer Tage hinein. Dann müßte uns um deren Beschlüsse nicht bange sein. Daß er zünden kann, ist aber die Aufgabe eines jeden vom Evangelium geweckten Christenmenschen.

Willi Kobe.

Manifest

Internationale der Kriegsdienstgegner – Deutscher Zweig
Hamburg 13, Bornstraße 6/II. 44 76 25

Wir sind nach wie vor gegen jeden Krieg

Der internationale Rat der War Resisters' International (Internationale der Kriegsdienstgegner) gab auf seiner Sitzung vom 28. bis 31. Juli in Turin folgende Erklärung ab:

«Wir lehnen nach wie vor jede Art von Krieg ab und weigern uns unter allen Umständen, daran teilzunehmen. — Ungeachtet der bestehenden Spannung zwischen Ost und West glauben wir nicht, daß ein dritter Weltkrieg unvermeidlich sei. Eine wirkliche Gefahr kann aber dadurch heraufbeschworen werden, daß die öffentliche Meinung ihn als unvermeidlich hält. Wir rufen daher alle Männer und Frauen, die guten Willens sind, auf, diesen Fatalismus zu bekämpfen, sich nicht der Verzweiflung anheimzugeben und vor allem ihre Bemühungen um Verständigung und friedliche Regelung aller Streitfragen mit erhöhtem Nachdruck fortzusetzen.

Wir erklären, daß Frieden, Sicherheit, Demokratie, Wohlstand, Freiheit und Unabhängigkeit nur in einer entwaffneten Welt gewährleistet werden können. Das politische und soziale Leben dieser Welt muß allerdings auf Bruderschaft beruhen, wenn sie das gesteckte Ziel erreichen will.

In der Zwischenzeit müssen die Völker Mittel und Wege des friedlichen Neben- und Miteinanderlebens finden, und wir müssen unser Bestes tun, alle Vorurteile, die diesem Vorhaben hindernd im Wege stehen, zu beseitigen.»

gez. Dr. Th. Michaltscheff.

WELTRUNDSCHAU

Die Schlächterei in Korea Die wichtigste Tatsache der Berichtszeit ist ohne Zweifel, daß es bisher gelungen ist, den in Korea ausgebrochenen Krieg auf seinen Herd zu beschränken. Das ist schon viel, und wir wollen sehr dankbar dafür sein. Aber der Krieg geht eben doch weiter. Und was für ein Krieg! Er artet ja immer mehr, und auf beiden Seiten, in eine gemeine, wüste Schlächterei aus, die aller Gesittung Hohn spricht und weit über die Nächstbeteiligten hinaus furchtbaren Haß unter den Völkern zu erzeugen geeignet ist. Ein amerikanischer Frontberichterstatter, John Osborne, gibt in den von ihm bedienten Zeitschriften «Time» und «Life» unumwunden zu, daß die amerikanische Armee, die in einem fremden und großenteils feindlichen Land operiere, zu «Handlungen und Haltungen von äußerster Wildheit» greife, «nicht der gewöhnlichen, unvermeidlichen Wildheit des Schlachtfeldes, sondern von Wildheit in Einzelfällen: Ausradierung von Dörfern, in denen sich *vielleicht* der Feind versteckt, oder Erschießung und Verbombung von Flüchtlingen, unter denen sich *vielleicht* Nordkoreaner befinden... Die südkoreanische Polizei und die südkoreanischen Matrosen, die ich in Frontabschnitten beobachtete,

sind Rohlinge. Sie ermorden Gefangene, um sich die Mühe zu sparen, sie nach hinten zu geleiten; sie ermorden Zivilisten einfach, um sie aus dem Weg zu bekommen oder um der Mühe enthoben zu sein, sie zu durchsuchen und zu verhören. Und sie erpressen Aussagen ... durch Mittel von einer solchen Brutalität, daß man sie überhaupt nicht beschreiben kann.»

Natürlich wird es auf der anderen Seite grundsätzlich auch nicht viel besser stehen. Aber man wird zugeben müssen, daß sich vor allem die Amerikaner durch ihr Luftmachtmonopol andauernd zu Scheußlichkeiten verleiten lassen, welche die Nordkoreaner schon aus technischen Gründen nicht nachmachen können. Man denke etwa an jene Unternehmung bei Waegwan, wo hundert amerikanische Riesenbomber in einem Rechteck von 11 Kilometer Länge und 6,5 Kilometer Breite jedes menschliche Lebewesen, jede menschliche Wohnstätte vernichteten, weil das Armeekommando darin eine Ansammlung von 40 000 Nordkoreanern *vermutete*, die bis auf den letzten Mann hätten vernichtet werden sollen — eine Vermutung, die sich hintendrein dann als falsch herausstellte![1]

Mit solchen Methoden und dank ihrer wachsenden Truppenstärke, Materialüberlegenheit und Kampferfahrung haben es die Amerikaner allerdings fertig gebracht, sich in ihrem Réduit in der Südostecke Koreas gegen alle noch so heftigen Angriffe der Nordkoreaner im großen und ganzen zu behaupten. Sie sind — und ich glaube nach wie vor: mit gutem Grund — überzeugt, daß die Nordkoreaner keine Aussicht mehr haben, sie ins Meer zu werfen, und daß sie ihrerseits bis gegen den Frühling hin die «roten Teufel» zu Paaren getrieben haben werden, vorausgesetzt immer, daß sich der Krieg nicht auf weitere Schauplätze ausdehne. Und sie sind entschlossen, von der gewaltigen, sich täglich stärker auswirkenden militärischen und wirtschaftlichen Übermacht der Vereinigten Staaten und ihrer Verbündeten rücksichtslos Gebrauch zu machen, bis die bedingungslose Kapitulation der Nordkoreaner erzwungen sei. Der Zweck — Verhinderung jeden weiteren Vordringens des Kommunismus, und das heißt hier jeder Ausdehnung der sozialen Revolution in Asien — heiligt eben auch in diesem Fall das Mittel... Aber welch weltgeschichtlichen Frevel, unter dem Vorwand, eine heilige Sen-

[1] Nach der Agentur «New China» sagte ein amerikanischer Kriegsgefangener, Oberleutnant Robert Layton, der Bombardierer in einem der gewaltigen B-29-Flugzeuge gewesen war: «Es ist kein Zweifel, daß die Koreaner die Amerikaner hassen, und wenn ich die Verluste bedenke, die amerikanische Flugzeuge den unschuldigen Koreanern zugefügt haben, so kann ich vollkommen verstehen warum.» Und ein anderer Kriegsgefangener, namens Kimball, erklärte: «Ich habe nur eine Beschwerde, und die richtet sich gegen die amerikanische Luftwaffe... Haben Sie die Dörfer gesehen, meilenweit von so etwas wie einem militärischen Ziel entfernt und flach wie ein Feld? Haben Sie gesehen, wie sie Bauern beschießen, die auf dem Feld arbeiten, und Hüttchen zerstören, die nicht einmal so groß sind, daß eine Kuh darin Platz hätte? ... Auf meinem Weg hierher sah ich neun Bauern tot auf einem Feld liegen, auf dem sie im Reis arbeiteten, und drei weitere auf einem anderen... Ich kann mit meinem Land nicht einverstanden sein, das solche Sachen tut.»

dung zur Verteidigung des Völkerrechts, der Freiheit und der Menschenwürde zu erfüllen[2a], verübt hier Amerika im Hochgefühl seiner göttergleichen Allmacht! Das Gericht über diese Hybris, diese sträfliche Vermessenheit, vor der schon die Alten eine fromme Scheu hatten, wird gewiß nicht ausbleiben, wenn es auch noch geraume Zeit verziehen mag!

Vor dem Ende der UNO! Inzwischen bietet der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen das klägliche Schauspiel einer moralisch ebenso bankerotten wie politisch handlungsunfähigen «Weltregierung». Dies nicht allein wegen der erbitternden Rechthaberei und scheinbaren Formenkrämerei der Russen, die damit in Wirklichkeit ja nur die asiatischen Völker gegen den westlichen Imperialismus aufreizen wollen[2]. Nicht minder verantwortlich für den Leerlauf des UNO-Apparates ist vielmehr auch die Sturheit und Scharfmacherei der Amerikaner, insbesondere ihr verblendeter Widerstand gegen die Aufnahme des kommunistischen China in die UNO; ihre erneute Zusammenarbeit mit Chiang Kai-Shek und seinem verrotteten Regime (das auch auf Formosa die häßlichsten Züge aufweist) schadet darüber hinaus den Vereinigten Staaten moralisch ungemein und macht sie in den Augen der farbigen Völker hoffnungslos unfähig, das *wirkliche* Problem Asiens zu verstehen und zu seiner Lösung beizutragen.

So ist denn auch die Gefahr eines amerikanisch-chinesischen *Krieges um Formosa* noch keineswegs behoben. Die chinesische Diplomatie geht zwar bisher in dieser ganzen Angelegenheit höchst behutsam vor; über ein förmliches Begehren um Zurückziehung der amerikanischen Streitkräfte in und um Formosa und einen allerdings scharfen Protest gegen eine behauptete Beschießung mandschurischer Grenzorte durch amerikanische Flieger hat sie bisher ihre Abwehr des kriegerischen Eingreifens der Vereinigten Staaten in Ostasien nicht hinausgetrieben. Aber was geschieht, wenn Amerika seine Formosa- und Chinapolitik nicht

---

[2] «Von der UNO-Tribüne aus», so schreibt Lillie Shultz in der Neuyorker «Nation», «haben sie bewiesen, daß Propaganda eine mächtige Waffe sein kann, um die Nöte, Ängste und Hoffnungen eines Erdteils auszubeuten, der bereits in revolutionärer Gärung gegen einen jahrhundertealten Feudalismus und Kolonialismus begriffen ist.»

[2a] Die Unwahrhaftigkeit der ganzen UNO-Aktion gegen Korea wird auch durch die Vorgänge in *Südafrika* beleuchtet. Die Südafrikanische Union hat sich ja durch Jahre hindurch beharrlich geweigert, das ehemalige Deutsch-Südwestafrika, das ihr vom alten Völkerbund als Mandatsgebiet anvertraut worden war, herauszugeben und der UNO zu unterstellen. Sie hat es einfach annektiert und nun durch die jüngst vorgenommenen «Wahlen» (bei denen nur die Weißen, nicht einmal den 13. Teil der Gesamtbevölkerung umfassend, stimmberechtigt waren) diesen Gewaltakt vollends besiegelt. Selbstverständlich fiel es den westlichen Demokratien nicht im Traum ein, deswegen der Südafrikanischen Union und ihrem halbfaschistischen Regime den Krieg zu erklären. So etwas macht man nur gegenüber Kommunisten. Erst wenn *die* etwas verbrechen, wird das Rechts- und Menschlichkeitsgefühl der Demokratien lebendig ...

bald und gründlich umstellt? Wird dann China aus der Zurückhaltung, die es jetzt noch beobachtet, nicht einfach heraustreten *müssen*? Die Gefahr ist nicht gering. Und doch besteht für eine solche Umstellung der amerikanischen Politik vorläufig keine große Aussicht. Es war schon schlimm genug, daß sich die Washingtoner Regierung beim Ausbruch des Koreakonflikts von McArthur und seinem so einflußreichen Freundeskreis (zu dem auch die obersten Wehrmachtführer der Vereinigten Staaten gehören) regelrecht überrumpeln und dazu drängen ließ, die Chinesische Volksrepublik mit Krieg zu bedrohen, falls sie auf das unzweifelhaft chinesische Formosa die Hand legen sollte. Und nun will sie von McArthur nicht einmal endgültig abrücken und diesen gemeingefährlichen Gewaltpolitiker keineswegs fallen lassen, auch nachdem er in aller Öffentlichkeit und ganz demonstrativ verlangt hat, Formosa müsse *dauernd* dem amerikanischen Stützpunktgürtel rings um den Stillen Ozean herum eingefügt werden! Von ihrem Standpunkt aus freilich recht wohl zu verstehen! Der Gegensatz zwischen den militärischen und politischen Aktivisten einerseits — verkörpert im Pentagon, dem riesenhaften Zentralsitz der Wehrmachtverwaltung — und der vorsichtiger operierenden offiziellen Diplomatie anderseits — mit dem Außenministerium als Mittelpunkt — ist ja keineswegs grundsätzlicher, vielmehr vor allem taktischer und opportunistischer Art, brauchten doch die Vereinigten Staaten — wie schon in der letzten Weltrundschau bemerkt — Formosa gar nicht zu annektieren (wie Mc Arthur will), um es als militärischen Stützpunkt benützen zu können; es genügte, daß sie es *tatsächlich* unter ihre Botmäßigkeit brächten, so wie sie beispielsweise auch die Philippinen, denen sie seinerzeit großmütig die «Unabhängigkeit» gewährt haben, militärisch und politisch, selbstverständlich auch wirtschaftlich, völlig in ihrer Hand haben. Aber es ist klar, daß McArthur die Politiker in Washington, die er so grenzenlos verachtet, dennoch in nicht geringe Verlegenheit gebracht hat, als er seine Karten — und diejenigen der Imperiumsbauer überhaupt — so unvorsichtig offen auf den Tisch legte. Nur aus diesem Gegensatz der Methoden und Temperamente ist der Zwiespalt zwischen Washington und Tokio entstanden, der keineswegs eine Änderung der amerikanischen Ostasienpolitik als solcher erwarten läßt[3].

[3] Was für unheilvolle Kräfte in der Ostasienpolitik der Vereinigten Staaten am Werk sind, fühlt man auch aus dem unsauberen Fall des Senators McCarthy heraus. Man hat sich immer wieder gefragt, was wohl den Ehrenmann aus Wisconsin bewogen haben möge, an seinen vorn und hinten unbeweisbaren Behauptungen von einer Durchsetzung des amerikanischen Außenministeriums mit kommunistischen Agenten so unglaublich frech festzuhalten. Vielleicht liegt aber des Rätsels Lösung doch darin, daß McCarthy, wie in der amerikanischen Presse eindeutig zu verstehen gegeben wird, einfach von Chiang Kai-Shek geschmiert worden ist, um, gleichgültig mit was für Mitteln, das Außenministerium als Filiale des Kremls zu verdächtigen und so jede Verständigung Amerikas mit der Chinesischen Volksrepublik als kommunistische Machenschaft von vornherein zu diskreditieren. Hinsichtlich der Aufnahme Chinas in

Das einzig Ermutigende ist, daß diese Politik immerhin nicht die offizielle Zustimmung der UNO im Rücken hat. Aber wenn die Chinesen schließlich Formosa doch angreifen sollten, so könnte das, wie Lillie Shultz in «The Nation» meint, den Vereinigten Staaten gleichwohl

«die Gelegenhheit liefern, die Russen aus der UNO hinauszuwerfen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Rückkehr der Russen den Amerikanern keine Freude gemacht hat. Öffentlich sagen sie, sie würden sich nicht zur Annahme des Hooverplanes für eine UNO ohne Russen drängen lassen. Aber es ist sicher, daß die Vereinigten Staaten glauben, ein endgültiger Zusammenstoß (mit der Sowjetunion) sei ja doch unvermeidlich, und daß die Notwendigkeit, die Vereinten Nationen als Sinnbild der Welteinheit aufrechtzuerhalten, in dem Augenblick dahinfallen wird, da wir militärisch stark genug sind, diesen Zusammenstoß zu bestehen. Die UNO scheint von jetzt an dazu bestimmt, nicht der Förderung des Friedens zu dienen, sondern der Erhaltung eines gebrechlichen Gleichgewichts, bis der Aufmarsch der Kampfparteien beendet ist.»

Auf abschüssiger Bahn Der «endgültige Zusammenstoß» zwischen den beiden Weltblöcken, den man in den Vereinigten Staaten — wie ja auch bei der Führung der Sowjetunion — als immer weniger vermeidbar ansieht, kann natürlich auch aus der Weiterentwicklung des Koreakrieges selber hervorgehen. Setzen wir zum Beispiel den jetzt recht wahrscheinlich gewordenen Fall, daß die Amerikaner im Lauf des Herbstes und Winters die sich zusehends erschöpfenden Nordkoreaner hinter den 38. Breitengrad zurückzuwerfen vermögen: werden dann China und Rußland ruhig zusehen, wie die Vereinigten Staaten ihren Herrschaftsbereich bis an die Grenzen der Mandschurei und Sowjetsibiriens ausdehnen, nachdem ihre Wehrmacht ganz Korea in eine Mondlandschaft verwandelt hätte? Werden dann China und Rußland — wozu sie nach dem noch immer gültigen Waffenstillstandsvertrag das Recht hätten — nicht ihrerseits Korea besetzen oder gar an der Seite Nordkoreas offen in den Krieg mit den Vereinigten Staaten treten? In Amerika erwartet man anscheinend weit herum fast mit Ungeduld ein russisches Eingreifen auf dieser Linie. Bezeichnend dafür ist ein Leitartikel der «Detroit News» (vom 14. August), in dem es heißt:

«Die Stunde naht, da eine verdeckte Unterstützung Nordkoreas durch die Sowjetunion dem ersteren wenig oder nichts mehr nützen wird. Dann wird Rußland entweder dazu übergehen, den Krieg direkt durch Entsendung von Luftstreitkräften und Wiederherstellung der Nachschubwege zwischen Korea und der (ostsibirischen) Küstenprovinz zu unterstützen, oder der Krieg wird (für Nordkorea) verloren sein. Das Spiel wird offen gespielt werden müssen, und wie sich die Sowjetunion auch entscheiden wird, die Hand Rußlands kann dann vollständig bloßgelegt werden.

Wenn es seine Rolle als angeblich harmloser Zuschauer aufgibt und bewußt zum Eingreifen an der Seite Nordkoreas übergeht, dann hätten die Vereinigten Staaten und

---

die UNO ist dieses Manöver auch offenkundig gelungen. Die von McArthur eingeleitete neue Zusammenarbeit mit Chiang Kai-Shek ist in Washington zunächst nur mit Vorbehalt angenommen worden; wie lang wird es aber wohl gehen, und die Linie McArthurs wird sich in der amtlichen Ostasienpolitik der Vereinigten Staaten ganz durchsetzen?

die Vereinten Nationen moralisch keine andere Wahl als die direkte Aktion gegen Rußland samt seinen Vasallen. *Wir haben die Atombombe in großen Mengen. Wir sollten wissen, was damit anfangen. Dann schlüge die Stunde zum Handeln, nicht mehr zum Diskutieren.* (Im Original hervorgehoben.)

Wenn aber statt dessen Rußland Nordkorea kaltblütig preisgibt und seinen kleinen kommunistischen Nachbar eine schreckliche Strafe für einen mutwilligen Angriffsakt erleiden läßt, dann wird das der Welt beweisen, daß es nicht einmal denjenigen Völkern die Treue hält, die sich mit ihm einlassen und seine bösartige politische Lehre annehmen.»

Eine breite Strömung in Amerika, die schon längst auch höchste militärische und politische Stellen erfaßt hat, geht, wie man weiß, noch weiter und drängt darauf, die Vereinigten Staaten sollten gar nicht erst abwarten, wie sich die Sowjetunion entscheiden werde, sondern das Gesetz des Handelns an sich selber reißen und einen *Präventivkrieg* gegen Rußland auslösen. Die Mitglieder der Regierung Truman weisen in ihrer großen Mehrheit dieses Begehren entschieden und gewiß aufrichtig zurück[3a], wenn schon eine Minderheit dafür gewonnen zu sein scheint und der Marineminister Matthews sogar in aller Öffentlichkeit dafür geworben hat. Aber angenommen, es ereigne sich irgendwo auf der Welt ein zweiter Fall Korea, das heißt ein bewaffneter Angriff eines russischen Satelliten — etwa Ostdeutschlands oder Bulgariens — auf einen Nachbarstaat, ja auch nur ein kommunistischer Staatsstreich im Innern eines Landes — wie in der Tschechoslowakei —: hätte dann die Regierung Truman noch die Kraft, dem mit Sicherheit zu erwartenden stürmischen Interventionsverlangen der Aktivistenpartei zu widerstehen, nachdem sie dieser schon in der Korea- und Chinafrage so verhängnisvoll weit nachgegeben hat? Was der Führer der einflußreichen oder doch sehr geräuschvoll auftretenden Amerikanischen Legion — einer Vereinigung ehemaliger Weltkriegskämpfer —, George Craig, unlängst erklärte: «Wenn russische Puppen irgendwo Unruhe stiften, so wird dies das Signal für unsere Bomber sein, den Weg nach Moskau unter die Flügel zu nehmen» — das wird dann wahrscheinlich die Losung des Großteils einer «öffentlichen Meinung» sein, die ins letzte Stadium der seit Jahr und Tag betriebenen Russenhetze hineingejagt würde[4]. Und ob der Kreis um Truman und Acheson, der schon jetzt einen harten Stand gegen die Wehrmachtführung, die Republikanische Partei und die Scharfmacher in den eigenen demokratischen Reihen hat, in einem Wahljahr wie dem

---

[3a] Dies besonders seit der nachgerade doch als untragbar empfundene Wehrmachtsminister Johnson durch General Marshall ersetzt worden ist (15. September).

[4] Als Anzeichen für den Grad, den diese Hetze schon heute erreicht hat, mag ein mir vorliegendes Bild in einer amerikanischen Tageszeitung — ein wirkliches Kulturdokument — gelten, dessen Text folgendermaßen lautet: «Verwundet und blutend kniet Basil Gordon, ein Autoarbeiter, auf dem Gehweg außerhalb der Maywood-Fabrik der Chrysler-Gesellschaft in Los Angeles, während Arbeitskollegen drohen, ihn erneut zu schlagen. Die Polizei sagte, Gordon und zwei andere seien mißhandelt worden, weil sie sich weigerten, Nebenarbeitern anzugeben, warum sie Kommunisten seien. Es wurden keine Verhaftungen vorgenommen.»

heurigen auch dann noch ein Losschlagen gegen die Sowjetunion verhindern kann und will, das *tatsächlich* einem Präventivkrieg gleichkäme, das ist schon heute kaum mehr eine Frage. Je länger der Krieg in Korea weitergeht, desto größer wird jedenfalls die Gefahr, daß es mit fast naturgesetzlicher Schwerkraftwirkung immer hemmungsloser bergab, in den Abgrund eines dritten Weltkriegs hinein, geht.

Was gewinnt Amerika? Aber selbst wenn der Koreakrieg bis zum amerikanischen Endsieg lokalisiert bleiben könnte, so wäre damit weder für die Lösung der koreanischen Frage noch für die Befriedung Asiens im ganzen etwas gewonnen. Im Gegenteil: dann würde, unter amerikanischer Oberherrschaft, wahrscheinlich das südkoreanische Feudal- und Polizei-Regime auf ganz Korea ausgedehnt werden, schon weil sich die Amerikaner in Korea nur halten könnten, wenn sie sich nach klassischem Muster (das sie ja auch in Japan kopieren) dabei auf die bisherige einheimische Herrenschicht stützen. Korea würde notwendigerweise dem amerikanischen Pazifik-Imperium eingefügt und mit militärischer Hand niedergehalten werden, wie das schon zu Beginn des Koreakrieges die Neuyorker Zeitschrift «Business Week», ein Sprachrohr der kapitalistischen Unternehmerschicht, ins Auge faßte:

«Das ist die harte Lehre, die uns Korea gibt: Amerikanische Truppen werden im nichtkommunistischen Asien Ordnung zu halten haben, ähnlich wie britische Truppen im 19. Jahrhundert als Besatzung in den Reichsstützpunkten lagen ... Aber es wird für die Amerikaner erheblich schwieriger sein, Truppen in Asien zu halten, als es für die Engländer war. Unsere Aktionen müssen heute mit dem asiatischen Nationalismus versöhnt werden. Das wird die Vereinigten Staaten in Asien unpopulär machen, wenn wir nicht schnell eingreifen, um leistungsfähige örtliche Regierungen einzusetzen.»

Daß eine amerikanische Militärherrschaft in asiatischen Ländern mit der nationalen (und sozialen) Freiheitsbewegung der farbigen Völker versöhnt werden könne, ist natürlich Unsinn. Die Amerikaner führen ihren militärischen Machtkampf in Asien ja gerade darum, weil sie die nationale und besonders die soziale Revolution der asiatischen Völker *verhindern* wollen. In China ist das gründlich mißlungen, so daß Außenminister Acheson in seinem Begleitbrief zum amerikanischen Weißbuch über die Chinapolitik der Vereinigten Staaten bedauernd feststellen mußte: «Die unglückselige, aber unentrinnbare Tatsache ist, daß das bedeutungsschwere Ergebnis des Bürgerkrieges in China sich der Beherrschung durch die Regierung der Vereinigten Staaten entzogen hat... Es war das Ergebnis innerchinesischer Kräfte, die unser Land zu beeinflussen versuchte, aber nicht vermochte.» Jetzt hofft Amerika neuerdings, durch Unterstützung Chiang Kai-Sheks von Formosa aus dieses «unglückselige» Ergebnis rückgängig machen und mit der gleichen Methode — durch militärische Machtentfaltung — vor allem in Korea die soziale Revolution hintertreiben zu können, so wie es das an jedem be-

liebigen Punkt der Erde zu tun bereit ist, falls die wirtschaftlichen und politischen Machtmittel, die es zu diesem Zweck einsetzt, nicht ausreichen sollten.

Daran ändert auch nichts die angeblich großzügige Hilfe an die zurückgebliebenen Völker, die Amerika gemäß dem berühmten Punkt vier von Präsident Trumans Regierungsprogramm leisten will. Wie großzügig diese Hilfe ist, wird am besten durch die Tatsache beleuchtet, daß dafür im laufenden Finanzjahr nicht einmal 30 Millionen Dollar ausgesetzt sind, für antikommunistische Propaganda (Die Stimme Amerikas) aber 90 Millionen und für Kriegsrüstungen gleich ein paar Dutzend Dollarmilliarden. Und wie ernst es den Amerikanern mit der Freundschaft und Liebe zu den farbigen Völkern ist, von der auch Herr Truman in seiner Radiorede vom 1. September spricht, das mag aus der Klage amerikanischer Kriegskorrespondenten hervorgehen, die amerikanischen Offiziere und Soldaten behandelten ihre südkoreanischen Waffengefährten mit offener Geringschätzung, ja Verachtung — durchaus im Einklang mit dem Rassendünkel, den die meisten weißen Nordamerikaner gegenüber ihren farbigen Mitbürgern, ja auch gegenüber den «minderwertigen» Einwanderern aus Ost- und Südeuropa oder Lateinamerika an den Tag legen. Auch da könnten die Amerikaner noch etliches von den Russen lernen. In einem jüngst in Neuyork gehaltenen Vortrag gibt Anna Louise Strong von *deren* Einstellung zu den Koreanern ein bezeichnendes Beispiel. Russische Generäle und Soldaten, so erzählt sie, waren bei der Feier des zweiten Jahrestages der Befreiung Koreas die Gäste der Nordkoreaner:

«Ich war sehr beeindruckt von der Selbstverständlichkeit, mit der die Russen auf dem Fuße völliger Gleichheit mit den Koreanern verkehrten. Sie saßen durcheinander beim Bankett, brachten abwechslungsweise Trinksprüche aus, forderten einander zum Singen ihrer Lieder heraus — die Russen sangen alte Volkslieder, nicht bolschewistische Propagandalieder —, und später tanzten sowohl die Russen wie die Koreaner mit den Frauen der anderen. Man konnte sich schwer denken, daß eine amerikanische Armee in solcher Gleichstellung mit einem asiatischen Volk verkehren würde. Das ist eine der starken Seiten Rußlands in Asien.»

Und eine der schwachen Seiten Amerikas nicht nur in Asien, sondern auch sonst in der Welt! Das empfinden aufgeschlossene Amerikaner selbst immer deutlicher, wenn sie sich von der wachsenden *Amerikafeindschaft* insbesondere der asiatischen Völker Rechenschaft geben. Sogar in einem so weit vom koreanischen Kriegsschauplatz abgelegenen Land wie Indien macht sich diese Stimmung mehr und mehr bemerkbar. «Antiamerikanische Gefühle», so stellt der Korrespondent der «New York Times» in Neu-Delhi unter dem 12. August fest, «waren in Indien nie so weit verbreitet wie jetzt. Mit jedem Tag des Koreakrieges, der weitere Berichte von zerbombten Städten und brennenden Dörfern bringt, nimmt die Unbeliebtheit der Vereinigten Staaten zu ... Vielen Indern macht es gar keinen Kummer, wenn im gegenwärtigen Stadium

der Entwicklung der Kommunismus in Korea und Indochina siegen würde... Viele Inder meinen, die amerikanische Aktion in Korea stelle eine Fremdherrschaft in asiatischen Ländern dar, und das empfinden sie bitter. Verschiedene erklären leidenschaftlich, die Vereinigten Staaten sollten aus Japan, Korea, Indochina, Formosa und wo immer sie sich eingemischt haben, hinausgehen und die Asiaten ihre Probleme selber lösen lassen.»

Ähnlich berichtet (am 15. August) ein Mitarbeiter der «Neuen Zürcher Zeitung» in Bombay, daß

«die im wesentlichen amerikanische Intervention unter der Flagge der Vereinten Nationen durchaus nicht populär ist. Die Schlagworte ‚Hands off Korea' (‚Hände weg von Korea') und ‚No intervention in Asia' (‚Kein Eingreifen in Asien') tauchen in verschiedenen Variationen in allen Teilen der Presse auf und sind keineswegs auf die Blätter des linken Flügels beschränkt. Die amerikanische Politik mit Bezug auf Formosa und Indochina wird aufs schärfste verurteilt... Während früher der Kommunismus als das Exportgut eines neuen Imperialismus mit größtem Argwohn betrachtet wurde, sieht man in ihm plötzlich auch eine asiatische Erscheinung und eine Erscheinung des historischen Kampfes asiatischer Völker für nationale Emanzipation und soziale Erneuerung.»

Eine Erkenntnis, die man sich allmählich — oder vielleicht sogar etwas plötzlich — auch in Westeuropa, nicht zuletzt in rechtssozialdemokratischen Kreisen, mit Vorteil aneignen würde! Item: Amerika hat mit seinem kriegerischen Eingreifen in Korea wie im übrigen Asien auf weitere Sicht nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren. Und die Neuyorker «Montlhy Review» (Augustheft) hat nur zu sehr recht, wenn sie befürchtet:

«Die Vereinigten Staaten werden unvermeidlicherweise eine katastrophale Niederlage in Korea erleiden, was auch immer bei den militärischen Operationen herauskommen mag. Wer anders denkt, täte gut, sich jetzt allmählich klar zu machen, was für eine Wirkung es auf die Weltmeinung und Amerikas internationale Stellung ausüben wird, wenn Korea zerrissen, blutend und stöhnend unter dem Stiefel General McArthurs liegt, während Syngman Rhee und Genossen sich an die grausige Arbeit machen, mit ihren Feinden abzurechnen.»

Die Rüstungspanik Es ist ein Jammer, aber eben doch Tatsache, daß Amerika — das *herrschende* Amerika — gar nicht daran denkt, aus dieser ganzen Sachlage die gegebenen Folgerungen zu ziehen. Es versteift sich je länger, je mehr auf die Durchstierung seines Koreakrieges bis zum bitteren Ende und rüstet darüber hinaus mit planvoll eingesetzter Volkskraft für den Endkampf mit Rußland, den auch J. F. Dulles, der republikanische Hauptberater des Außenministeriums, in seinem neuen Buch «Krieg oder Frieden?» als wahrscheinlich, wenn schon noch nicht als unvermeidlich, erklärt. Und das «andere» Amerika, dessen Bannerträger in den letzten Jahren Henry Wallace gewesen war, steht ohnmächtig und im ganzen nur noch vor-

sichtig warnend auf der Seite, den Dingen notgedrungen ihren verhängnisvollen Lauf lassend[5].

Auch in *Westeuropa* steigt das Rüstungsfieber noch immerzu. England will innert dreier Jahre seine Wehrmacht etwas mehr «auf die Höhe» bringen, mit einem Kostenaufwand von 11 Milliarden Schweizer Franken. Frankreich hat einen Fünfjahresplan für die Aufstellung von 15 neuen Divisionen (zu seinen bisherigen 5 hinzu) entworfen, unter Verlängerung der Militärpflicht von 12 auf 18 Monate. Auch Belgien geht mit einer großen Rüstungsvorlage um, die unter anderem die Dienstzeit von einem Jahr auf gleich zwei Jahre erhöhen soll. Und so hat jetzt sozusagen jeder westeuropäische Staat, der etwas auf sich hält, sein modernes Wehrprogramm, wobei freilich jede Regierung — am nachdrücklichsten aus begreiflicher Ursache die französische — darauf besteht, daß in erster Linie *Amerika* seine Streitkräfte in Europa ganz massiv vermehren müsse, wenn die westeuropäischen Aufrüstungsmaßnahmen überhaupt einen Sinn haben sollten. (Auch die wackere «Neue Zürcher Zeitung» ist, in bekannter Neutralität und Bescheidenheit, angestrengt bemüht, den Vereinigten Staaten klar zu machen, daß sie endlich einmal ihre Pflicht und Schuldigkeit gegenüber dem von Osten her so tödlich bedrohten Westeuropa tun müßten. . .)

Amerika kehrt allerdings den Spieß um und verlangt seinerseits von Westeuropa eine Rüstungsanstrengung, die viel weiter gehen müsse als alles, was bisher geplant sei. Es verweist dabei — wiederum aus guten Gründen — darauf, daß der Koreakrieg und die Spannung im übrigen Fernosten seine Kräfte bereits derart in Anspruch nehme, daß an eine «monumentale Machtentfaltung der Vereinigten Staaten in Europa», wie sie auch der Führer der deutschen Sozialdemokratie, Kurt Schumacher, verlangt, im Augenblick gar nicht zu denken sei[5a]. So wird denn eben nunmehr die Notwendigkeit der *Wiederaufrüstung Westdeutschlands* in den Vordergrund gerückt, vor allem natürlich von den Westdeutschen selbst. Die Regierung der Deutschen Bundesrepublik und ihr höchst autoritär auftretender Kanzler, Herr Adenauer, beschränkt sich zwar vorderhand aus taktischen Gründen auf das Begehren um Bewilligung

[5] In einem Brief an Wallace, den der «National Guardian» (23. August) abdruckt, stellt einer von dessen früheren Anhängern traurig fest: «Die Ära Roosevelt ist abgeschlossen, weil mit Ihrem Rückzug auch die letzte Kerze erloschen ist. . . Wir werden Sie in dem Kampf für Frieden und Freiheit schrecklich vermissen, aber wir werden dennoch weitermachen — und wir werden gewinnen! . . . Trotz all Ihren Warnungen und Voraussagen haben Sie sich entschlossen, aufzugeben — in einem Augenblick, da unser Land Ihre Weisheit am nötigsten hätte. Es tut mir aufrichtig leid um Sie, Mr. Wallace, weil ich sicher bin, daß Sie ein sehr unglücklicher Mann sind und bedauerlicherweise Ihr Glück oder Ihren Seelenfrieden nicht finden werden im Lager von Menschen und Interessen, die Sie verachten und alles hassen, wofür Sie Ihr Lebtag gekämpft haben.»

[5a] Zur Beruhigung der von der russischen Militärmacht hypnotisierten Westeuropäer hat die amerikanische Regierung jetzt immerhin versprochen, in absehbarer Zeit einige weitere Divisionen über den Atlantik zu schicken (15. September).

einer bloßen *Polizeimacht*, die, in der Stärke von etwa 80 000 Mann, vollständig motorisiert und mit leichten amerikanischen Waffen ausgerüstet, ein Gegengewicht gegen die ostdeutsche «Polizeiarmee» darstellen solle, sagt man doch, daß diese kommunistisch geschulte Spezialtruppe schon heute 200 000 Mann umfasse, wovon ein Viertel, die sogenannten Bereitschaften, schwere Waffen und Tanks besitze.

Aber es braucht kaum gesagt zu werden, daß eine solche nur dem innerdeutschen Bedarf dienende Polizeimacht bloß die erste Stufe zur Aufstellung einer eigentlichen westdeutschen *Armee* bilden könnte, die zum Einsatz gegen die Sowjetunion bestimmt wäre. Und die Atlantikmächte, die grundsätzlich bereits ihre Zustimmung zur Schaffung einer westdeutschen Polizeitruppe gegeben haben, werden sich in Konsequenz ihrer bisherigen falschen Politik wohl oder übel auch mit einer neuen deutschen Kriegsarmee abfinden, so klar es ihnen auch sein muß, daß dann fast unvermeidlicherweise der bekannte alte Zustand wiederkehren wird, daß nicht Deutschland eine Armee, sondern die Armee Deutschland in den Händen hat — und zwar ein Deutschland, das bald wieder eine höchst aktive Außenpolitik betreiben und ganz Westeuropa beherrschen wird. Denn darüber lassen ja dankenswerterweise die deutschen Militärs und ihre politischen Sachwalter keinen Zweifel, daß eine Deutsche Bundesrepublik, die sich an der «Verteidigung Westeuropas» solle beteiligen können, völkerrechtlich ihre volle Selbständigkeit und Souveränität zurückgewonnen haben müsse, daß ihre Armee — sie wollen sich zunächst einmal mit 25 Divisiönchen begnügen — den Armeen der Westmächte qualitativ durchaus ebenbürtig sein und nicht zuletzt «die Ehre des deutschen Soldaten wiederhergestellt» werden müsse, das heißt die Urteile gegen die deutschen Kriegsverbrecher aufzuheben seien. Ob ein dergestalt wieder in den Sattel gesetztes Westdeutschland die Hoffnungen der Atlantikmächte auch wirklich erfüllen und seinen Vorteil nicht eher in einer Verständigung mit Rußland und Polen sehen würde, das ist eine Frage für sich. Sicher ist, daß, wie der «New Statesman» (19. August) schreibt, mit einem erneut militarisierten Deutschland «die Westmächte jeden moralischen Anspruch verwirken würden, als Verteidiger der Demokratie angesehen zu werden. Und schließlich würde die Wiederaufrüstung Deutschlands von jedem Land östlich der Elbe als völlig unerträglich empfunden werden. Rußland brauchte gar keine Propaganda zu machen, um die Polen und Tschechen zu überzeugen, daß sie bis zum letzten Mann gegen die erneute Drohung einer deutschen Invasion kämpfen müßten. Die Zusammenballung einer solchen Macht, sei es hinter oder vor dem Rhein, könnte nur zu leicht den Ausbruch des Krieges beschleunigen, den sie abzuwehren bestimmt war.»

Westdeutsches Bei all dem hätte Westdeutschland wahrhaftig anderes zu tun, als seine militärische Aufrüstung zum Zwecke der Abwehr eines drohenden kommunistischen Einbruches zu

betreiben! Die *wirkliche* Gefahr für Westdeutschland liegt ja nicht seiner militärischen Schwäche, sondern in der Ungerechtigkeit und Unhaltbarkeit seiner sozialen Zustände, die seine staatliche Ordnung mehr und mehr mit Auflösung bedroht und einem gewaltsamen Umsturz geradezu ruft. Gerade jetzt zeichnet in «Unserer Aktion», dem Blatt der Sozialdemokratischen Aktion (Nr. 11), Arthur von Machui ein eindrucksvolles Bild von der großen Proletarisierung, die sich in fünf Wellen über Westdeutschland ergossen hat. Das Ergebnis dieses in jedem Sinn erschütternden Vorganges, so bemerkt er, sei folgendes:

Ein absolut proletarisches Dasein führen
9 Millionen unterbezahlte Industriearbeiter und Arbeitslose mit ihren nicht erwerbsfähigen Angehörigen,
5 Millionen Flüchtlinge mit den gleichen Angehörigen,
5,5 Millionen Opfer des Nazikrieges und des Naziregimes mit den gleichen Angehörigen,
2,5 Millionen Jugendliche und alleinstehende Frauen,
7 Millionen Familienbauern mit ihren Angehörigen,
zusammen also 29 Millionen Menschen von den 48 Millionen der westdeutschen Bevölkerung.

Ein ausgesprochenes Elendsdasein werden schätzungsweise führen
2,5 Millionen Industriearbeiter, Arbeitslose usw.,
3 Millionen Flüchtlinge,
3 Millionen Opfer des Nazikrieges,
1 Million Jugendliche und Frauen,
4 Millionen Kleinbauern,
zusammen also 13,5 der 48 Millionen.

Zu ähnlichen Schlußfolgerungen kommt in der Basler «Arbeiterzeitung» Max Wullschleger auf Grund von Reiseeindrücken aus Westdeutschland. Er hält es für erwiesen,

«daß der deutsche Arbeiter heute zu Bedingungen lebt, die weit unter dem Lebensstandard der Arbeiterschaft der übrigen europäischen Länder liegen. Dabei ist eine große Verschlechterung der Lage des deutschen Arbeiters eingetreten im Vergleiche zur Vorkriegszeit... Das Experiment der ‚freien Marktwirtschaft' hat in Deutschland die Reichen reicher und die Armen ärmer gemacht. Der Wiederaufbau in Deutschland vollzieht sich heute auf Kosten und auf dem Buckel des deutschen Arbeiters.»

Da begreift man allerdings schon, daß wieder eine tüchtige Polizei- und Militärmacht her muß, um die «demokratische» Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, deren sich Westeuropa erfreut, gegen eine vom Osten her drohende Revolutionierung auch und schon in Westdeutschland zu verteidigen! Und das Bonner Regime fühlt sich bei diesem Rettungswerk ja noch als Träger einer besonders hehren Mission. Es stehe scheint's in den Sternen geschrieben, meint Carolus in «The Nation», daß

«der Kanzler und seine kapitalistischen Hintermänner Westdeutschland zum Führer des Blockes katholischer Staaten, genannt Europabund, machen können, der sich von

Sizilien bis Calais erstrecken soll, auf dem deutsch-französisch-belgisch-luxemburgischen Kohlen- und Stahltrust ruht und im Schuman-Plan offenbar gemacht worden ist. Daß die Finanzmacht der Vereinigten Staaten den Gips für den Bund liefern wird, zeigt sich in der Ernennung Dr. Kreklers vom I.-G.-Farbentrust zum ersten deutschen Generalkonsul in den Vereinigten Staaten.»

Östliches, Allzuöstliches Die Angst vor einem ostdeutsch-kommunistischen Vorstoß nach Westdeutschland ist freilich durch die Ereignisse in Korea neuerdings heftig gesteigert worden und wird durch die ganze Haltung der *Deutschen Demokratischen Republik* weiter genährt. Ob die Berliner Regierung, wie im Westen behauptet wird, wirklich mit der Absicht umgeht, ihre Volkspolizei in den nächsten sechs Monaten gegen die westdeutsche Republik marschieren zu lassen, ist von hier aus unmöglich mit etwelcher Sicherheit zu beurteilen; die Verschärfung des Diktaturregimes, die Straffung und «Säuberung» der Systemspartei und der folgerichtige Ausbau der Polizeiarmee, im Verein mit der ganzen «nationalen» Propaganda, die von Ostdeutschland aus betrieben wird, sprechen allerdings dafür, daß bei der Führung der Deutschen Demokratischen Republik ein bestimmter Plan bestehen muß, um die Lösung der deutschen Frage im kommunistischen Sinne zu erzwingen. Von einer *moralischen* Eroberung Westdeutschlands durch das lockende Beispiel des Ostens ist jedenfalls trotz den großen und heilsamen Umwälzungen in der Sowjetzone keine Rede. Die unbezweifelbare Tatsache, daß die ostdeutsche Bevölkerung, soweit es sich nicht um Träger oder Begünstigte des neuen Regimes handelt, regelrecht hungert, gleichgeschaltet und terrorisiert wird, genügt für sich allein schon, um im Westen die Feindseligkeit gegen alles Östliche wachzuhalten, ja sie noch fortwährend zu vertiefen.

Ob die Entwicklung in den eigentlichen *Volksrepubliken* günstiger verläuft, ist angesichts der Unmöglichkeit, sich von den dortigen Verhältnissen ein zuverlässiges Bild zu machen — diejenigen in Jugoslawien vielleicht ausgenommen —, immer schwerer zu sagen. In noch höherem Maße gilt das natürlich von der *Sowjetunion* selbst, deren Regierer es ihrer eigenen Geheimtuerei zuzuschreiben haben, wenn über ihre Länder und Völker in der westlichen Welt die abenteuerlichsten Vorstellungen verbreitet sind. Solange sich beispielsweise die Sowjetunion weigert, Außenstehenden einen hinreichenden Einblick in ihr Strafvollzugssystem zu geben, wird sie nichts Überzeugendes gegen die Behauptung vorbringen können, ihre Zwangsarbeitslager seien so grauenvoll wie einst diejenigen Nazideutschlands. Dies um so mehr, als unlängst an der Genfer Tagung des Wirtschafts- und Sozialrates der UNO die bedenklichsten amtlichen Dokumente über dieses System vorgewiesen wurden, unter anderem die empörende Bestimmung des Sowjetstrafrechts, daß bei Flucht eines Sowjetbürgers ins Ausland seine erwachsenen Angehörigen mit Gefängnis bis zu zehn Jahren und Einzug ihres gesamten Vermögens zu bestrafen sind, falls sie der Flucht

aktiv oder passiv Vorschub geleistet haben, und daß die übrigen Familienglieder des «Verräters» bis zu fünf Jahren nach den entlegenen Gebieten Sibiriens verbannt werden können. «Die ganze Vorstellung, daß man sich die Treue von Soldaten und Fliegern sichern müsse, indem man ihren Familien furchtbare Strafen androhe, ist ein Überrest von Barbarentum, die vorbedachte Übernahme eines von den Nazi angewandten Grundsatzes», bemerkt dazu mit vollem Recht der Londoner «New Statesman».

Auch *Griechenland* duldet die Schande der Straflager für politische «Verbrecher» nach wie vor. Das berüchtigte Makronisos scheint zwar aufgehoben zu sein; dafür sind neue Lager eröffnet worden, in denen die Gefangenen nicht weniger grausam behandelt werden. (Der Fall des Dichters Kornaros, der in der Schweiz ans Licht gezogen wurde, ist nur einer von hunderten, vielleicht tausenden ähnlicher Fälle.) Und in den gewöhnlichen Gefängnissen sollen immer noch rund 20 000 politische Häftlinge sitzen, von denen die sogenannte Justiz alle Wochen ein paar Dutzend «liquidiert». General Plastiras, der nach den Frühjahrswahlen an die Spitze eines Kabinetts der Mittelparteien getreten war, bemühte sich zwar, der oppositionellen Linken einigermaßen versöhnlich entgegenzukommen; aber nun strebt die reaktionäre Rechte erneut energisch zur Macht, unter Vorschiebung des «Liberalen» Venizelos, der seinerseits nur der Platzhalter für einen kommenden Militärdiktator — etwa General Papagos — sein dürfte. Das Bezeichnende an dieser Entwicklung ist dabei das, daß der erste Versuch von Venizelos (im April), die alte Garde korrupter Rechtspolitiker wieder an die Macht zu bringen, an amerikanischem Einspruch gescheitert ist, während jetzt, im Gefolge der verschärften West-Ost-Spannung, die amerikanische Mission in Griechenland wieder einen schärferen Kurs gegen die Linke wünscht und die extreme Rechte offenkundig unterstützt.

Nicht unähnlich liegen die Dinge in *Persien*, wo neuerdings unter amerikanisch-britischem Druck eine eigentliche Scharfmacherregierung unter dem Vorsitz von Marschall Razmara gebildet wurde, mit dem General Daftaris als Polizeiminister und «starkem Mann». Auch hier soll jede Opposition gegen das feudale Diktaturregime gewaltsam niedergehalten werden, besonders wenn sie sich, wie seinerzeit die nach unseren Begriffen recht zahm reformistische Tudeh-Partei, an die Sowjetunion anlehnen sollte. Alles im Zeichen des Kampfes der «freien Völker» gegen Diktatur und Terror — sofern nämlich Diktatur und Terror im Dienste der politischen und sozialen *Revolution* stehen!

Was weiter! Aber nun — wie sollen die Völker vor dem Sturz in den Abgrund gerettet werden, in den ihre Kurzsichtigkeit und Leidenschaft sie zu führen drohen? Das Allererste scheint uns zu sein, daß der *Krieg in Korea* nicht nur lokalisiert, sondern gänz-

lich *abgebrochen* werden muß, bevor er sich zum Weltkrieg ausweitet. Jetzt müßte der Sicherheitsrat wirklich und selbständig eingreifen, und zwar unter Mitwirkung der Chinesischen Volksrepublik, die unverzüglich in die UNO aufzunehmen wäre. Er müßte die Einstellung der Feindseligkeiten und den Rückzug der nordkoreanischen Armee hinter den 38. Breitengrad anordnen, gefolgt von der Räumung Koreas durch die Streitkräfte Amerikas und seiner Verbündeten. Gleichzeitig hätte er die nationale Einigung und die politisch-soziale Neuordnung Koreas auf Grund allgemeiner Wahlen an die Hand zu nehmen, und zwar mit größter Beschleunigung und Ernsthaftigkeit.

Zum zweiten müßte das Wettrüsten eingestellt und ein west-östliches Abkommen über eine kontrollierte *Abrüstung* angestrebt werden, unter Fallenlassen des Baruch-Planes, der viel zu schlau auf die Interessen Amerikas zugeschnitten und für die Russen darum einfach unannehmbar war. Ein solches Abkommen hätte nicht den Sinn eines «appeasement», einer trügerischen Beschwichtigung des «Sowjetimperialismus», wie das verlogene Schlagwort lautet; es müßte getroffen werden, weil ein schiedlich-friedliches Nebeneinanderleben auch sehr gegensätzlicher Wirtschafts- und Staatssysteme auf lange Zeit hinaus schlechterdings eine Lebensnotwendigkeit für die Völker der Erde und besonders Europas ist und die Fortsetzung des Wettrüstens nur zu einem unsagbar scheußlichen Massengemetzel führen kann, das keine einzige Frage wirklich lösen, aber alle Fragen erst recht verwickeln und fast unlösbar machen würde.

Die durch die Abrüstung frei werdenden Mittel und Kräfte wären dann — und das ist das Dritte — für den Aufbau einer *weltweiten sozialen Planwirtschaft* zu verwenden. Die im Kapitalismus und Feudalismus wirkenden Antriebe zu Völkerfeindschaft und Krieg würden damit mehr und mehr ausgeschaltet und schon in verhältnismäßig kurzer Frist ein internationales Klima geschaffen werden können, in dem sich eine auf Gerechtigkeit und gesicherten Wohlstand aller, auch und gerade der «rückständigen» Völker gegründete Friedensordnung entwickeln würde.

Die letzten beiden Punkte, in denen auch die Lösung der Koreafrage eingeschlossen ist, hangen eng zusammen. Der Weg der Kriegsdrohung und Kriegführung wird ja nur dort beschritten, wo man den Weg der sozialen Umwälzung nicht gehen will. Die Folge ist, daß die ganz unausweichliche soziale Umwälzung immer mehr vom *Kommunismus* monopolisiert und in *seinem* Geiste durchgeführt wird. Wie schon Marx gekommen ist, weil die Christenheit und die in ihrer Mitte gewachsene Demokratie gegenüber der sozialen Frage versagt hat, so sind erst recht Lenin und Stalin gekommen, weil die echte Revolution, die Revolution *Christi*, ausgeblieben ist. Es ist darum billigster Pharisäismus, vom christlichen oder demokratischen Standpunkt aus den Gewaltkommunismus mit wilden Anklagen zu überschütten und ihn — unausweichlich Hand in Hand mit den konservativen Besitzinteressen — durch

wirtschaftliche und militärische Machtmittel zu bekämpfen. Kritik und Kampf hätten sich vielmehr in erster Linie gegen ein kraft- und saftloses, zum Opium der Völker gewordenes Weltchristentum und gegen eine kapitalistisch verderbte Demokratie zu richten, die beide überwunden werden müssen, wenn nicht der Kommunismus *sie* überwinden soll.

Begeben wir uns auf *diesen* Weg, dann braucht es keine Kriegsrüstungen gegen den Kommunismus mehr, die ja nur von der ernsthaften Anhandnahme der sozialen Revolution abhalten, dann werden wir den Kampf für die militärische Abrüstung und die gewaltlose Verteidigung der Freiheit der Nationen mit ungeteiltem Herzen führen können. Auf dem Boden des Evangeliums sollte es ohnehin selbstverständlich sein, daß der Rüstungs- und Gewaltglaube ein mörderischer Aberglaube ist und daß Lebensschutz und Sicherheit auch für ein Volk nur in der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit zu finden sind, die es in seinen eigenen Angelegenheiten verwirklicht. Aber auch dem fortgeschrittenen weltlich-politischen Denken wird es immer klarer, daß in den höher und höher getriebenen militärischen Rüstungen keine Sicherheit gegen einen neuen Krieg liegt, höchstens die Sicherheit, in den Krieg erst recht hineingestoßen zu werden.

Wie weit diese Erkenntnis das Volksbewußtsein in der Sowjetunion und in den östlichen Volksrepubliken durchdrungen hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Kein Zweifel besteht für uns indessen daran, daß die Militärreligion, daß namentlich der Glaube an die Fähigkeit militärischer Rüstungen, den Kommunismus fernzuhalten, in den westeuropäischen Nationen lange nicht mehr so stark verwurzelt ist, wie die Regierungen und die sogenannten Organe der öffentlichen Meinung wahr haben möchten. Schon die Rücksicht auf die *wirtschaftliche Tragbarkeit* der Militärlasten setzt ihrer weiteren Vermehrung ganz bestimmte Grenzen. Mag man sich in Amerika rühmen, daß die Finanz- und Produktionskraft der Vereinigten Staaten jeder Beanspruchung durch irgendeinen Krieg fast spielend gewachsen sei und zum Beispiel die zehn Milliarden Dollar Extrakredite für den Koreakrieg nicht einmal 4 Prozent der nationalen Jahresproduktion ausmachten, so liegen die Dinge in Europa erheblich anders. In England macht die Regierung kein Hehl daraus, daß die Erfüllung des neuen Wehrprogramms nur auf Kosten des zivilen Bedarfes möglich sei und die jetzt erreichte Lebenshaltung spürbar herabdrücken werde. Frankreich aber, das schon durch den Krieg in Indochina schwer zur Ader gelassen wird, kann die bedeutende Vermehrung seiner Militärlasten, die es jetzt ins Auge faßt, überhaupt nicht ertragen (sofern ihm nicht Amerika kräftig unter die Arme greift), ohne die Lebenshaltung der ärmeren Volksklassen, die natürlich wieder fast allein zu zahlen hätten, ernstlich zu verschlechtern, Wasser auf die kommunistischen Mühlen zu leiten, die sozialen und politischen Spannungen zu verschärfen und die Vorteile der Marshallplanhilfe — mit der doch eben der Kommunismus abgewehrt werden sollte — aufs Spiel zu setzen.

Die Völker müssen aufstehen! Was aber noch viel wichtiger ist: die im Wurf liegenden Rüstungsprogramme der westeuropäischen Staaten genügen auch rein militärisch nicht entfernt, um einen allfälligen Vorstoß der Roten Armee zurückzuschlagen. Wenn es richtig ist, daß gegebenenfalls die Sowjetunion 175 Divisionen zum Einsatz gegen Westeuropa verfügbar hätte, davon allein 35 in Ostdeutschland, dann werden 200 westmächtliche Divisionen nicht zuviel sein, um die Abweisung eines solchen Angriffes sicherzustellen. Nun haben aber die Alliierten gegenwärtig höchstens 15 kriegsstarke Divisionen in Europa stehen, die durch die neuen Rüstungsmaßnahmen vielleicht auf 50 oder 60 Divisionen vermehrt werden können. Woher sollen die übrigen 140 Divisionen kommen? Auch Westdeutschland könnte sie nicht liefern innert der nächsten zwei Jahre, die Churchill in seiner Straßburger Rede als «Atempause» für die Vorbereitung einer wirksamen Verteidigung gegen den «allgemeinen bewaffneten Ansturm der Kommunisten auf die westlichen Demokratien» bezeichnet hat. Dazu kommt, daß in verschiedenen westeuropäischen Ländern mit aktivem und passivem Widerstand aus den Völkern heraus gegen jeden neuen Marschbefehl ihrer Regierungen zu rechnen ist, vor allem in Frankreich und Italien, in nicht unerheblichem Maß aber wohl auch in Westdeutschland und Belgien. Wie der Generalstab der Atlantikmächte unter diesen Umständen das große Aufgebot gegen die rote Gefahr fertigbringen will, ist sein bisher streng gehütetes Geheimnis; die westlichen *Völker* ziehen aus ihrer ganzen Lage jedenfalls immer bewußter den Schluß, daß es diesmal wirklich dem Untergang des Abendlandes gleichkäme, wollten sie sich auf ein letztes, gewaltiges Kriegsunternehmen gegen den Ostblock einlassen, ein Unternehmen, das keineswegs mit Atombomben entschieden werden könnte, sondern eben auch nur wieder durch eine überlegene Landarmee, die aber nirgends aufzutreiben ist.

Man glaube darum nur nicht, die Petition für ein kontrolliertes *Verbot der Atombombe*, die jetzt auch in Westeuropa massenhaft unterschrieben wird, sei nur ein heuchlerisches, hinterhältiges Manöver der Russen, die ihre Gegner nur ihrer wirksamsten Waffe berauben wollten! Die Russen haben ja die Atombombe auch und dazu weitere Massenvernichtungswaffen, die sie mit gleichen Wirkungsmöglichkeiten anwenden könnten wie die Amerikaner *ihre* Geheimwaffen. Ihre militärische Schlagkraft ist außerdem bei der planmäßigen Verzettelung ihrer Kriegsindustrien auch durch Atombombenangriffe kaum entscheidend zu lähmen, so grauenhafte Verheerungen unter der Bevölkerung und am Wirtschaftskörper der Sowjetunion diese auch anrichten würden. Und was die Angriffsabsichten der Russen betrifft, die durch ein Verbot der Atombombe leichter zu erreichen sein sollen, so glaube ich nach wie vor nicht daran, bin vielmehr überzeugt, daß die Russen ihrerseits ganz ehrlich Angst vor einem Angriffs- oder Präventivkrieg des Westens haben, eine Angst, die bei dem ewigen Auftrumpfen der «demokrati-

schen, friedliebenden» Völker und Regierungen mit der Atombombe wahrlich nicht unbegreiflich ist. Gerade jetzt geht, wie Alexander Werth im «New Statesman» berichtet, eine Welle von Friedenskundgebungen aller Art über die Sowjetunion hin; die Zeitungen seien zur Hälfte gefüllt mit Briefen von Arbeitern, Bauern und anderen gewöhnlichen Menschen, die sich entsetzt gegen die Drohung mit einem neuen Krieg kehrten. Wie könnte die russische Regierung eine solche «Propaganda» zulassen und gar noch ermutigen (wie sie das tatsächlich tut), wenn sie selber beabsichtigte, in absehbarer Zeit einen Krieg zu entfesseln — einen Krieg, der die Friedenssehnsucht ihres Volkes aufs grausamste enttäuschen würde (auch wenn die Schuld am Krieg der feindlichen Außenwelt zugeschoben würde) und den ganzen wirtschaftlichen Aufschwung der letzten Jahre jäh abbrechen, wahrscheinlich aber auch das Sowjetregime selber in Gefahr bringen müßte?

Aber auf das, was die Russen beabsichtigen oder nicht beabsichtigen, kommt es ja gar nicht an. Entscheidend ist, daß die Atomkraft *unter gar keinen Umständen als Kriegswaffe verwendet werden darf*, auch wenn ein Verzicht darauf den Russen zugut käme. Die Atombombe ist überhaupt kein Kriegsmittel; sie ist ein Vernichtungswerkzeug satanischer Mächte, das Menschen niemals in die Hand nehmen dürfen. Schon der Abwurf der ersten Atombomben auf japanische Städte war ein schwer sühnbares Verbrechen, zumal es militärisch gar nicht mehr nötig war und vorwiegend politische, auf die Fernhaltung der Russen von der vereinbarten russisch-amerikanischen Besetzung Japans gerichtete Zwecke verfolgte[6]. Der Einsatz «verbesserter», vielhundertfach wirksamerer Atombomben in einem Zukunftskrieg wäre ein noch viel ruchloseres Kolossalverbrechen, von wem und mit welcher Begründung es auch verübt würde. Die bedingungslose Ächtung der Atombombe ist darum wirklich eine Forderung elementarer Menschlichkeit und politischer Sittlichkeit. Und wenn die «gottlosen» Russen sie erheben, so sollten die «christlichen» Westeuropäer und Amerikaner sich nur schämen, daß ihre Frömmigkeit nicht besser ist als die der Kommunisten und anderen Heiden.

Lasse man sich auch nicht durch den Einwand beeindrucken, es gelte nicht bloß die Atombombe zu ächten und damit (wieso «damit»?) die anderen, menschlicheren oder noch untermenschlicheren Kriegswaffen gutzuheißen; man müsse dem Krieg selbst zu Leibe gehen und die *allgemeine* Abrüstung fordern. Die Urheber der Petitionsbewegung haben, soviel ich weiß, diesen Einwand auch geprüft, haben aber gefunden, die Völker seien für die Losung einer gänzlichen Abrüstung noch nicht zu gewinnen, und sich deshalb damit begnügt, ein Verbot der Atombombe als der typischen Massenvernichtungswaffe eines künftigen Krieges, die zugleich die Phantasie der Völker am meisten beschäftige, zu fordern.

---

[6] Der amerikanische Flieger R. Lewis, der die Atombombe über Hiroshima auslöste, ist seither in ein Kloster eingetreten.

Und sie glauben zuversichtlich, wenn es gelinge, ein internationales Verbot der Atombombe durchzusetzen, dann sei der entscheidende Schritt zur Gesamtabrüstung bereits getan und in Wahrheit der Krieg selbst geächtet.

Diese Überlegung ist psychologisch wahrscheinlich ganz richtig, wenn sie sich auch logisch nicht beweisen läßt und gewissen vermeintlich konsequenten Pazifisten, die allzu absolutistisch-rational denken, nicht einleuchtet. Der Schreibende hat für seinen Teil jedenfalls die so wütend von allen Seiten bekämpfte Petition nach Überwindung anfänglicher Hemmungen aus Überzeugung unterschrieben, ohne damit die allgemeine politische Linie der «Friedenspartisanen» anzuerkennen. Ihre Förderung ist, wie er glaubt, in der gegenwärtigen Lage wirklich ein Mittel, die Gewissen der Menschen aufzurütteln und die tödliche Schläfrigkeit zu brechen, die die Völker in ihrer Mehrheit noch immer gefangen hält. Die Atombomben-Petition gibt uns zum mindesten Gelegenheit, für die Friedenssache etwas *Praktisches* zu tun, wenn es auch noch so bescheiden aussieht, und wir wollen diese Gelegenheit redlich benützen — in Erwartung des großen Volksaufstandes gegen den Krieg, der in den maßgebenden Ländern kommen *muß*, wenn die schon dunkel am Horizont aufziehende Katastrophenwolke nicht wirklich über uns bersten und alles, alles zerstören soll.

10. September. *Hugo Kramer.*

BUCHBESPRECHUNGEN

Pierre Ceresole: «Vivre sa Vérité», Carnets de route. Verlag La Baconnière Neuchâtel.

Wir haben gelernt, gegen Tagebuchschreiber mißtrauisch zu sein. Carl Hilty hat einmal gesagt, er kenne in der ganzen Literaturgeschichte kein Tagebuch, das nicht den Stempel der Eitelkeit und dazu noch oft der moralischen Impotenz trüge. Von Pierre Ceresoles Tagebüchern gilt das ganz gewiß nicht. Sie waren nie für die Literaturgeschichte, überhaupt nicht für andere geschrieben, immer nur zur Selbstverständigung. Und darum wirkt die Auswahl aus seinen Tagebuchblättern, die uns seine engsten Freunde hier bieten, so ungeheuer echt, wahr und ehrlich. Wenn es *einen* alles beherrschenden Zug in Ceresoles Charakter gibt, der jedem sofort auffiel, der ihn kannte, so ist es — neben seiner Güte — die zuweilen an Fanatismus grenzende Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, die ihn beseelte. Schon als Jüngling hatte er ein inneres Erlebnis, eine Offenbarung, die er als «feierliche Weihe für die Wahrheit» bezeichnet. Und er ist dem Dienst, der ihm damit aufgetragen war, bis ans Ende getreu geblieben. «Unnütz», so bemerkt er einmal in seinen Aufzeichnungen, «unnütz, die geringste Sekunde irgendeinem Beweisgrund zugunsten der Wahrheit zu widmen, solange du sie nicht mutig gelebt hast. Mutiges Handeln, wenn du kannst — das ist der Beweisgrund, der einzige; sonst ist es allzu leicht, und das zieht nicht. Christus hat kaum anders argumentiert.»

Es ist ganz unmöglich, in einer kurzen Anzeige von dem Reichtum an Wahrheiten, der in diesem Notizbuch steckt, eine Vorstellung zu geben. Ceresole, der von sich selber sagte, er habe zuviel Achtung vor den Menschen, um irgend etwas zu schreiben, wirkt hier dennoch durch das bloße Wort mächtig auf jeden, der überhaupt fähig ist, die Stimme Gottes zu hören, so wie sie durch ein menschliches Gewissen redet. Welche Schätze mögen erst in den noch unveröffentlichten Stücken seiner hundert kleinen Tagebuchhefte verborgen sein! Aber das Schönste bleibt dann eben doch Ceresoles Leben, sein Kampf gegen die Illusion der Waffengewalt für den helfenden, solidarischen Zivildienst, gegen den Gott Mammon («ein noch gefährlicherer Götze als der Staat, dem man beharrlicher nachläuft, alle Tage nachläuft in Friedens- wie in Kriegszeiten») und für eine gerechte, ja brüderliche Ordnung des menschlichen Zusammenlebens, gegen die falsche Religion und für die Unmittelbarkeit der Gemeinschaft mit dem Ewigen in Gehorsam, Opfer und Tat. Wenn wir erst einmal andere Wertmaßstäbe an die Menschen anzulegen gelernt haben werden, als die Welt sie anlegt, dann wird Pierre Ceresole, der Geschmähte, Verfolgte und Verkannte, als eine der größten Gestalten leuchten, welche die Schweiz in neueren Zeiten hervorgebracht hat. Ehre der welschen Schweiz, dem welschen Protestantismus, daß aus ihnen heraus ein solcher Mann wachsen konnte! *H. K.*

Martin Buber: Die Erzählungen der Chassidim. Manesse-Verlag, Zürich, 1949, 846 S.

In Manesses Bibiliothek der Weltliteratur sind Martin Bubers Erzählungen der Chassidim erschienen. Dieser Überlieferungsschatz, ein ansehnliches Buch, umfaßt den zehnten Teil des von Buber ein Leben lang gesammelten Materials. Still tritt der Sammler hinter dem Werk zurück, welches durch seine Lebensarbeit der Enge und Vergessenheit entrissen ist. Um jeden der großen Zaddikim sammelt sich ein Legendenkreis, der sowohl das persönliche Leben des Meisters wie das seiner Schüler und die Tendenzen ihres Lebenskreises erhellt. Diese Erhellung geschieht vorwiegend durch Legenden. Legende ist dann nicht das Gegenteil der Wahrheit, vielmehr eine bestimmte Ausdrucksform derselben. Nachdem Buber schon bis 1928 ein Menschenalter lang die chassidische Überlieferung gesammelt und diese Sammelarbeit zu einem Höhepunkt und Abschluß gebracht hatte, durfte er es in der Jerusalemer Phase seines Lebens, seit 1938, erleben, daß ihm die Kraft zu einem Neubeginn geschenkt ward. Das Besondere an diesem Stück Weltliteratur liegt darin, daß es sich nicht einfach um berühmte Literatur handelt, um «Standardwerke», die man stehen läßt, sondern um Worte und Überlieferungen, die — in der Stube etwa von Mensch zu Mensch gesagt und gelesen — eine geistige Gemeinschaft stiften, die aus der Ausrichtung auf das göttliche Geheimnis fließt. So werden diese Legenden nicht nur von einer großen Zeit der jüdischen Geschichte zeugen, sondern auch an Menschen anderer Kulturen und Sprachen wirken können. *B. B.*

MITTEILUNGEN

Castorpollux' «Kleine Hetzerdemaskierung» hat Herrn Pfarrer Trautvetters Zorn erregt. Leider glaubt er, mit der Austeilung von moralischen Noten wie «Niedertracht, Sadismus» usw. im «Aufbau» die dargelegten Tatsachen widerlegen zu können. Noch mehr zu bedauern ist, daß er hinter der Nennung des ursprünglichen Namens der Frau P. Antisemitismus wittert! Und das Traurigste ist, daß inmitten dieser schreienden Philippika plötzlich die Bergpredigt hervorgeholt wird: «Wer zu seinem Bruder sagt Raka» usw. So möge Herr Pfarrer Trautvetter an seinem Schützling Pollatschek mehr Freude erleben, als es anderen Protektoren beschieden war! Uns genügen die aktenmäßig belegten Ausführungen von Castorpollux, denen wir gegebenenfalls noch weitere Details zufügen könnten. Die unterzeichnete Redaktion übernimmt für den erwähnten Artikel die volle redaktionelle Verantwortung. B. B.

Dieser Nummer liegt ein Einzahlungsschein bei. Wir bitten diejenigen Abonnenten, die das Abonnement für das zweite Semester 1950 noch nicht überwiesen haben, denselben zur Einzahlung zu benutzen, um uns so Kosten und Arbeit zu sparen. Im Oktober werden die Nachnahmen für noch ausstehende Abonnements versandt.

Wir machen unsere Leser auf folgenden in Zürich stattfindenden Kurs aufmerksam:

Psychologie und Leben

12 Vorträge über Wert und Grenzen der Psychologie in der geistigen Not der Gegenwart, gehalten von Dr. Else Herzka, früher Dozentin für Psychologie an der Volkshochschule. Beginn 28. September, 19.30 Uhr, Zeltweg 1 (Pfauen). Programm und Anmeldung bei der Referentin, Zürich 51, Kreuzwiesen 19, Telephon 36 30 54.

Überfälle Gottes

Jakob blieb allein zurück. Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröte anbrach. Als er sah, daß er ihn nicht zu überwältigen vermochte, schlug er ihn auf das Hüftgelenk. Und Jakobs Hüftgelenk wurde verrenkt, als er mit ihm rang. Und er sprach: «Laß mich los; die Morgenröte bricht an.» Aber er antwortete: «Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.» Er sprach zu ihm: «Wie heißest du?» Er antwortete: «Jakob.» Da sprach er: «Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel. Denn du hast mit Gott und mit Menschen gestritten und hast obgesiegt.» Und Jakob fragte ihn: «Sag an, wie heißest du?» Er aber sprach: «Warum fragst du, wie ich heiße?» Und er segnete ihn daselbst. (1. Mos. 32, 24—29.)

Uns überfällt keine düstere Gestalt an schaurigen Ufern einsamer Flüsse. Uns schlägt kein Dämon die Hüfte entzwei. Und an den dunklen Ufern der Einsamkeit vernimmt unser Ohr keine Rede des Flußgotts. Ist darum die dunkle Sage von Jakobs Kampf mit dem nächtlichen Gotte ins Wesenlose verklungen? Nein, ihre Botschaft ist jung wie der Morgen, wenn der rechte, für sie bereite Augenblick sie vernimmt. Und dieser rechte, für die Botschaft bereite Augenblick lebt, wenn die Frage aufsteht, breit und gewaltig, ja brüllend wie ein erwachender Löwe, die ewige Frage der Menschen am Rand ihres Lebens, die Frage Pestalozzis etwa: Der Mensch, was ist er? Das ist die Frage, die lauernd hinter allen Reden der Menschen von Zukunft und Gegenwart steht, die als unsichtbarer Grund die Hoffnungen und Programme der Generationen trägt, die Frage nach dem eigentlichen Wesen des Menschen! Dieses Fundament bestimmt die Bauart der Häuser aller Menschenideen, dieses Fundament auch scheidet in Wahrheit die Geister.

Hinter der alten Sage vom nächtlichen Zweikampf am Ufer des Jabbok wird etwas von der Antwort sichtbar, die Altisrael gab auf die ewige Frage: Der Mensch, was ist er? Diese Antwort ist anders als unsere modernen Anthropologien, unsere philosophisch oder politisch fundierten Lehren vom Wesen des Menschen.

Hier ist der Mensch nicht einfach ein Produkt seiner Zeit, ein Abbild der durch Produktionsverhältnisse geschaffenen Zustände; hier ist er ebensowenig ein bloßes geistiges Ich, gegründet auf dem schmalen Grat der Autonomie seines Willens. Hier ist die Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Menschen weder eine materialistisch-marxistische, noch eine idealistisch-liberale.

Hier ist der Mensch vielmehr einzig dadurch bestimmt, daß er Mensch vor Gott ist. Die Frage nach dem Wesen des Menschen wird hier für die Menschen, die sie stellen, zur Frage nach ihrem eigenen Selbstverständnis; sie können nicht mehr abstrakt über den Menschen reden, über den stolzen Einzelnen oder das armselige Atom einer Masse; sie können weder ihre Ideen befragen, was der Mensch sei, noch die mit anderen Menschen gemachte Erfahrung. Die Fragenden wissen vielmehr, daß sie selber Erben und Teile jenes Jakob sind, sie finden in ihm sich wieder.

Wer aber dieser Jakob in Wahrheit sei, darüber geben weder Ideen noch Erfahrung eindeutig gültige Auskunft. Sein Wesen ist wie sein Name offen für doppelte Deutung. Sein einer Name, Jakob, erinnert an eine Tat des Betruges, sein anderer, Israel, läßt seine Würde, seine nahe Beziehung zu Gott selber erahnen. So doppeldeutig ist dieses Menschen Wesen, so es an sich selbst befragt und erkundet wird. So doppeldeutig muß wohl die Antwort auf jede Frage nach dem Wesen des Menschen sein, so die Fragenden dabei nur vom Menschen, vom erfahrenen oder gedachten Menschen ausgehen. Darum wohl weiß man am Ende aller Anthropologien oft weniger vom Wesen des Menschen als vorher.

Altisrael hat keine Lehre vom Menschen geschaffen und doch in Wahrheit vom Menschen zu reden gewußt. Jenseits aller Doppeldeutigkeit, mit einer Eindeutigkeit, die etwas von der Gnadenlosigkeit eines in reiner Luft strahlenden Felsens an sich hat, wird vielmehr nur die eine Kennzeichnung sichtbar, daß dieser Jakob, dieser Mensch, in dem sich seine Kinder wiederfinden, vor Gott lebt, von Gott überfallen wird. Der Überfall des dunklen Gottes auf diesen einsamen Menschen ist die einzig eindeutige Aussage über dieses Menschen innerstes Wesen.

Unheimlich und unerwartet geschieht dieser Überfall. Der Jakob der alten Überlieferungen wußte wohl, wo Gottes Behausungen zu suchen waren. Er kannte die Altäre, an denen seine Väter Gott suchten, er kannte Bethel, er kannte die Räume des Opfers und des Gebetes, in denen Gott zu finden war. Und nun ward ihm das einsame nächtliche Ufer zum Raume der großen Begegnung; nun kam Gott nicht von den Altären, er kam, wie ein Spuk, aus grausigen, nächtlichen Schluchten.

Die Überfälle des lebendigen Gottes geschehen an Orten, da niemand ihn sucht, und die eindeutige Bestimmung des wirklichen Menschen ist, diesen Überfällen ausgesetzt zu sein, den unerwarteten Überfällen des Lebendigen. Dunkler als die nächtlichen Ufer des Jabbok sind die Schluchten, aus denen heraus Gott uns Menschen von heute überfällt. Die Schluchten der Kriegsvorbereitung, die Höhlen des Hungers werden zum Raume, aus dem der Lebendige tritt. Und das ist sein Überfall: Er schleudert diese ungelösten Fragen auf uns, er läßt uns nicht in Ruhe, uns, die wir den Krieg und den Hunger nicht zu überwinden vermochten, er packt uns an und zerschlägt uns mehr als die Hüfte, wenn wir vor diesen Fragen fliehen, uns ihnen entziehen und in bequemere, geistigere oder gar geistlichere Räume fliehen möchten.

Die Verzweiflung, ja der ganze Ekel vor dem Gemisch von Zynismus und Heuchelei, das zu trinken uns heute vorgesetzt ist, sind dann nichts anderes mehr als die harte packende Hand, der Überfall des Gottes, der seine Menschen nicht losläßt.

Überfälle des lebendigen Gottes müßten schön sein und licht, wenn der Überfallende ständig und sichtbar der Sieger bliebe, wenn hinter jedem Überfall über den Überfallenen die Erkenntnis des lichtvollen

Siegers wie ein neues Atemholen käme. So aber ist der Gott Jakobs nicht, er ist viel ärmer — oder sollen wir sagen: viel größer, so groß, daß er auch arm sein kann? Das Ringen, mit dem Gott seine Menschen überfällt, endet nicht im erlösten Aufatmen der Überfallenen. Die Verzweiflung fließt nicht, wie das Wasser der Bäche, einmal sicher ins Meer, das sie stillt, am Ende des Ringens steht kein sichtbarer Triumph. Der wirkliche Sieg, die Überwindung des Menschen durch Gott, ist vielmehr ein verhüllter Sieg, eine verhüllte Überwindung. Dort tritt der Sieg Gottes am deutlichsten in Erscheinung, wo er die Frage des Menschen nach seinem Namen abweist. Er gibt seinen Namen, sein innerstes Sein, nicht in die Verfügung des Menschen. Er wird nicht zum Geist, den der Mensch begreift, nicht zum lieben Gott, der dazu dient, Glück und Sicherheit — des Einzelnen oder einer Klasse oder eines Staates — zu garantieren. Wohl findet Jakob nach diesem Kampf ein neues Glück, nur ist es eben kein Glück mehr, keine Verfügung über Gott, kein Gott-besitzen, es ist nur ein Segen, ein Von-Gott-besessen-sein.

In dem großen Überfall verändert nicht Gott sein Wesen, wohl aber ändert er Jakobs Namen und Wesen. Dazu wohl geschehen die dunklen Überfälle Gottes auf Menschen, daß diese Veränderung an ihnen geschehe.

Wo die Überfälle nicht sind, bleibt alles beim alten, bleiben die Fragen nach Glück oder Unglück, Erfolg oder Mißerfolg, Himmel oder Hölle, die entscheidenden Fragen. Wo aber Gott dunkel und nächtlich ins Leben tritt, bleibt nur die eine Frage noch wichtig: Gott nah oder Gott fern, Segen oder Fluch? Wo es um die Gottesnähe, um den Segen geht, als um die allein noch gewichtige Frage, da ist aus Jakob, dem Betrüger, Israel, der Gottesstreiter geworden.

Wo die modernen Lehren vom Menschen an diesem selber nichts ändern, ihm nicht einmal Klarheit über sich selber geben, weist Altisraels Rede von Jakob auf das Wunder der großen Verwandlung hin. Verwandelt werden die Fragen, durch die Fragen der Mensch, und durch den Menschen und sein neues Fragen — die Welt. Die Überfälle des dunklen Gottes sind, wo Gott als der Vater des Gekreuzigten erkannt und geglaubt wird, noch dunkler als die des Flußgotts vom Jabbok.

Daß der Messias am Kreuz hängt, ist der dunkelste Überfall auf die Menschen, die selber lieber im Namen der Religion oder der Zivilisation Kreuze zimmern und Kreuzzüge veranstalten. Die Hölle wäre vollkommen, wenn es nicht die schwere Hand des dunklen Gottes gäbe. Die Überfälle aber sind, weil sie die große Verwandlung wirken, schöpferische Taten, von der schweren Hand des Schöpfers gewirkt.

Bruno Balscheit.

Untergang des Abendlandes?

Sind wir Verdammte? Sind wir die Werkzeuge einer dunklen Schicksalsmacht und wirken unser eigenes Verderben? Gibt es eine Macht, die wir nicht erkennen, eine Macht, die uns für ihre unerkennbaren, dunklen Zwecke mißbraucht, eine Macht, der wir blind dienen müssen, eine Macht, die uns schließlich in unsere Selbst-Vernichtung führt? Noch schlimmer: gibt es eine Macht, die wir sehr wohl erkennen, ja, an die wir glauben, weil sie, diese Macht, uns Glück und Wohlfahrt und Fortschritt verspricht — aber dieses Glück, diese Wohlfahrt, dieser Fortschritt sind Illusion, Lüge . . . und je stärker wir Menschen durch den Glauben an diese Glücks-Versprechungen gefesselt sind, um so näher rückt der Augenblick unseres Verderbens? Gibt es eine so furchtbare Macht, die uns Menschen zu besinnungslosen Sklaven einer Illusion macht, um uns dann grausam zu vernichten?

Ja, diese Macht gibt es. Ja, wir sind Verdammte, wenn wir dieser Macht dienen.

Aber *müssen* wir dieser Macht dienen, gibt es für uns Menschen gar keine andere Wahl, als dieser Macht zu dienen? Ist das halt unser Schicksal, unsere Bestimmung? Sind wir Menschen die blinden Werkzeuge eines über-menschlichen Willens? Haben jene Philosophen und «Gottes-Plan»-Phantasten recht, die in ein offenbar sinn-loses, ja, wahnsinniges Leben, das ganz im Zeichen brutalsten Macht-Willens und erbarmungsloser Macht-Sicherung steht, einen Sinn, eine Erklärung, eine «höhere», eine Gottes-Absicht hineingeheimnissen?

Sind KZ-Lager und planmäßige Vernichtung ganzer Völker und Rassen, sind die Hitler und Staline und Trumänner und Churchille «gottgewollt» oder «schicksals-gewollt»? Ist die ganze Unsumme menschlicher Niedertracht und Bosheit, der Geiz, der Neid, die Falschheit, der Haß, die Lüge, die Herrschsucht, welche den einzelnen Menschen zum raub- und genuß-süchtigen Egoisten macht und vom einzelnen Menschen sich zum Familien-Egoismus, zum Sippen- und Stamm-Egoismus, zum Volks-Egoismus. zum Staats-Egoismus, zum Ost- und West-Block-Egoismus zusammenschließt . . . ist dies alles «höhere» Absicht, läuft das alles nach «Gottes-Plan»?

Ist dieses, unser Leben, das eine ständige Steigerung all der negativen Eigenschaften bringt, die wiederum das menschliche Vertrauen untereinander zerstören, ist das alles notwendig zur sogenannten «Menschheits-Entwicklung»? Hat der «liebe Gott» uns ein Leben vorausbestimmt, von dem man heute nun wirklich ohne Übertreibung behaupten darf, daß es ein Höllen-Leben ist?

Nein, mit einem solchen Höllen-Leben in einer derartig vergifteten Welt, da hat Gott wahrhaftig nichts zu tun. Gott hat nicht den Geiz, den Neid, die Falschheit, den Haß usw. usw. in unsere Seele gelegt — und

diese menschliche Bosheit ganz allein ist es doch, die das Antlitz dieser Erde verändert hat und uns in ein Höllen-Leben zwingt.

«Liebe Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte und deinen Nächsten als dich selbst.» Das ist Gottes Geist. Und von diesem Geist erfüllt würde auf einmal das Höllen-Leben aufhören, es wäre wieder ein Glück, auf dieser Erde zu leben. Die Menschen wären die Söhne Gottes und würden wie Brüder einander helfen und dienen. Heute noch, ja bis zum Jüngsten Tag, ist diese Umwandlung möglich, diese Umwandlung, die in der menschlichen Seele beginnt und von dort die Welt umwandelt.

Wir sind keine Verdammte! Ein so herrlicher, alles-überwindender Geist wohnt in der Tiefe der Seele, eine so große Kraft lebt in diesem Geist, daß er selbst das schlimmste Höllen-Leben, die größte Teufels-Macht, durchbrechen kann.

Es ist allerdings unwahrscheinlich, daß dieser befreiende Geist Gottes in vielen Menschen die Be-Geisterung erweckt; es ist unwahrscheinlich, daß diese erweckten Menschen an Positionen stehen, wo sie die Höllen-Macht brechen können, um das rasende Rad der Vernichtung aufzuhalten; es ist im Gegenteil viel wahrscheinlicher, daß diese erweckten Menschen das Heil und die Rettung erkennen, aber keine Möglichkeit haben, jene «starken Männer der Geschichte» zu erreichen, weil diese so blind und besessen in ihre Teufels-Vernichtungs-Arbeit gebannt sind. Und gerade jene «starken Männer der Geschichte» müßten den Wahnsinn erkennen, um so das Rad der Vernichtung zum Halten zu bringen.

Aber der Hauptgrund für die Unwahrscheinlichkeit einer Geistes- und Sinnes-Umwandlung liegt in dem Umstand, daß die Menschheit auf dem Wahnsinns-Karussell bereits derart eingefahren ist, daß jedes Abspringen von dem immer schneller rasenden Karussell einem wie Wahnsinn erscheinen müßte. Doch was den meisten als Wahnsinns-Handlung erscheint, das ist für denjenigen Menschen eine unbedingte Forderung, der nicht auf einem Wahnsinns-Karussell mitrasen will, das so offenbar in die Vernichtung rast.

Von diesem Wahnsinns-Karussell abzuspringen braucht den Mut, mit wachem Geist in einen Abgrund zu springen. Und diesen Mut kann nur der Glaube geben. Ein Glauben gegen jede Vernunft, gegen jede Erfahrung — eben, in den Abgrund springen . . . und das Absurdeste zu glauben: an seine Rettung. Diesen Sprung — das liegt in der Natur der Sache — kann immer nur der einzelne Mensch machen: auf den Glauben und den Mut des einzelnen Menschen kommt es an.

Dieser freiwillige Sprung in den Abgrund war zu allen Zeiten schwer. Heute aber ist er darum noch viel schwieriger, weil das Tempo des Wahnsinns-Karussells so unheimlich rast. Und obgleich es heute dringlicher denn je ist, den Sprung zu wagen, weil nämlich die Tempo-Steigerung des Wahnsinns-Karussells dem Augenblick der Über-Steige-

rung, der Explosion, also der Vernichtung, immer näher rückt, ist es immer unwahrscheinlicher, daß die Menschen den Glauben und den Mut aufbringen, abzuspringen.

So mag nun derjenige, der den Sprung in den Abgrund gewagt hat, seinen Mit-Menschen, die auf dem Wahnsinns-Karussell dahinrasen, zurufen: «Springt ab! Rettet euch! Habt Glauben!» Sie, die Mit-Menschen werden — sofern sie seine Stimme überhaupt hören — ängstliche Augen machen und achselzuckend weitergetrieben werden.

Das bedeutet: es gäbe wohl eine Rettung vor dem Untergang, aber je näher der Untergang kommt, um so unwahrscheinlicher ist es, daß die Menschen den Rettungs-Sprung wagen.

Ja, wie sollte auch jetzt die rettende Umwandlung kommen, wenn man das ganze lange bisherige Leben in einem Leben zum Tod das einzige Leben, in dem Wahn-Sinn den einzigen Lebens-Sinn gesucht hat?

«Wer das Leben gewinnen will, der wird es verlieren.» Und was haben wir und unsere Eltern, unsere Groß-Eltern, alle unsere Vorfahren bis hinein in die graueste Vorzeit nicht alles getan, um das Leben zu erhalten?

Ja, wenn man das Leben auf anständige, brüderlich-gesinnte Weise erhalten könnte! Wenn es nicht diese Lebens-Kampf-Moral gäbe, diese Moral, welche den Wert des Menschen in der raffiniertesten Intelligenz und dem geschickstesten Können erkennen will; wenn es nicht dieses Ideal des «Sich-Durchsetzens», dieses Ideal des pausenlosen Macht-Kampfes gäbe, dieses verfluchte Erfolgs-Menschentum; wenn dieses verfluchte Erfolgs-Menschentum den Menschen nicht so egoistisch machen würde, daß er alle Mit-Menschen nur noch als Nutz-Objekte, als Mittel zu seinem Zweck, zu seinem Nutzen, zu seinem Erfolg betrachten würde; wenn diese «starke Männer-Moral» nicht das Antlitz unserer lieben, gott-geschenkten Erde und damit unser aller Leben nun wahrhaftig verändert hätte, so daß uns, wollen wir unser Leben erhalten, keine andere Wahl mehr bleibt, als eben dieses Leben, dieses verfluchte Leben der rücksichtslosen Profit-Gier, des pausenlosen Macht-Kampfes zu erhalten — ja, was dann?

Ach, dann wäre das Leben einfach «unerträglich» herrlich! Man stelle sich vor: so unbegrenzt ist mein Vertrauen zu den Mit-Menschen, den Brüdern, daß ich sagen kann: «Euer Reichtum ist meine Freude», ja, nicht mehr an sein Selbst, seine Selbst-Erhaltung, seine Selbst-Sicherung denken *müssen*, nur noch für die Brüder leben *dürfen*, ja, dürfen, denn ohne die Brüder wäre man ja verdammt, nur für sich selbst zu leben, das heißt ein Leben zu erhalten, das zum Tode führt — nur für die Brüder leben dürfen, sein Ich zum Instrument der Liebe zum Nächsten zu machen . . . oh, zu was ist dieses Ich nicht fähig, wenn die Liebe zum Nächsten im Herzen quillt?!

Und wie rücksichtsvoll, wie aufmerksam, wie vorsichtig ist diese Liebe, um den anderen, den Bruder, nur ja nicht mit dem eigenen, star-

ken Liebes-Gefühl zu erdrücken; wie voller Achtung und Ehrfurcht vor dem Wesen des Bruders ist diese Nächsten-Liebe — und der Bruder ist nicht jeder beliebige, sondern dieser eine, dieser ganz besondere, in jedem Falle ganz besondere — dieser Liebe geht es doch um keine «Sachen», am wenigsten um eine «christliche Sache», denn das gibt es nicht . . . ist denn der andere, der Bruder, für mich das Mittel, um meinen Zweck, nämlich meine angeblich «christlichen Gefühle» zu befriedigen?!

Nein, wenn ich mich vor dem Menschen-Bruder tief verneige, dann verneige ich mich vor einem unantastbaren, unerklärbaren Heiligtum, das ich als Gottes Heiligtum verehre — in jedem Menschen ehre ich Gott; oh, wenn die Liebe zum Nächsten von der Achtung und Ehrfurcht sich bilden läßt; wenn meine Liebe zum Nächsten sich zum Instrument formen läßt, das diesem Nächsten dient; wenn ich durch diesen Liebes-Dienst alle meine Fähigkeiten und Gaben entfalten darf; wenn eben alle Arbeit, alles Leben Ausdruck der Nächsten-Liebe ist . . . und der Bruder nicht etwa ein Egoist ist, so daß ich mit meiner Liebe, mit dem Guten dem Bösen dienen würde! nein, wenn dieser Bruder sich nur darum von mir beschenken läßt, weil er noch rücksichtsvoller ist als ich . . . und darum mir den Vortritt in der Freude am Schenken läßt; ja, wenn nicht alle Menschen, aber doch wenigstens eine gewisse Anzahl von Menschen von dieser selig-machenden Bruder-Liebe ergriffen wären — ja, was dann?

Utopie und Schwärmerei ist das? Ja — nämlich für jene «realistisch» denkenden und handelnden Menschen, die von sich aus urteilend, keinen anderen Maß-Stab als den Maß-Stab des egoistischen, intelligenten Parasiten-Menschen kennen. Diese «realistischen» Menschen haben — das ist wahr — allerdings eine Wirklichkeit geschaffen, die nicht nur ein Leben in der Nächsten-Liebe als Utopie und Schwärmerei erscheinen läßt, sie haben auch durch ihre Wirklichkeit für den einzelnen und für Gruppen, die diese Nächsten-Liebe leben wollen, eine wahre Höllen-Wirklichkeit geschaffen.

Öffnet sich ein Mensch der Brüderlichkeit, dann wird die ganze Flut der Höllen-Bosheit auf ihn niederstürzen, ihn niederwälzen, um ihn zu ertränken. Und man darf behaupten: die Höllen-Wirklichkeit hat einen Grad erreicht, der nahe der Vollendung liegt. Ist dann die Höllen-Wirklichkeit vollendet, dann ist die letzte Möglichkeit einer Umwandlung zur brüderlichen Wirklichkeit dahin.

Aber diese Höllen-Wirklichkeit ist natürlich nur für jene wenigen Menschen eine Höllen-Wirklichkeit, die an eine bessere, brüderliche Welt glauben — für die Mehrzahl der Menschen jedoch ist dies durchaus keine Höllen-Wirklichkeit. Im Gegenteil! Ja, wie man die Wurzel allen Übels, den Egoismus, mit all den großen, hochtönenden Worten der bürgerlichen Tugend, wie Unternehmungs-Geist, Privat-Initiative, Fleiß, Strebsamkeit, Sparsamkeit, Tüchtigkeit, Gewissenhaftigkeit (aber

wohlgemerkt nicht der Seele, sondern der toten Sache gegenüber!) usw. usw. zu verschwummern und zu veridealisieren weiß, kurz: wie man ein Laster zur Tugend umzulügen versteht — und natürlich umgekehrt: wie alle Tugend im Dienste des Lasters steht, das ist die große Lebens-Kunst der «realistischen» Menschen und Massen. Ja, um die Macht-Gier zu befriedigen, um allen Reichtum zu gewinnen, da ist man strebsam, arbeitsfreudig, fleißig und gewissenhaft, kurz: tugendhaft. Die Tugend im Dienste des Lasters!

Was ist denn diese Welt, vor allen Dingen diese Welt der Technik, des Wissenschafts-Geistes, diese moderne Welt, die vom Abendland ausgegangen, die ganze Welt vergewaltigt und vergiftet hat, anderes, als eine gewaltig-eindeutige Manifestation des Geistes, der die Welt gewinnen und beherrschen will? Der Egoismus hat seine Früchte getragen. Ein Riesen-Reich der organisierten Bosheit ist aufgerichtet.

Gewiß, die Bosheit war schon immer da, aber im Unterschied zu früheren Zeiten hat die Bosheit in den letzten zwei Jahrhunderten durch die Wissenschaft und Technik solch gewaltige Mittel in die Hand bekommen, daß diese Mittel es notwendig machen, daß die menschliche Bosheit gezügelt und organisiert wird.

Die Mittel bestimmen das Leben der Menschen. Ja, diese Mittel, nämlich die Autos, Flugzeuge, Waschmaschinen usw. sind der Zweck des Menschen. Sie, die Mittel, sind Ziel und Trachten alles menschlichen Strebens und Sinnens — die Götzen der Menschheit. Um in den Genuß dieser Mittel zu kommen, da ordnet sich der einzelne gerne dem Allgemein-Interesse unter. Der Glaube des Menschen an die Mittel ist der Grund, warum die Mittel den Zweck des Menschen bestimmen. An wen man glaubt, dem dient man. Glaubt man an die Maschinen, dann dient man den Maschinen. Die Maschinen, die moderne Automaten-Welt, bestimmen unser Leben.

Aber die Menschen, diese Sklaven-Seelen, spüren noch nicht einmal die absolute Zwangs-Gewalt dieser dämonischen Maschinen-Ungeheuer-Welt — sie fühlen sich noch als Herren, diese elenden Sklaven! So groß ist der Egoismus, diese Gier, allen Reichtum und Genuß der Erde zu gewinnen! So blind macht der Glaube an diesen Reichtum den Menschen-Geist! Ja, so besessen sind sie von dieser Wahn-Vorstellung, dieser Illusion, dieser Lüge, daß sie nur noch diese Autos und Flugzeuge und Waschmaschinen und Filmapparate und all die unzähligen Teufels-Werke als fieberhafte Wunsch-Vorstellung vor sich sehen, ohne zu erkennen, was der Preis für diese Teufels-Werke ist.

Nein, sie erkennen es nicht, diese Sklaven-Seelen, daß der Preis für all die Teufels-Werke die Zwangs-Gewalt des Todes ist. Sie erkennen nicht, daß der größere Gewinn an Teufels-Werken den größeren Todes-Zwang bedeutet. Sie wissen nicht, daß die Frucht des Teufels der Tod ist. Wenn nur dieser unersättliche Egoismus, diese lechzende Gier nach

mehr befriedigt wird, dann sind die Menschen bereit, jeden Preis zu bezahlen, selbst den tödlichsten Zwang.

Ja, immer mehr identifiziert sich der Mensch mit den Mächten, denen er diente, dem Teufel und dem Tod. Immer deutlicher erkennt man im Menschen die beiden Seiten der Höllen-Macht: den Egoismus, den Willen zur Macht, unersättlich, nie zufrieden, diese Teufels-Besessenheit — und auf der anderen Seite den Preis für den Egoismus: den kalten, absoluten, «rein objektiven», nämlich un-menschlichen Zwang des Todes.

Ja, um zu leben, da muß man diesen Höllen-Mächten dienen — so groß ist der Zwang des Todes, daß nur noch der teuflische Wille zur Macht leben darf . . . und dient man dem teuflischen Willen zur Macht, dann wird die Zwangs-Gewalt des Todes immer stärker. Wenn aber die Zwangs-Gewalt des Todes immer stärker wird, dann muß der Mensch immer teuflischer werden, um sein Leben nur zu fristen. Da darf man doch schon von einem Teufels-Kreis sprechen . . . oder?

Das ist die organisierte Bosheit, die den Menschen zum absoluten Instrument der Höllen-Mächte macht. Der Mensch hat seine Seele an den Teufel verkauft. Der Teufel hat ihm dafür allen Reichtum gegeben. Wir haben die Welt gewonnen, aber die Seele verloren. Der Teufel will die Seele, das Leben — der Mensch will die Teufels-Werke: das ist der Teufels-Handel. Heute stehen wir nahe an der Erfüllung des Handels-Abkommens. Unsere Seele ist nahezu vollkommen in der Teufels-Gewalt und nahezu vollkommen sind die Teufels-Werke, die wir für unsere Seele eingetauscht haben.

Und noch immer erkennen die Menschen den furchtbaren Geist nicht, in dessen Klauen sie sind. Noch immer schwatzen sie von Freiheit und Fortschritt und Frieden. Noch immer lebt dieser Glaube an die Illusion, dieser Wahnsinns-Glaube an das Auto für jedermann, das Flugzeug für jedermann, die Waschmaschine für jedermann, den weichsten Polstersessel für jedermann, noch immer heißt es: Fortschritt, Fortschritt! Soziale Gerechtigkeit! Hurrah!

Noch immer wollen sie nicht den furchtbaren Geist erkennen, dem sie dienen und der sie gefesselt hält, dieser furchtbare Geist, der die Menschen gegeneinander ausspielt, um auf diese Weise immer größere Macht zu gewinnen. Ist denn der Unterschied zwischen einem Russen und einem Amerikaner, zwischen dem Engländer und dem Koreaner, dem Neger und dem Indianer so groß, daß man — wie es der Fall ist — bereit ist, sich gegenseitig mit allen tödlichen Vernichtungswaffen auszurotten?! Ist nicht allen *ein* Glaube gemeinsam: der Glaube an das «schöne Leben» in Glück und Frieden und Reichtum? Schweizer und Russen und Neger und Amerikaner und Eskimos, glauben sie nicht alle mit der gleichen Hingabe an diese Autos und Flugzeuge und Waschmaschinen, an diese stoß-sicheren, anti-magnetischen, wasser-dichten, self-winding Präzisions-Uhren, usw. usw. . . .? Ist man nicht überall

überbereit, alle «Opfer» auf sich zu nehmen, wenn man nur diese Mittel, diese Götzen, bekommt?

Und da streiten wir uns noch; da wollen wir uns gegenseitig ausrotten, wo wir doch alle Brüder sind, Brüder eines Geistes, an den wir *alle* glauben, den Teufels-Geist! Oder sollte es eben typisch für Teufels-Brüder sein, daß sie sich gegenseitig umbringen wollen?

Epilog

Nun, angesichts dieser «besonderen Umstände», darf man wohl annehmen ... was? Nun, daß, wenn es einen Gott geben sollte, wenn es einen Christus gibt und dieser Gott und dieser Christus kein eingebildeter, nur für Theologen-Auslegereien und Austüfteleien interessanter, Blöd-Sinn sind ... nun, daß es für uns, das sogenannte «christliche Abendland», eine Abrechnung, eine Vergeltung geben wird, die an großzügiger Schrecklichkeit nichts zu wünschen übrig lassen dürfte.

O, es muß interessant sein, wenn auf einmal, plötzlich, Gottes Kraft und Herrlichkeit sich offenbart! Wenn der Geist der Wahrheit wie ein Blitz einschlägt, die Finsternis aufreißt, in den Rachen der Hölle fährt, um mit der strahlenden Wahrheit die ganze Lügen-Gemeinheit der Teufels-Mächte aufzudecken! Wenn es für die Teufels-Mächte kein Verkriechen, kein Sich-Ducken, kein Verstecken mehr gibt, denn die Wahrheit ist ein Licht und das Licht ist wie der unerbittlich scharfe Spiegel, in dem die ganze Höllen-Bosheit sich erkennen muß!

O, dann muß es äußerst interessant zu wissen sein, ob die Elite unseres abendländischen Geistes, all die «großen und starken Männer» von Wissenschaft und Kunst und Politik und Theologie und Militär denselben Mut, dieselbe Verantwortungs-Bereitschaft beweisen, wie sie es als verantwortungsbewußte Diener des Teufels-Geistes bewiesen haben. Es hat sicherlich nirgendwo auf der Erde so eifrige, so «gewissenhafte» Teufels-Diener gegeben, als wie wir es waren und heute noch sind. Ich habe die Ahnung, daß einmal, wenn Gottes Geist der Wahrheit die Welt richtet, diese heute noch «großen und starken Männer» die Aller-Feigsten, die Aller-Kläglichsten der Menschen sind.

O, herrliches Abendland! Wiege der Freiheit! Aber nicht der seligen Freiheit des Geistes, sondern der Freiheit zur Macht, Freiheit zur Unterdrückung und Versklavung. Die ganze Erde, alle Völker haben sie sich unterworfen, die starken weißen Herren.

Aber damit war es noch nicht genug! Nicht nur Herren über den Körper des Menschen wollten sie sein — sie wollten auch die Seele der Menschen mit ihrem Geist sich unterwerfen und versklaven! Und ist es ihnen nicht gelungen, diese Versklavung? Gehorchen nicht alle Völker der Erde jetzt dem Geist der seelenlosen, dämonischen Maschinen-Ungeheuer? Wo gibt es denn noch ein Fleckchen auf dieser Erde, wo die Menschen noch nicht von dieser Teufels-Geist-Besessenheit vergiftet sind?

Ja, wir sind wirklich die Herren der Welt. Und wenn man bedenkt, daß diese äußere Unterwerfung und Versklavung, wie nachher die seelische Unterwerfung und Versklavung der Völker, im Namen des Christentums, als von Christus gesegnet wurde und noch wird, dann kann man wohl behaupten: einen teuflischeren Geist hat es auf der Welt noch nie gegeben — das ist der Teufel, der sich als Licht-Bringer, als Heiland aufspielt. Nun, wir haben diese Rolle als eifrigste Teufels-Diener wirklich meisterhaft gespielt.

Nun wird die Ernte eingebracht. O, es ist eine sehr große Ernte. Was wir gesät haben, das ernten wir. Und ist das nicht für jeden Wahrheit und Gerechtigkeit liebenden Menschen ein wahrhaft erhebendes Erleben, diese Erkenntnis: wir ernten, was wir säen? Ist das nicht der beste Beweis, daß ein Gott, daß eine Gerechtigkeit und Wahrheit ist: was wir den anderen taten, das fällt auf uns zurück?

Gewiß, anstatt daß wir endlich unsere Schuld an der Welt einsehen, bereuen, schließlich wieder-gut-zu-machen versuchen würden, werden wir uns in die große Selbst-Gerechtigkeits-Positur werfen und alle anderen anklagen, am Ende aber rüsten und rüsten und rüsten. Wir bleiben uns halt treu, das heißt dem Teufels-Geist.

Doch wenn auch das Abendland, wenn auch die ganze Welt untergehen sollte, sind wir darum Verdammte? Nein, denn es gibt einen Gott der Gnade, der uns unsere Sünden vergibt, weil Er uns nicht vernichten, sondern retten will. Aber zuerst müssen wir einmal unsere Sünden erkennen, und das ist natürlich darum schwer, weil wir unsere Sünden nicht Sünden, sondern «Tugenden» nennen, denn noch immer ist der Teufel unser «Gott».

Es gibt eben nur einen Weg: «Wer sein Leben verliert, um Christi willen, wird es finden.» Also: Aufgabe des Macht-Kampfes. Nicht mehr länger mitmachen mit dem Wahnsinn dieser Welt. Das ist auch ein Kampf, aber ein Kampf, wo der Mensch erlebt, daß er kein Sklave, sondern ein Mensch, ein Freier, ein Herr ist. Ja, gegen diese Welt aufstehen und den Sprung von diesem Wahnsinns-Karussell wagen, den Sprung in den Abgrund.

Er, der den Mut hatte, in die grenzenlose Freiheit des bodenlosen Abgrundes zu springen, alles hinter sich lassend, ohne Sicherungen, nur mit dem Glauben — aber der Glaube war stärker als Todes-Angst und Zweifel, der Glaube war die Gewißheit, daß Gott ist, daß eine Wahrheit, ein Licht ist, die ewig, fest, unerschütterlich sind — er hat vom herrlich-befreienden Blitzes-Licht der Ewigkeit das Ende der Zeit erkannt; er hat die Erlösung erlebt und weiß, daß wir keine Verdammten sind. Es braucht nur eines zur Rettung: den unbedingten Glauben an Gott. Und dieser Glaube ist die Kraft und der Mut des Einzel-Menschen, lieber sein Leben lassen, als Gott und sein Reich zu verlieren.

Rupprecht Wiegand.

Goethe und der religiöse Humanismus

Vortrag, gehalten an der 200-Jahr-Feier der International Goethe Convocation, Aspen, Colorado

Man kann einige Belege beibringen, um Goethe für einen religiösen Humanismus in Anspruch zu nehmen. So begründet der Bruder Martin im «Götz von Berlichingen» seine Bereitschaft, aus der Kutte zu springen und ein Ritter zu werden, mit seiner Abneigung gegen die ihm widermenschlich erscheinenden Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams und ruft aus: «Und mir kommt nichts beschwerlicher vor als nicht Mensch sein dürfen... Kein Gelübde sollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst gestiftet hat.» Hier ist also das reine, natürliche Menschtum zu Gottes eigenem Orden erklärt worden, und das ist das Grundmotiv der «Iphigenie». Aber auch der ältere Goethe bringt seine Grundanschauungen gelegentlich noch in Zusammenhang mit dem großen Thema des Glaubens; am ausdrücklichsten wohl in jener Note des «Westöstlichen Divans» über «Israel in der Wüste». Dort heißt es: «Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag.» Auch aus dem letzten Lebensjahrzehnt läßt sich ein nicht ganz eindeutiges Wort anführen: «Der Mensch begreift niemals, wie anthropomorphisch er ist.» Aber was bedeutet dies Wort? Ist es ein Hinweis auf den theomorphen, vom Menschen nicht zu erfassenden Gott? Oder etwa, im Gegenteil, eine erzwungene Selbstbeschränkung des Menschlichen im eigenen, ihm zugewiesenen Bezirk, in dem alles, Welt wie Gott, vermenschlicht wird, also gerade eine Absage an den religiösen Humanismus als den Träger eines lebendigen Glaubens an Gott und eines ahnenden Wissens um seine Beziehung zum Menschen?

Die Antwort auf diese Frage wird sich ergeben, wenn wir, in kurzem Überblick, den Umfang und Inhalt des Goetheschen Humanismus prüfen und so auch seiner Grenzen gewahr werden.

Als Kern des Goetheschen Humanismus darf man sein lebenslanges Streben zur Selbstwerdung durch Selbstdarstellung ansprechen. Und so bezeugt er diese zentrale Aufgabe: «Ich habe in meinem Berufe als Schriftsteller nie gefragt, wie nütze ich dem Ganzen?, sondern ich habe immer nur danach getrachtet, *mich selbst* einsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern und dann

immer nur auszusprechen, was ich als gut und wahr erkannt hatte.» Aus dieser Grundaufgabe ergibt sich der Versuch, «im Endlichen nach allen Seiten» zu gehen, um «das Unendliche» zu erreichen. Er wird unternommen durch das dichterische Ringen mit den großen Grenzgestalten, die am Rande des Menschenbezirks als Halbgötter, Übermenschen oder Titanen angesiedelt sind: mit den Prometheus, Mahomet, Cäsar, Faust, später Napoleon-Timur, und wahrscheinlich Jesus. Ja, dieses Bis-an-die-Grenze-Gehen transzendiert das Menschliche ins Reich der Tiere, Pflanzen und Steine hinein, denen von dem großen Naturforscher Goethe ein einheitliches Formprinzip gesucht und gefunden wird, ein morphologisches Bildungsgesetz alles Kosmischen.

Und was für den weitesten Umkreis gilt, hat sein Recht auch im engsten, dem des eigenen Lebens. Goethe ist wohl das größte Beispiel für ein Leben ohne Verdrängung, wenn auch keineswegs ohne Beherrschung und Entsagung. Aber mit einer gewichtigen Ausnahme, die uns noch beschäftigen wird, gibt es schlechthin kein Lebensgebiet, innerhalb dessen Goethe sich scheuen würde, alles auszusprechen und aufzuschreiben (doch nicht immer zu veröffentlichen), was ihm einfällt. Mahomets erhabener Gesang und die derben Zoten der «Paralipomena zu Hanswursts Hochzeit» fallen in dieselbe Lebenszeit, und beide haben ihre Entsprechungen bis ins höchste Alter hinein. Er durfte, auch in diesem psychologischen Sinne, jenen spätantiken Grundsatz auf sich anwenden: «Homo sum, nil humani a me alienum puto.»*

Mißt er so im Titanismus die möglichen, im eigenen Leben die wirklichen Grenzen des Menschentums aus, so erweitert er sie für sich und alle kommenden Generationen durch den Abstieg in die Tiefe der Zeiten und gibt sich Rechenschaft von dreitausend Jahren, vom biblischen und asiatischen Altertum an bis zu den jeweils neuesten Forschungen, Entdeckungen und literarischen Erscheinungen, die er mit archivarischem Bienenfleiß sammelt und registriert, um nicht unerfahren, im Dunkel, leben zu müssen. Ebenso schweift er in die Breite des Weltraums, schafft den Begriff und das Faktum der Weltliteratur und verwirklicht sie erstmalig in seiner eigenen allseitigen Belesenheit und Urteilskraft. Zugleich dringt er in die Gliederung der Gesellschaft, die ständische der eben entweichenden Gegenwart und die klassenmäßig industrielle der gerade anhebenden Epoche, stellt sie in all ihren Schichten dar, von den Volksmengen im Götz bis zu höfischen Festspielen, und macht sie, im Wilhelm Meister, ausdrücklich zum Thema. Jeden aber läßt er seine individuelle Sprache reden und spricht selbst alle, die doch immer goethisch sind: in freien Rhythmen und im Reim, im Hexameter und fünffüßigen Jambus, in erzählender, beschreibender oder erläuternder Prosa, im Drama und Epos. Dieser Weltfülle entspricht die Vielfalt an Deutungsmöglichkeiten vom Romantiker Carus bis zu Gundolf, Simmel,

* «Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches ist mir fremd.»

Thomas Mann, dem Antisemiten Chamberlain und dem Marxisten Lukàcs. Sie beweisen nur, in all ihrem Widerspruch, daß Goethes «Welt» mitunter sein Menschentum verstellt, nicht aber etwa, daß dieses hinter ihr in seiner begrenzten Gestalt verschwinde.

Die erste Grenze Goetheschen Humanismus als Selbstgestaltung liegt in einer merkwürdigen Selbstbescheidung innerhalb der Sphäre des Ständischen, die er selber mit einem beziehungsreichen Wort lieber «das Gesellige» nannte. Wie es dem sozialen Charakter dieser Form seiner großen Entsagung entspricht — der Altersroman «Wilhelm Meisters Wanderjahre» führt bekanntlich den Untertitel «die Entsagenden» — steht er mit solcher Auffassung des Humanismus nicht allein. Sie ist der ciceronischen humanitas als «Gesittung» am nächsten und ein Gemeingut des gebildeten Bürgertums der Epoche. Dieser Zug kommt wohl am rührendsten zum Ausdruck in jener Überlieferung aus Immanuel Kants letzten Lebensjahren, die wir einem seiner ersten Biographen, dem Pfarrer Ehregott Andreas Christophus Wasianski, verdanken. Er erzählt von einem gemeinsamen Besuch bei Kant zusammen mit dessen Arzt am 3. Februar 1804 — am 12. ist Kant gestorben —, bei dem Kant der Bitte des Arztes, sich doch zu setzen, erst dann nachkam, als Wasianski diesen darauf aufmerksam machte, der Hausherr werde keinesfalls vor seinem Gast Platz nehmen. «Der Arzt schien diesen Grund in Zweifel zu ziehen, wurde aber bald von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugt und fast zu Tränen gerührt, als Kant nach Sammlung seiner Kräfte mit einer erzwungenen Stärke sagte: *«Das Gefühl für Humanität hat mich noch nicht verlassen!»* Humanität ist nicht Humanismus, war aber, im Bewußtsein jener Generation, als ein Element der geselligen Höflichkeit und Mäßigung in ihm enthalten. Wenn der alte Goethe in der «Novelle» aus dem Ende der zwanziger Jahre den Vater «mit anständigem Enthusiasmus» reden läßt, wird der Zusammenhang deutlich. Der vorhumanistische Sturm und Drang, der längst hinter ihm liegt, sprach gleichsam mit unanständigem Enthusiasmus. Oder mit den Worten aus Ottiliens Tagebuch: «Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte.»

Problematischer aber stellt sich diese ständische Grenze des Menschlichen dar, wenn sie die großen Leidenschaften und Gefühle des menschlichen Herzens nicht von innen her zähmt, sondern von außen her erstickt. Als Tasso, ein Genie, von seiner Liebe und der Situation überwältigt, der Prinzessin am Hofe seines Renaissancefürsten um den Hals fällt, sagt der Minister Antonio, der die Szene im Hintergrund mit angesehen und reif hat werden lassen:

«Wenn unser Blick was Ungeheures sieht,
Steht unser Geist auf eine Weile still.»

Obwohl ein Dichter und Kenner wie Hugo von Hofmansthal in seiner schönen «Unterhaltung über den Tasso von Goethe» Antonios Stellungnahme gegen liberale Fortschrittskritik verteidigt und darin vielleicht weitergeht als Goethe selbst, möchten wir anmerken, daß «Tasso» im Jahre 1789, etwa gleichzeitig mit dem Ausbruch der Französischen Revolution, veröffentlicht wurde. Nimmt es dann wunder, daß Goethe mit diesem größten historischen Ereignis seiner Epoche innerlich niemals fertig wurde, ja auch von ihr hätte sagen können, was Antonio zu Tassos Kuß einfiel?

Hier also stößt die Urgewalt der Liebe an die zeitliche Grenze der Standesgegensätze, noch dazu in ihrer feudalen Form, deren Ende gerade in jenem Augenblick gewiß wird, wo sie noch einmal zu klassischer Gestaltung und vielleicht Verklärung gelangt.

Die zweite wesentliche Grenze des Goetheschen Humanismus wird deutlich, wenn wir seine Stellung zum Problem des Todes betrachten. Seine Selbstmordtheorie ist stoisch-unchristlich und scheint zunächst das Gegenteil einer Grenze zu bedeuten, nämlich die souveräne Wahrnehmung auch dieser letzten menschlichen Möglichkeit, jener «grauenvollen Möglichkeit zum Selbstmord», die, nach Franz Rosenzweigs Worten, den Menschen unterscheidet «von allen Wesen, die wir kennen und die wir nicht kennen». Der große jüdische Philosoph unserer Tage hat dieses Wort in eine Art Gegensatz zu Goethes eigenem optimistischem Aufklärungsbekenntnis «Edel sei der Mensch, hilfreich und gut» gesetzt, aber damit gerade eine tiefere und echte Goethesche Position bezeichnet, schon die Werthers und noch ausgeprägter die Fausts. Sagt doch Werther: «Die menschliche Natur . . . hat ihre Grenzen: sie kann Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewissen Grad ertragen und geht zugrunde, sobald *der* überstiegen ist. Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder krank ist, sondern ob er das Maß seines Leidens ausdauern kann? Es mag nun moralisch oder körperlich sein: und ich finde es ebenso wunderbar, zu sagen, der Mensch ist feige, der sich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt.»

Ist hier der Selbstmord noch als ein Geschehenlassen und Leiden gefaßt, das als solches keiner moralischen Beurteilung unterliegen kann, so steigt er in Fausts Osternachtmonolog auf die Stufe der freigewählten Tat, die ihren Täter erst zur vollen Souveränität seines Menschentums erhebt. Gemeinsam ist beiden Haltungen, der Werthers und der Fausts, daß dem Menschen sein Leben allein gehört, als habe er es sich selbst gegeben. Der große Gedanke Platons und der monotheistischen Religionen, die das Leben als ein uns überliefertes Pfand verstehen, fehlt hier und muß wohl fehlen. Auch Fausts Rettung geschieht durch immanente Kräfte: die Osterglocken bringen ihm nicht den Glauben an Jesus, sondern lassen ihn die kindliche Umgebung trostreich erinnern, deren Botschaft er hört, ohne sie gläubig aufzunehmen, so daß er sich noch als

63jähriger getraut, «einen neuen Werther zu schreiben, über den dem Volke die Haare noch mehr zu Berge stehen sollten als über den ersten».

Diese absolute Immanenz des Todesgedankens scheint zu der einzigen Krise in Goethes Leben geführt zu haben, die er niemals aus eigenen Kräften überwinden konnte, ja die um so schärfer wurde, je länger er lebte. Als 74jähriger deutet er sie aufs neue in der Marienbader «Elegie» an: «Mir ist das All, ich bin dem All verloren» — wieder scheint er in der Selbstmordstimmung des Jünglings zu sein. Ein Symptom jener Krise ist jene einzige Verdrängung von Tod, Sterben und Krankheit und ihrer Bezeichnungen. Während auf erotischem Gebiet auch der Greis keiner moralistischen Einengung anheimfällt und immer wieder bereit ist, den Eros in jeder Form zu preisen, auch in der der Knabenliebe — man denke nur an das «Buch des Schenken» im «West-Östlichen Divan» — so hat es mit Thanatos eine andere Bewandtnis. Das Wort «Tod», in Goethes Jugend überaus häufig gebraucht, wird immer seltener verwendet. In des «Epimenides Erwachen» (1815) ist von den beiden Zwillingsbrüdern die Rede, deren einer Schlaf genannt ist; «den andern mag der Mensch nicht gerne nennen». Dieser Mensch ist der Mensch und Dichter Wolfgang Goethe. Selbst die Parzen und Furien im zweiten Teil des «Faust», deren Geschäft Tod und Sterben ist, umschreiben die furchtbare Vokabel, ohne sie auch nur einmal zu nennen. Dort, wo sie dennoch erscheint, geschieht es unter schweren sprachlichen Geburtswehen, so im Dialog zwischen Euphorion und seinen Eltern: Und der Tod / Ist Gebot, Das versteht sich nun einmal», worauf sie antworten: «Welch Entsetzen! Welches Grauen! Ist der Tod denn dir Gebot?» Ja, selbst die drei grauen Weiber müssen sich das Wort kurz vor Fausts Ende abringen, und ein für Goethe ganz ungewöhnliches Interpunktionszeichen, nicht weniger als drei Gedankenstriche, bezeugen diesen Vorgang: Da kommt er, der Bruder, da kommt er, der — — — Tod.» Dann erst reimt Faust, wie einst der ihm vorangegangene Sohn:

Es klang nach, als hieß es — Not,
Ein düstres Reimwort folgte — Tod.»

Doch als Goethe der eigene Sohn August entrissen ward, da konnte er sich das Wort nicht in die Feder zwingen. In zwei Briefen an Zelter spricht er von Augusts «Außenbleiben», und an Ottilie schreibt er: «August kommt nicht wieder.»

Diesem sprachlichen Verhalten entspricht auch sein Fernbleiben von Schillers Begräbnis und von Christianes «Krankheit zum Tode».

Was sind die Gründe für diese einzige Verdrängung im Bilde des großen Nichtverdrängers? Der eine hängt mit seiner Dichternatur zusammen, der zweite mit der Grenze seines Humanismus gegenüber dem Religiösen.

Als Dichter erfuhr er immer wieder die Tiefe der Identifikation mit den eigenen Gestalten, aus der sie emporgestiegen waren. Schon im «Urfaust» (1775) empfindet Gretchen die eigene Hinrichtung im Mitgefühl der Zuschauer doppelt und gesteigert: «Es zuckt in jedem Nacken die Schärfe, die nach meinem zückt.» Seinen «Werther» kann Goethe nur noch in der Distanz der französischen Übersetzung lesen. Als er, auf der italienischen Reise, eine heimgekehrte «Iphigenie in Delphi» plant, notiert er in seinem Tagebuch für Frau von Stein: «Ich habe selbst drüber geweint wie ein Kind.» (18. Oktober 1786.) Und «eine Tragödie zu schreiben, müßte ihn töten.»

Bei dieser poetischen Identifikationskraft aber scheint der Tod ohne eine Begründung des Humanismus im Religiösen nicht mehr erlebbar zu sein. Offenbar wird dem Menschen nur von jenseits der Grenze her die Kraft gegeben, auch bis zu *dieser* Grenze vorzustoßen, und wohl deshalb machte Goethe, je älter er wurde und je mehr er sich ihr also näherte, mit um so entschiedenerer Vorsicht vor ihr halt.

Gegen diese Schlußfolgerung mag sich ein Einwand erheben, der manchen Kenner Goethes in den Sinn kommen wird. Läßt sich denn nicht, so wird man fragen, die «Botschaft» der großen Glaubensträger mitsamt ihrer Heilkraft in verweltlichter Form in unser Leben hineinziehen, auch ohne daß deren Glaube der unsere sei, etwa im Sinne eines talmudischen Ausspruchs, der Gott sagen läßt: «Mögen sie mich verlassen, wenn sie nur meine Lehre bewahrten!» Goethe hat in der Tat wiederholt derartige Versuche unternommen, von denen ein «geheimnisvoll offenbarer» und ein anderer, sehr tief versteckt liegender, hier erwähnt seien. Wir denken zunächst an das große Sinngedicht «Die Geheimnisse» (1784): ein irdischer Mensch wird geschildert, auf den die christliche Verkündigung vor der Geburt, die Schlange des Herkules und der Stab Mosis gesammelt sind; er verfügt über all diese Heilsmotive und Symbole und trägt den Gattungs- und Personennamen *Humanus*. Weit geheimnisvoller noch als in diesem Gedicht, dessen Titel seinen Schatz preisgibt, ist die merkwürdige Art, in der Goethe immer wieder die Figur und das Schicksal Jesu, wenn auch in höchst unorthodoxer Weise, in sein eigenes Leben hineinzieht. Doch das bedarf näherer Nachweisung. Sowohl im «Werther» als im «Faust» läßt sich das Jesusmotiv als ein bestimmter Faktor aufzeigen. Jesus ist wohl der einzige «Übermensch», den Goethe, außer in einem Jugendgedicht, nicht ausdrücklich behandelt hat, gerade weil die Art der Beziehung so tief, so schwer aussagbar und — so unchristlich war. In dem Säkularisationsprozeß, der die Träger des Glaubens mitsamt ihrer Botschaft, doch eben ohne ihren Glauben, in das eigene, irdisch Menschliche hineinzieht, bezeichnet sie den Höhepunkt, einen freilich von den Wolken täuschender Sprache und verhüllender Allegorien fast verdeckten Höhepunkt. Es ist Goethe nicht gelungen, den Heroen des gläubigen Lebens ihr eigentliches Geheimnis, das der Überwindung des Todes mitten im Leben, zu

entreißen und es in seine eigene, durchaus anders strukturierte Lebensform zu übertragen: hieran ist sein titanisches Ringen um Verweltlichung schließlich gescheitert.

Dieses Scheitern ist nicht zufällig. Zu Goethes Zeit waren die Denkwerkzeuge noch nicht bereit, um mit rein weltlichen Mitteln den vollen Menschen in den Griff zu bekommen. Wenn man ihn im Bilde des griechisch-klassischen Modells sah, so verengte sich dies, wiederum nicht zufällig, zu jener Winckelmannschen Konstruktion «stiller Einfalt und edler Größe», die ausschließlich das «appollinische Element» des scheinbar naturgegebenen Maßes wiedergab. Erst Nietzsche war es vorbehalten, durch seine Entdeckung des rauschhaft «Dyonisischen», als notwendige Ergänzung des «Appollinischen», ein volleres und wirklichkeitsnäheres Bild des griechischen Menschen zu konstruieren — aber war dies noch «human» zu nennen? Auch wer, wie Goethe, beide Elemente in so lebendiger Spannung in sich vereinte, ja, auch von ihnen als von den «zwei Seelen» in der eigenen Brust dichterisch gewaltige Rechenschaft zu geben wußte, wollte oder konnte dies Sein und Wissen weder in eine ausgeformte Theorie vom Menschen noch in eine ganz abgerundete dichterische Gestalt übertragen. Selbst Faust mißlingt der Durchbruch sowohl zum Religiösen wie zum Sozialen: der katholisierende Schluß des zweiten Teils wirkt unorganisch, und die große kolonisatorische Tat der Austrocknung des Meeres und Ansiedlung eines «freien Volkes auf freiem Grunde» geschieht um den Preis der Aufopferung des glücklichen Greisenpaares Philemon und Baucis. Ja, die sozial befriedigten Schlußworte Fausts stehen in einem Zusammenhang grausigster Ironie: der Erblindete glaubt die fleißigen Spaten der Werktätigen zu hören, doch sind es in Wirklichkeit die Lemuren, die nicht neues Leben vorbereiten, sondern sein Grab schaufeln. Gerade dieser unbefriedigende Schluß des Goetheschen «Hauptgeschäftes», wie er es zu nennen liebte, legt es nahe, das geistige Ringen um das Bild des Menschen, dem es diente, nicht mit ihm enden zu lassen.

In der Tat hat dieses Ringen nicht aufgehört und wird nicht aufhören. Heute sind die folgenden Hauptrichtungen innerhalb seiner Fragestellung sichtbar:

1. Der weltliche Humanismus Goethescher Art, mit seinen Grenzen entweder sowohl zum Religiösen wie zum Sozialen hin oder doch, im nicht-religiösen Sozialismus, mit seiner verneinenden Ausschließung der Glaubenssphäre;

2. der Versuch Kants und seiner Nachfolger, vom empirischen Ich und seinen psychologischen Zufälligkeiten abzusehen und ein «transzendentales Subjekt» zu konstruieren, das sowohl der Träger der Einheit der Erkenntnis wie der Freiheit, als des «Wunders in der Erscheinungswelt» ist; ein Mensch höchster humanistischer Würde, aber ohne die spezifische Lebendigkeit des konkreten Einzelwesens;

3. der Versuch der modernen Existentialphilosophie, die kantische Reduktion des Menschen zum Vernunftwesen wieder aufzuheben und den konkreten Menschen in seiner zeitlichen Beschränktheit wieder herzustellen, der mutig in ihr aushält, ohne Stütze an einem unbeweisbaren «Drüben» und ohne Hoffnung auf illusionäre «Ewigkeit»;

4. der religiöse Antihumanismus, etwa Dostojewskijs, der gerade die dämonischen, statt der humanen Elemente des Religiösen aktiviert und so zu einem zwar vollen, aber negativ akzentuierten Menschenbilde gelangt;

5. die nihilistische Reduktion des Menschen zum austauschbaren Gebrauchswert in der doktrinlosen Revolution Hitlers;

6. der religiöse Humanismus.

Dessen heutige Stellung und Bedeutung, auch in Zusammenhang und Angrenzung vom Goetheschen, wird aus einem etwas weiter zurückgreifenden historischen Rückblicke deutlicher werden.

Die großen Menschheitsreligionen besaßen ein zutreffendes Bild vom Wesen des Menschen. Sie sahen ihn, entweder grundsätzlich pessimistisch, wie das Christentum mit seinem Dogma vom radikal Bösen, oder real-pessimistisch, wie das Judentum, mit seiner Lehre, daß der Trieb des menschlichen Herzens böse ist von seinem Erwachen an (wenn auch nicht von Geburt her), gemeinsam im Bilde jener Dreistöckigkeit, die seit Platons Seelenlehre im «Staat» das anschauliche Gleichnis für ihren Aufbau geblieben ist, wenn auch der Inhalt der verschiedenen Stockwerke, und besonders der des obersten, gewissen Veränderungen unterworfen war. Im ganzen aber wird man sagen dürfen, daß die Religionen den Menschen erkannt haben, sowohl als Triebwesen wie als Vernunftwesen und als der Erlösung bedürftig und zugänglich. Die nun mittlere, die Vernunftsphäre — bei Platon noch die oberste — hat an den beiden sie umrahmenden Sphären teil; sie kann die untere Schicht bändigen, wenn und soweit sie die Gnadenhilfe der oberen hat.

Mit der Erschütterung des religiösen Glaubens seit der Renaissance geriet die ausgewogene Symmetrie dieser psychologischen Konstruktion in eine schwere Krisis. An die Hilfe von oben vermochten die meisten Denker nicht mehr zu glauben, und ihre Zweifel sprachen sich bald im gebildeten Publikum von Lesern und Nichtlesern herum, so daß jenes oberste Stockwerk zusehends verfiel und bald auch im philosophischen Kampf gegen Dogmen und Dogmatismus bewußt abgetragen wurde. Damit aber begann das untere Stockwerk, die dunkle Heimat der Triebe, eine schwere Verlegenheit zu werden. Die Folge war, daß sich die Philosophie bemühte, es gleichfalls zu liquidieren und den Menschen mit der nunmehr allein übrigbleibenden mittleren Sphäre, der des Verstandes und der Vernunft (welch letztere einen Schein ihrer höheren, platonischen Herkunft bewahrt) zu identifizieren. So entstand das Menschen-

bild der europäischen Aufklärung, zu der auch Kant noch abschließend gehört.

Dieses einstöckige Vernunfthaus der Aufklärung stand, wie wir heute wissen, auf schwankendem Boden. Die Dichter und die abseitigen Philosophen oder Psychologen waren die ersten, die seine Kellerräume und das, was noch tiefer lag, wieder entdeckten, zunächst die Romantiker und später Nietzsche, Dostojewskij, Freud und Jung. Die historische Wirklichkeit hielt mit ihrer Bestätigung jener Wiederentdeckungen nicht lange zurück und brachte, in Weltkriegen, Revolutionen und Massenpogromen, die dämonische Unterwelt des Menschen zur höchsten und effektivsten Wirksamkeit. Verstand und Vernunft des Menschen traten in den Dienst des mechanisierten Satans und seiner Höllenwerkzeuge.

Als Philosophie und Psychologie sich in und nach der Zerstörung wieder umzublicken wagten und daran gingen, ihr Bild des Menschen in einen erneuten systematischen Zusammenhang mit seinen Erfahrungen und Erkenntnissen zu bringen, fanden sie sich, um im Bilde unseres Vergleiches zu bleiben, nunmehr einem zweistöckigen Seelengebäude gegenüber. Der dunkle, von der Aufklärung abgeleugnete, von Kant nicht in Betracht gezogene Triebkeller war wieder in sein altes Recht eingesetzt, ja bedrohlich überfüllt, wenn auch hin und wieder von spärlichen Erkenntnislichtern erhellt, die, auf dem Wege der verschiedenen Tiefenpsychologien, vom Vernunftstock her einfielen. Dieser selbst scheint eher zusammengeschrumpft und nimmt sich, mindestens der Quantität nach, gegenüber dem soliden, wenn auch gefährlich brodelnden Unterstock, der ihn trägt, merkwürdig bescheiden aus. Was aber gänzlich oder fast gänzlich fehlt, ist der Oberbau. Soweit er doch da ist, ist die marxistische oder sonst soziologistische Kritik schnell bereit, ihn als «Ideologie» zu entlarven (als welche er auch, Gott sei's geklagt, oft genug gedient hat) und ihn so um seine in früheren Zeiten geglaubte Wirklichkeit und Eigenständigkeit zu bringen.

Der Soziologismus hat seinem Wesen nach keine eigene Anthropologie — Marxens «Deutsche Ideologie» blieb ein folgenloses Jugendwerk — aber die der Existentialphilosophie, soweit sie, wie bei Heidegger und Sartre, atheistisch ist, leistet ihm einen unfreiwilligen Dienst: auch sie bekämpft den «Oberbau», mehr: sie leugnet ihn gänzlich. Sartres Philosophie verwischt mit ihren dünnen Formulierungen, die einen empirischen Durchschnittsmenschen in die Funktion und an die Stelle von Kants transzendentalem Subjekt setzen, die schärferen Linien seiner eigenen Dichtung: zum Beispiel die der Plüschsalons in dem Drama «No Exit», wo sich die eben Verstorbenen alle in einer zivilisierten Hölle wiederfinden, mit ihren Alltagskleidern, Alltagsreden und Alltagsaffekten. In einer gottlos gewordenen Welt führt der existentielle Dichter den ontologischen Teufelsbeweis.

Sartre nennt seinen Existentialismus Humanismus. Der Grund ist einleuchtend: alles ist auf den Menschen selbst gestellt; er hat nichts von

einer über- oder außermenschlichen Instanz zu erwarten; Gott existiert nicht, ja, selbst wenn er existierte, würde das nichts an der Situation des Menschen ändern. Die blasseste Form religiösen Denkens, der Fiktionalismus einer Als-Ob-Religion, greift hier auch im spielenden Gedankenexperiment nicht weiter als bis zu einem Deismus, dessen Gott nichts mehr bewegte und veränderte.

Dies ist die dritte Gegenposition zum religiösen Humanismus, die wir, nach der der Aufklärung und der Goetheschen, herausstellen mußten, bevor wir uns seiner positiven Darstellung und der Aufweisung seiner heutigen Aufgaben zuwenden. Die vierte ist der religiöse Antihumanismus, wie er in den Ausläufern des extremen Idealismus der Inquisition noch fortwirkt, und wie ihn etwa Dostojewskij im «Großinquisitor» gestaltet hat, und zwar nicht nur in dessen Gestalt, sondern auch in der Trübung, die von ihm auf Jesus selbst fällt. Denn als der Wiedergekommene sich vom Großinquisitor, der bereit ist, ihn erneut zu kreuzigen, mit dem Bruderkuß der Duldung auf dessen bleiche Lippen verabschiedet, da vollzieht er zweifellos einen Akt höchster religiöser Würde, dem aber das Element des Humanen nur gegenüber dem Opferpriester, nicht gegenüber seinen Opfern einwohnt. Entsprechende nichthumane Züge ließen sich in jeder Religion aufweisen, auch in meiner eigenen. Religion an sich ist mit Humanismus so wenig identisch, wie sie ihn ausschließt. Ja, sie bedarf seiner zu ihrer Selbstvollendung.

Wir wollen nun versuchen, gegenüber der Goetheschen Selbstbegrenzung, der existenziellen Säkularisierung und der Dostojewskischen Dämonisierung — deren Spitzenformel: «Ein Anzeichen des Niedergangs der Völker ist es, wenn ihre Götter allgemein werden», er freilich gerade in seinem Roman «Die Dämonen» zu überwinden begonnen hat — Begriff und Umfang des religiösen Humanismus herauszustellen. Als *Humanismus* wird er die ungeschmälerte Fülle des Menschlichen zu umfassen in der Lage sein; er wird die zwischenmenschlichen Beziehungen, sowohl die zwischen den einzelnen wie die zwischen den Völkern, in der Gesinnung der Duldung zu pflegen haben, und er wird die Freiheit des Menschen in seiner Art begründen müssen. Als *religiöser* Humanismus aber wird er jene Fülle auf die Probe der Entscheidungen zwischen Gut und Böse, Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge zu stellen haben, in der sie erst aus der neutralen Allumfassung einer Kugelgestalt zu personhafter Ganzheit wird. Er wird, weiterhin und als erstes, die Freiheit des Menschen in der ihm eigentümlichen Würde seiner Ebenbildlichkeit verwurzeln. Deshalb wird es sich empfehlen, mit diesem letztgenannten, weil für den religiösen Humanismus spezifischen Wesenselement zu beginnen.

Vorher aber noch ein Wort zur Methode der Darstellung, oder genauer: zu der Art ihrer Illustrierung durch Beispiele. Ein Katholik würde die Freiheitslehre des religiösen Humanismus aus der thomisti-

schen Anthropologie herleiten und etwa an der (so unthomistischen!) Gestalt des Erasmus von Rotterdam erläutern dürfen.

Ein Protestant würde etwa den frühen Luther, vor dem Umschwung in den Bauernkriegen und dem Übergang zur eigenen Kirchengründung, in Gemeinschaft mit dem sanften Mitkämpfer Melanchthon wählen. Ein moderner Inder würde von Buddha und Gandhi, ein russischer Christ etwa von Soloview und Tolstoj zu reden haben. Mir möge es erlaubt sein, die Beispiele aus meiner eigenen religiösen Überlieferung, der jüdischen, zu entnehmen, und zwar nicht so sehr aus der Bibel, die zum Menschheitsbuche werden durfte, sondern aus der spezifischer jüdisch gebliebenen mündlichen Tradition, wie sie sich in Sagen und Gesetzen, in Midraschim und im Talmud niedergelegt hat. Gerade die vergleichsweise Enge der Herkunft solcher Belegstellen wird ihren Beweiswert für die weltweite Geltung eines religiösen Humanismus nur erhöhen.

Ernst Simon.

(Fortsetzung folgt.)

Blick auf die Kirchen

Viel mehr als in früheren Jahren hören wir heute von kirchlichen Kundgebungen zu den Zeitereignissen. Was geht eigentlich vor, wenn eine Kirche, das heißt ihre Beauftragten oder mit besonderer Verantwortung versehene Stellen derselben ein Wort zum aktuellen Geschehen erläßt? Die erste Frage heißt: An wen richtet sich dieses Wort?

Oft richtet es sich an die Außenstehenden, an die Menschen außerhalb der Kirchenmauern, an die Ungläubigen. Das mag zunächst ganz sinnlos scheinen, hat aber im Grunde dennoch eine wirkliche Berechtigung. Denn wo der Glaube an die Herrschaft Gottes, an die Herrschaft Christi lebt, da kann der Anspruch nicht aufgegeben werden, daß das Wort dieses Herrn überall gehört werden müsse. Dieses Reden an die Außenstehenden hat oft etwas Rührendes an sich. Das war wohl schon bei Jesajas Rufen an die Assyrer, bei des Franziskus Worten an die Mohammedaner so. Um dieses Glaubens an die Weltherrschaft Christi willen ist es grundsätzlich denkbar, daß auch heute etwa westliche Kirchen ihr Anliegen, die Freiheit des Individuums, den außerkirchlichen Machthabern des Ostens und östliche Kirchen das ihre, die soziale Gerechtigkeit, den außerkirchlichen Kreisen des Westens zurufen. Als Untertöne sind solche Ansprüche in der Korrespondenz zwischen den Patriarchen von Moskau und dem Erzbischof von Canterbury vernehmbar gewesen. Hinter den eigentlich Angesprochenen wurden die Kreise visiert, die indirekt erreicht werden sollten.

Der kirchliche Anruf an die Außenstehenden ist einerseits durch den Glauben an das Reich Christi über alles verklärt, anderseits durch die

Tragik überschattet, daß diese Worte meist ungehört verhallen oder gar mit bitterem Hohn zurückgeschickt werden. Wenn darum ein solcher Anruf gewagt wird, so wird auch sein Mißlingen immer wieder getragen werden müssen. Daß alle Völker der Erde sich das Recht Gottes von Zion her weisen lassen, ist eine eschatologische Verheißung. Kirchen, die die Außenstehenden mit einem göttlichen Rechtsanspruch anreden, müssen durch diese Spannung zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte, dazu gedrängt werden, das ihre zu tun, damit die Völker zum Zion strömen, damit sie das bei den Kirchen selber vorhandene neue Leben, die dort gewagte Verwirklichung göttlicher Forderungen erkennen und danach zu dürsten beginnen. Der Appell an die Außenstehenden muß so lange ohne Antwort bleiben, als die rufenden Kirchen wohl den Splitter im Auge des Angerufenen, nicht aber den Balken im eigenen Auge sehen.

Öfter als die Außenstehenden sind die eigenen Glieder, die Menschen innerhalb der eigenen Mauern angerufen. Weil Bruderdienst am Menschen auch mit dem Wort zu geschehen hat, kann auch solches Reden ein legitimes Anliegen sein. Wesentlich bleibt aber die Frage, um wessentwillen der Anruf ergeht. Redet die redende Kirche um der Kirche oder um des Menschen willen? Das ist hier das entscheidende Kriterium. Die Bibel kennt weder im Alten noch im Neuen Testament einen Anruf an Menschen um der Kirche willen. Sie kennt keinen Selbstzweck der Institution. Die moderne Kirchengeschichte kennt das wohl, kennt die Kundgebungen Roms zum Heiligen Jahr, die Dogmatisierung von Mariä Himmelfahrt und die päpstliche Encyclika gegen die Auflockerung des strengen Thomismus. Hinter diesen Botschaften und Kundgebungen steht als Leitmotiv der Glaube an die Herrlichkeit und Dauer der Kirche. Soll der Anruf an den Menschen, an die eigenen Glieder der Kirche wirklich sinnvoll, wirklich evangelisch ergehen, so muß dabei die eigentliche Not dieses Menschen ernst genommen werden. Würde eine Kirche nur zu ihren Gliedern reden, um sich selber ein Alibi oder eine Dauer zu verschaffen, so würde sie wohl scheinbar zu den Menschen reden, in Wirklichkeit aber einen Monolog sprechen, dessen Echo einmal von schaurigen, hohlen Wänden des Todes zurückschallen muß.

Die wirkliche Rede an den Menschen, wo sie als kirchliche Stimme ergeht, muß darum auch das vermeiden, was ein Parteiaufruf allenfalls noch tun kann: Sie muß darauf verzichten, die Zustimmung und Sympathie der Angeredeten zu gewinnen. Sie muß es in den Kauf nehmen, Illusionen zu zerstören, sie muß es wagen, mitten in der Zeit gegen die Zeit zu reden.

Hier ist nicht mehr einfach ein Rührendes dabei, das durch die tragische Erfolgslosigkeit geschaffen wird; hier ist vielmehr ein Unheimliches lebendig, das schon über den Worten der Propheten lag, etwa über der Botschaft eines Jeremia an die Deportierten in Babel, über seiner Zerstörung der lieben Illusionen. Die Botschaft der falschen Propheten

kann demgegenüber viel lauter sein, sie kann direkt rasen, aber es fehlt ihr dieses Zeitenfremde, dieses Unheimliche, das allein in die Welt des Banalen einen Strahl verzehrenden Feuerlichtes wirft.

Kirchliche Kundgebungen, die diesen Namen verdienen, die so den Menschen und seine Not auf der einen Seite und die aufgetragene Botschaft auf der anderen Seite ernst nehmen, sind in den letzten Wochen verschiedentlich ergangen. So hat die Deutsche Bekenntniskirche zu den Fragen der Wiederaufrüstung Stellung genommen. Einem Wort des Bruderrates vom 29. September entnehmen wir folgendes:

Seit Jahren hat die EKiD in wiederholten feierlichen Erklärungen zum Ausdruck gebracht, daß die gewaltsame Aufteilung Deutschlands eine ständige und akute Friedensbedrohung darstellt. Sie hat ebenso unmißverständlich erklärt, daß auf eine gewaltsame Änderung dieses Zustandes keine Hoffnungen gesetzt werden dürfen: «Auf der Gewalt ruht kein Segen» (Synode von Eisenach 1948). Schließlich hat sie durch den Mund ihres Rates aus Anlaß des Kirchentages in Essen ausgesprochen: «Einer Remilitarisierung Deutschlands können wir das Wort nicht reden, weder was den Westen noch was den Osten anbelangt.» Das gilt im gegenwärtigen Augenblick für die Aufstellung deutscher Verbände innerhalb einer westeuropäischen Armee nicht weniger als für die Schaffung einer eigenen deutschen Wehrmacht. Dies gilt in der gleichen Weise für alle ähnlichen Bestrebungen auf der östlichen Seite des Eisernen Vorhangs. Die Evangelische Kirche hat damit ohne Zweifel die Überzeugung und den Willen der überwiegenden Mehrheit des gesamten deutschen Volkes bekundet.

Wir Menschen in Europa haben heute eine große Verantwortung. Keine Macht und Gewalt kann uns das Erbe unserer abendländischen Vergangenheit erhalten, wenn wir nicht dieses Erbe in unserer Mitte wieder lebendig und wirksam werden lassen. Unser Miteinanderleben in Freiheit und Gerechtigkeit ist aufs Äußerste bedroht, wenn wir eine Freiheit wollen unter Vernachlässigung der sozialen Gerechtigkeit oder wenn wir soziale Gerechtigkeit wollen unter Preisgabe der Freiheit. Nur beides miteinander, Freiheit und Gerechtigkeit, ermöglicht ein menschenwürdiges Dasein.

Man wird uns die Freiheit, deren wir uns im westlichen Teil des deutschen Landes rühmen, solange nicht wahrhaft glauben können, wie wir die großen sozialen Ungerechtigkeiten nur zögernd und unzulänglich angreifen: die schwerwiegende Frage des Loses der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge, der Arbeitslosigkeit, des Jugendelendes. Wir werden der Freiheit den besten Dienst tun, wenn wir unsere Kräfte darauf konzentrieren, die hier liegenden Aufgaben zu lösen: echte Gleichberechtigung aller Staatsbürger, Lastenausgleich für Flüchtlinge und Ausgebombte, Arbeit für das Heer der Arbeitslosen, Mitbestimmung der Arbeitenden, Lehrstellenbeschaffung für Hunderttausende unbeschäftigter Jugendlicher. Dazu rufen wir alle Verantwortlichen und Regierungsstellen im Westen des deutschen Landes auf.

Wenn wir so zu zeigen vermögen, daß unsere Freiheit die soziale Gerechtigkeit nicht ausschließt, sondern vielmehr fordert, werden wir Festigkeit gewinnen gegenüber einer verführerischen Ideologie, die die Freiheit des Menschen für eine angebliche soziale Gerechtigkeit verkauft. Mit Verbotsmaßnahmen allein wird man dieser Gefahr niemals Herr werden können.

Ähnlich lautet der Inhalt eines Offenen Briefes an den Bundeskanzler Adenauer:

Angesichts der Wiederaufrüstung, die unter Ihrer Autorität allenthalben mit Hochdruck anläuft, müssen wir Sie fragen:

1. Sie haben als Bundeskanzler die Bereitschaft erklärt, im Rahmen einer europäischen Armee deutsche Truppenkontingente zur Verfügung zu stellen. Wer hat Ihnen das Recht zu einer soldhen Erklärung gegeben?

Als die Bevölkerung Westdeutschlands 1949 ihre Vertreter in den Bundestag wählte, der Ihnen das Kanzleramt übertrug, gab sie damit weder den Mitgliedern des Bundestages noch Ihnen den Auftrag, uns wiederaufzurüsten. Wir stellen fest: Die Wiederaufrüstung geschieht nicht im Namen des deutschen Volkes, sondern in Ihrem eigenen Namen und Auftrage Ihrer Befehlsgeber gegen den Willen eines großen Teiles unseres Volkes.

2. Wir haben zuverlässige Nachricht, daß am 1. Oktober 1950 Generale der alten deutschen Wehrmacht in einem Organisationsstabe die Aufstellung eines deutschen Truppenkontingentes begonnen haben und die Rüstungsindustrie entsprechende Aufträge erhielt. Dies alles geschieht nach monatelanger Vorbereitung hinter dem Rücken des deutschen Volkes, das im unklaren gelassen wird, wie weit hier ohne seinen Willen Tatsachen geschaffen wurden, die nicht wieder rückgängig zu machen sind. Ist das die Demokratie, in der wir leben sollen und wollen? Dieses Verfahren bringt unser Volk wieder in die Gefahr, ohne gefragt zu werden von seinen Politikern und von Generalen der alten deutschen Wehrmacht auf die Schlachtfelder geführt zu werden.

Wir fordern Sie daher auf, den Weg für Neuwahlen des Bundestages freizumachen, in denen das deutsche Volk selbst entscheidet, ob es wiederaufgerüstet werden will.

Sie sollen wissen, Herr Bundeskanzler, daß wir die über den Kopf unseres Volkes hinweg geschaffenen Tatsachen nicht anerkennen. Wir werden nichts unterlassen, um alle, die unsere Stimme erreicht, über diese Vergewaltigung unseres Volkes aufzuklären.

Und schließlich entnehmen wir einer Handreichung der Gemeinden seitens der Bruderschaften der Bekennenden Kirche folgende Weisungen:

Allen Deutschen ist heute die Frage der Wiederaufrüstung mit größter Dringlichkeit vorgelegt. Die *Entscheidung* hierüber ist so folgenschwer, daß sie nicht allein der Regierung überlassen werden darf, ohne daß die gehört werden, welche die Folgen zu tragen haben. Die Entscheidung ist aber auch so ernst, daß die Gemeinden sie nicht einfach dem schwachen oder starken Gewissen des Einzelnen auf dem versuchsreichen Kampffeld der öffentlichen Diskussion anheimstellen dürfen. Wir wenden uns darum an alle Gemeinden mit der Bitte, aufrichtig nach Gottes Willen zu fragen, und dabei unsere Gründe und unsere Entscheidung zu hören. Wir bitten die Pfarrer, die Gewissen zu unterrichten und zu stärken, denn die Versuchung ist groß. *Wir können und dürfen jetzt nicht schweigen zu all der heimlichen und offenen Verführung, die heute — oft sogar unter Mißbrauch des Wortes Gottes — geschieht, damit wir nicht alle unversehens mitgerissen werden auf einen Weg der Verblendung und des Unheils.*

Zwei Großmächte rüsten widereinander um des Gegensatzes ihrer Meinungen über Gerechtigkeit und Freiheit willen. Dieser Gegensatz hat unser Volk in zwei Teile zerrissen, die nun durch die Rüstung zu zwei Heerlagern gemacht werden sollen. *Beide Teile werden umworben und gedrungen, an diesem Konflikt teilzunehmen und so sich gegenseitig selbst zu Feinden zu werden in trotziger Abwehr oder gar in dem Willen, durch gewaltsamen Zugriff die Vereinigung im Sinne der einen oder anderen Macht zu erzwingen.*

Noch sind wir arm und ohnmächtig, denn Gott hat uns die Waffen zerschlagen, die von uns zu Mitteln der Macht mißbraucht worden sind. Gott hat uns gewiß nicht dazu so furchtbar gedemütigt und doch noch gnädig erhalten, daß wir rasch wieder nach Reichtum und Macht trachten, ohne in Geduld *einen neuen Weg zu suchen und zu gehen*, um als Volk und Staat zu gesunden in Rechtschaffenheit und Zucht, in Menschlichkeit und Liebe...

Mag uns durch Gottes Güte im Westen auch wieder und noch — wer weiß wie lange? — mehr Freiheit und bessere Lebensmöglichkeit beschert sein als den Deutschen im Osten, so sind es dennoch *fremde Händel*, in die wir uns mischen, wenn wir uns dem Westen verschreiben und damit auch die Ostzone zwingen, sich entweder von uns gewaltsame Befreiung zu erhoffen oder sich gegen uns in die Kaserne und aufs Schlachtfeld führen zu lassen. Um so mehr würde auch die Ostzone gegen uns erhitzt werden, und so noch mehr den Bestrebungen der Remilitarisierung der Westzone Vorschub leisten.

Seit wann haben wir solch einen armseligen Gott, der keine andere Möglichkeit hätte, einem ohnmächtigen und gespaltenen Volk zu helfen als die, daß er es an zwei feindliche Weltanschauungen, Staats- und Wirtschaftssysteme ausliefern müßte?

Wir sind nicht dazu in die Mitte gestellt und gespalten, daß wir auseinanderstreben und jeder sich vor den Wagen fremder Interessen und Weltbilder spannen läßt. Nur wer Angst hat oder seine Hoffnung auf Gewalt setzt, verfällt dem törichten Dogma, als gäbe es nur eine Wahl zwischen Osten und Westen und als müßten wir das kleinere Übel wählen.

Wir können und sollen uns heraushalten aus diesem Streit der Großen.

Wir wollen da, wo wir sind, einander helfen, ein stilles und friedliches Leben zu führen. Wir glauben deshalb in der Beugung unter Gott aus unserer politischen Einsicht für die heutige Lage unseres Volkes Folgerungen, die unser Gewissen binden, ziehen zu müssen und erklären:

Fremde Händel!

1. *Wir Deutschen müssen uns aus dem Konflikt der Weltmächte heraushalten. Wir dürfen nicht für die eine oder andere Seite Partei nehmen,*

a) denn es handelt sich in diesem Konflikt um den Kampf von Ideologien. Christen können die Rettung ihres Volkes nicht vom Sieg einer Ideologie erwarten. Wir setzen unsere Hoffnung allein auf den Herrn. In den *Kreuzzugsparolen* sehen wir Verführung. *Der Mythos des christlichen Abendlandes* muß von der aus Gottes Wort lebenden Kirche als romantische Tarnung säkularer Machtpolitik abgelehnt werden.

b) Wer Partei nimmt, wird zum Vasallen eines der ideologisch bestimmten Machtblöcke.

c) Wer sich in diesem Konflikt einseitig für eine der beiden Großmächte festlegt, wird zur Rüstung gezwungen. *Die Möglichkeit eines «gerechten Krieges»* ist uns Deutschen heute schlechterdings *nicht gegeben.*

d) Wir sehen die Unwahrheit, die in der Propaganda beider Gegner zutagetritt. Auch die Erkenntnis dieser Unwahrheit verbietet die Parteinahme.

«... nicht durch Rosse und Wagen»

2. *Wir lehnen eine Remilitarisierung Deutschlands ab, weil wir im Glauben an Jesus Christus weder von fremden Militärmächten noch von irgendeiner militärischen Macht die Hilfe für unser Volk erhoffen.*

a) Diese Ablehnung ist nicht begründet in antimilitaristischem Ressentiment oder auch im Ressentiment gekränkter Soldatenehre.

b) In dieser Ablehnung glauben wir *mit der Mehrheit des deutschen Volkes* einig zu sein. Soll die demokratische Verfassung unseres Staates nicht zur bloßen Fassade werden, darf eine solche folgenschwere Entscheidung wie die Wiederaufrüstung nicht gegen die Mehrheit des Volkes gefällt werden. Die Remilitarisierung gegen den Willen des größten Teiles des Volkes würde statuieren, daß die Freiheit, die verteidigt werden soll, bereits verloren ist.

c) Wenn Deutschland eine Wehrmacht zur Verfügung stellte, würde es dadurch nicht den Frieden erhalten, *sondern den Krieg herausfordern, denn ein Rüstungspotential ist keine ruhende Macht, sondern eine dynamische Kraft, die zur Anwendung drängt.*

d) *Wir sind nicht Vertreter eines politischen Pazifismus*, aber wir müssen damit rechnen, daß eine *Remilitarisierung* in der heutigen Lage *unvermeidlich verbunden ist mit einer radikalen Zerreißung Deutschlands*. Sie hätte Bürger- und Partisanenkrieg zur Folge. Die Strategie der verbrannten Erde würde ein kriegführendes Deutschland zum Trümmerhaufen machen.

e) Deutschland darf darum auch nicht den Versuch machen, gegen die Bereitstellung von Truppen neue Souveränitätsrechte einzutauschen, so daß es in die Reihe der Weltmächte als gleichberechtigtes Mitglied eines der beiden Machtblöcke eintreten könnte. *Von der Remilitarisierung ist letzten Endes der Krieg und vom Kriege nichts als Zerstörung zu erwarten.*

f) Jedermann wird schon durch *vernünftige Erwägungen* dahin gelangen, in der Ablehnung der Remilitarisierung die rechte Entscheidung nüchternen politischen Denkens zu erkennen.

g) Im Glauben erkennen wir, daß uns Deutschen jetzt der Weg der Machtpolitik verwehrt ist; Wiederaufrüstung aber wäre das Beschreiten dieses uns verbotenen Weges.

Kriegsdienstverweigerung!

h) *Darum verweigern wir in der heutigen Lage Deutschlands den Kriegsdienst ohne Rücksicht darauf, ob das Recht dazu verfassungsmäßig gesichert bleiben wird oder nicht.*

Wir ermuntern jedermann, mit gutem Gewissen dasselbe zu tun. Wir bitten alle, sich für die Erhaltung dieses Rechtes in den Verfassungen der Bundesrepublik und der Länder einzusetzen. Wer infolge der Verweigerung des Kriegsdienstes Schaden an Leib, Ehre oder Gut erleidet, darf der Fürbitte und Hilfe der christlichen Gemeinde gewiß sein.

i) Wir muten es den *Brüdern in der Deutschen Demokratischen Republik* zu, nicht auf *gewaltsame* Befreiung zu hoffen und bitten sie, ihre bürgerliche Freiheit nicht von einem *Krieg* zu erwarten. Ebenso sollten die *Heimatvertriebenen* im Glauben auf die Hoffnung verzichten, ihre verlorene Heimat *durch Krieg* wiederzugewinnen.

k) Krieg wäre heute für uns Deutsche Verleugnen der Buße und des Glaubens. *Ein kommender Krieg würde nur Vernichtung bringen. Niemand im Osten oder im Westen Deutschlands kann bei der Teilnahme an diesem Krieg der Weltmächte ein gutes Gewissen haben.*

Polizeistaat oder verkappte Wehrmacht?

3. Gegenüber der geplanten *Polizeiverstärkung* ist zu fragen, ob diese nur dem Schutz der *Rechtsordnung* dienen soll. Es besteht die Gefahr, daß der Staat sich zum Macht- und Polizeistaat entwickelt. In einem guten Staat soll soviel Recht als möglich und nur soviel Macht als nötig geübt werden.

Ein Polizeistaat ist ein schlechter Staat

Westdeutschland sollte nicht anfangen, sich das von ihm bisher bekämpfte Prinzip der Deutschen Demokratischen Republik zu eigen zu machen. Wir erkennen an, daß zur Erhaltung der Ordnung und zur Bekämpfung des Verbrechens eine Verbesserung der polizeilichen Organisation und eine Erweiterung der Vollmachten der Polizei notwendig sind, doch sind heute bereits die Stimmen zu hören, die eine verstärkte Polizei als politisches Machtmittel der Regierungsparteien oder auch der Opposition wünschen. Darin wird die Tendenz zu einer politischen Polizei deutlich, die nach dem in ihr liegenden Gesetz zur Form der *Gestapo und NKWD*, also zur administrativen Auflösung der Rechtsordnung, drängt.

Die Forderung der Verstärkung der Polizei wird durch eine *Propaganda* unterstützt, die durch Übertreibung der kommunistischen Bedrohung im Innern eine poli-

tische Willensbildung der Öffentlichkeit erstrebt. Wir müssen jeder Forderung gegenüber bedenklich sein, die durch unwahre Behauptungen unterstützt wird.

Die Polizei zu verstärken und eine Wehrmacht zu schaffen, wäre die Wiederholung des gefährlichen Weges der Remilitarisierung zwischen 1920 und 1935.

Rüstung führt zum Kriege

4. Jede Förderung der Rüstung ist abzulehnen, weil Ansammlung von Kriegsmaterial zum Kriege führt, von dem keine Hilfe für die Menschen erwartet werden kann. Wird Deutschland die Lieferung von Kriegsmaterial befohlen, so kann es sich höchstens der Gewalt fügen wie in der Frage der Demontage. Wir dürfen uns nicht um Rüstungsaufträge um des momentanen Lohnes oder Gewinnes willen bemühen. Eine Förderung der Wirtschaft oder die Behebung der Arbeitslosigkeit davon zu erwarten, wäre ein Selbstbetrug. *Rüstungsgewinne sind keine Vermehrungen des Volksvermögens; Gewinne aus unproduktiver Arbeit führen zu Preissteigerung und Inflation.*

Das politische Ziel der Rüstung muß der Glaube ablehnen; die wirtschaftliche Sinnlosigkeit der Rüstungswirtschaft muß aber auch jeder vernünftigen Überlegung einsichtig werden. Lediglich der Egoismus einzelner Wirtschaftsgruppen, der das Ganze der Wirtschaftsordnung aus dem Auge verliert, kann die Rüstungsproduktion fordern.

Die Flucht vor der sozialen Aufgabe

5. Gott hat uns in seinem Gericht die soziale Not als Aufgabe gegeben. In den fünf Jahren seit dem Zusammenbruch haben wir diese Aufgabe nicht gelöst. Wir stehen in der Gefahr, uns vor der Inangriffnahme der sozialen Fragen heute in die Rüstung zu flüchten.

Anstatt unsere letzten Pfennige für die Wiederaufrüstung auszugeben, sollten wir sie für die *Lösung der Flüchtlingsfrage, den sozialen Wohnungsbau und die Ausbildungshilfe für die arbeitslose Jugend verwenden.* Dringlicher als die Rüstung sind uns die Fragen der sozialen Neuordnung, des Mitbestimmungsrechtes, des ausgeglichenen Preis- und Lohngefüges und des sozial gerechtfertigten Kreditwesens.

Wir müssen der Versuchung widerstehen, der Not der Arbeitslosen, der Jugend und der Flüchtlinge durch eine sogenannte Ankurbelung der Wirtschaft durch Rüstungsproduktion zu begegnen.

In ähnlichem Geist gehalten ist auch eine katholische Stimme, die der «Katholischen Jungen Mannschaft», die in ihren Arbeitsblättern ausführt:

«Im deutschen Westen ist zwar das Problem der Bildung eines neuen Europa als die wesentliche politische Frage erkannt; aber der Weg von der Erkenntnis bis zur Verwirklichung scheint auch hier sehr, sehr lang zu sein. Er ist es insbesondere auch deshalb, weil die zündende Idee fehlt, die die Gemüter in ganz Europa beflügeln könnte, sich ans Werk zu machen. Statt dessen ist dieses Europa nur von der Angst besessen, ob und wie es sich gegen den Osten verteidigen könne. Aus dieser Angst geboren sind alle Pläne über eine «Remilitarisierung» Westdeutschlands, die immer wieder erörtert werden, und die staatspolitischen Betrachtungen und moraltheologischen Erwägungen über die Probleme der Verteidigung, die in der Presse erscheinen, deuten darauf hin, daß auch die Gewissen tief beängstigt sind von den Möglichkeiten kommender Auseinandersetzungen. Von wesentlicher Bedeutung ist hierbei die Haltung christlicher Persönlichkeiten und Organe, weil an ihnen die Zeichen der tiefgehenden Unklarheit wie der moralischen Verworrenheit besonders erschreckend sichtbar werden.

Mit der Erörterung abstrakter Moralgrundsätze, die von mancher christlichen Seite betrieben wird, ist dieser Gegensatz zwischen Krieg und Christus auch nicht mehr zu überbrücken. Denn was soll es mir helfen, wenn ich weiß, daß der Staat ‚die Ordnung und die Freiheit verteidigen' soll, aber sie nur noch mit ungerechten, ja satanischen Mitteln verteidigen kann? Dann stehe ich als Christ wieder vor der Gewissens-

frage: Heiligt der Zweck die Mittel? Und die Beantwortung dieser Frage wird mir doppelt schwer, weil ich weiß, wie traurig es um die «Ordnung» und die «Freiheit» bestellt ist, die da mit Atombomben verteidigt werden sollen.

Mit Waffen keine Gerechtigkeit

Alle diese Fragen einer Remilitarisierung und einer Verteidigung Europas offenbaren heute die Unmöglichkeit, mit Waffen Gerechtigkeit zu schaffen. Wenn ein Jahrhundert lang schuldhaft versäumt worden ist, soziale Gerechtigkeit zu schaffen, dann darf man in den Atombomben ganz gewiß nicht das radikale Mittel zur Schaffung solcher Gerechtigkeit erblicken.

Auf welchem anderen Weg will Europa den ihm auferlegten Kampf bestehen, wenn nicht auf dem Weg des Gebetes? Mit welcher anderen Hilfe will es siegen, wenn nicht mit der Jesu Christi? Das setzt aber voraus die Absage an Mittel und Wege, die vom Satan angeboten werden. Der Christ kann nicht zwei Herren dienen. Die radikale Absage an die Waffen sieht nur so aus, als ob sie «pazifistische Schwärmerei» wäre! Sie ist es aber keineswegs. Sie ist nur die entschiedene Abwendung von einem ‚schlechten Gesetz', aus dem Heil niemals erwachsen kann; denn Christus hat am Kreuze gesiegt.

So steht Europa heute am Scheidewege.

Welches der beiden Gesetze nun gewählt wird: das des Kreuzes oder der Atombombe —, das entscheidet über Heil und Unheil Europas. Jeder Einzelne hat diese Entscheidung in seinem Gewissen auszutragen. Europa ist die Wallstatt des persönlichen Gewissens oder es ist wert — zugrunde zu gehen.»

Zur anderen großen Not unserer Zeit, zur antikommunistischen Hysterie, welche Vernunft und Seele verwüstet, zitieren wir die Stimme der amerikanischen kirchlichen Zeitschrift «Church of England in Newspapers», die zur Annahme des Antikommunistengesetzes durch den amerikanischen Kongreß ausführt:

«Was immer den Kommunisten den Schein einer Minderheit verleiht, die, mit dem Rücken gegen die Wand, gegen die Mächte der Unterdrückung kämpft, das dient ihrer Sache. Ob die Kommunistische Partei (aus diesem Verbot) nun einen Gewinn ziehe oder nicht: der böse Geist der Gegenwart, der dem Kommunismus die Rolle zudachte, die schlimmsten Seiten der modernen Zivilisation ins politische Gespräch einzuführen ..., hat ohne Zweifel einen Erfolg zu buchen. Die Vereinigten Staaten stehen dem Kommunismus jetzt einen Schritt näher, nicht dem Namen nach — dafür ist der böse Geist zu schlau —, aber der Sache nach... Daß der (amerikanische) Kongreß dem Mob in seinem Drang nach Hexenjagd, seiner Furcht und seiner Intoleranz nachgab, dies mußte am meisten Anlaß zu Besorgnissen geben.»

Zum neuesten Produkt der schweizerischen Spielart des Antikommunismus, zum Bundesratsbeschluß gegen die Kommunisten im Staatsdienst, welcher in der Praxis wohl bisher keine großen Auswirkungen gehabt hat, aber grundsätzlich einer verhängnisvollen Willkür die Türe öffnet, darf vielleicht als kirchliche Stimme die Erklärung der welschschweizerischen protestantischen Zeitschrift «Le Messager Social» genannt werden, die zum erwähnten Bundesratsbeschluß ausführt: «Die Bewunderer der Sowjetunion haben kein Recht, gegen diese Maßnahmen zu protestieren, die nur ein schwacher Abglanz dessen sind, was ständig durch Moskau praktiziert wird. Aber die Schweizer Bürger haben die Pflicht, gegen einen so schwerwiegenden Eingriff gegen die Freiheit im Lande der Frei-

heit selbst zu protestieren. Methoden, die im Ausland unseren Abscheu erwecken, müssen ebenso bei uns Abscheu erregen ... In der Schweiz war die Schar der Kommunisten wenig zahlreich. Sollen wir ihr erlauben, die Märtyrerrolle zu spielen und so vielleicht weite und unverdiente Sympathien zu erwerben? Das Volk verurteilt diese Ungerechtigkeit und bedauert diese Ungeschicklichkeit, die unverzüglich korrigiert werden muß.»

Auch kirchliche Stimmen sind menschliche Stimmen, denen die Vollkommenheit mangelt. Die Worte der deutschen Glaubensgenossen etwa bedürfen wohl noch einer Weiterführung. Die Ablehnung der Remilitarisierung und die Verweisung der Anstrengungen auf das soziale Gebiet lassen die Frage nach der rechten Verteidigung noch offen, welche einmal doch nötig werden könnte. Und die wahren Worte gegen die verwüstende Hysterie heilen die schon verwüsteten, eben dem vernünftigen Wort nicht mehr zugänglichen Seelen kaum. So kann wohl irgendein hochmütiger Vollkommenheitsglaube auch solche Äußerungen noch als unvollkommenes Stückwerk kritisieren. Der demütige Blick derer allerdings, die in einer Talmiwelt nach echten Stücken suchen, wird, wenn er allem zum Trotz und gar noch in den Kirchen solche findet, ein wenig froher und ein wenig dankbarer in die Zukunft blicken.

Bruno Balscheit.

WELTRUNDSCHAU

Die Wendung in Korea Früher, als wir erwartet hatten, ist Nordkorea unter dem übermächtigen Druck der riesenhaften amerikanischen Militärmaschine zusammengebrochen. Unser Septemberheft war noch nicht einmal in den Händen der Leser, da war bereits bei Inchon jene Landung starker amerikanischer Streitkräfte erfolgt, die — militärtechnisch eine glänzende Operation — die Amerikaner in den Rücken der tief in Südostkorea stehenden nordkoreanischen Armee bringen sollte und dann auch tatsächlich deren völligen Zusammenbruch herbeiführte. Schlag auf Schlag wurde die nordkoreanische Front zertrümmert; nach kurzem Zögern drangen die sogenannten UNO-Truppen in Nordkorea selber ein und brachen unter Anrichtung furchtbarster Zerstörungen jeden Widerstand der verwirrten, zersprengten und materialarmen kommunistischen Armeereste. Kurz: wenn auch noch mit einem länger dauernden Kleinkrieg gegen nordkoreanische Freischärler in den Bergen zu rechnen ist, wie ihn seinerzeit auch die Japaner zu führen hatten, so ist doch — wenn nicht im letzten Augenblick die Chinesen oder gar die Russen eingreifen — die Niederlage der Nordkore-

aner schon jetzt besiegelt. Der Schuß, den sie vermeintlich so umsichtig geladen hatten, ist gründlich hinten hinausgegangen; statt Südkorea zu gewinnen, verlieren sie nun sogar ihren eigenen Staat und geraten selber unter die Herrschaft des feudal-reaktionären Regimes, das zu stürzen sie ausgezogen waren.

Was an diesem ganzen Geschehen besonders auffallen mußte, war die zynische Selbstverständlichkeit, mit der die Sieger, gemäß einem förmlichen Beschluß der Vereinten Nationen, die «Staatsgrenze» des 38. Breitengrades auf die Seite schoben. Als die Nordkoreaner im Juni nach Süden vorstießen mit dem Anspruch, sich damit innert der Grenzen eines tatsächlich immer noch einheitlichen koreanischen Gesamtstaates zu bewegen, da wurde von den Vereinigten Staaten und der ihnen hörigen UNO die Trennung Koreas in zwei Teile mit ungeheurem Propagandagetöse gerade als die entscheidende völkerrechtliche Tatsache erklärt und das nordkoreanische Unternehmen als frevelhafter Angriff auf einen friedfertigen, selbständigen Nachbarstaat gebrandmarkt. Jetzt, wo es die UNO-Armee ist, die im Angriff liegt, finden Amerika und seine Parteigänger plötzlich, der 38. Breitengrad, auf dessen Überschreitung durch die Nordkoreaner sich das ganze Eingreifen der Vereinten Nationen aufgebaut hatte, sei «in Wahrheit rechtlich nie eine anerkannte politische Grenze gewesen». Rechtlich und politisch sei vielmehr sowohl von Rußland wie von Amerika «gerade die *Einheit* des koreanischen Gesamtgebietes als eines selbständigen Staatsgebildes erklärt und zugesichert und damit die politische Bedeutungslosigkeit der künstlichen Abgrenzung von vornherein festgelegt worden». («National-Zeitung» Nr. 450.) Die Heuchelei der ganzen UNO-Juristerei hat sich damit wider Willen selber entlarvt. Mag man die Überschreitung des 38. Breitengrades durch die südkoreanischen und amerikanischen Truppen mit *militärischen* Gründen rechtfertigen — dagegen ist technisch kaum etwas einzuwenden. Wenn man nun aber eine Grenze zwischen Nord- und Südkorea auch in *rechtlicher* und *politischer* Beziehung als nicht vorhanden erklärt und mit dem genannten Basler Blatt der Meinung ist, die Frage dieser künstlichen Grenze sei, als die UNO-Armee sie erreicht habe, «von einer übergeschäftigen Publizistik unnötig dramatisiert worden», dann muß man vernünftigerweise auch anerkennen, daß die gleiche Publizistik die Bedeutung dieser Grenze ebenso gewaltig übertrieben hat, als es galt, das Vorgehen der Nordkoreaner als schweres internationales Verbrechen anzuprangern und einen Rechtsboden für das amerikanische Eingreifen gegen Nordkorea zusammenzuzimmern.

Was weiter! Aber nun — was soll mit Korea weiter geschehen? Darüber liegt noch völliges Dunkel, soviel Vorschläge und bereits auch Beschlüsse darüber schon vorliegen. Das Dunkel ist sogar noch viel größer und gefahrenerfüllter als es zur Zeit des nordkoreanischen Angriffes auf das Südland war. Wieder einmal zeigt sich, daß

Krieg keine Lösung für Völkerkonflikte ist; der militärische Sieg Amerikas hat vielmehr die Koreafrage nur noch schwerer lösbar gemacht, als sie es vor dem Juni 1950 war, wenn sie auf dem Boden, auf den sie jetzt gestellt worden ist, überhaupt noch lösbar ist. Denn die Gefahr ist groß, daß jetzt in Korea Politik gemacht wird, wie MacArthur, der Nationalheld des amerikanischen Imperialismus, es will, und nicht wie Vernunft und Gerechtigkeit es verlangten: im Sinn einer radikalen Wirtschafts- und Bodenreform und einer auf den Mehrheitswillen des Gesamtvolkes gestützten politischen Neuordnung des wiedervereinigten Korea. Bereits hat ja der siegreiche amerikanische General den vertriebenen Präsidenten von Südkorea, Syngman Rhee, feierlich wieder in sein Amt eingesetzt, dabei frech lästernd: «In tiefer Dankbarkeit gegen den Allmächtigen, der unseren Waffen diesen entscheidenden Sieg beschert hat, fordere ich alle Anwesenden auf, sich zu erheben und mit mir das Gebet unseres Herrn zu sprechen.» Das Vaterunser inmitten rauchender Trümmer und nach einem grauenhaften Gemetzel, das der Vorbeter selber befehligt hatte![1]

Was von einem durch MacArthur neuaufgerichteten und auf Nordkorea ausgedehnten Regime Rhee zu erwarten wäre, kann man sich nur mit Schrecken vorstellen: Rache an den Kommunisten (die Londoner «Times» meldet bereits entsetzliche Greuel, die die Südkoreaner in Nordkorea verübten), Rückgängigmachung der Landreform, Wiederbefestigung der Macht der alten, verderbten Herrenklasse, ständige Bedrohung Chinas und der Sowjetunion, vielleicht sogar Heraufbeschwörung eines dritten Weltkrieges auf der politischen Linie Tschiang Kai-Sheks, der sich ja auch an die Hoffnung auf einen Zusammenstoß von Ost- und Westblock klammert in seinem verzweifelten Bemühen, doch noch einmal an die Macht zu kommen. Ob aber die amerikanische Regierung Rückgrat genug hat, um ihrem von neuem Kriegsruhm umstrahlten Statthalter im Fernen Osten endlich den Meister zu zeigen, besser: ob die anderen UNO-Staaten soviel Selbständigkeit gegenüber ihrem nordamerikanischen Patron aufbringen, um diesen in seiner Ostasienpolitik auf einen *neuen* Weg zu bringen, das ist mehr als fraglich. «Es ist schwer», seufzt der «New Statesman» (7. Oktober), «der Dienste eines siegreichen Oberbefehlshabers zu entraten, und ebenso schwer, ihn zu verhindern, die Früchte des Sieges durch politische Unnachgiebigkeit zu verschleudern. Im Falle von General MacArthur müssen die Vereinten Nationen der Tatsache ins Auge sehen, daß eine Beendigung des Krieges mit einem verlängerten Syngman-Rhee-Regime lediglich den Beginn der Vorberei-

[1] Wie «The Christian Century» (15. September) berichtet, hat die amerikanische Bibelgesellschaft 50 000 Exemplare der Evangelien und der Apostelgeschichte sowie 100 000 Exemplare der Bergpredigt (!) in koreanischer Sprache nach Korea verschifft. Werden sich die Koreaner um die Bergpredigt reißen und sich in Massen zur Taufe auf das MacArthur-Christentum drängen?!

tungen für einen weiteren Krieg darstellen würde — die grausamste Verhöhnung jedes amerikanischen und britischen Soldaten, der in Korea gestorben ist. Nicht nur Pandit Nehru, sondern acht Mächte unter Führung Englands treten offen gegen diese gefährliche Tollheit auf» — mit wieviel Ernst und Erfolg, wird sich ja weisen[2].

Die Gefangenen MacArthurs Wenn es jetzt die Regierungen der UNO-Staaten so schwer haben, in Korea eine weitsichtige Reform- und Friedenspolitik durchzusetzen, so liegt der Grund natürlich in dem Umstand, daß sie sich schon viel zu willig vor den Wagen MacArthurs und der amerikanischen Aktivistenpartei haben spannen lassen, als daß sie sich nun so ohne weiteres wieder davon losmachen könnten. Jawohl, im vergangenen Januar schien es, als habe die amerikanische Regierung mit MacArthurs Ostasienpolitik mindestens in der Formosafrage grundsätzlich gebrochen. Washington schien willens, Tchiang Kai-Shek endgültig fallenzulassen und sich mit der Tatsache eines kommunistischen China schlecht und recht abzufinden. Aber es schien nur so. MacArthur bereitete unverdrossen seine Revanche vor. Anfang Juni durfte er bei seinen Tokioter Besprechungen mit General Bradley, dem Chef der Vereinigten Wehrmachtsstäbe, und mit Verteidigungsminister Johnson feststellen, daß diese beiden höchstgestellten Persönlichkeiten völlig für seine Politik gewonnen waren, die auf zwei unabdingbaren Grundforderungen beruht: 1. Formosa und Japan müssen dauernd in den amerikanischen «Verteidigungsring» um den Stillen Ozean herum eingegliedert werden, und 2. jeder weiteren Ausdehnung des Kommunismus in Asien, wo es auch sein mag, muß mit militärischer Gewalt entgegengetreten werden, auch auf die Gefahr eines neuen Weltkrieges hin, der von den Vertretern dieser Doktrin ohnehin als unausweichlich angesehen wird. Und als dann wenige Wochen darauf die nordkoreanische Armee zu ihrem Vorstoß nach Süden ansetzte, da hatten MacArthur und seine Leute gewonnenes Spiel. Unter ihrem Druck und in der Furcht vor einer innenpolitischen Niederlage in diesem Wahljahr — die Republikanische Partei scheut ja vor keinem Mittel zurück, um die demokratische Regierung als kommunistenhörig zu denunzieren — schwenkten der Präsident und sein Außenminister aufs neue um, in der Richtung auf die frühere Politik des militärischen und wirtschaftlichen Eingreifens gegen die soziale Revolution in Ostasien.

In seiner Erklärung vom 27. Juni 1950 kündigte darum Präsident Truman ein Eingreifen der Vereinigten Staaten nicht nur in Korea, son-

[2] Die Schmeicheleien, mit denen MacArthur anläßlich seiner Begegnung mit Präsident Truman überschüttet wurde, geben einen Begriff von dem Grade des Willens der Zivilisten, dem General seine Linie mit kräftiger Hand vorzuzeichnen. MacArthur hatte wirklich allen Grund, zufrieden festzustellen: «Kein Heerführer hat je eine so vollständige und hervorragende Unterstützung erhalten wie ich von seiten der Dienststellen in Washington.»

dern auch auf Formosa und nötigenfalls in Indochina und auf den Philippinen an. (Die Franzosen, die in *Indochina* jetzt so schwere Schlappen erleiden, nehmen ihn prompt beim Wort und verlangen dringend Geld- und Truppenhilfe für ihren «schmutzigen Krieg» gegen die Freiheitsbewegung des Viet Minh.) Und wenn die UNO hintendrein dem Koreakrieg auch ein pazifistisches Mäntelchen umhängte, so war damit der machtpolitisch-gegenrevolutionäre Charakter des amerikanischen Unternehmens doch nur für diejenigen verschleiert, welche — die Welt will eben betrogen sein — ihn nicht sehen *wollen*. Der Sieg MacArthurs in Korea ist deshalb, entgegen der weitläufigen oberflächlichen Auffassung, kein Triumph des Grundsatzes der kollektiven Friedenssicherung; er ist ein Triumph der konservativ-reaktionären Kräfte in den Vereinigten Staaten und des amerikanischen Pazifik-Imperialismus, der über Korea hinweg tatsächlich auf das kommunistische China und die Sowjetunion zielt. Gewiß, Nordkorea hat, wie das schon so oft in der Geschichte der revolutionären Bewegungen vorgekommen ist, die ihm gewaltig überlegenen Kräfte der Gegenrevolution höchst unbesonnen selbst herausgefordert, aber an dem sozialen Hintergrund des Kampfes um Korea, der für die Beurteilung seiner Wesensart entscheidend ist, vermag das nicht das geringste zu ändern. Und all diejenigen, die das militärische Eingreifen der UNO in Korea begrüßt haben, sind in ernster Gefahr, als Gefangene ihrer kurzsichtigen Nachgiebigkeit gegenüber der Gewaltpolitik MacArthurs mitzuhelfen, die Welt in neue, vielleicht noch viel weiter ausgreifende Kriegsabenteuer zu stürzen. «Denn der Weltfrieden», so schreibt Kenneth Leslie im amerikanischen «Protestant» (Juli/August/September-Heft), «ist kein Traumgebilde von Kartenspielern. Er ist nichts Abstraktes. Er kann keinen Bestand haben, solange der Krebs des Kolonialismus ihn zerfrißt.»[2a]

Umkehr tut not Vor der neuen Kriegsgefahr warnt mit besonderer Eindringlichkeit auch ein Flugblatt des amerikanischen Zweiges des Internationalen Versöhnungsbundes, das wir um seiner Klarheit und Folgerichtigkeit willen gern etwas ausführlicher wieder-

[2a] Diejenigen, die den sozialrevolutionären Charakter des nordkoreanischen Krieges in den Hintergrund schoben, um sich in die Front der «Verteidiger des Weltfriedens» einreihen zu können, gleichzeitig aber doch die nordkoreanische Aktion als Teil der gesamtasiatischen Revolution zu sehen suchten, weil sie eben ihr sozialistisches Bekenntnis nicht einfach verleugnen wollten, verwickeln sich immer mehr in unlösbare Widersprüche. So Fenner Brockway, der langjährige Sekretär der einstigen, sehr antiimperialistischen *Unabhängigen* Labourpartei, der jetzt als Abgeordneter der *offiziellen Labourpartei* die Koreapolitik der Regierung Attlee und damit der Vereinigten Staaten brav mitmacht. «Wir stehen so», schreibt er in der Neuyorker «Nation» etwas verlegen, «vor dem Widersinn, daß wir zwar die Geschichte für uns haben, wenn wir (durch militärisches Eingreifen in Korea. H. K.) einer Ausdehnung des Krieges wehren, aber die Geschichte gegen uns haben, wenn wir der Ausdehnung der asiatischen Revolution wehren. Unser Vorgehen kann nur gerechtfertigt werden, wenn es auf die Erreichung des ersten Zieles beschränkt wird.»

geben[3]. Der Koreakrieg, so wird hier festgestellt, bedeutet, daß Rußland und Amerika in einen weltweiten militärischen Machtkampf verwickelt sind und daß die Regierung der Vereinigten Staaten ihr Volk tatsächlich auf die Austragung eines dritten Weltkrieges festgelegt hat. «Die Politik, die das Eingreifen in Korea im einen Zeitpunkt ‚unvermeidlich' und zu einer Sache der ‚nationalen Ehre' machte, wird zu einem andern Zeitpunkt auch den allgemeinen Krieg ‚unvermeidlich' und zu einer Sache der ‚nationalen Ehre' machen.» Die herrschende Meinung, wonach der Krieg, der in Korea nun in sein «Schießstadium» eingetreten sei, der Verteidigung christlicher und demokratischer Werte gegen den Kommunismus diene, wird als irrig abgelehnt:

«Zwei Weltkriege haben bewiesen, daß der Krieg dem Kommunismus nicht Einhalt gebietet. Der Krieg gibt im Gegenteil dem Kommunismus erst seine Chance ... Das sicherste Mittel, um Asien an Stalin auszuliefern, besteht tatsächlich darin, den Kampf gegen die kommunistische Lebensform gleichbedeutend mit einem Krieg amerikanischer Truppen auf asiatischem Boden zu machen ... Der Krieg kann, sicherlich in seiner modernen Form, die Demokratie nur vergiften und zerstören. Christen oder Menschenfreunde, die Atombomben gebrauchen, strafen ihre eigenen Bekenntnisse Lügen, bewirken einen Riß in ihren Seelen und fügen sich selbst eine abgründige geistige Niederlage zu.»

Die Truman-Doktrin, die nun auch in Korea zur Anwendung gekommen sei, also die Lehre, daß die Sowjetunion und der Kommunismus mit militärischer Gewalt eingedämmt werden müßten, sei, so fährt das Schriftchen fort, nicht der Weg zum Frieden, sondern führe uns nur immer tiefer in den Krieg hinein:

«Psychologisch und geistig ist es unmöglich, Kriegs- und Friedenspolitik zur gleichen Zeit zu betreiben. Und doch erheben sich eben jetzt wieder Stimmen, daß Kriegführen tatsächlich Friedemachen bedeute. In unserem innersten Herzen müssen wir wissen, daß dies eine Lüge ist ... Die Kirche kann nicht der Kanal des reinen und friedfertigen Geistes ihres Herrn sein, wenn sie weiterhin mit dem Krieg paktiert. Wir bitten den Weltkirchenrat, die verschiedenen Glaubensgemeinschaften und örtlichen Kirchen in unserem Land und in anderen Staaten, alle Kriegführenden zu einem sofortigen Waffenstillstand aufzufordern und auf eine Vermittlung in den grundlegenden Streitfragen zwischen Ost und West zu drängen.[3a]»

Das kann es nun aber natürlich gerade *nicht*. Die entscheidende Triebkraft des amerikanischen Eingreifens in Korea (wie in Formosa, Indochina usw.) ist ja eben der Wille, der Ausdehnung der asiatischen Revolution mit Waffengewalt entgegenzutreten; dem siegreichen amerikanischen Imperialismus nun in den Arm fallen und ihm die Früchte seiner Mühen und Opfer entreißen zu wollen, ist darum naiv im höchsten Grad. Man kann sich für die soziale Revolution in Asien nur einsetzen, wenn man die Lüge der «Intervention zur kollektiven Friedenssicherung» zurückweist.

[3] Es ist zu beziehen bei der Fellowship of Reconciliation, 21 Audubon Avenue, New York 32.

[3a] Daß eine solche Verständigung zwischen Ost und West als einen Hauptpunkt die *Abkehr vom ganzen Kolonialismus und Imperialismus* der weißen Rasse einschließen müßte, ist gewiß auch die Meinung der Verfasser des Flugblattes des amerikanischen Versöhnungsbundes. Nur darf dann diese Abkehr eben nicht bloß eine solche in schönen Worten sein, sondern muß mit der Tat und in Wahrheit erfolgen. Das muß auch von der Rede gesagt werden, die Präsident Truman jüngst in San Fran-

Unsere politischen und militärischen Führer — und das ist der äußerst bemerkenswerte Schluß des Aufrufes — werden aber vom Kriegführen nicht abstehen und keinen neuen Kurs einschlagen, «wenn das Volk es nicht unmißverständlich klar macht, daß es einfach keinen weiteren Krieg unterstützen oder mitmachen wird und daß es Frieden will, nicht Krieg im Namen des ‚Friedens'.»

«Es gibt Massen von Menschen, die den Frieden begehren, aber nicht klar kundgetan haben, daß sie nicht mehr kämpfen, Kriegswaffen herstellen oder Kriegsgewinne annehmen werden. Diese Menschen sind noch nicht bereit, die erste Anzahlung auf den Frieden zu machen, nämlich einzeln und öffentlich aufzustehen und sich gegen den Krieg und für den Frieden einzusetzen. Sie teilen mit ihren Führern die Verantwortung für die Kriegssünde.

Es wird etwas kosten, wenn einer seiner Familie und seinen Nachbarn sagt, er sei fertig mit dem Krieg... Wenn es (aber) keine Menschen mehr gibt, die bereit sind, notfalls allein zu handeln, dann ist die Demokratie tot. Anderseits wird jeder, der den Glauben und moralischen Mut hat, um aus den Reihen der Armeen herauszutreten, die der Zerstörung entgegenmarschieren, einem andern Mut machen, ebenfalls allein zu stehen, und dieser wieder einem andern, bis in Bälde die Menschen wieder gemeinsam in Frieden und Freiheit aufbauen, statt in den Tod zu marschieren.»

Kriegsvorbereitung Das ist die Stimme des «anderen» Amerika, die, so schwach sie auch geworden ist, doch nicht einfach erstickt werden kann. Das *herrschende* Amerika fährt inzwischen unter dem Vorwand, damit den Frieden immer besser zu sichern, immer großzügiger fort, den nächsten Krieg vorzubereiten. Die amerikanische Armeeleitung teilte unlängst voller Befriedigung mit, daß sie für Waffen, Panzer und Munition jetzt sechsmal soviel ausgebe, als vor dem Eingreifen in Korea geplant war. Für die Aufrüstung der Atlantikpaktmächte — mit denen jetzt als «zugewandte Orte» auch Griechenland und die Türkei verbunden sind — wird von den Vereinigten Staaten viermal soviel aufgewendet als ursprünglich vorgesehen war. Und diese Kriegsrüstung wird, nicht zuletzt unter dem Druck des daran interessierten Rüstungskapitals, noch fortwährend höher und höher hinaufgetrieben. Ein in der Wochenschrift «Look» (10. Oktober) erschienener Aufsatz von Richard Wilson setzt sich insbesondere auch für eine außerordentliche, ja zunächst geradezu phantastisch erscheinende Steigerung der Atombombenproduktion ein. Amerika solle nicht bloß über ein paar

---

zisko hielt, und in der er die Vereinigten Staaten als Träger der «wirklich revolutionären», weil freiheitlichen Kräfte in der Welt feierte, während der Kommunismus die «reaktionärste Bewegung unserer Tage» sei. Die Völker Asiens müßten darum vor der «falschen Revolution» des Kommunismus auf der Hut sein und sich der «freien Welt» zuwenden, die ihnen wirkliche Hilfe — sozial, wirtschaftlich und politisch — bringen werde. Das glaubt kein einziger Asiate, der nicht selber an der Aufrechterhaltung der alten Ordnungen interessiert ist. Die Tatsache, daß Amerika und weithin auch seine Verbündeten diese alten Ordnungen überall unterstützen, also Träger der *Gegenrevolution* sind, straft ihren Anspruch Lügen, Bringer einer neuen Ordnung in Asien zu sein.

hundert, sondern über 15 000 bis 20 000 Atombomben verfügen können, zumal die neuesten Fortschritte der Kriegstechnik es ermöglichten, Atomgeschoße auch durch schwere Artillerie oder als ferngelenkte Raketen abzufeuern. Und wenn man meine, Amerika vermöge die Kosten der Herstellung einer solchen Riesenmenge von Atombomben niemals zu tragen, so müsse man sich klar machen, daß — wie der Mann kühl vorrechnet — eine einzige Atombombe zum Preis von 5 Millionen Dollar nicht teurer sei, aber mindestens ebensoviel Menschen umbringen und Sachschaden anrichten könne wie 1000 gewöhnliche Sprengbomben zu 5000 Dollar, wobei gegenüber dem Masseneinsatz solcher Normalbomben erst noch amerikanische Menschenleben (bei den Bombardierungsmannschaften nämlich) gespart würden.

Der Gedanke, den Vereinigten Staaten auf diese Weise von vornherein die erdrückende militärische Überlegenheit über die Sowjetunion und damit tatsächlich die Weltherrschaft zu verschaffen, wird jetzt in führenden wissenschaftlichen und politischen Kreisen Amerikas tatsächlich allen Ernstes erörtert. Aber wiederum muß gesagt werden, daß im Falle seiner Verwirklichung der Schritt zum *Präventivkrieg* nicht mehr weit wäre. Wie gefährlich nahe für die amerikanische Kriegs- und Staatsführung die Idee des Zuvorkommens andauernd liegt, gab kürzlich auch das «Wallstreet Journal», also ein Hauptorgan der großen amerikanischen Geschäftswelt, unumwunden zu, als es schrieb:

«Auch in Demokratien sind schon Kriege heraufbeschworen worden, um die Dinge wieder in Ordnung zu bringen. . . Ob wir nun gern daran denken oder nicht: Es kann ein Zeitpunkt kommen — wenn wir blöd geführt werden —, da der herrschende Zustand so unerträglich wird, daß auch der Krieg von vielen Leuten als Erlösung von der bisherigen Spannung begrüßt wird.

. . . Es ist eine volkstümliche Selbsttäuschung, daß eine Demokratie nicht aggressiv sein könne. Aber ein freies Volk kann eben gewaltsam in die Aggressivität hineingestoßen werden. Und es kann auch sachte in sie hineingeführt werden. Man braucht in Washington nicht weit herumzuschauen, um zu finden, daß die Vorhersage, der dritte Weltkrieg sei unvermeidlich, wenn er nicht tatsächlich schon begonnen habe, mit stoischer Gelassenheit hingenommen wird.»

Die Gefahr, daß die amerikanische Regierung einen allgemeinen Krieg mit irgendeiner plausiblen Begründung willentlich auslösen könnte, ist zwar zurzeit gering, besonders seit der ebenso ehrgeizige wie bedenkenlose Louis Johnson als Wehrminister durch den besonnenen General Marshall ersetzt wurde. (Der Marineminister Matthews, der sich öffentlich für einen «Angriff zu Friedenszwecken» ausgesprochen hat, ist noch immer im Amt.) Anderseits kann aber gerade die Achtbarkeit General Marshalls dem Frieden zum Verhängnis werden, wenn sie in einer bestimmten Lage, die den Präventivtheoretikern günstig scheint, dazu dienen sollte, eine amerikanische Außenpolitik zu decken, die mit der Eigengesetzlichkeit der hinter ihr wirkenden dämonischen Kräfte schließlich doch zum Krieg treibt, wenn auch wider den Willen der «führenden» Männer, die zu stoßen glauben und doch gestoßen werden.

Wie weit die Dinge schon gediehen sind, zeigt nicht zuletzt das heftige Drängen Amerikas auf schleunige *Wiederbewaffnung Westdeutschlands* im Rahmen einer allgemein westeuropäischen Armee. Man kann dieses Drängen kaum mehr anders erklären als aus der Überzeugung der amerikanischen Staatsführung, daß ein Krieg mit der Sowjetunion auf die Länge ja doch nicht zu umgehen sei und daß im Hinblick darauf auch die Risiken, die eine Wiederherstellung der deutschen Militärmacht unzweifelhaft in sich schließe, in Kauf genommen werden müßten. Noch stemmen sich die Franzosen gefühlsmäßig gegen diese Schlußfolgerung; aber als logisch begabtes Volk werden sie sich der zwingenden Kraft des Argumentes nicht entziehen können, daß auch die Westdeutschen selbst, als unmittelbare Anstößer an die Sowjetzone, zum Einsatz gegen Rußland herangezogen werden müßten, *wenn* man schon überzeugt sei, daß ein Zusammenstoß der beiden Weltblöcke mehr und mehr in die Nähe rücke. Und vielleicht wird schon die neue Tagung des Atlantischen Verteidigungsrates, die auf Ende Oktober anberaumt ist, den Auseinandersetzungen zwischen den «Großen Drei» ein Ende machen in Gestalt eines Einlenkens Frankreichs — das sich den Luxus einer Auflehnung gegen seinen großen Geldgeber nicht lange leisten kann — auf den amerikanischen Kurs. (England macht ja schon längst keine ernstlichen Schwierigkeiten mehr.) Wenn man *keine* Wiederaufrüstung Deutschlands will, dann darf man eben den Kommunismus überhaupt nicht mit militärischer Machtentfaltung «eindämmen» wollen und die Sowjetunion nicht ständig unter stärkstem Druck halten. Und dann darf man den Westdeutschen auch nicht erlauben, ihre immer hemmungsloser betriebene Propaganda gegen die Oder–Neiße-Grenze fortzusetzen; denn daß Deutschland die an Polen verlorenen Gebiete höchstens durch einen Krieg zurückgewinnen könnte, ist wohl auch dem harmlosesten Deutschen völlig klar. Können sich aber die Westalliierten nicht zu einer solchen Änderung ihrer Politik entschließen, beharren sie also darauf, den Teufel Kommunismus mit Atombomben und Panzerdivisionen auszutreiben, dann müssen sie auch den Beelzebub Militarismus wieder hereinlassen und nicht nur in Deutschland, sondern überall die politisch-soziale Reaktion, ja den Faschismus als Bundesgenossen gegen den Kommunismus anwerben. Das ist die unerbittliche Logik des amerikanisch-westmächtlichen Machtkampfes gegen die soziale Revolution, eine Logik, die nur denjenigen widersinnig vorkommt, die noch immer meinen, es gehe bei diesem Kampf um die Rettung der wirklichen Menschen- und Volksfreiheiten, und nicht sehen wollen, daß für die Beherrscher der westlichen Welt der große Feind die Bewegung für eine radikale Neugestaltung der Wirtschafts- und Eigentumsordnung ist und die zu rettende Freiheit vor allem die Freiheit des kapitalistischen Unternehmertums.

Der „innere Feind" Hand in Hand mit der militärischen Aufrüstung gehen überall die Unterdrückungsmaßnahmen gegen den jeweiligen «inneren Feind»: gegen die «Saboteure» und «Agenten des Imperialismus» in den Ländern des Ostblocks, gegen die Kommunisten und sonstigen «Agenten Moskaus» in denen des Westens. Führend ist im «demokratischen» Lager natürlich wieder *Amerika*. Die dortige Lage wird nicht übel von George Seldes gekennzeichnet, dem bisherigen Redaktor der einzigartigen Wochenzeitung «In Fact», die sich — ein neues, beunruhigendes Zeichen — nun gezwungen sieht, ihr Erscheinen einzustellen, nachdem sie zehn Jahre lang einen tapferen und nicht einfach vergeblichen Kampf gegen die Lügen, Entstellungen und Verschweigungen der Geschäftspresse geführt hat. «Die Hexenverfolgung von 1950», so schreibt Seldes («In Fact», 2. Oktober), «ist hundertmal ärger als die der zwanziger Jahre, der Tage der Palmerschen Strafexpeditionen und der Massenverhaftungen Fremdbürtiger . . . Es gibt keinen Protest, keine Empörung. Oder doch nur sehr wenig. Die Menschen sind tödlich eingeschüchtert. Die wirklichen amerikanischen Faschisten, die als Patrioten verkleideten, diejenigen, die Huey Longs Vorhersage erfüllen: ‚Wir werden in Amerika sicher den Faschismus haben, aber er wird als Amerikanismus getarnt kommen', haben es fast unmöglich gemacht, daß noch jemand offenen Protest gegen den Vormarsch des Faschismus erhebt. Jeder, der heutzutage Antifaschist ist, wird als Kommunist gebrandmarkt, und da die Nation mit dem Kommunismus im Krieg steht, wird auch das Wort ‚Verräter' gebraucht. Für *einen* Kommunisten, der von den Reaktionären angegriffen wird, fallen zehn Liberale als Opfer.»

Ein Niederschlag dieser Terrorstimmung ist das neue Kommunistengesetz, das die Kommunistische Partei zwar noch nicht förmlich verbietet, aber ihre Mitglieder und wirklichen oder angeblichen Freunde unter schärfste Überwachung und die Drohung mit dem Konzentrationslager stellt. «Selbstverständlich kannte die Mehrheit (der amerikanischen Bundesversammlung) das Gesetz nicht in seinem Wortlaut», bemerkt der Neuyorker Korrespondent der «National-Zeitung»; immerhin hatte Präsident Truman es gelesen und dann auch, wenngleich erfolglos, sein Veto dagegen eingelegt, sei es doch, wie er in seiner Begleitbotschaft sagte, «ein Spott auf unsere Grundrechte und auf unseren Anspruch, in der Welt für die Freiheit einzutreten.»[4]

In *England* sind bisher alle Versuche, ähnliche Ausnahmegesetze durchzudrücken, an der überlieferten freiheitlichen Grundhaltung von Volk und Parlament gescheitert, wobei allerdings dahingestellt bleibe, ob

[4] Eher komisch wirkt der Versuch der Stadtväter von Birmingham (Alabama), Kommunisten das Betreten des Gemeindebodens bei Strafe zu verbieten. Als Kommunisten sollen dabei auch Personen gelten, die mit jemandem angetroffen werden, der Mitglied der Kommunistischen Partei oder einer ihr nahestehenden Organisation ist oder gewesen ist.

dieser Liberalismus auch standhalten würde, wenn in England eine kommunistische Bewegung von größerem Ausmaß aufkäme. Der Kampf gegen die Kommunisten hat sich infolgedessen im wesentlichen auf die «Säuberung» der Verwaltung, gewisser Lehrkörper, der Gewerkschaften usw. von «staatsgefährlichen Elementen» beschränkt, wenn es auch zu denken gibt, daß der Leiter der größten Gewerkschaft des Landes, Arthur Deakin, Präsident des Transportarbeiterverbandes, neuerdings ein regelrechtes Kommunistenverbot verlangt.

Um so mehr steht gegenwärtig in *Frankreich* der Kampf gegen den Kommunismus mit staatlichen Machtmitteln im Vordergrund der innenpolitischen Auseinandersetzungen. Die ebenso geniale wie brutale Hauptwaffe soll dabei das von der Regierung eingebrachte neue Wahlgesetz bilden, durch das man die kommunistische Vertretung in der Nationalversammlung mit *einem* Schlag auf höchstens einen Drittel des bisherigen Bestandes herabdrücken zu können hofft. Doch wissen einige nichtkommunistische Parteien recht gut, daß hier ein zweischneidiges Schwert geschmiedet wird, das zum Beispiel auch die katholischen Volksrepublikaner und die Sozialisten treffen könnte, so daß über die Weisheit des ganzen Planes noch etwelche Meinungsverschiedenheiten bestehen. Inzwischen bereitet der sozialistische (!) Verteidigungsminister Moch ein Gesetz vor, das gegen die Kommunisten auch aus Freiwilligen bestehende Orts- und Betriebswehren aufbieten will, aber sogar in den Reihen seiner eigenen Partei Widerspruch findet. «Es bedarf», so wird dem «Volksrecht» aus Paris geschrieben, «keiner großen Phantasie, um zu erkennen, daß diese Freiwilligen sich im wesentlichen aus faschistischen und reaktionären Elementen rekrutieren werden. Und die Demokratie, die der Verteidigungsminister mit so gefährlichen Waffen verteidigen will, wäre das erste Opfer dieser Operation.»

In *Westdeutschland*, wo man schon mangels einer freiheitlichen Überlieferung keine Hemmungen hat, die Kommunisten polizeimäßig zu unterdrücken, ist der Antikommunismus durch Hitler und Goebbels dem Volk erst recht derart eingetrichtert worden, daß er als politischer Grundtrieb sozusagen aller Schichten auch unter «republikanischem» Regime gelten kann. Er wird zudem nicht nur durch die Propaganda der westlichen Besetzungsmächte, sondern noch mehr durch den Anschauungsunterricht genährt, den das immer stärker mit Zwangsmitteln, Einschüchterung und Gehirnverkleisterung arbeitende Regime der ostdeutschen «Demokratie» bietet. Die sogenannten Wahlen zu verschiedenen politischen Körperschaften der Deutschen Demokratischen Republik, die am 15. Oktober abgehalten wurden, sind ein besonders abstoßendes Beispiel dieser Gleichschaltungspolitik, die den Menschen planmäßig zum Stimmvieh herabwürdigt und ein Hohn auf alle Selbstbestimmung und freie Willensbildung ist. Aber ich frage mich immer wieder, ob die Demokratie westlich-kapitalistischer Prägung, die dem Bürger die Illusion persönlicher und politischer Freiheit läßt und gleichzeitig durch zahllose Mei-

nungsfabriken von der Schule und Kirche über das Vereins- und Verbandswesen bis zu Presse und Literatur, Kino und Radio den Volkswillen auf etwas feinere Art formt und verfälscht, soviel moralischer ist als das zugegebenermaßen rohere und viel mehr in die Augen springende staatlich-kommunistische Gleichschaltungssystem. Die *Ergebnisse* der «freien Wahlen» in den bürgerlich-kapitalistischen Staaten, zum Beispiel in der westdeutschen Republik, wo die reaktionärste Klassenherrschaft erneut aufgerichtet worden ist und ein gefährlicher Nationalismus und Militarismus schon wieder kühn sein Haupt erhebt, diese Ergebnisse sind jedenfalls nicht geeignet, die ostdeutschen Kommunisten zu ermutigen, es nun auch einmal mit dieser Spielart der Demokratie zu versuchen. Im Munde der Adenauer, MacCloy & Cie. ist darum die Entrüstung über die ostdeutsche Volksdemokratie und der Lobpreis der «wahren», der westlichen Demokratie nur hohles Geschwätz, das nachzuplappern und damit die Geschäfte der klerikal-allbürgerlichen Reaktion zu besorgen wir keinen Anlaß sehen.

Das Zusammenspiel von (echter) Reaktion und (falscher) Revolution ist auch in *Österreich* zu beobachten, wo der verunglückte Generalstreik von Anfang Oktober, so gut er sachlich-wirtschaftlich begründet werden konnte, dank einer unglaublich unfähigen kommunistischen Führung die Stellung der «Ordnungsparteien» neuerdings außerordentlich gefestigt hat[5].

Daß in *Italien* der Antikommunismus ein Grundpfeiler des klerikal-konservativen Regimes ist, braucht hier nicht mehr weiter dargestellt zu werden. Sein Stoßtrupp wird, neben der Katholischen Aktion, logischerweise mehr und mehr der im Movimento Sociale Italiano organisierte Neufaschismus, dessen «Geist» das ganze öffentliche Leben des Volkes schon in bedenklichem Maße durchdrungen hat.

Erinnern wir aber doch wieder einmal an die allzugern übersehene Tatsache, daß hinter dem internationalen Antikommunismus als eine der treibenden Hauptkräfte der *Vatikan* und seine altgeschulte, erfahrene Diplomatie stehen. Das entspricht nicht allein der inneren Verfassung der Römischen Kirche und den Interessen der Gesellschaftsklassen, die sie vertritt, sondern auch der ganzen gegenwärtigen Weltlage. Rom hat ja seit dem ersten Auftreten des Kommunismus auf der Weltbühne besonders in Osteuropa gewaltig an Boden verloren, während anderseits in einer ganzen Reihe westeuropäischer Länder der gegenrevolutionär eingestellte Katholizismus entweder allein oder zusammen mit andern Parteien die Macht ausübt und in den Vereinigten Staaten, der Vormacht des Antikommunismus, der Katholizismus zusehends an Einfluß gewinnt.

---

[5] Denjenigen schweizerischen Sozialdemokraten, die nichts Gescheiteres zu tun wußten, als im Chor mit dem Bürgertum über einen geplanten «bolschewistischen Staatsstreich in Österreich» zu zetern, sollte man wieder einmal einen Kurs über *unseren* Generalstreik von 1918 geben, der ja vom schweizerischen Bürgertum *auch* als gewalttätiger Revolutionsversuch mit Moskauer Regie erklärt wurde.

«Der Vatikan», so schreibt Paul Blanshard in «The Nation», «gedeiht ausgezeichnet beim Antikommunismus, und seine Leiter sind schlau genug, um aus dem antikommunistischen Evangelium ein Hauptthema im Heiligen Jahr zu machen.»

Und Rußland! Wie aber, so fragen wir zum Schluß, reagiert die Sowjetunion auf diese ganze kommunismus- und sowjetfeindliche Weltbewegung? Alexander Werth gibt uns darüber im «New Statesman» bemerkenswerten Aufschluß. Die vorherrschende Meinung der Sowjetrussen, so sagt er, war bisher immer, daß ein kriegerischer Zusammenstoß zwischen der kapitalistischen und der kommunistischen Welt erst in dreißig oder vierzig Jahren zu erwarten sei. Inzwischen werde zwischen dem Sowjetblock und dem Atlantikblock ein annehmbares Gleichgewicht bestehen können, das der Sowjetunion erlaube, ihr gewaltiges wirtschaftliches und soziales Aufbauwerk erfolgreich weiterzuführen. (Das neueste dieser Art, das in sechs Jahren fertig sein soll, ist der 1100 Kilometer lange Turkestan-Kanal, der das ganze Wüstengebiet zwischen dem Amu Darja und dem Kaspischen Meer bewässern und in Baumwollpflanzungen und Weideland verwandeln soll.) Die massive Aufrüstung Amerikas und Westeuropas, eingeschlossen Westdeutschland, die Präventivkriegsreden in Amerika und die tatsächliche Atomisierung Koreas haben nun aber diese Auffassung schwer erschüttert. Man beginnt jetzt in Rußland ernsthaft mit einem Krieg schon für eine nahe Zukunft zu rechnen. Eine Reihe von Anzeichen spricht dafür, daß die Umstellung von der Friedensindustrie auf Kriegsproduktion in Bälde angepackt werden wird. Wahrscheinlich wird auch die Dezentralisierung der hauptsächlichen Kriegsindustrien in den nächsten Monaten erheblich beschleunigt werden. Kurz, man macht sich angesichts der forcierten Kriegsvorbereitungen und der ganzen gefahrdrohenden Stimmungslage in der antikommunistischen Welt allmählich auf das Schlimmste gefaßt, wenn man auch nicht verkennt, daß einflußreiche Kräfte, besonders in Amerika, gegen den Krieg arbeiten. Alexander Werth hält es für wahrscheinlich, daß Rußland nach den amerikanischen Novemberwahlen mit neuen, weitreichenden Friedensvorschlägen aufrücken wird; aber wird, so muß man sich fragen, diesen Vorschlägen ein anderes Schicksal beschieden sein als den früheren russischen Anregungen dieser Art? Wird nicht wieder alles, was aus Moskau kommt, von vornherein, ohne unvoreingenommene Prüfung, als bloße heuchlerische Propaganda, die nur auf die Verschleierung der sowjetischen Angriffsabsichten gerichtet sei, abgetan werden, sofern es sich nicht in den Rahmen des *amerikanischen* Friedens einfügt, den man in Washington und im Westen überhaupt allein als wirklichen Frieden gelten läßt?

Sicher ist, daß vom *militärischen* und *machtpolitischen* Standpunkt aus die Lage Rußlands zusehends schlechter wird. «Das legt», so meinte unlängst Dr. Adolf Gasser in einem Basler Vortrag, «die Möglichkeit eines

russischen Präventivkriegs nahe. Ein europäisch denkender Diktator würde unweigerlich jetzt zuschlagen, bevor die Gegner zu mächtig sind.» Daß Stalin *nicht* daran denkt, sich auf ein solches Verzweiflungsabenteuer einzulassen, wird indessen wohl auch im Westen ziemlich allgemein zugegeben. *Ein* Grund dafür, wahrscheinlich sogar der ausschlaggebende, wird die russische Überzeugung sein, die *wirtschaftliche* Entwicklung, auf die es letzten Endes vor allem ankomme, arbeite so eindeutig für den Sozialismus und gegen den Kapitalismus, daß die Sowjetunion allen Grund habe, einer Auseinandersetzung auf *militärischem* Boden so lange als nur möglich auszuweichen, auch wenn der Westen im Gefühl seiner wachsenden militärischen Schlagkraft Grund habe, eine solche Auseinandersetzung seinerseits zu suchen, solange Rußland wirtschaftlich noch nicht allzu sehr erstarkt sei.

Man ist zwar im Westen vielfach geneigt, anzunehmen, daß auch auf wirtschaftlichem Gebiet der Vorsprung der Westmächte über die Sowjetunion in der nächsten Zeit nur wachsen könne. (Vgl. z. B. das «Volksrecht» vom 11. Oktober, Volkswirtschaftliche Notizen.) Wie aber J. A. del Vayo in der Neuyorker «Nation» (2. September) mit Recht geltend macht, liegt dieser Meinung die gleiche kurzsichtige und voreingenommene Unterschätzung der russischen Leistungskraft zugrunde, die schon so viele, immer wieder grausam enttäuschte Spekulationen auf den Zusammenbruch der Sowjetunion verschuldet und insbesondere Hitler so gründlich das Genick gebrochen hat. Del Vayo stellt fest, daß der Aufbau des kriegszerstörten Rußland viel schneller vonstatten geht, als die westlichen «Sachverständigen» vorausgesetzt hatten, und daß «die Russen ein (wirtschaftliches) System entwickelt haben, das ihnen zweierlei erlaubt: die Wiederaufrüstung zu finanzieren und einen Rückfall in den Zustand von Elend und industrieller und finanzieller Krise zu vermeiden, wie er die ersten Jahre der Revolution begleitet hat». Die westeuropäischen Länder anderseits seien außerstande, gleichzeitig zur Kriegswirtschaft überzugehen und ihre gegenwärtige Lebenshaltung zu behaupten. «Westeuropa kann nicht tun, was Rußland tut, ohne eine Reihe von Krisen zu riskieren, die gerade das herbeiführen würden, was es vermeiden möchte: wirtschaftlichen Zusammenbruch, sozialen Aufruhr und den wahrscheinlichen Sieg des Kommunismus . . . Rußland kann tatsächlich, ohne einen Schuß abzufeuern, die westliche Koalition auf Jahre hinaus in einen Wirtschaftskrieg verwickeln ohne ernsthafte Folgen für sein Regime und seine Lebensform . . . Das sind die Tatsachen, welche die Strategen des Westens offenbar vergessen haben auf ihre Traktandenliste zu setzen.»[6]

---

[6] Raoul Crespin erwartet in der «Cité Nouvelle», dem Blatt der französischen Religiös-Sozialen, zunächst eher die Begünstigung des *Faschismus* durch die neue Rüstungskonjunktur. «Mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, so schreibt er, ist die westliche Welt in ihrer gegenwärtigen Wirtschafts- und Sozialverfassung nicht imstande, zwei Hasen auf einmal zu jagen. Mit der Anhandnahme der Aufrüstung ver-

Regen solche Feststellungen unsere von der antikommunistischen Hysterie befallenen guten Christen und Demokraten auf? Widersprechen sie allzu sehr ihrem Dogma, daß die Sowjetunion eine Angriffs- und Kriegspolitik betreibe, während die Westmächte einzig von Gedanken des Friedens und der bloßen Verteidigung erfüllt seien? Dann hören sie vielleicht einen Augenblick lang hin, wenn zwei Menschen von einem sehr verschiedenen räumlichen und geistigen Standort aus fast gleichzeitig und in ganz ähnlicher Gesamtschau zur Kommunismusfrage ein Wort sagen, das über die politische und religiöse Alltagspolemik hinauszuführen geeignet ist. Im sozialistischen Glasgower «Forward» (9. September) schreibt Naomi Mitchison, auf die Verhandlungen des Straßburger Europarates zurückblickend:

«Wahrscheinlich hoffen alle denkenden Europäer, gegenüber Rußland Zeit zu gewinnen. Wenn der Krieg noch zehn Jahre lang vermieden werden könnte, würden sich die Gefühle beruhigen und ein gewisses Maß gegenseitiger Verständigung möglich sein. In der Geschichte der Menschheit hat sich kein totalitäres Regime auf die Länge halten können... Doch müssen wir auch mit einer vorübergehenden Sowjetisierung aller europäischen Länder rechnen. Sie würde viele alte Übel hinwegschwemmen und könnte doch unsere besten Werte nicht zerstören. In Straßburg galt diese Meinung natürlich als eine arge Ketzerei. Doch besteht sie in manchen feineren Köpfen aller Schichten. Es ist aber zu befürchten, daß die Vereinigten Staaten dieses Europa zu «befreien» versuchen würden. Und das könnte auch für sehr viel *Gutes* das Ende sein.»

Und Arnold Lüscher findet in den «Eidgenössischen Blättern» (vom 15. September):

«Der Kommunismus ist jener Bewegung der Appenzeller zu Beginn des 15. Jahrhunderts stark verwandt. Eines ist klar: wenn der Westen die sozialen Probleme nicht in christlicher und damit freiheitlicher Weise zu lösen versucht, so wird der russische Kommunismus der Hammer Gottes sein, der — wie die französischen Revolutionäre — gebraucht wird, um veraltete Zustände und Anschauungen zu zertrümmern. Die Zeit verlangt das einfach. Der russische Kommunismus ist eine Bewegung, wie einst der Islam eine war, als die Christenheit einschlafen und ausruhen wollte. Es gibt auf dieser Welt keinen dauernden Stillstand. Gehen die Menschen nicht freiwillig vorwärts, so werden sie vorwärts getrieben. Und als Treibmaterial dienen vor allem Menschen und Bewegungen, die von Gott nichts wissen wollen.»

Was wir hier schon so manchesmal auch ausgesprochen haben! Haben wir nicht allen Grund, von *solcher* Erkenntnis aus unsere Stellung zum

---

zichtet sie vorläufig nicht nur auf jede soziale Verbesserung, sondern kann nicht einmal die Aufrechterhaltung des bisherigen Standes sichern. Geben wir uns darum keiner Täuschung hin: mit Ausnahme vielleicht von England geht Westeuropa wahrscheinlich einer schweren, anscheinend unlösbaren politisch-sozialen Krise entgegen. Das Gewicht der Aufrüstung wird zunächst und im wesentlichen auf denjenigen Bevölkerungsschichten lasten, die zugleich die ärmsten und dieser Aufrüstung feindlichsten sind. Alle Bedingungen für eine soziale Explosion werden so vereinigt sein. Ich weiß nicht, ob sie wirklich erfolgen wird. *Wenn* aber die Krise ausbricht, läßt mich alles annehmen, daß sie nicht *gelöst*, sondern *unterdrückt* werden wird. Werden wir zugeben, daß sich unter unseren Augen die Voraussetzungen für den Faschismus entwickeln?»

Kommunismus zu bestimmen und an seiner Überwindung zu arbeiten, statt in das (weltlich oder geistlich getönte) Geschrei über den gottlosen, despotischen Kommunismus einzustimmen und damit die Bewegung für die machtpolitisch-militärische Zerstörung des Kommunismus zu fördern, deren Durchbruch unser aller Ruin wäre?

17. Oktober. *Hugo Kramer.*

SCHWEIZERISCHE RUNDSCHAU

Feind Nr. 1 Es ist gegeben, daß auch die Schweiz von den in der großen Welt draußen wirkenden Kräften und Strömungen aufs stärkste bewegt wird, mehr als seit manchem Jahr schon. Und natürlich ist es vor allem die Grundwelle des internationalen *Antikommunismus*, die in besonders heftigen Stößen andauernd über unsere Ufer hereinflutet. Ein so ausgesprochen konservativ-besitzbürgerliches Volk wie das unsrige, das, wie ziemlich allgemein geglaubt wird, seine hohe Lebenshaltung — die höchste in der Welt — angeblich der «freien Wirtschaft» verdankt, ist begreiflicherweise gegen jede Bedrohung der herrschenden Ordnung doppelt empfindlich und stellt sich heute, da der Kommunismus und die soziale Revolution als die große Weltgefahr gelten, mit Ingrimm auf die Hinterbeine, um in Reih und Glied mit den andern «freien» Völkern die Werte der abendländisch-christlichen Kultur gegen den Einbruch des östlichen Untermenschentums zu verteidigen.

Das ist an sich nichts Neues. Die bürgerliche Schweiz hat schon von der Geburtsstunde der Sowjetunion an, schon seit Churchill den Interventionskrieg gegen die bolschewistische Revolution predigte und organisierte, und seit Mussolini, Hitler, Dollfuß und Pétain als Retter vor dem roten Chaos auftraten, alle gegen den Kommunismus gerichteten Bewegungen in den Nachbarländern — neutral gedämpft zwar — getreulich mitgemacht, so daß ihr Anschluß an die antikommunistische Weltfront von heute nur einer schon ordentlich alten Überlieferung und soweit wohlverständlichen Klasseninteressen entspricht. Neu ist nur, daß in dieser Bewegung nunmehr auch große Teile der *sozialdemokratisch* und *gewerkschaftlich* organisierten Volksgruppen mitgehen. Seit es einen modernen Sozialismus gibt, war es ja eigentlich ganz selbstverständlich, daß seine Bekenner die Auseinandersetzungen wie auf nationalem, so auch auf internationalem Boden als Teilerscheinungen des weltweiten Kampfes zwischen der alten kapitalistischen und der neu aufsteigenden sozialistischen Gesellschaft, zwischen sozialem Fortschritt und sozialer Reaktion, zwischen Revolution und Gegenrevolution erfaßten. Heute nun erleben wir aber, daß weit herum in den Sozialdemokratischen Parteien und den ihnen nahestehenden Gewerkschaften einfach die Losungen des Bürgertums übernommen und sogar noch verschärft werden, wonach sich der große Kampf der Zeit nicht mehr um den Gegensatz Kapitalismus — Sozialismus drehe, sondern um denjenigen zwischen Freiheit und Totalstaat, Demokratie und Diktatur, Recht und Gewalt, wobei der klassenmäßige Gehalt der Staats- und Gesellschaftsformen völlig ignoriert oder doch sehr in den Hintergrund geschoben und Freiheit, Menschenrecht und Demokratie ganz abstrakt-idealistisch verstanden werden, so wie es dem Klasseninteresse des Bürgertums entspricht, das ja den Klassencharakter der Gesellschaft und des Staates auch entrüstet als Lehre eines schnöden Materialismus leugnet. «Es ist nicht wahr», schrieb letzthin die «Berner Tagwacht» (Nr. 235), daß es sich (bei der Spannung zwischen West und Ost) um eine Auseinandersetzung zwischen zwei Wirtschaftssystemen handelt... Es geht genau wie in der Periode des Faschismus und Nationalsozialismus ausschließlich (!) um die Wahl zwischen Demo-

kratie oder Despotie.» Und andere Autoritäten belehren uns, die «einseitige Frontstellung gegen die Kapitalismus» sei von der Entwicklung längst überholt, weil sich der Kapitalismus mehr und mehr zum Guten gewandelt habe und unter seinem milden Szepter sich im ganzen recht gut leben lasse oder doch die Arbeiterschaft ihre Lage mehr und mehr verbessern könne.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Irrlehre dieses Neurevisionismus näher einzutreten. Die Feststellung genüge, daß sich ein solcher nach rückwärts revidierter «Sozialismus», der tatsächlich die Grunderkenntnisse jeden wirklichen Sozialismus preisgibt, in der sozialdemokratischen und besonders in der gewerkschaftlichen Bewegung bedenklich breit macht, daß alle irgendwie einflußreicheren Stellungen in den Organisationen, in der Presse, in den Behörden mehr und mehr mit zuverlässigen Revisionisten besetzt werden, daß all diejenigen, deren Sozialismus sich mit der neuen Lehre nicht gleichschalten läßt, prompt als Kommunisten oder mindestens Kryptokommunisten etikettiert und nach Kräften boykottiert oder ganz ausgeschaltet werden, daß jede Berührung mit kommunistisch beeinflußten Aktionen und Organisationen fast als Verrat gebrandmarkt wird, während selbstverständlich gegen noch so enge Zusammenarbeit mit rassenreinen Vertretern des kapitalistischen und klerikalen Bürgertums in Behörden und anderen Körperschaften nichts eingewendet wird und zu äußerst rechts außen stehende «Genossen», die von der bürgerlichen Presse ständig als Muster vernünftiger und patriotischer Sozialdemokraten herausgestrichen werden, durchaus nicht als unerträgliche Belastung oder Bloßstellung empfunden werden.

Wer untergräbt die Demokratie!

Es kann bei diesem ganzen politischen Klima, wie es derzeit in der Schweiz herrscht, durchaus nicht wundernehmen, daß in der jüngsten Volksabstimmung auch ein so wenig revolutionärer Vorstoß wie die Initiative für einen besseren *Schutz gegen die Bodenspekulation* als heimtückischer Anschlag auf das Privateigentum und als Vorstufe zur Sozialisierung der Landwirtschaft mit Wucht zurückgewiesen und bei weitem nicht einmal von denjenigen Bürgern unterstützt wurde, die sonst sozialdemokratisch zu stimmen pflegen. Und es nimmt erst recht nicht wunder, daß der Bundesrat es wagen konnte, jenen schandbaren Erlaß über die *Säuberung der Bundesverwaltung* von vertrauensunwürdigen «Elementen» herauszugeben, der ihn selber des Vertrauens aller noch freiheitlich gesinnten Bürger unwürdig macht. Gewiß, die Kommunisten können sich nicht über eine Aktion beklagen, die dem Grundsatz, wenn auch nicht dem Grade nach durchaus der Praxis kommunistisch regierter Staaten entspricht. Aber das ist es ja gerade: Man bekämpft hier den Kommunismus wieder mit einem Verfahren, das ganz und gar aus unfreiheitlichem, unduldsamem, gewalttätigem, sagen wir also: kommunistischem Geist geboren ist. Daß bis jetzt nur wenige Bundesbedienstete unter die Guillotine gekommen sind, ist keine Entschuldigung; auf *einen* Liquidierten kommen hundert andere, die eingeschüchtert und auf «kaltem» Weg ihrer staatsbürgerlichen Betätigungsfreiheit beraubt werden sollen. Denn daß es sich bei dem Erlaß des Bundesrats *nicht* um einen Schlag gegen die Rede-, Vereins- und Versammlungsfreiheit des eidgenössischen Personals handle (und das übrige öffentliche Personal wird durch das Vorgehen des Bundes indirekt mitbetroffen), diese Behauptung ist durch die Art und Weise der Anwendung des Erlasses von vornherein Lügen gestraft worden. Man denke nur an den Fall jenes Lausanner Postbeamten, den die Bundespolizei als Mitglied der Partei der Arbeit denunziert hatte, ohne daß er es wirklich war, der bisher nie zu den geringsten Klagen Anlaß gegeben hatte und erst vor kurzem noch von seinen Vorgesetzten zuhanden der Armee — er sollte zum Adjutanten befördert werden — ein vortreffliches Zeugnis ausgestellt bekommen hatte, trotz all dem aber Knall und Fall entlassen wurde — warum? Weil die Inquisitoren, die ihn verhörten, nachdem alle übrigen Verdächtigungen in sich zusammengebrochen waren, den Mann durch eine verfängliche Frage zu dem «Geständnis» verleiten konnten, daß er im Falle schwerer sozialer Ungerechtigkeiten zum Revolutionär werden könne, wenn er auch unter den gegenwärtigen Umständen keinen

Grund sehe, revolutionäre Methoden anzuwenden! So springt man heute mit treuen Beamten um, die irgendein Spitzel oder Übelwollender der Zugehörigkeit zur «Fünften Kolonne» beschuldigt, und den dann die Inquisition kunstgerecht erledigt, ohne daß der Verdächtigte — auch das entspricht ja ganz dem klassischen Muster — seine Ankläger oder auch nur die Anklagepunkte kennenlernen dürfte! Es ist empörend!

Zum Betrüblichsten bei dieser ganzen Sache gehört für mich, daß weder die Sozialdemokratische Partei der Schweiz noch die Gewerkschaften in ihrer Gesamtheit dem Vorgehen des Bundesrats mehr als bloß symbolischen Widerstand entgegengesetzt haben. Das «Volksrecht», das grundsätzlich, wenn auch nicht im Einzelnen, den Säuberungserlaß durchaus gutheißt, verlangt sogar, daß der Bund noch weitergehen und die Zugehörigkeit von Bundesbediensteten zur Partei der Arbeit wieder einfach verbieten solle. Erfreulich und überraschend ist hingegen, daß, im Gegensatz zu der lauen Haltung der deutschen Schweiz, in der Abwehr der Säuberungsaktion etwas von dem früheren Freiheitsgeist der welschen Schweiz wieder aufgewacht ist. Ein sonst so konservativ-regierungsfrommes Blatt wie die «Gazette de Lausanne» zum Beispiel machte aus seiner Verurteilung des bundesrätlichen Ukas gar kein Hehl und eine so gut freisinnige Zeitung wie die Lausanner «Nouvelle Revue» verlangte direkt den Rücktritt des Herrn von Steiger, in dem man kaum zu Unrecht den eigentlichen geistigen Vater der Aktion sieht; ja, ganze Gemeinderäte wie derjenige von Bex faßten einstimmig Protestresolutionen gegen den Bundesrat und für den Schutz der Freiheitsrechte des Bundespersonals. Das sind doch wieder einmal gute Zeichen!

Rüstungsphantasien Eine besonders verderbliche Folge der Kommunistenangst und namentlich des Korea-Schocks ist natürlich das neu ausgebrochene Rüstungsfieber. Denn daß sich die Schweiz einzig auf die Abwehr des erwarteten russischen Überfalls auf Westeuropa vorbereitet und im Krieg, außer ihrer eigenen Verteidigung, die Deckung der rechten Flanke der westalliierten Front zu besorgen hätte, das liegt ja nur allzu klar auf der Hand. Nicht umsonst interessiert man sich auf westmächtlicher Seite so lebhaft für die Schweizer Armee, die, wie anerkennend festgestellt wird, heute das stärkste Bollwerk des Westens im Kampfe gegen eine östliche Invasion darstelle. Zur Erfüllung der Aufgabe, die der Schweizer Armee in einem künftigen Krieg zufiele, verlangt der Bundesrat bekanntlich für die nächsten fünf Jahre eine jährlich wiederkehrende Ausgabe von 460 Millionen Franken und außerdem einen einmaligen Extrakredit von 1400 Millionen, zusammen also in fünf Jahren nicht weniger als *3700 Millionen Franken*. Vielen Leuten ist auch das noch zu wenig; ein Gewerkschaftssekretär (!) erklärte letzthin an einer sozialdemokratischen Parteiversammlung in Zürich offen, nicht 1,4 Milliarden, sondern 2,5 Milliarden Franken seien als militärischer Extrakredit nötig — und dann feste drauf gegen die Russen, zusammen mit den Amerikanern!

Viel Widerstand wird das neue Rüstungsprogramm in der Bundesversammlung selbstverständlich nicht finden. Wer wollte sich auch als heimlichen Helfer der kommunistischen Invasoren anprangern lassen? Die Partei der Arbeit, die selber an militärische Gewalt glaubt, wird zwar diesen Vorwurf ohne Zweifel auf sich ziehen, aber eben darum mit ihrer Opposition keinen Eindruck machen. Und die Sozialdemokratie, die längst ihren Antimilitarismus abgeschworen hat, wird sich auf sanfte Kritik an ein paar Einzelheiten beschränken, womit sie gleichfalls nicht viel erreichen wird, hat doch heute nur mehr *grundsätzlicher* Kampf gegen den selbstmörderischen Rüstungswahn wirklichen Sinn und einige Erfolgsaussicht. Aus dem Volk heraus aber wird erst recht kein irgendwie beachtlicher Widerstand gegen die phantastische Ungeheuerlichkeit der helvetischen Kriegsrüstungen kommen. So weit sind wir!

Die nächsten Folgen sind klar: Die Steuern werden hinaufgehen; die Sozialausgaben werden zurückgeschraubt werden (mit den 260 Millionen, die als erste Abschlagszahlung auf die 1400 Millionen Extraausgaben ins Militärbudget für 1951 eingestellt werden, könnte man die jetzt ausgerichteten Altersrenten gerade verdop-

peln); die Produktion für den Zivilbedarf wird eingeschränkt werden mit entsprechender Steigerung der Lebenskosten; die Gewinne der für den Armeebedarf arbeitenden Industrien werden steigen und damit der Einfluß der Kapitalmächte erneut wachsen. Noch weit verhängnisvoller aber drohen die Fernwirkungen des allgemeinen Wettrüstens zu werden, an dem sich nun auch die Schweiz so «großzügig» beteiligt, kann doch nach menschlichem Ermessen das Ende nur ein neuer Weltkrieg sein, der auch für die Schweiz den Ruin bedeuten müßte. Gibt es vor diesem namenlosen Unheil wirklich keine Rettung mehr?

18. Oktober. *Hugo Kramer.*

BUCHBESPRECHUNGEN

Hermann Kutter: «Vor dir ist Freude die Fülle» und «Des Königs Wegknechte», nachgelassene Kinderlehrblätter, herausgegeben von Hermann Kutter, Sohn, im CVJM-Verlag, St. Gallen, 1946 und 1947.

Predigten sind zum Hören bestimmt; gedruckte Predigten sind mir ein Schreckmittel. Hermann Kutter ist einer der zwei Autoren, deren Predigtopera ich mit Freude lesen kann. (Den andern nenne ich hier nicht, damit jeder die Möglichkeit habe, sich oder seinen Lieblingsautor dafür zu halten.) Wie muß es aber erst mit gedruckten Kinderlehren bestellt sein! Ich gestehe, daß ich diese vom Sohne Kutter gesammelten, nachgelassenen Kinderlehrblätter des Vaters mit Skepsis zur Hand genommen habe. Gerade darum aber möchte ich hier mit Freude vom Eindruck dieser Lektüre etwas sagen.

Den Kinderlehren Kutters haftet auch jetzt noch etwas vom Unmittelbaren der freien Erzählung an, von jenem Unmittelbaren, dessen Bedeutung gerade Kutter auch philosophisch herausgestellt hat. Wenn Kutter die alttestamentlichen Gestalten der Patriarchen- oder der Einwanderungszeit lebendig werden läßt, so gewinnen Gestalten der Überlieferung durch ihren Durchgang durch eine lebendige Persönlichkeit wirkliches Leben; und ihnen gegenüber stehen die konkreten Menschen der Gegenwart.

Wie viele köstliche Bilder aus dem Leben — nicht traktathaft gefrömmelt, sondern wahr und mit feinem Humor gebildet — sind da eingeflochten! Und viel Freude weht durch diesen Wald. Es ist auch das nicht die üble Freude der «geretteten Seelen», die neben ihrer Rettungsinsel die Welt versinken sehen, sondern die Freude der Werkzeuge Gottes, denen auch Verbrauchtwerden noch Freude ist. Eine besonders seltene Gabe im evangelischen Schrifttum ist des Verfassers Humor. Oft kommt doch gerade über Menschen, die den zermürbenden Kampf gegen soziales Unrecht und Verhärtung zu kämpfen haben, viel Bitterkeit oder Steilheit. Kutter, neben Ragaz und dem jüngeren Blumhard ein Wiederentdecker der Botschaft vom ganzen Gottesreich, hat den feinen Humor behalten, der aus dem Glauben fließt, daß Gott die fragwürdigen Menschen erträgt und trägt.

So sind diese Kinderlehren gerade für Erwachsene, die ihre Gegenwart kennen, vielleicht nur zu gut kennen, eine gute Gabe. *B. B.*

Christus und der Markt der Zeit

Wenn aber der unreine Geist aus dem Menschen ausgefahren ist, durchzieht er wasserlose Orte und sucht eine Ruhestätte und findet keine. Dann sagt er: Ich will in mein Haus zurückkehren, aus dem ich weggegangen bin. Und wenn er kommt, findet er es leer, gesäubert und geschmückt. Dann geht er hin und nimmt sieben andere Geister mit sich, die schlimmer sind als er, und sie ziehen ein und wohnen dort; und es wird nachher mit jenem Menschen schlimmer als vorher. So wird es auch mit diesem bösen Geschlecht sein. (Matth. 12, 43—45.)

Auf dem weiten Platz, auf dem die Menschen- und Völkergeschichte sich abspielt und die Programme und Ziele der geschichtlichen Bewegungen den Menschen angeboten werden, sind viele und sehr verschiedene Worte und Anpreisungen zu hören. Sie tönen in der Tat zunächst sehr verschieden, sie reden von Überwindung der Not auf der einen Seite oder von der Wiederherstellung einer wagemutigen Menschenpersönlichkeit auf der andern Seite, von Frieden durch Abrüstung hier und von Frieden durch Kriegsvorbereitung dort; sie tönen durcheinander, diese verschiedenen Stimmen, wie die Rufe der Verkäufer auf einem Jahrmarkt. Und doch sind sie irgendwo einander sehr ähnlich, denn alle reden sie von morgen. Morgen wird die Not überwunden sein, so oder so; morgen wird Friede sein, auf diesem oder jenem Wege; morgen ist die Zeit des Glücks. Morgen werden die unreinen Geister, die das Haus des individuellen Lebens oder das Haus einer Zeit bewohnen, ausgetrieben werden. Morgen ist der Zeitpunkt, da dieses Haus gesäubert und geschmückt dastehen wird.

Es ist auf diesem großen Markt kein großer Unterschied zwischen denen, die Politik, und denen, die Religion anzubieten haben, kein großer Unterschied auch zwischen denen, die beim «morgen» an den morgigen Tag und denen, die an das Jenseits denken. Wer auf diesem Markte etwas verkaufen will, muß wohl von diesem «morgen» reden.

Für etwas geschärftere Ohren — und das Leid vor allem ist es, was das Gehör scharf macht — sind zwar in diesem Stimmengewirr noch andere Stimmen vernehmbar. Man weiß nie recht, kommen sie von oben oder von unten, aus himmlischen Höhen oder aus unterirdischen Tiefen, denn sie tönen so anders, so leise und schwer zugleich, wie es nur die Stimmen leidvoller Erfahrungen tun können. Sie gesellen sich zu den Stimmen der Ausrufer wie das Echo zum fröhlichen Ruf. Sie steigen nicht jubelnd, verheißend auf wie die lockenden Klänge von «morgen», sondern sie sinken mit müdem Flügelschlag zur Erde, wie Vögel, die der Sturm besiegte. Und auch sie tönen zunächst sehr verschieden, auch sie reden von Notüberwindung und Todüberwindung, sagen etwas von gesprungenen Fesseln, Ketten des Aberglaubens oder lastenden Ketten von Tyrannen. Aber bei aller Verschiedenheit sind sie darin einig, daß sie immer wieder sagen und singen: Wozu das alles? Wozu geschah die Überwindung einer Not, wenn auf sie doch nur eine andere folgte? Wo-

für starben die Millionen, wenn doch nur eine Unfreiheit die andere ablöst? Wofür flossen Blut und Tränen der Menschen, wenn überwundene Tyrannen doch nur in neuer Gestalt, im Geist ihrer Überwinder selber auferstehen. Wozu gibt es Heilungen, Befreiungen, wenn die abgeschlagenen Köpfe höllischer Ungeheuer doch nur wie bei den mythischen Urwelttieren schnell wieder nachwachsen?

Diese Stimmen über und unter dem Markt sind die müde fallenden Stimmen großer Enttäuschungen. Auf irgendeine Art werben auch sie um den Menschen, der über diesen Markt schlendert, wollen auch sie ihm etwas anbieten: Eben dieses, die Müdigkeit, die müde Seligkeit des Glaubens an die Enttäuschung. So hat sich der Markt der Zeit durch die Jahrhunderte hindurch nicht wesentlich verändert. Auch uns wird heute das Glück von «morgen» angeboten mit den lauten Stimmen. In seiner Anpreisung sind die Parteien von rechts bis links einig und mit ihnen die Religionen der Erde. Auch uns wird heute die müde Seligkeit der Enttäuschung angeboten, und sie wirbt um den Menschen der verschiedensten Parteien und der verschiedensten Religionen.

Wir wählen entweder das Glück von «morgen» oder das Glück der Enttäuschung. Wir glauben den Enttäuschungen zum Trotz an das Glück von «morgen» und klammern uns an die kleine Hoffnung: Diesmal wird alles anders sein. Diesmal wird die Überwindung der Krise nicht einer neuen Krise Platz machen, diesmal wird die Besiegung der Tyrannei nicht einer neuen Tyrannei weichen, diesmal wird die Heilung nicht nur Platz für eine neue Krankheit zum Tode gewähren. Dieser Glaube an das Diesmal ist im Grunde eine unendliche Anstrengung. Man nimmt sie auf sich, um nicht dem Glauben an das Weltregiment des Wahnsinns zu verfallen. Und das ist das Wesen dieser schier übermenschlichen Anstrengung: Man muß dabei die unheimlichen Stimmen aus den Höhen und aus den Tiefen verscheuchen, die immer wieder mit geisterhaftem Flug auf den Menschen zuflattern, diese Geisterstimmen der enttäuschungsvollen Erfahrungen.

Man kann auch anders wählen, man kann die Stimmen, die das «morgen» anpreisen, verschmähen und nur dem Klang der anderen, dunklen Gesänge sich anvertrauen. Man kann es machen wie jene Taglöhnersfrau, die, zu Lebzeiten des Großgrundbesitzers ihrer Gegend, von diesem arg geplagt und ausgenutzt, doch an seinem Grabe weinte und auf die erstaunte Frage des Sohnes und Nachfolgers des Verstorbenen, warum denn sie, ausgerechnet sie, so weine, antwortete: Weil nie etwas Besseres danach kommt. Man kann die Hoffnungslosigkeit wählen und die Untätigkeit der Krise und der Geisterverwirrung, der Lüge und der Hysterie gegenüber, man kann die Achseln zucken und dort, wo andere an das Glück von «morgen», an die Überwindung der unreinen Geister glauben, deren Unabwendbarkeit, Unbesiegbarkeit und Ewigkeit anerkennen.

Wie paßt nun das, was Christus den Menschen zu bieten hat, zum Klang der hellen und der dunklen Stimme? Gehört er zu denen, die auf

dem Markt der Zeit stehen und irgendetwas für irgendein «morgen» anpreisen? Oder gehört er zu jenen Unsichtbaren, doch Hörbaren, die nur das Glück der Enttäuschung verheißen? Er hat die unreinen Geister ausgetrieben, die Geister, die eines einzelnen Menschen Gesundheit zerstörten, die Geister des Hasses, die eines Volkes friedliches Leben zerwühlten, die Geister und Sendboten Mammons, die die Menschenhäuser wie den Tempel verwüsteten. Er hat damit sehr deutlich *gegen* die müde Enttäuschung und *für* die Wirklichkeit der Heilung und Befreiung Partei genommen. Er ist der große Veränderer, er hat auch — und auch darin scheint er mit den hellen Stimmen auf dem Markt der Zeit übereinzustimmen — von «morgen» geredet, hat in die Zukunft geschaut und ist einer Zukunft entgegengeschritten. Aber hat er irgendwo und irgendwie den Menschen das Glück von «morgen» verheißen? Das «morgen», von dem er redet, beginnt im «heute» oder nie, die Ewigkeit, die er kündet, beginnt in der Zeit oder nie, das Gottesreich, dem er entgegenschreitet, beginnt im Reich der Geschichte, im Reich der Menschen oder nie. Darum paßt dieser Christus nicht in die Reihe der Verkäufer des Glückes von «morgen». Er ist weder ein Programm- noch ein Religionsverkünder.

Er paßt auch aus einem anderen Grunde sehr wenig auf den Jahrmarkt der Zeit. Denn wer dort etwas anpreisen will, muß und wird doch das Angepriesene möglichst herausstreichen. Aber dieser Befreier von den unreinen Geistern weist gerade darauf hin, daß die überwundenen und ausgetriebenen Geister wiederkehren, ja verstärkt und vermehrt wiederkehren werden. Er redet sehr wohl auch in der Sprache der dunklen Stimmen von über und unter der Erde. Er gehört freilich auch nicht zu diesen Stimmen und in ihren Kreis hinein, denn er verheißt auch nicht das müde Glück der Hoffnungslosigkeit. Seine Stimme ist weder die des lockenden Glückes von «morgen» noch die der müden Seligkeit, der seligen Müdigkeit. Seine Stimme ist fremd über beidem.

Er bewirkt die Befreiungen, er schafft die Durchbrüche Gottes in der Zeit und weiß und kündet zugleich, daß diese Durchbrüche Gottes noch nicht das Ende der Zeit bedeuten. So hat es der über die Erde wandelnde Christus getan, und so hat es in den Jahrhunderten der Menschengeschichte der Auferstandene gehalten. Gerade in sein Werk, in das von ihm gesäuberte Haus, sind die vertriebenen Geister immer wieder neu eingezogen: In das Haus der Jünger der Verrat, in das Haus der frühen Christenheit der Glaube an den Kaiser Konstantin und seinen Staat, in das Haus des mittelalterlichen Christentums der Glaube an eine das Heil der Menschen verwaltende Kirche, in die durch die Reformation befreite Christenheit die Religion an Stelle des Glaubens. Auch mit den großen Gottestaten und Gotteswirkungen der Gegenwart ist es nicht anders. Auf Befreiungskriege folgen Restaurationsepochen, die gerade dem Freiheitsglauben, für den die Freiheitskämpfer ihr Leben ließen, Hohn zu sprechen pflegen. Die gereinigten und geschmückten Häuser ziehen die vertriebenen bösen Geister an. Das liegt wohl daran, daß dieses ge-

schichtliche Leben keine leeren Räume und kein Stillstehen der Zeit erträgt. Der Augenblick nach einer großen Befreiung aber ist ja naturgemäß der Augenblick, in dem der befreite Mensch einmal neu Atem schöpfen möchte und seiner Befreiung sich freuen, da er dieses gesäuberte Haus mit dankbaren und freudigen Blicken betrachten möchte. Dieses Betrachten, diese Freude an der gewirkten Befreiung ist der Hohlraum in der Zeit. Gerade er zieht die alle Lüfte erfüllenden Geister an. Dieser Augenblick ist die Minute der großen Selbstberuhigung: «Gottlob, wir haben's geschafft.» Darum sausen, wenn die Freiheitsglocken läuten, so gerne die Geister der neuen Unfreiheit durch die Lüfte; darum schleicht sich an den von einer großen Zerstörung, einer Knechtschaft, einer Sucht befreiten Menschen so gern ein ganzes Heer von anderen dunklen Gestalten heran.

Christus ist beides, er ist der große Veränderer und der große Wissende. Er schenkt weder den bequemen Glauben an das Glück von «morgen» noch die Annehmlichkeit einer scheinbar so weisen Resignation. Er, der weder mit den hellen noch mit den dunklen Stimmen auf dem Markte der Zeit identisch ist, ist nichts anderes als ein Weg. Er ist der Weg, auf dem die unreinen Geister überwunden werden — und wieder überwunden werden; der Weg, auf dem die Durchbrüche Gottes geschehen und — neu geschehen. Er tut das Endgültige — und ist in der Zeit doch niemals fertig. Er ist der Weg, auf dem es kein Altwerden gibt und keine Wiederholungen, auf dem jeder Durchbruch Gottes ein neuer Durchbruch ist, jede Befreiung eine neue Schöpfung.

Was er den Menschen anzubieten hat, ist nichts anderes, als daß sie auf diesem Wege gehen können. Das scheint eine recht arme Sache zu sein, und darum ist es verständlich, daß die Christenheit oft aus der Botschaft Christi den Glauben an ein christliches Glück von «morgen» gemacht hat oder dann den Glauben an eine christlich begründete Resignation. Menschlich verständlich ist sowohl die christliche Schwärmerei, die da sagt, «morgen» nach diesem kleinen Schritt, nach Überwindung dieses letzten Hindernisses, beginnt das Himmelreich, als auch die christliche Resignation, die da sagt, man muß sich in die unvermeidliche und unüberwindbare Herrschaft der unsauberen Geister, des Fürsten dieser Welt, schicken. Beide Male wird die fremde Stimme des Christus Gottes den vom Markt der Zeit her bekannten Stimmen angeglichen, beide Male wird aus seiner Botschaft etwas gemacht, das man anpreisen und verkaufen kann. Denn irgendwie möchte man doch auch als Christ auf den Zeitenmarkt gehen und etwas verkaufen, etwas, das begehrenswert ist. Man möchte konkurrieren können mit denen, die ihre Ware auf diesem Markt verkaufen und darum gesellt sich zu den Verkäufern von Hosenträgern und Salatköpfen der Verkäufer christlicher Schwärmerei oder christlicher Resignation.

Christus, der «Weg», aber ruft auf einen anderen Weg. Er kennt dieses «böse Geschlecht», dessen Bösesein gerade darin besteht, daß es

nur das Glück von «morgen» oder die Resignation wählt. Und er liebt dieses böse Geschlecht, er läßt für dieses sein Leben. Er befreit es vom Glauben an das Glück von «morgen» und von der hoffnungslosen Resignation. Von der Liebe Christi leben und so auf seinem Wege gehen heißt aber nichts anderes, als von Befreiung zu Befreiung schreiten, von Durchbruch Gottes zu neuem Durchbruch Gottes. Der Sieg über die «Bosheit der Zeit», das Bösesein dieses Geschlechts, besteht gerade darin, daß ein Leben im «Heute» möglich wird ohne Selbstbetrug auf der einen und ohne Verzweiflung auf der anderen Seite. Der Glaube an den lebendigen Christus stellt uns auf einen Weg. Der Weg ist mehr als das Paradies und mehr als die müde Seligkeit. Auf diesem Wege schreiten heißt offene Augen haben für die wieder und wieder geschehenden Schöpfungen, die wieder und wieder gewirkten Befreiungen Gottes, offene Augen haben auch für die wieder und wieder anstürmenden dunklen Geister. Dieser Weg ist die Ewigkeit, denn er ist die immer neue Verwandlung des Menschen, die immer neue Befreiung, den Dingen, den Geistern, den Menschen und Gott ganz, ganz frei und ganz offen, zu begegnen, ohne jene Verkrampfung, die der Glaube an das Glück von «morgen» in die Welt von «heute» trägt und ohne jene Fessel, die die müde Hoffnungslosigkeit über die Wanderer streift.

Um uns lärmt der Markt und um uns flattern die anderen Stimmen. Um uns ist aber auch Christus mit seinem Ruf, der kaum mit den anderen Rufen konkurrieren kann. Und vor uns ist sein Weg, der Weg, der er selber ist, und auf den er Menschen ruft, der Weg, da man nicht mehr sinnlos über einen Zeitenmarkt schlendert, sondern durch eine Welt geht, die voll ist von Schöpfungen und Befreiungen Gottes. *Bruno Balscheit.*

Zum 6. Dezember 1950

Fünf Jahre sind seit dem Tage verflossen, da Leonhard Ragaz zum letzten Male für die «Neuen Wege» die Feder führte. Kurz vor seinem Tode hat er an jenem Tage als sein letztes Wort die Betrachtung über den Engelgesang bei der Geburt Christi geschrieben – in einer Zeit und für eine Zeit, über welcher sichtbarer als der Weihnachtsstern die Atombombe in den Himmeln hängt. Hören wir heute, fünf Jahre danach, diesen Abschnitt aus seinem letzten Aufsatz:

«Das Recht ist die rechte Ordnung, und die rechte Ordnung ist der Friede. Aber diese Ordnung ist in unserer Welt furchtbar zerstört worden. Die Macht aber, von der diese Zerstörung ausgegangen ist, läßt sich leicht definieren; es ist die Macht, durch die von Anfang an die Verstörung und Zerstörung in die Welt gekommen ist: Die Selbstsucht. Sie ist das Urelement des Abfalls von Gott. Sobald nicht Gott mehr herrscht, so-

bald Gottes Herrschaft nicht mehr anerkannt wird, steht das Selbst da und will Gott sein. Damit aber ist der Gottesfriede des Paradieses zerstört und der Krieg entfesselt, der zum Kriege aller gegen alle (bellum omnium contra omnes) wird. Damit tritt an die Stelle der Furcht Gottes, die zur Ehrfurcht wird, die Gewalt. Damit löst sich jene heilige Ordnung auf, die in Gott gegründet ist, und tritt an ihre Stelle die Ordnung der Menschen, die zum äußeren Gesetz und irgendwie zur Diktatur wird, um sich in das Chaos der Gewalt aufzulösen. Es löst sich, von dem heiligen Band gelöst, die Menschengemeinschaft, die aus dem Einen Gott quillt, in die Vielfalt von nur mehr sich selbst vergottenden Völkern und Staaten auf. Es löst sich das Gesamtgut der Schöpfung in den privaten Besitz auf, der nur an seine eigene Mehrung denkt. Es geht das heilige Zeichen verloren, das die Dinge von Gott her haben und das mit ihrem Werte ihre Eigenart kundtut. Es bläht sich die des Glanzes von Gott her beraubte Endlichkeit auf und wird zum Götzen. Sie tobt in ihrem unendlichen Anspruch gegeneinander und wird zum Weltkrieg. Und die Atombombe wird zum einzig passenden Symbol dieses Zustandes. Denn wie eine von Gott losgekommene Weltanschauung die lebendige Natur in tote Atome zerlegt, die nur in einem mechanischen Zusammenhang stehen, durch Druck und Stoß, so hat sich die Menschenwelt in Atome zerlegt. Und nun wird als gewaltig bedeutsames Symbol die Atombombe über diese Erde gesetzt. Nun glänzt nicht mehr der Weihnachtsstern über uns, sondern hängt am Himmel diese Atombombe.

Sie hängt über uns, damit wir den Weihnachtsstern wieder sehen lernen, der die Weisen zur Krippe nach Bethlehem leitet. Denn nötiger noch als Brot und Kohle ist uns, daß wir wieder die Ordnung Gottes erkennen und anerkennen, daß wir das heilige Recht wiederherstellen, das Recht des Menschen, das Recht der Natur, das Recht der Seele gegen die Technik, das Recht Gottes gegen den Mammon. Aus dieser Wiederherstellung der Ehre Gottes und seinem Recht glänzt der Friede auf: Friede auf Erden.»

Die Mammonswelt ist wahrlich in den letzten Jahren nicht ohnmächtiger geworden und die Drohung der großen Vernichtung nicht kleiner. Nur Schwätzer reden von der Zähmung des Kapitalismus durch sich selbst und vom Friedenszweck der Kriegsrüstungen. Die Armut der Welt an dem, wovon die Engel sangen, ist, wenn möglich, seit damals noch sichtbarer in Erscheinung getreten; denn 1945 war nicht nur das Jahr des Kriegsendes, es war auch das Jahr der Hoffnungen auf die UNO, die Antifaschistische Front, die Résistance, die Einlösung der in gefährlichen Jahren – auch bei uns – von den Reichen den Armen gegebenen Versprechungen, das Jahr dieser Hoffnungen, die wir alle sterben sahen.

Diese größte Armut hat ihren Grund nicht zuletzt in der Armut an Menschen, die darum dieser Zeit Wegweiser sein könnten, weil ihr Geist von einem größeren Geiste angerührt ward. Das Jahr 1945 sah vor allem zwei solcher Menschen sterben, und beide Male war ihr Tod eine Er-

schütterung für viele Hoffende. Der eine von beiden war einer der mächtigsten Menschen der Zeit, der andere ein stiller Gelehrter. Ja, die Empfindung, die uns bei der Nachricht, daß Leonhard Ragaz gestorben sei, überfiel, war sehr ähnlich derjenigen, die bei der Kunde von Roosevelts Tod über uns kam, war eine Empfindung sehr ähnlich der, die Ragaz selber beim Tode Roosevelts erlebt und mit den Worten zum Ausdruck gebracht hat:

«Mein erstes Wort, nachdem ich die Kunde gehört, ist auch nicht zufällig das Wort gewesen: ‚Das hat der Feind getan.' (vgl. Matth. 13, 28.) Und ich bleibe dabei. Aber es ist Einer da, der ist stärker als der Feind; er wird die Sache, die *seine* Sache ist, zum Siege hinausführen — dennoch! — und wir wollen ihm helfen und uns nicht brechen lassen — erst recht nicht!

So gehe ich, ungebrochen im Glauben und Hoffen, auch an das jetzt gerade vor mir liegende Stück Arbeit für diese Sache, wofür dieser Große seine Seele eingesetzt hat, wenn ich es auch unter einem schweren Druck und das Herz voll Tränen, deren ich mich nicht schäme, tun muß.»

So war es auch, als Ragaz selber von uns ging. Sein klarer Geist hat der Christenheit und der sozialistischen Geisteswelt in diesen fünf Jahren einer rückläufigen Geistesbewegung, einer Restaurationszeit bitter gefehlt.

In Menschen, wie er einer war, brechen besondere Quellen auf, die auch sehr dürres Land fruchtbar verändern können. Wir denken da an die Veränderung, die vor dreißig und vierzig Jahren in der Christenheit, insbesondere in der theologischen Arbeit vor sich gegangen ist, da die wiedergefundene Botschaft vom Reiche Gottes die erstarrten Fronten zwischen liberaler und positiver Theologie zerbrach und ein neues Suchen nach der ganzen Wirklichkeit Gottes anheben ließ. Wir denken auch an die Veränderung des Sozialismus, die den von dieser Botschaft erreichten sozialistischen Kreisen ein stärkeres und tragfähigeres Fundament ihres sozialistischen Glaubens verlieh, als es die schwankende Unterlage eines abstrakten Hegelianismus war.

Solche Quellen allerdings können weitgehend zugeschüttet werden. Und wie im heutigen Amerika wenig oder nichts mehr von der Aera Roosevelts sichtbar ist, so scheint auch in Christentum und Sozialismus die in Ragaz aufgebrochene Quelle heute auf weite Strecken zugedeckt zu sein. Die theologischen Fronten stehen wieder da wie vor sechzig Jahren, und der Sozialismus läßt sich weitgehend von seinen Gegnern den Weg vorzeichnen. Der Anblick, wie schnell von Menschen lebendige Quellen verschüttet werden, weckt Müdigkeit und Bitternis. Ragaz selber hat diese dunklen Begleiter auch gekannt. Sie sind aber nicht das Letzte. Nein, die Menschen brauchen ja die lebendigen Quellen, und darum werden sie eines Tages nach diesen wieder zu graben beginnen. Die Quellen bleiben lebendig, aber vielleicht muß, damit sie wieder erkannt werden als das, was sie sind, erst noch ein großer Durst nach lebendigem Wasser

über die Zuschüttenden kommen. Wir sind gewiß, daß der Tag kommt, da Dürstende graben werden auch gerade nach der in Leonhard Ragaz der Welt geschenkten Quelle des Geistes. Sie soll lebendig bleiben, sie verträgt keine künstliche Konservierung. Wir werden sie immer dann lebendig wiederfinden, wenn wir unseren Auftrag, unsere Zeit und unser Leben an den Ort hintragen, da dieser Quelle Ursprung war: Der lebendige Christus, der diese Quelle hat fließen lassen, ist stärker als die Verschüttungsgewalten. Mit dem Blick auf diesen Christus dürfen wir darum auch diese Erinnerung halten, dieses Gedenken einer großen Trauer. Die allerletzten Worte, die Ragaz am Schluß des genannten Aufsatzes («Neue Wege», Dezember 1945) schrieb, haben die gleiche Ausrichtung:

«Immer wieder schöpfen wir, ermüdet, enttäuscht, vielleicht angeekelt oder verbittert, aus ihm (Christus) Kraft, Mut und Freudigkeit dazu. Und so stellt uns Weihnachten nicht bloß mit seiner Dreiheit die großen und entscheidenden Forderungen und Fundamente für die neue Erde vor Augen, sondern auch die Möglichkeit ihrer Verwirklichung, sogar ihre Verwirklichung selbst in Christus, der da war und der da kommt, der aber auch *ist*.» *Bruno Balscheit.*

Goethe und der religiöse Humanismus (II)

Vortrag, gehalten an der 200-Jahr-Feier der International Goethe Convocation, Aspen, Colorado

Wir beginnen mit der Ebenbildlichkeit. Das Wort läßt theologisch eine doppelte Bedeutungsrichtung zu: vom Menschen auf Gott hin oder von Gott auf den Menschen hin. In der ersten Bedeutungsrichtung ist es die Grundlage allen Heidentums gewesen und geblieben, von der Antike an bis heute. Seine Formel hat im dritten vorchristlichen Jahrhundert der hellenistische Philosoph Euhemeros von Messene gefunden, als er etwa zu verstehen gab, die Menschen machten die Götter nach ihrem Ebenbilde. Der moderne Ideologieverdacht, wenn er sich nicht auf die Entlarvung bestimmter und konkreter Ideologien beschränkt — ein oft notwendiges und nützliches Unternehmen! — sondern prinzipiell, das heißt «umfassend» wird und jede Idee, a priori und ungeprüft, für nichts als eine Spiegelung der Triebkräfte oder der Produktivkräfte hält, dieser moderne umfassende Ideologieverdacht ist nichts anderes als Euhemerismus, und zwar, je nach der vorherrschenden Theorie, entweder psychologischer oder soziologischer oder eine Kombination von beiden. Bei dem eigentümlichen horror vacui der menschlichen Seele führt er oft zu einem ihm durchaus unerwünschten Resultat: der von absoluten Werten abgetrennte Mensch vermag es in diesem

gleichsam luftleeren Raum nicht auszuhalten und füllt ihn sich mit der ihm lebensnotwendigen Atemluft durch die Verabsolutierung relativer Werte, wie Staat, Boden, Arbeit, Rasse und anderer. Diese zum Teil durchaus legitimen Werte, nämlich in der Relativität ihres eigentümlichen Zusammenhanges, werden durch ihre Steigerungen zu absoluten Werten, also durch ihre Vergöttlichung oder Vergötzung, zu Unwerten. Herrscht einer von ihnen oder eine Kombination einiger von ihnen, so wird der Mensch, der sie einst aus sich heraus gestellt hat, ihr erstes Opfer. In dieser seiner Not sucht er einen letzten Halt in der Selbstverdoppelung, im eigenen Spiegelbilde, in der Vergötzung des Selbst.

Diese Gedanken kommen in einer talmudischen Sage zu einfacher und anschaulicher Darstellung. Nach dem Bericht der Bibel war Abraham, der Vater der Gläubigen, der erste Mensch, der Gott als den Einen erkannt hat. Sein Vater, Terach, wird von der jüdischen Sage als ein Händler mit Götzenbildern geschildert. Einmal habe er, an der Wahrnehmung des Geschäftes verhindert, dem Knaben Abraham den Laden anvertraut, damit er die Kunden bediene. Es erschien eine alte Frau und verlangte einen Götzen in Gestalt einer alten Frau, ein Lahmer, der einen Lahmen forderte, ein Buckliger, der einen Buckligen wollte, und so fort. Da erkannte der Knabe Abraham, daß die Menschen sich die Götzen nach ihrem Ebenbilde gemacht haben, nahm einen Stock und zerschlug sie, eilte hinaus und begann, dem einzigen bild- und gestaltlosen Gotte zu dienen, der zwar nicht den einzelnen Menschen, aber Adam, «nach seinem Ebenbilde» geschaffen hat. Gerade weil er gestaltlos, bildlos, unaussprechbaren Namens ist und keinem Einzelnen gleicht, vermag er die Myriaden menschlicher Bilder, Gestalten und Namen in seiner Einheit «ebenbildlich» zu umfassen. Dies ist die Grundposition dessen, was wir religiösen Humanismus nennen, im Gegensatz zu allem modernen Spiegelmenschentum. Der mit dem göttlichen Wesen ringende Erzvater Jakob entreißt diesem seinen Namen *nicht*, aber sein eigener Name wird gewandelt, und zwar zu einem theophoren.

Der hier intendierte Mensch, so sagten wir, ist ein voller Mensch, ein Mensch ohne Abstriche, aber er steht unter dem Doppelgebot der Entscheidung und der Ganzheit. Was hiermit gemeint sei, möge an einem allbekannten Beispiel aus der Sphäre des «klassischen Humanismus» erläutert werden.

Die kleine Griecheninsel Melos im Aegäischen Meer kämpfte um ihre Freiheit gegen das übermächtige Athen. Nach des Thukydides Bericht wurde sie zunächst politisch terrorisiert, dann im Kampfe geschlagen und schließlich auf das grausamste «bestraft». Die betreffenden Kapitel sind ein Musterstück antiker Realpolitik, zynischsten griechischen Macchiavellismus', und die Darstellung des Thukydides läßt mit keinem Worte irgendeine Mißbilligung erkennen. Der hellenengläubige Humanist schlechthin wird sich vielleicht daran nicht stoßen, ja er mag den Anstoßnehmenden als kleinbürgerlichen Moralisten oder unhistorischen

Sentimentalisten ablehnen. Der religiöse Humanist läßt sich von diesen Vorwürfen nicht anfechten. Er weiß, daß der Mensch von jeher Gottes Geschöpf war, auch zur Zeit, da noch die Olympier herrschten und geglaubt wurden. Das Leid des kleinen Melos wird ihm zu Herzen gehen, und sein Schicksal, seither immer wiederholt und immer neu bestätigt, wird ihm die ästhetische Freude an Thukydides herrlichem Vortrag und seiner großen Sprache trüben. Sein Humanismus umfaßt den ästhetischen Wert, aber nicht als den höchsten. Als Nero Rom in Brand setzte, gab es auch einen herrlichen Anblick. In der Wahl zwischen dem Ästhetischen und dem ethischen Wert entscheidet sich der religiöse Humanist gegen den ersten und für den zweiten, und er weiß, daß eine solche Wahl ihm mitunter abverlangt wird. Er weiß auch, daß diese Notwendigkeit zur Wahl einen Verzicht auf ästhetische Ausdruckswerte bedeuten kann, so daß er an «Fülle» verliert, was er an «Ganzheit» gewinnt.

Dies also ist mit dem Gesetz der Entscheidung gemeint, unter dem der religiöse Humanist steht. Das der Ganzheit ist jenem geschwisterlich verbunden. Es bedeutet, und darauf hat wiederum Martin Buber unermüdlich und gewichtig hingewiesen, daß Religion kein Sonderbezirk, kein Feiertagsgemach des Lebens und der Seele ist, sondern alldurchdringend oder überhaupt nichts. Goethe war nicht nur ein sehr großer, sondern auch ein guter Mensch und erfüllte gewiß die Formel Friedrich Schlegels, eines seiner besten Kenner: «Paradox ist aber, was zugleich groß und gut ist», aber zu der hier gemeinten Ganzheit konnte von *seinem* Humanismus, der eben kein religiöser war, ein Weg nicht führen. Er bezeugt es selbst, wenn er sagt: «Der Handelnde ist immer gewissenlos; es hat niemand Gewissen als der Betrachtende.» So wird wohl auch die immer wieder erzählte Überlieferung ihr historisches Recht haben, Goethe habe, als Staatsminister, einer Kindsmörderin, einem Gretchen, entgegen dem angedeuteten Wunsche seines Herzogs, die Begnadigung verweigert und sich dem Votum auf Todesstrafe, das seine Kollegen abgaben, mit den Worten «Auch ich» angeschlossen. Thomas Mann berührt in seinen bedeutenden Goethe-Aufsätzen zweimal diesen Fall und läßt Goethes moralischem Verantwortungsgefühl für das Ganze des Staates und der Gesellschaft eine volle Rechtfertigung zuteil werden; das Vorkommnis zeuge «von einer strengen Selbstkorrektur der Güte und des Erbarmens, von ihrer Unterdrückung zugunsten des Ordnungsgeistes». Daß Goethe solche Privatgefühle der Güte und des Erbarmens zu unterdrücken hatte, steht außer jedem Zweifel; das berühmteste, wenn auch nicht immer richtig verstandene Zeugnis dafür ist sein Brief an Charlotte von Stein vom 6. März 1779 aus Apolda, wo er als Minister die Gründe für dort ausgebrochene soziale Unruhen untersuchen sollte, gleichzeitig aber an der Iphigenie arbeitete. Er schreibt: «Hier will das Drama gar nicht fort, es ist verflucht, der König von Taurus soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolde hungerte.»

Nicht also um Goethes moralische Natur oder Verhalten wird es dem religiösen Humanismus hier gehen, wenn er sich zu einer Kritik gedrungen fühlt. Es handelt sich um ein anderes, eben um die Ganzheit. Die Trennung von Handeln und Betrachten kann unter Umständen moralisch sein, niemals religiös. Da der Minister Goethe nicht glaubte begnadigen zu können, hätte es vielleicht auch der Dichter besser bei dem verdammenden Schluß des Urfaust — «sie ist gerichtet» — belassen sollen, statt ihn zur Begnadigung der späteren Fassungen — «ist gerettet» — umzuwandeln. Ja, diese Rücksicht auf die Gesellschaft dringt sogar in den Innenbezirk der Dichtung selbst ein, und wenn Goethe einerseits jede Kriegsdichterei abgewiesen und in seinem Aufsatz über des Knaben Wunderhorn das Lied «Frommer Soldaten Seligster Tod» mit den Worten kritisiert hat: «Möchte vielleicht im Frieden und beim Ausmarsch erbaulich zu singen sein. Im Krieg und in der ernsten Nähe des Unheils wird so etwas gräulich, wie das neuerlich belobte Lied: ‚*Der Krieg ist gut*'», so hat er anderseits den bigamistischen Schluß der Stella, wohl unter dem Druck der öffentlichen Meinung, später zu einem tragischen Ausgang abgemildert. Für das Publikum war offenbar der Tod zweier Menschen erträglicher als ihr liebevolles, aber illegales Zusammenleben miteinander und einem dritten.

Diese Möglichkeit, die Sphäre des Handelns von der des Betrachtens, die Politik von der Dichtung, die Arbeit von der Muße säuberlich zu trennen, ist nur für den nicht-religiösen Humanismus gegeben; dem religiösen ist sie verboten. Sie führt dazu, daß jener eine Haltung und Gesittung für die Mußeklasse ist, die, von der Arbeit der breiten Massen lebend, ein produktives oder edel genießendes Freizeitleben führen kann. Goethes europäische Generation war die letzte oder vorletzte, die sich eine solche Auffassung noch ohne schweren Gewissensdruck erlauben konnte. Mit der Niederlegung der Schranken zwischen dem Handelnden und dem Betrachtenden innerhalb der Ganzheit des Einzelmenschen versuchen wir heute zu einer Gesellschaftsordnung vorzustoßen, in der beide Lebensformen nicht in verschiedenen Klassen auseinandergelegt sind. Hier berührt sich der religiöse Humanismus mit dem sozialen, und in der Konzeption des religiösen Sozialismus verwächst er mit ihm zu einer Einheit.

Diese Einheit freilich ist heute kaum mehr als ein frommer Wunsch — wirklich: ein frommer —, während unsere Wirklichkeit viel unverhüllter als selbst zu Goethes Lebzeiten das nackte Gesicht der Machtpolitik abspiegelt, wie die Athener es in ihren Verhandlungen mit Melos unmißverständlich formuliert haben. Nach Thukydides haben sie den Einwohnern der Insel zu verstehen gegeben, sie hätten mit Leuten zu tun, «die wohl wissen, daß man das genaueste Recht in menschlichen Angelegenheiten nur unter Personen, die sich in einerlei Umständen befinden, zum Maßstab seiner Entscheidungen machen kann; wer hingegen überlegene Macht in Händen hat, der geht, soweit er kann, und

der Schwächere muß sich darein fügen.» Als diese Schwächeren aber sich auf die Gottheit beriefen, erhielten sie die hochaktuelle Antwort von den stärkeren Bataillonen in der Form der Meinungsäußerung, «daß die Gottheit nach den allgemeinen Begriffen, die wir uns davon machen, und die Menschen einer unleugbaren Erfahrung und natürlichen Notwendigkeit zufolge überall über die zu gebieten haben, denen sie an Macht überlegen sind». In diesen harten Worten wird die Trennung der Individual- von der Kollektivmoral, wie wir heute sagen würden, sogar religiös — pseudoreligiös — begründet.

Vielleicht noch gefährlicher aber als dieser offene Zynismus mag, trotz Larochefoucaulds Wort von der Heuchelei als der Verbeugung des Lasters vor der Tugend, jene verwischende Redeweise sein, die es nicht einmal mehr wagt, die Dinge beim Namen zu nennen. Die Dichter, und besonders die Verfasser von Diebs- und Lumpenkomödien, wie die der «Lustigen Weiber von Windsor» und des «Biberpelzes», haben sich die lustige Wirkung solchen Sprachmißbrauches nicht entgehen lassen. Shakespeare läßt seinen Nym sagen: «Das beste ist es, zur rechten Zeit zu stehlen», doch Pistol antworten: «Übertragen nennen es die Weisen. Stehlen! Pfui!» Ganz so sagt Gerhart Hauptmanns Mutter Wolffen: «'ne große Familie hat die Frau, aber stehlen . . . nee. A bissel mausen, ja!» In diesen Fällen und in den unzähligen des Alltags, denen sie nachgedichtet sind, spiegelt die doppelte Sprache die doppelte moralische Buchführung eines Lebens in getrennten Sphären. Sie ist deshalb das untrügliche Kennzeichen aller Gruppen, die dauernd — wie Verbrecherbanden — oder vorübergehend — wie kriegführende Heere — einen scharfen Unterschied ziehen zwischen der nach innen geltenden Clan-Moral und der nach außen gerichteten Kampfmoral.

Setzen wir gegen diesen doppelten Sprachgebrauch wiederum ein talmudisches Beispiel! Im Traktat Sanhedrin wird einmal die gerichtliche Todesstrafe Rezichah, Ermordung, genannt, und zwar keineswegs in einem Zusammenhang, der sie verdammen oder auch nur einschränken wollte. Trotzdem benutzt der Talmud denselben Wortstamm, den das Hebräische im Mordverbot des Dekalog gebraucht: lo tirzah. Vielleicht ist es erlaubt, sich dieses sprachlichen Hinweises für eine moralphilosophische Konsequenz aus der religiöshumanistischen Forderung der Ganzheit zu bedienen. Auch wir wissen, daß sich die absoluten Gebote der großen Glaubensurkunden nicht absolut im Leben verwirklichen lassen. Dieser Konflikt bleibt in der Tat keinem wirkenden Menschen erspart, nicht einmal einem echt-radikal betrachtenden. Aber es führen verschiedene Wege aus diesem Konflikt, zwei falsche und ein richtiger. Der erste falsche Weg läßt die Gebote in ihrer unberührten Absolutheit und das Leben in seiner von ihnen unbeeinflußten Relativität. Der zweite falsche Weg schließt von der Relativität der Erfüllungsmöglichkeit zurück auf die Relativität der Gebote selbst. Der dritte Weg, und wir glauben ihn als den einzig richtigen, ringt um die jeweils maximale Ver-

wirklichung des Absoluten innerhalb der relativen Gegebenheit. Er wird sich sprachlich dadurch ausweisen, daß er den Mut hat, auch seine eigene Sünde Sünde und sein eigenes Morden Morden zu nennen, auch wenn er gezwungen ist, zu sündigen und zu morden. Gerade das Wissen um die volle Schwere seiner Abweichung wird ihm helfen, sie jeweils so gering wie möglich zu halten. Martin Buber, der unermüdlich um die Formulierung, Vertiefung und Verbreitung dieses Gedankens gekämpft hat, vor allem aber um seine Verwirklichung, formuliert ihn als die Bemühung, täglich neu die «Demarkationslinie» zwischen der absoluten Forderung und der immer nur relativen Verwirklichungsmöglichkeit zu ziehen. Diese Linie aber scheidet nicht zwischen zwei statischen Bezirken, sondern ist gerade in ihrer Dynamik das Zeichen des um Ganzheit bemühten religiösen Menschen.

Zum menschlichen Leben gehört das Zwischen-Menschliche, sowohl das zwischen den Einzelnen wie das zwischen den Gemeinschaften. Der größte Tag des jüdischen Jahres, der Versöhnungstag, entläßt seine Gläubigen immer aufs neue in die Versuchungen und Niederlagen des Alltags, nachdem er sie mit der Kraft ausgestattet hat, in ihnen zu bestehen und sie zu ertragen. Am Ende aber des Gesetzestraktates, der in alter Zeit seine kultischen Vorschriften genau behandelt, heißt es: «Sünden des Menschen gegen Gott sühnt der Versöhnungstag, Sünden des Menschen gegen seinen Nebenmenschen sühnt der Versöhnungstag nicht, bis man dessen Verzeihung erlangt hat.»

Dies also gilt zwischen den Einzelnen. Aber auch die Beziehungen zwischen den Gemeinschaften vergißt dieser Tag nicht, und er predigt die eigentümliche Toleranzidee eines religiösen Humanismus. Sie ist recht verschieden von der der Aufklärung, also etwa Lessings in «Nathan dem Weisen»: dort sind die drei Ringe als Sinnbilder der drei monotheistischen Religionen ja nur deshalb austauschbar und gleichwertig, weil der echte Ring, wohl die Identifikation der Ethik mit der natürlichen Religion, «vermutlich» verlorenging. Nicht solche — edle? — Glaubensschwäche ist es, von der aus eine lebendige Religion ihren Weg zur Toleranz finden kann. Nicht die Surrogate der Wahrheit werden ihr vergleichbar erscheinen, sondern die verschiedenen Wege, die zu ihr führen mögen. In den Synagogen Israels wird am Vorabend des Versöhnungstages ein philosophisches Gedicht eines jüdisch-spanischen Dichters und Denkers aus dem elften Jahrhundert, Salomon Ibn-Gabirols «Königskrone», gelesen. Fast zu Anfang des langen Hymnus heißt es etwa: «Du bist der Götter Gott. Alle Geschöpfe sind deine Zeugen . . . und es tut deiner Ehre keinen Abbruch, daß es auch Diener anderer (Götter) gibt, denn die Absicht aller ist, zu Dir zu gelangen.» In der Fortsetzung wird freilich der jüdische Weg als der der eigentlich Sehenden hervorgehoben, wie auch Thomas von Aquino nicht auf den Vorrang des Christentums verzichten wollte, wenn er sagte: «Omnia volumus sub specie boni.» Erst in unseren Tagen hat Franz Rosenzweig in

seinem philosophischen System, dem «Stern der Erlösung», Judentum und Christentum erstmalig als zwei völlig, oder doch fast völlig, gleichberechtigte Wege der Wahrheit in der Offenbarung nebeneinander dargestellt, denen freilich kein dritter an die Seite zu stellen sei.

Zur Duldung tritt die Freiheit; die eine ist ohne die andere nicht denkbar. Die Bibel kennt allerdings die Sklaverei; nach der Auffassung des Maimonides, des großen jüdischen Religionsphilosophen aus dem 13. Jahrhundert, ist sie ein Merkmal des Kompromißcharakters eines Teils der Gesetze, zu dem auch die Opfervorschriften gehören: auch die Offenbarung sprach in keinen luftleeren Raum hinein, sondern war in ihren konkreten Institutionen und deren Ausführungsbestimmungen selbst schon eine «Demarkationslinie» zwischen der göttlichen Absicht und den menschlichen Lebensbedingungen einer bestimmten Zeit und Umgebung. Aus diesem Grunde aber weist ein Teil jener Institutionen auf ihre eigene Aufhebung hin, noch bevor sie sich ganz verwirklicht hatten. Das gilt zum Beispiel für den israelitischen Sklaven. Von ihm heißt es im zweiten Buche des Pentateuch: «Wenn du einen hebräischen Knecht erwirbst, soll er sechs Jahre dienen, aber im siebenten gehe er frei aus, umsonst ... spricht aber der Knecht: Ich liebe meinen Herrn, mein Weib und meine Kinder, ich will nicht frei ausgehen, dann lasse ihn sein Herr vor die göttlichen Richter treten, lasse ihn dann treten an die Tür oder an den Pfosten, pfrieme ihm das Ohr mit dem Pfriem, und nun sei er Knecht auf immer.» Die alten Erklärer stellen die Frage, warum von allen Gliedern des Körpers gerade das Ohr ausersehen wurde, das Zeichen dieser ewigen Knechtschaft zu tragen, die erst eigentlich den Tatbestand der Sklaverei ausmacht, und einer von ihnen antwortete: «Das Ohr, das am Berge Sinai gehört hat: Denn mir sind die Kinder Israels Knechte, meine Knechte sind sie und nicht die Knechte von Knechten. Dieser aber ging hin und erwarb sich einen anderen Herrn, dessen Ohr soll gepfriemt werden.»

Dies ist das Dilemma der menschlichen Freiheit innerhalb der Denkweise des gläubigen Humanismus (wie wir statt des Schulwortes «religiöser Humanismus» lieber sagen würden): der Mensch hat die Wahl, Gottes Knecht und frei oder der Menschen Knecht und Sklave zu sein. Auch in dieser Wahl ist er frei. Sie konstituiert seine ihm eigentümliche Würde.

Auch die Würde des Menschen hat ihr eigentümliches Dilemma. Der Mensch kann seine Würde vertun, zum Beispiel durch schwere Schuld, die ihn strafbar, vielleicht todesschuldig macht. In seiner Hinrichtung verwirkt er nicht nur die eigene Würde, sondern gefährdet auch die seines Henkers — eines der stärksten Argumente gegen die Todesstrafe. Der Talmud deutet diese Dialektik zum mindesten an, und zwar in seiner Erklärung zu dem Verbot des Deuteronomiums: «Wenn an jemand eine Sünde ist, Rechtsspruch auf Tod, und er wird getötet, Du hängst ihn an ein Holz, laß' seinen Leichnam nicht am Holz übernachten, nein,

begraben sollst du ihn am selben Tage, denn ein Fluch Gottes ist ein Gehenkter.» Dazu erzählte Rabbi Meir ein Gleichnis: «Einst waren zwei Zwillingsbrüder in einer Stadt, einer wurde zum Könige eingesetzt, und einer wurde Straßenräuber. Den befahl der König zu hängen. Wer ihn aber sah, sagte: da hängt der König. Da befahl der König, ihn herunterzunehmen.»

Der Mensch, der im Ebenbilde Gottes geschaffen ist, beeinträchtigt Gottes Würde, wenn er die eigene verliert. Sie gipfelt in seiner Ebenbildlichkeit, wie sie in ihr wurzelte.

Von daher gelangt der gläubige Humanismus zur grundsätzlichen Gleichheit aller Menschen, das heißt zur Konzeption des Friedens als höchstes und letztes Ziel. Eine alte jüdische Quelle lehrt: «Der Mensch wurde deshalb als einziger erschaffen, um dich zu lehren, daß, wenn jemand *eine* Seele vernichtet, es ihm die Schrift anrechnet, als habe er eine ganze Welt vernichtet, und wenn jemand *eine* Seele *erhält*, es ihm die Schrift anrechnet, als habe er eine ganze Welt erhalten. Ein weiterer Grund ist der Frieden zwischen den Menschen, damit niemand zu seinem nächsten sage: mein Ahn war größer als deiner. Ein weiterer, damit die Sektierer nicht sagen könnten, es gäbe mehrere Herrschaftsprinzipien im Himmel. Und endlich, um die Größe Gottes zu verkünden, denn wenn ein Mensch mehrere Münzen mit einem Stempel prägt, so gleichen sie alle einander, der König der Könige aber, der Heilige, gepriesen sei er, prägt jeden Menschen mit dem Stempel des Urmenschen, und doch gleicht nicht einer dem andern. Daher muß auch jeder einzelne sagen: meinetwegen ist die Welt erschaffen worden.» So verknüpfen sich die Gedanken von der Ebenbildlichkeit, der Freiheit, der Würde, der unverwechselbaren Individualität mit denen des Friedens und der Verantwortung des Menschen für seine Welt, wie der Talmud an anderer Stelle lehrt: «Stets betrachte sich der Mensch so, als habe er zur Hälfte Sünden und zur Hälfte Verdienste. Heil ihm, wenn er ein Gebot ausgeübt hat, denn er hat die Waagschale seiner Verdienste zum Überwiegen gebracht; wehe ihm, wenn er eine Sünde begangen hat, denn er hat die Waagschale seiner Schuld zum Überwiegen gebracht! . . . Rabbi Eleazar, der Sohn Rabbi Simons, sagte: die Welt wird nach der Mehrheit gerichtet. Und auch der einzelne wird nach der Mehrheit gerichtet. Heil ihm, wenn er ein Gebot ausgeübt hat, denn er hat für sich und für die ganze Welt die Waagschale der Verdienste zum Überwiegen gebracht; wehe ihm, wenn er eine Sünde begangen hat, denn er hat für sich und für die ganze Welt die Waagschale der Schuld zum Überwiegen gebracht.»

Nach dieser pädagogischen Konzeption ist es der einzelne Mensch, in dessen Hand es liegt, ob der Spruch über das Schicksal der Welt «ist gerichtet» oder «ist gerettet» lautet. Seine eigene Entscheidung mag mit einem plastischen Augenblick des Weltenschicksals zusammenfallen und so für das Ganze entscheidend werden. Demnach wären wir also nach mancher Abgrenzung und einem langen Umwege, mit unserer Darstel-

lung des religiösen Humanismus wieder in der unmittelbaren Nähe des Goetheschen, wenn dieser etwa männliches Wagen «die Arme der Götter» herbeirufen läßt? Aber ist dem wirklich so, oder bezeigt nicht vielmehr dieser scheinbar nächste Konvergenzpunkt den ganzen Unterschied der Auffassungen? Beim religiösen Humanismus, auch dort, wo er, wie im Judentum, einen starken Akzent auf Tat und Anteil des Menschen legt, ist diese Tat kein «männliches Wagen», autonomer Natur, sondern Erfüllung der, ihrer letzten Quellen nach theonomen, Pflichttat. Und nicht «die Arme der Götter» werden herbeigerufen, sondern der Mensch ist es, der sich der Begegnung mit der letzten Endes freien Entscheidung des allmächtigen Gottes entgegenspannt, von der er hoffen mag, daß ihre Gnade mit seiner Bemühung nicht versagen werde. Mehr darf, redlicherweise, nicht behauptet werden, sollen die religiösen Begriffe und die eines nicht-religiösen Humanismus nicht ihren umgrenzten Sinn verlieren.

Die deutliche Trennung zwischen religiösem und weltlichem Humanismus ist in diesem Geschichtsmoment von besonderer Dringlichkeit. Wir fragen ja nicht nur, was religiöser Humanismus sei, sondern auch und vor allem, was er uns bedeute, heute und hier, für diese unsere Welt.

Religion ist heute in der Defensive, wahrscheinlich zu ihrem Heil. Sie ist kaum irgendwo auf der Welt mehr in der Gefahr, zu den Gewaltmitteln der Inquisition zu greifen, zum religiös begründeten Antihumanismus zu werden. Sie ist, in vielen Staaten, zur «ecclesia pressa» geworden. Ihre, oft wohlverdienten, Niederlagen machen sie zum — oft unfreiwilligen — Bundesgenossen all der freiheitlichen Kräfte, die heute gegen den Staatsgötzen, den Wirtschaftsgötzen, den totalitären Götzen in all seinen Formen kämpfen. Religiöser Humanismus als Gesinnung darf aber bei dieser taktischen Konstellation nicht stehen bleiben, sondern muß sich, im Bewußtsein menschlicher Begrenzung bei der Erkenntnis der einen Wahrheit, auf die Grundsätze der freien Selbstbestimmung der Person, der Unantastbarkeit menschlicher Würde, der Duldung abweichender Meinungen und Lehrgebäude, religiöser, areligiöser und antireligiöser, der von einzelnen und der von Gemeinschaften, vorbehaltlos festlegen, *auch für die Zeit nach einem (möglichen) neuerlichen Siege der Religion.*

Daß solch ein Sieg möglich ist, so unwahrscheinlich es auch heute sein mag, sei erläutert durch einen Blick auf die letzte, bisher nicht behandelte, Antithese zum religiösen Humanismus: den antireligiösen Antihumanismus oder Faschismus. Dessen zeitweiliger Erfolg nicht nur über die Leiber, sondern auch über die Seelen der Menschen wurde mit vorbereitet durch das Versagen des areligiösen Humanismus in seiner sozialistischen Spielart. Dieser hatte es unterlassen, freiheitlich-soziale Antworten auf die großen Fragen der Nation und der Religion zu suchen und zu geben und gewagt, ganze Seelenbezirke großzügig und kleinherzig zur

«Privatsache» zu erklären. Diese Privatsachen aber hörten deshalb nicht auf, in den Herzen der Proletarier und Kleinbürger sehr lebendig zu existieren. So war der Boden für ihre Annektierung durch die faschistischen Ideologen bereitet, die statt Gottes den Führer, statt des gewachsenen Volkstums den Mechanismus des Staates einsetzten, überall einen Hohlraum mit den eigenen mächtigen Surrogaten füllend. Ihr Erfolg beruhte nicht so sehr auf der Lüge selbst wie auf der lügenhaften und betrügerischen Ausnutzung vernachlässigter Wahrheiten — eben jener vom weltlichen Humanismus, von Goethe sowohl wie vom areligiösen Sozialismus vernachlässigten Wahrheiten des lebendigen Glaubens. Deshalb eben wird, wer an den endgültigen Sieg im Kampfe der Freiheit gegen den Geist des Totalitarismus glaubt, auch jenen Wahrheiten ihre Zukunft zusprechen dürfen.

Freilich unter einer unabdinglichen Voraussetzung: Religion darf niemals mehr in jenen antihumanistischen Fehler verfallen, der ihre Niederlage mit verschuldet hat, nämlich den, ihr Bewußtsein einer höheren Sicherheit gegen das Bedürfnis der leidenden Menschen und breiten Massen nach irdischer Sicherheit auszuspielen. «Der Mensch lebt nicht vom Brot allein», das ist wahr wie der Glaube; aber ohne Brot lebt er gar nicht — das ist wirklich wie die Welt. Es war der Fehler des Marxismus, die notwendigen Bedingungen des Daseins schlechthin mit den zulänglichen Bedingungen des höheren Daseins identifiziert zu haben; es bleibt sein historisches Recht, auf diese Brotnotwendigkeit wieder hingewiesen zu haben gegenüber gesellschaftlichen Mächten, die sie, als Staaten, Kirchen oder Synagogen, vernachlässigten oder gar, ideologisch, selbst fromm, verputzt, für die eigenen Luxus-Bedürfnisse ausnützten. So wird auch der Kreuzzug der westlichen Welt für die unverlierbare Freiheit des Individualismus nur dann Erfolg haben und eine Chance des Friedens sein, wenn er jeden Schein vermeidet, als sei es ihm gar nicht so sehr um die Stärkung der persönlichen Freiheit zu tun wie um die Schwächung jener sozialen Gleichheit, die sich die östliche Welthälfte zum Ziel gesetzt hat. Das volle Menschenbild, das der gläubige Humanismus wiederherzustellen unternimmt, korrigiert beide Einseitigkeiten in dem Wissen, daß es keine Freiheit gibt, ohne die sozialen Voraussetzungen, sie zu benützen, keine Gleichheit, die nicht auch eine der Meinungen, Gesinnungen, Ausdrucksmöglichkeiten, also Freiheit ist. Er führt West und Ost, Freiheit und Gleichheit in jener überwölbenden Gesinnung der Brüderlichkeit zusammen, die uns Menschen des 20. Jahrhunderts das Erbe der großen Französischen Revolution aus Goethes Epoche erneut, und positiver, als er es konnte, anzutreten gebietet.

So bleibt also der dem Goetheverehrer schmerzliche Tatbestand einer grundsätzlichen Differenz unser letztes Resultat. Er ist nicht neu, sondern schon zu Goethes Lebzeiten des öfteren empfunden worden, und zwar vor allem dann, wenn zugleich mit der Grenze des Goetheschen Humanismus gegen das Religiöse hin auch jene andere, mit ihr häufig,

wenn auch nicht immer, zusammenfallende Grenze gegen das Soziale hin ins Bewußtsein oder Gefühl trat. So klagt etwa Pestalozzi, religiöser Humanist echtester Anlage und stärkster Antriebe, am Schluß seiner «Abendstunde eines Einsiedlers» aus dem Jahre 1779: «Mensch in deiner Höhe, wiege den Gebrauch deiner Kräfte nach jedem Zweck! Vatersinn hoher Kräfte gegen die unentwickelte schwache Herde der Menschheit. O Fürst in deiner Höhe! O Goethe in deiner Kraft! Ist das nicht deine Pflicht, o Goethe, da deine Bahn nicht ganz Natur ist? Schonung der Schwachheit, Vatersinn, Vaterzweck, Vateropfer im Gebrauch seiner Kraft, das ist reine Höhe der Menschheit. O Goethe in deiner Hoheit, ich sehe hinauf von meiner Tiefe, erzittere, schweige und seufze. Deine Kraft ist gleich dem Drang großer Fürsten, die dem Reichsglanz Millionen Volkssegen opfern. Reiner Segen der Menschheit, du bist Kraft und Folge des Glaubens. O meine Zelle, Wonne um dich her! auch du bist Folge dieses Glaubens. Heil mir und meiner Hütte! Darum, daß die Menschheit an Gott glaubt, ruhe ich in dieser Hütte.»

Diese ergreifend stammelnden Rhythmen versuchen zum Ausdruck zu bringen, was der religiöse Humanist, bei aller Verehrung, gegen den Genius auf dem gepreßten Herzen hat, das im Leid der Kreatur immer zugleich das des Mitmenschen empfindet. Nicht so frei von Ressentiment äußerten sich die eigentlichen «Goethefeinde», zu denen Pestalozzi keineswegs gehörte. Einer ihrer Wortführer, Ludwig Börne, sagt in seiner Denkrede auf Jean Paul vom 2. Dezember 1825 — einem der schönsten Stücke deutscher Prosa — zum Lobe seines Toten: «Er sang nicht in den Palästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leier an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergeborenen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltenen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unseres Herzens begleitet, jede Viertelstunde unserer Freude nachtönt und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt, gehören.» Goethe ist hier, wie in der ganzen Rede, nicht genannt, aber die Beziehung auf ihn wird über jeden Zweifel deutlich, wenn sie mit den Worten schließt: «Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimat; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet wie er.»

Es ist ein Meisterstück der Polemik, wie die Anklänge an Goethes Prometheus hier den jungen Titanen gegen den alten Olympier beschwören. Der Himmelssturm des Prometheus gegen Zeus richtet sich nun gleichsam gegen seinen, scheinbar oder wirklich, müde gewordenen Dichter. Hatte dieser doch in seiner «Pandora», die Gewichte von Prometheus, dem Vorausdenkenden, auf Epimetheus, den Zurückschauen-

den, verlegt, und der ein Revolutionär in der Freisprechung der Gefühle des menschlichen Herzens und ihres bisher unerhörten Ausdruckes war, schien nun ein Bewahrer oder bestenfalls ein vorsichtiger Türmer Lynkeus im Bezirk der Gesellschaft. So wandte sich immer wieder nicht nur eifersüchtige Kleinlichkeit, sondern auch großgesinnte Jugend gegen den Gewaltigen.

Wieder ist es Thomas Mann, der dies Paradoxon gefühlt hat. Er meint, im «Adel des Geistes», im allgemeinen zwar sei die humane Rückschrittlichkeit mit Talentlosigkeit geschlagen, aber auch «das rückschlägige Genie» komme vor. Vielleicht kommt es nicht nur gelegentlich vor? Vielleicht war in diesem Falle der Dichter Thomas Mann noch klüger als der kluge Essayist, als er sein bisher größtes Buch, den «Doktor Faustus», einem etwas erhöhten Famulus Wagner in die Feder diktierte, um durch diesen Kunstgriff höchst humaner List die Zukünftigkeit mancher Mittleren gegenüber der ideologischen Abschlußhaftigkeit gerade der Genien zu gestalten? Uns scheint, daß Hegels bekannter Satz, mit dem er die Vorrede seiner «Philosophie des Rechts» im Jahre 1820 beschlossen hat, nicht nur für die Philosophie gilt, sondern auch für die große Dichtung; daß auch sie ihre Gemälde erst malt, wenn «eine Gestalt des Lebens alt geworden», und daß auch der Adler der Poesie, wie die Eule der Minerva, «erst mit der einbrechenden Dämmerung seinen Flug beginnt». So haben die Homerischen Gesänge die vergehende Adelswelt ihrer Zeit statt die kommende Bauernsphäre Hesiods geschildert, Dante den katholischen Kosmos in die Ewigkeit seines Weltgedichtes gebannt, kurz bevor er zu bröckeln begann, Cervantes — wenn auch pathetisch-komisch und rührend ironisch — das abgelebte Rittertum des Mittelalters mitten ins Zeitalter der Entdeckungen und Erfindungen gestellt; so hat Shakespeare das merry old England seiner Elisabeth gegen die sich emporreckende bürgerliche Revolution der Puritaner mit dem einzigen Fanatismus, dessen er fähig war, verteidigt. Dieser Anachronismus der Stärke mag auch für Goethe zutreffen, obwohl er Ottilie sagen läßt: «Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen.» In Wahrheit aber steht es doch so, daß, wer von den Großen unmittelbar der Zukunft dienen wollte, statt in der Mittelbarkeit des plastischen Abschlusses einer vergehenden Geschichtsgestalt, den Preis des Verzichtes auf die Kunst zahlte wie Platon, als er seine Tragödien verbrannte und die neue Kunstform des philosophischen Dialogs schuf, oder wie Tolstoj, der seine Wendung zur absoluten Gesinnung mit dem künstlerischen Niedergang nur allzu gern erkaufte. Auch Goethe hat diesen Preis erlegen müssen: die «Wanderjahre» sind sein sozial fortschrittlichstes und künstlerisch am wenigsten vollkommenes Werk.

Trotz alledem aber sind die großen Dichter die Fackelträger des Lichts und der Freiheit, doch nicht gerade als deren Ideologen. Sie dienen den Menschen durch die Ausweitung des seelischen Bezirks, durch das

Sagbarmachen von bisher Unsagbarem, durch die Erziehung zum umfassenden Mitgefühl aus gestaltender Phantasie. Das meiste Böse in dieser Welt geschieht ja aus Trägheit des Herzens und aus der Unmöglichkeit, die alte jüdische Vorstellung zu befolgen: «Urteile nicht über deinen Mitmenschen, bis du nicht an seiner Stelle warst!» Wir können nicht leibhaft an der Stelle all unserer Mitmenschen sein, aber die Phantasieschwingen der großen Künstler tragen uns auf die unzugänglichen Gipfel und in die schmerzlichsten Tiefen; sie lassen unser begrenztes Leben teilnehmen am Leben der anderen, bereichern es um das von uns selbst ungelebte Leben. So lehren sie uns Duldsamkeit aus Verständnis und Kenntnis, aus Teilnehmung und Identifikation. Die Wahrheit Gottes redet in vielen Zungen, auch in denen der Dichter, die sie leugnen.

Niemand hat das echter bezeugt als Goethe, der Schöpfer der Weltliteratur. Lassen Sie mich deshalb mit einem Worte schließen, das er liebte und das gerade mir besonders geeignet zu sein scheint, jenem Frieden zwischen den Völkern zu dienen, der für jeden Humanismus, und besonders den gläubigen, das höchste Ziel sein muß. Es ist ein arabisches Wort und steht im heiligen Buch des Islam. In Goethes Wiedergabe lautet es: «Der Koran sagt: Gott hat jedem Volke einen Propheten gegeben in seiner Sprache.» *Ernst Simon.*

Blick auf die Kirchen

MacArthur betete das Vaterunser

Korea und die Kirchen

Dieses Mal muß ich über eine peinliche Angelegenheit schreiben. Eigentlich schäme ich mich, als Diener der Kirche das tun zu müssen. Und doch tue ich es. Warum?

Um es gemeinverständlich auszudrücken: «Weil man so oft das Kind mit dem Bad ausschüttet.» Ohne Gleichnis: «Weil ich es so jammerschade finde, daß infolge der unglückseligen Haltung, welche die christlichen Kirchen der Korea-Frage gegenüber einnehmen, so mancher sagen wird: Das Christentum hat nichts mehr zu bedeuten. Darauf will ich aber gleich erwidern: Das hat mit dem Christentum selbst nichts zu tun.

Der Weltrat der Kirchen

Im Juli 1950 gab der Weltrat der Kirchen in Toronto seine Haltung über den Krieg in Korea kund. Die Vereinten Nationen wurden «gepriesen wegen ihres raschen Beschlusses, gegen den Überfall vorzugehen und

eine Polizeiaktion anzuordnen, die durch alle Mitglieder der Vereinten Nationen unterstützt werden müsse.»

Ich muß ehrlich gestehen: Ich bin zu Tode erschrocken, als ich das erstemal in den Presseberichten des «Eucumenical Press Service» vom 21. 7. 1950 diese Erklärung las. Da ich mir über die Bedeutung des englischen Verbums «to commend» nicht ganz klar war, suchte ich es in zwei Wörterbüchern auf. Aber ja, es war leider wahr: der Weltrat der Kirchen *pries* die Aktion der Vereinten Nationen.

Über die Beweggründe, die den Hintergrund des Konfliktes bilden, über eventuelle *konkrete* Versöhnungsmöglichkeiten, über die Wirklichkeit, die Realität dieser «Polizeiaktion» wurde geschwiegen.

Die schwache Verteidigung durch Dr. W. A. Visser 't Hooft (siehe «Eucumenical Press Service» vom 8. 9. 1950) verstärkte nur meine Überzeugung: Der Weltrat der Kirchen hat sich in dieser Erklärung von Toronto unkritisch in den westlichen Block einschalten lassen. Ich finde all das vollkommen unbegreiflich, bedauernswert und enttäuschend, gerade weil auch Männer wie Dr. Visser 't Hooft, die die asiatische Lage so gut kennen und die man keineswegs als «konservativ» bezeichnen kann, daran mitgewirkt haben.

Segne die Truppen!

Im August 1950 wohnten verschiedene Christen in Genf einem Kongreß der I. C. C. C. bei, die den «Weltrat» zu modernistisch und zu kommunistisch finden. Es sind alle sehr orthodoxe und «bibeltreue» Christen. Sie machten sich aber einer sehr unorthodoxen und sehr bibel-untreuen Tat schuldig, indem sie an MacArthur das folgende Telegramm sandten:

> «Der Internationale Rat Christlicher Kirchen (I. C. C. C.), in Genf mit 450 Delegierten aus 42 Ländern versammelt, hat den Wunsch, Sie davon in Kenntnis zu setzen, daß er in einer speziellen Gebetssitzung den Allmächtigen Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus, des einzigen Seligmachers der Welt und des kommenden Königs, feurig bittet, den Kräften der Vereinigten Nationen, die Sie anführen, Glück zu schenken und sie zu segnen und zu stärken, und Sie und Ihre Verbündeten in Ihrem edlen Streben, der Flut der kommunistischen Welteroberung Halt zu gebieten, zu leiten.»

Nun, MacArthur hat sich nicht lumpen lassen. Während seine Soldaten Dörfer niederbrannten und seine Bomben Menschen auseinanderrissen, drahtete er:

> «Vielen Dank und meine tiefste Würdigung für Ihre ermutigende Botschaft. Mit Gottes Hilfe werden wir nicht scheitern.»

Der Gott, der hier gemeint ist, ist nämlich ein Gott, der immer das stärkste Heer siegen läßt — und das amerikanische Heer wird das sein. Amerika ist ja stärker als Rußland!

In diesem Zusammenhang sei die Bemerkung erlaubt, daß schon Friedrich der Große, der stolz darauf war, Atheist zu sein, gesagt haben soll: «Gott ist immer auf der Seite der stärksten Kanonen!»

Das Vaterunser in Söul

MacArthur hat bei der feierlichen Zurückgabe von Söul an die koreanische Regierung unter anderm das folgende gesagt (wie die holländische Zeitung «Trouw» = Treue am 30. 9. 1950 kursiv gedruckt, auffallend wiedergibt):

«Ich bitte alle Anwesenden, aufzustehen, um dem allmächtigen Gott untertänigen und aufrichtigen Dank zu sagen, daß ER diesen entscheidenden Sieg unseren Waffen gegeben hat, und mit mir das ‚Vaterunser' zu beten.»

Hiernach betete General MacArthur das «Vaterunser» vor.

Man stelle sich vor: die rauchende, kaputte Stadt; ungezählte Tote und von Schmerzen zerquälte Verwundete; Kinder, die zwischen den Trümmerhaufen ihre Eltern suchen und niemals mehr finden werden: einige Millionen hungernd unterwegs nach ihren brennenden Wohnstätten; Soldaten, die gerade einen Krieg geführt haben, dessen «Wildheit» selbst amerikanische Berichterstatter erstaunen gemacht hat . . . man stelle sich vor, in *dieser* Umgebung:

Dein Name werde geheiligt,
Dein Reich komme . . .
Gib uns heute unser tägliches Brot
Und vergib uns unsere Schuld,
wie wir unseren Schuldnern vergeben werden . . .

Kirche und Frieden

Es ist sicherlich ein sehr trauriges Bild . . . und das alles gehört zum Christentum Anno 1950.

Die holländischen Kirchen schwiegen. Die meisten Christen fanden es doch nötig (viele sogar herrlich), daß die Kommunisten Schläge bekamen! Was kann man dann als Synode dagegen sagen?

Nur «Kerk en Vrede» (Kirche und Friede) hat in einem Schreiben an den holländischen Ministerrat und die Abgeordneten der Ersten und Zweiten Kammer der holländischen Generalstaaten ein warnendes Wort hören lassen. — Ich zitiere hier einige Sätze daraus:

«Wenn man Amerikas Auftreten gegen Rußland in Korea eine Polizeiaktion nennt, dann versündigt man sich durch eine Vogel-Strauß-Politik, weil man das Greuliche, was sich in Korea abspielt, ableugnet und nicht sehen will.»

«Unser Parlament hat der Taktik der Regierung zugestimmt, ohne sich zu realisieren, daß wir durch unsere Hilfeleistung regelrecht die reaktionären Mächte in Asien unterstützen.»

«Sie werden uns vorwerfen, daß der von uns gewiesene Weg zu riskant für Ihre Verantwortung als Obrigkeit ist. Sie werden aber mit uns davon überzeugt sein, daß der Ihrerseits eingeschlagene Weg ebenso viele Risiken in sich birgt. Dann aber ist doch sicherlich das Risiko, das im Gehorsam zu Jesus Christus ein gutes Gewissen zu erhalten versucht, letzten Endes vorzuziehen.»

Die amerikanische Abteilung des I. F. O. R. (International Fellowship of Reconciliation = Internationaler Versöhnungsbund) hat in einer mutigen Broschüre eine gleiche Botschaft erklingen lassen.

Die Bibel ist revolutionär

Wenn nun jemand fragen würde: Aber wer hat nun recht, der Weltrat der Kirchen, die I.C.C.C., die MacArthur segnete, oder die I. F. O. R.? — dann möchte ich doch antworten: Lesen Sie einmal die Bibel nach — und lassen Sie dann vor allem die Worte der Propheten, so von Jesaja und Jeremia, auf sich einwirken! Vertiefen Sie sich einmal in die Evangelien und in das Leben und die Briefe von Paulus! Tun Sie das ohne Vorurteile und stellen Sie diesen Bibelstellen die obenerwähnten Aussprachen und Handlungen gegenüber!

Ein großer Teil des Christentums hört leider mehr auf die Botschaft der Tatsachen und ihrer eventuellen Folgen als auf den Willen Gottes und den Ruf von Jesus Christus.

Wenn die Kirchen wirklich auf diese göttlichen Botschaften horchen würden, dann würden sie ein rettendes und revolutionäres Wort hören lassen. Ein ebenso konkretes, wie es jetzt der Weltrat und der I. C. C. C. haben ausgehen lassen, aber mit einem völlig anderen Inhalt.

Die lebendige Kirche jetzt

Was müßte die Kirche jetzt tun, wenn sie aus Liebe zu den durch Angst und durch Propaganda verleiteten und verwirrten Menschen über Korea sprechen will? Ich nenne nur einiges:

1. Die *konkreten*, tatsächlichen Kriegshandlungen in Korea sind wiederum ein Beweis dafür, daß Evangelium und Krieg unversöhnlich und unvereinbar sind.

2. Es ist ein Wahn, zu denken, daß durch den amerikanischen Sieg in Korea das Problem Amerika-Rußland auch nur einen Schritt weiter und näher zu seiner Lösung oder Entspannung gekommen sei. Das wäre auch unmöglich: Man kann den Teufel nicht mit Beelzebub austreiben, der doch der Anführer der Teufel war.

3. Die Sympathie für den Kommunismus wird bei den Asiaten auf die Dauer durch die Korea-Affäre nur verstärkt werden. Amerika, das heißt der Westen, ist wieder einmal, wie so oft, auf der verkehrten Seite gestanden.

4. Aufs neue ist der Westen von Angst getrieben, bewaffnet sich wie verrückt und wird ökonomisch schwach. Stalin braucht nur unsere westliche Depression auf wirtschaftlichem Gebiet abzuwarten, um zum Zug zu kommen. Eine solche Tiefkonjunktur bildet ja den besten Nährboden für den Kommunismus. Die Kirche aber muß gegen die Wahnidee, als sei der Kommunismus mit Militarisierung zu bekämpfen, immer wieder auftreten.

5. Die Anerkennung des neuen China muß konkret als Möglichkeit, zu einem neuen internationalen Kontakt zu kommen, genannt werden. Pandit Nehru ist auf glücklichere Weise konkret gewesen als der Weltrat der Kirchen.

6. Gegenüber dem Kommunismus darf dem Christen nur eine Haltung erlaubt sein, nämlich die, welche er dem Evangelium gegenüber verantworten kann. Zwei Dinge müssen hier genannt werden: der Kampf um eine neue Gemeinschaft, eine neue Gesellschaftsordnung und um die neue Wehrhaftigkeit.

7. In Korea triumphierte nicht das Recht, sondern nur die Waffengewalt. Die amerikanische Übermacht gewann den Sieg, nicht aber die Sache der Gerechtigkeit. Darum ist es gotteslästerlich, den Namen des Gottes von Jesus Christus mit diesem ganzen Betrieb zu verbinden. Die Kirche muß gegen diese Prostitution des «Vaterunser» protestieren.

8. Wenn die Kirche ernstlich daran glaubt, daß Gottes Reich einmal den Sieg erringen wird, dann wird sie einen tief- und weitsichtigen Blick auch in die sachlichen, ökonomisch-politischen und ideologischen Hintergründe der koreanischen Frage beweisen müssen. Die Kirche wird sich dann selbst durch die heutige Propaganda nicht gleichschalten lassen.

Ich habe nur einige wenige Punkte genannt.

Ich hoffe, daß dieser oder jener meiner Leser nun selbst einmal untersuchen wird, was für ein Buch die Bibel ist. Vielleicht kommt er dann zu der Entdeckung, daß das lebendige Christentum auch in der heutigen Situation imstande ist, ein anderes, rettendes Wort hören zu lassen. Und er wird (obgleich es der Weltrat der Kirchen und der I. C. C. C. und die ihnen zujubelnde Presse so weit getrieben haben) dann das Kind nicht mit dem Bade ausschütten.

Das wäre sonst bedauerlich und dumm. *Kr. Strijd.*

Abklärungen beim Kampf um den Frieden

Eine schweizerische Arbeitsgemeinschaft entschiedener Friedensfreunde hat im Sommer dieses Jahres eine zur Meinungsklärung und Diskussionsgrundlage bestimmte Erklärung zur Weltlage ausgearbeitet, welche im wesentlichen eine Neutralität gegenüber dem Ost- wie dem Westblock fordert, im Kriegsfall die Kriegsverweigerer aller Länder ihrer Sympathien versichert und die Förderung des Zivildienstgedankens erstrebt. Um diese Erklärung ist es zu einer nicht ganz unwichtigen Abklärung gekommen. Folgende Organisationen haben die Schrift unterzeichnet: Equipe de la paix, Kirchlicher Friedensbund der Schweiz, Religiös-soziale Vereinigung der Schweiz, Sozialdemokratische Frauengruppen der Schweiz, Schweizerische Vereinigung für internationalen Zivildienst

und Schweizerische Zentralstelle für Friedensarbeit. Die Unterzeichnung abgelehnt haben die «Partisanen des Friedens» auf der einen und der aus der Religiös-sozialen Vereinigung ausgetretene, dissidente Kreis um Pfarrer Trautvetter auf der andern Seite. Beiden paßt die neutrale Behandlung der Weltmächte nicht, den einen wegen der Kritik an Rußland, den andern, weil dieses, ihr «Tier aus dem Abgrund», nicht einseitig und bedingungslos verurteilt wird.

Die «Partisanen des Friedens» haben sich damit zu einem «Wer nicht für mich ist, ist wider mich» bekannt, und die Schuld, die sie durch das Nachbeten der kominformistischen Diffamierung der jugoslawischen Friedensbewegung auf sich genommen haben, noch vermehrt. Sie bemühen sich allzu geflissentlich, ihren entschiedensten Gegnern Wasser auf die Mühle zu leiten. Das ist eine altbekannte kommunistische Taktik. Wir haben sie im vorhitlerischen Deutschland und im Nachkriegsfrankreich erlebt und sehen sie heute im Konflikt China/Indien wieder angewendet. Sie heißt: Lieber den extremen Gegner, lieber Hitler, de Gaulle, MacArthur stärken, als eine wirklich progressive Kraft, einen echten Sozialismus aufkommen lassen.

Das Gleiche — wahrscheinlich allerdings mit weniger bewußter Klarheit — hat der andere dissidente Kreis getan, und wieder einmal berühren sich die Gegensätze so sehr, daß sie, von einer höheren Ebene aus gesehen, in Identität zusammenfließen. Im «Aufbau» Nr. 42 glossiert J. Tscharner die Erklärung der entschiedenen Friedensfreunde auf seine Weise und formuliert am Schluß — nach ein paar billigen Sprüchen über den Mut der individuellen Dienstverweigerer — seinen eigenen Friedensglauben wie folgt: «Wenn in Rußland einmal Unruhen der Rechtlosen ausbrechen sollten und die Kriegsmacht des Westens in die Rolle von Befreiungsarmeen gedrängt würde, dann wünschen wir nicht, dieser Macht in den Arm zu fallen, obschon wir keinen Augenblick vergessen, wie fragwürdig und gefährlich alle kriegerischen Taten unter allen Umständen sind.» Also: Macht es doch mit dem Tier aus dem Abgrund so, wie seinerzeit mit dem republikanischen Spanien!

Nun, diese Abklärungen sind für die wirkliche Friedensbewegung sicher heilsam gewesen. Was am meisten verheißungsvoll ist, scheint der Umstand zu sein, daß die erwähnte Erklärung und Diskussionsgrundlage in Zusammenarbeit zwischen politischen und religiösen Gruppen erfolgt ist, daß insbesondere aktive Kreise der Sozialdemokratischen Partei an dieser suchenden Arbeit für den Frieden teilnehmen. Ob das vielleicht ein kleiner Schritt dazu ist, daß es bald einmal eine nichtkommunistische, sozialistische Weltfriedensbewegung gebe? Zu früh wäre es dafür wahrlich nicht.

Ermangelt diese Abklärung somit nicht der hoffnungsvollen Aspekte, so kann man über eine andere Abklärung, über die, welche durch die Erklärung der Bruderräte der deutschen Bekenntniskirche gegen die Remilitarisierung veranlaßt worden ist, nur mit Traurigkeit berichten.

Daß diese Erklärung (vgl. «Neue Wege», Oktober 1950, S. 422 ff.) in Deutschland selber lebhaften Widerspruch finden würde, war vorauszusehen. In kirchlichen Kreisen hat man dort Niemöller, der als leitender Geist hinter diesen Erklärungen gesehen wird, sein Schuldbekenntnis am Ende des tausendjährigen Reiches nie verziehen. Man hätte ja so gerne einen Mythos einer bekenntniskirchlichen Résistance gehabt, und es war so unbequem, daß da einer erklärte, es sei Schuld gewesen, erst aufzustehen, als die Kirche selber angegriffen wurde und nicht schon, als es gegen Juden und Kommunisten, gegen Gewerkschafter und Pazifisten ging.

Wie gesagt, es war zu erwarten, daß etwa der Kreis um die nationalistische Zeitschrift «Christ und Welt» und um die alten restaurierten Herren Landesbischöfe recht sauer reagieren würde. Sie haben's getan. Die Bischofskonferenz unter dem Vorsitz von Otto Dibelius («Das Jahrhundert der Kirche», lila gebunden) möchte sich statt konkreter Äußerungen lieber mit Ermahnungen an die verantwortlichen Stellen begnügen, gewissenhaft zu handeln — was bekanntlich zu nichts verpflichtet. Daß in den Chor der deutschen Nationalisten auch bedenklich viele Schweizer Stimmen einfallen, das ist das Beschämende und Traurige. Diejenigen Kreise in Deutschland, die wirklich aus der Vergangenheit etwas gelernt zu haben scheinen und die sich heute wahrhaftig auch in unserem Interesse dagegen wenden, daß wieder ein deutscher Militarismus entsteht, erhalten so den Rückenschuß — oft noch von Leuten, die vor kurzem, als dieses noch populär und opportun war, sehr laut gegen den deutschen Militärgeist zu wettern liebten.

Das Traurigste, was ich in dieser Beziehung zu Gesicht bekommen habe, sind allerdings zwei Aufsätze von Pfarrer Paul Trautvetter («Aufbau», Nrn. 43 und 44), der, ohne im geringsten auf die theologischen Anliegen und Begründungen der Verfasser jener Erklärungen einzugehen, diesen die Wahrhaftigkeit und Anständigkeit abspricht. Die Leser erhalten den Eindruck, als ob es sich bei diesen Erklärungen um einseitige Stellungnahme gegen den Westen handle. An die Stelle einer sachlichen Auseinandersetzung tritt bei Trautvetter ein wütendes Toben gegen den als Inspirator vermuteten Karl Barth und gegen die «Weltfremdheit» der als jugendlich supponierten Verfasser. Handkehrum beanstandet er zwar wieder, daß dieser Erklärung politische Überlegungen zugrunde liegen, während doch s. E. Dienstverweigerung einzig und allein der Gewissensentscheid eines Einzelnen sein dürfe.

Kann man diese Rückenschüsse als Zeugnisse einer argen Selbstzerstörung nur mit Trauer zur Kenntnis nehmen, so scheint durch die bekenntniskirchliche Erklärung selber eine wichtige Abklärung einer schon lange vorhandenen Frage angebahnt zu werden. Hier wird nämlich ernsthaft eine theologische Begründung für die Ablehnung des Militarismus versucht, die über die gesetzmäßige Begründung Tolstois und über das individualistische Anliegen der Gewissensbewahrung hinausgeht. Eine echt evangelische Begründung muß ja tiefer gehen, als nur bis zur Ver-

weisung auf Gebot und Gewissen. Sie muß aus der Dankbarkeit für die Christusherrschaft und aus großer Liebe kommen. Darum muß jede Ablehnung des herkömmlichen militaristischen Weges und Denkens sehr deutlich erkennen lassen, daß der diesen Weg ablehnende Mensch aus der Liebe heraus handelt und nicht etwa sich nur seines individuellen Heiles wegen von Not und Untergang der andern distanziert.

An diesem Punkte ist die Erklärung sicher noch nicht *die* Lösung für unsere Zeit, wohl aber ein Versuch dazu. Die Lösung selber wird wohl in der Richtung liegen, die unser holländischer Freund Strijd visiert hat, wenn er statt von Antimilitarismus von einer neuen Wehrhaftigkeit spricht («Neue Wege», September 1950, S. 358 ff.), die Aktion und Methode werden muß; denn eine Ablehnung der Gewalt aus evangelischem Glauben kann niemals nur Passivität und Abseitsstehen bedeuten.

Darum muß zu der evangelischen Begründung wohl oder übel die politische Überlegung treten, denn auch der glaubensmäßig begründete Weg ist, wo er ein Weg in die Geschichte wird, ein politischer Weg, über dessen Auswirkungen man sich Rechenschaft zu geben hat.

Als Weisung auf einen politischen Weg ist die antimilitaristische Erklärung der Bekenntniskirche ein nicht auf andere Verhältnisse übertragbares Wort an die Deutschen und nimmt auf deutsche Verhältnisse Bezug. Auch das ist sehr zu begrüßen, denn der Bau des Friedens muß sich eben jeweils nach den geschichtlichen Verhältnissen richten. Ein Rezept für alle Völker aufstellen, hieße, sich auf einen ungeschichtlichen Weg begeben. Die deutsche Situation, die die Erklärung visiert, ist wohl die im täglichen Leben erfahrene, die Bedrohung durch Fatalismus und Defaitismus, die etwa dort zutage tritt, wo ein junger Mensch eine politische oder soziale Diskussion abbricht mit den Worten: «Sch . . ., in einem halben Jahr sind wir ja doch wieder Soldaten», oder die dort aufbricht, wo junge Menschen nach dem Schlager «ai, ai, ai Korea, der Krieg kommt immer näher» ihre Tänze tanzen. Gegenüber diesem Defaitismus haben die Verfasser jener Erklärung eine Tat getan, wofür ihnen unser Dank gebührt.

Der Ärger der Kriegstheologen über diese Tat ist wohl nicht zuletzt aus der Angst geboren, ihre eigenen Felle könnten ihnen davonschwimmen. Der Wille zur Neutralität gegenüber fremden Händeln scheint doch etwas tiefer verankert zu sein, als vielen lieb ist. Sicher ist auch der Zuwachs der deutschen Sozialdemokratie in ihrer Ablehnung der Remilitarisierung begründet.

Nicht zufällig haben darum wie in der schweizerischen Arbeitsgemeinschaft so auch in Deutschland Sozialisten und Kirchenleute den Weg zueinander finden müssen, um von ihren verschiedenen Voraussetzungen aus dieses Problem zu überdenken. Es wird sicher für jeden dieser Gesprächspartner von gutem sein, die Begründungen und Erwägungen des andern kennenzulernen. Der christlich begründete Antimilitarismus insbesondere kann durch diese Kontaktnahme und den dadurch

veranlaßten Zwang, sich einer Sprache zu bedienen, die auch der Partner versteht, etwas aus der fatalen Selbstisolierung herauszukommen, in der er sich bei einer Beruhigung mit seiner herkömmlichen gesetzlichen oder gewissensmäßigen Begründung leicht befindet.

Wenn die Friedensbewegung sich zur Neutralität gegenüber beiden Machtpolen, zu einer wahrhaft evangelischen Begründung, zu einem Ernstnehmen der geschichtlichen Eigenart jedes Volkes und zum Willen durchringt, zunächst die Friedensbedrohungen des eigenen Kreises zu bekämpfen, dann wird sie stärker sein als ihre Gegner links und rechts.

Bruno Balscheit.

WELTRUNDSCHAU

China greift ein Die Niederlage der Nordkoreaner, so schrieben wir in unserer Oktober-Rundschau, sei nunmehr tatsächlich besiegelt, «wenn nicht im letzten Augenblick die Chinesen oder gar die Russen eingreifen». Heute haben wir als vielleicht wichtigstes Ereignis der Berichtszeit die Tatsache zu verzeichnen, daß die Chinesen nun wirklich eingegriffen *haben*. Nicht offiziell zwar und mit nicht allzu starken Kräften (etwa 60 000 Mann; eine halbe Million Chinesen stünden immerhin in Reserve), wahrscheinlich auch mit begrenztem Kampfziel, aber doch so, daß der stürmische Vormarsch der Amerikaner und Südkoreaner dadurch plötzlich aufgehalten wurde und die sogenannten UNO-Truppen zeitweilig in eine gefährliche Lage kamen. Wiederum *nicht* eingegriffen haben die Russen, und zwar keineswegs bloß aus Vorsicht, um einen offenen Zusammenstoß mit den Amerikanern zu vermeiden, sondern weil tatsächlich — wie hier von Anfang an betont wurde — der ausländische Hauptinteressent am Gelingen des koreanischen Revolutionskriegs und jetzt an der Verhinderung des endgültigen Zusammenbruchs von Nordkorea das kommunistische *China* war und ist, während die Führung der Sowjetunion nach allem, was seither durchgesickert ist, dem nordkoreanischen Unternehmen eher kühl, ja mißtrauisch gegenüberstand.

Es war aber auch wirklich der letzte Augenblick, da China seinem nordkoreanischen Nachbarn und Schicksalsgenossen zu Hilfe eilen konnte. Denn mit der fast ohne Gegenwehr erfolgten Zurückwerfung der nordkoreanischen Heerestrümmer bis hart an die mandschurische Grenze hin, mit der Einschließung eines wesentlichen Teils dieser Truppen nördlich von Pyongyang und der Eroberung fast ganz Ostkoreas schienen die Amerikaner den Krieg tatsächlich bereits gewonnen zu haben. Das Ergebnis der bisherigen Operationen war, wie General MacArthur stolz feststellte,

«daß die Zahl der feindlichen Kriegsgefangenen in unserer Gewalt auf über 135 000 angestiegen ist, während die übrigen Ausfälle des Feindes sich auf über 200 000 Mann belaufen. Damit beträgt der Gesamtverlust des Feindes 335 000 Mann; auf diese Effektivstärke wurden die gesamten nordkoreanischen Streitkräfte geschätzt.» Man begreift angesichts dieses «glänzenden Erfolges» der Großschlächterei in Korea einigermaßen die Erbitterung des amerikanischen Oberkommandierenden über den chinesischen Gegenstoß ins koreanische Grenzgebiet hinein, der ihm die Früchte seines Sieges wieder zu entreißen oder doch wesentlich zu schmälern droht. Man muß aber entschieden protestieren, wenn MacArthur diesen Gegenstoß, den er selber bewußt herbeigeführt hat, in seiner Botschaft an die Vereinten Nationen vom 6. November mit widerlichem Pathos als «einen der flagrantesten Akte internationaler Gesetzlosigkeit, die je in der Geschichte vorgekommen sind», brandmarkt, übrigens auch ganz vergessend, daß einst der Abfall der nordamerikanischen Kolonien von England von den konservativen Briten gleichfalls als die schmählichste Gott- und Gesetzlosigkeit empfunden wurde, die jemals unter Menschen und Staaten erhört worden sei . . .

Gestörte Pläne Wie weit die chinesische Intervention zu gehen gewillt ist, erscheint vorerst noch nicht recht klar. Vielleicht hat sie nur zum Ziel, die Amerikaner und Südkoreaner von einer Besetzung der eigentlichen Grenzzone abzuhalten und insbesondere die gewaltigen Kraftwerke am Yalu, die einen großen Teil der stark industrialisierten Mandschurei mit Elektrizität versorgen, vor feindlichem Zugriff zu schützen. Möglicherweise dient sie aber auch dem Zweck, die Aufnahme des neuen China in die Organisation der Vereinten Nationen zu erzwingen, die ihr bisher unter amerikanischem Druck verweigert worden ist. Sicher ist jedenfalls, daß die Ausweitung des Koreakrieges, die als Folge des amerikanischen Eingreifens von Anfang an zu befürchten war und die man auf amerikanischer Seite auch offenkundig riskiert hat, nun tatsächlich eingetreten ist, und daß eine länger anhaltende Begegnung von Chinesen und Amerikanern auf den koreanischen Schlachtfeldern, verbunden mit einer planmäßigen Zerstörung der chinesischen Nachschubbasen, die Gefahr eines dritten Weltkrieges näher rücken müßte als je.

Natürlich haben im Blick auf diese Gefahr im westmächtlichen Lager sofort die Versuche eingesetzt, mit der Verantwortung für die neue Wendung der Dinge einseitig die «kommunistische Expansions- und Aggressionspolitik» zu belasten. Um so nötiger ist es, die Ereignisse im Fernen Osten in ihrem *wirklichen* Zusammenhang zu sehen und sich das Auge nicht durch Propagandanebel irgendwelcher Art trüben zu lassen. Halten wir darum vor allem unbeirrt fest, daß der nordkoreanische Einfall ins Südland in Wahrheit kein «frevelhafter Angriff» eines selbständigen Nationalstaates auf einen anderen selbständigen Staat war, sondern ein Re-

volutionskrieg innerhalb eines und desselben Landes mit dem Zweck, das feudal-reaktionäre Regime, das unter amerikanischem Schutz im Süden weiterbestanden hatte, ebenfalls zu stürzen und dem bereits offen angekündigten gegenrevolutionären Krieg des Südens gegen den Norden zuvorzukommen. Die bewaffnete Intervention des Auslands in diesen innerkoreanischen Kampf stellt sich damit nur als Ausfluß jener allgemeinamerikanischen und westmächtlichen Politik dar, die seit 1946 nach vorgefaßtem Plan darauf ausgeht, der weiteren Ausbreitung des Kommunismus in der Welt und namentlich der kommunistisch geführten sozialen Revolution in Asien *mit militärischer Gewalt* entgegenzutreten und die Welt für die sogenannte freie Wirtschaft, das heißt für den kapitalistischen Imperialismus, offenzuhalten oder wiederzugewinnen. Sie sollte in diesem Sinne zunächst eine scharfe Warnung an die *Sowjetunion* sein[1]; sie zielte aber sodann gemäß den Absichten der amerikanischen Aktivistenpartei und ihres bewaffneten Armes, General MacArthurs, im besonderen auf *China*, das trotz der kostspieligen Unterstützung des verrotteten Kuomintang-Regimes durch die Vereinigten Staaten eben doch kommunistisch wurde, nun aber von Korea, Formosa und dazu Indochina aus erneut in die Zange genommen und für den amerikahörigen Tschiang Kai-shek zurückerobert werden soll.

In Verfolgung dieses Zieles hat General MacArthur den Krieg in Korea absichtlich so geführt, daß das kommunistische China schließlich eingreifen *mußte*. Wie der «New Statesman», also ein Blatt, das den UNO-Krieg gegen Nordkorea guthieß, jetzt enthüllt (Nummer vom 11. November), ließen die Vereinten Nationen auf britische Anregung dem Oberbefehlshaber ihrer Truppen die dringende Weisung zukommen, sofern das militärisch irgend möglich sei, seinen Vormarsch an der nordkoreanischen Landenge einzustellen und so eine Berührung mit den chinesischen Streitkräften zu vermeiden, die sonst den Yalufluß überschreiten müßten, um die mandschurische Grenze abzuschirmen und die dort gelegenen wertvollen Kraftwerke zu schützen. Aber wiederum, wie im Fall Formosa, so stellt das Londoner Labourblatt fest,

«hat General MacArthur mit Vorbedacht die klar ausgedrückten Absichten seiner Vorgesetzten mißachtet. Syngman Rhees Haftbefehle laufen jetzt in Nordkorea wie südlich des 38. Breitengrades, und die UNO-Kommission ist auf geheimnisvolle Weise verhindert worden, ihre Reise über den Stillen Ozean auch nur anzutreten. Auf diese Art ist die Friedensstiftung, welche die einzige Rechtfertigung für die Überschreitung des 38. Grades war, tatsächlich vereitelt worden. Die Führung der militärischen Operationen weist dieselbe flagrante Mißachtung aller Richtlinien auf. Nachdem MacArthur das Ende des nordkoreanischen Widerstandes nach der Schlußeinkesselung bei Pyongyang verkündet hatte, befahl er den südkoreanischen und UNO-Truppen, die Landenge zu überschreiten und die drei Nordprovinzen bis unmittelbar an die chinesische und die russische Grenze hin zu besetzen. Da es nach seinem eigenen triumphierenden Ein-

[1] «Durch den militärischen Sieg über die nordkoreanischen Kommunisten haben die Westmächte Rußland einen schweren Prestigeverlust verursacht. ... Die Angst vor der Unwiderstehlichkeit und Unaufhaltsamkeit der kommunistischen Expansion ist durch den Koreakrieg verringert worden.» («Volksrecht» Nr. 249.)

geständnis keine weiteren nordkoreanischen Einheiten mehr zu vernichten gab, war das reine Herausforderung und hat denn auch den unvermeidlichen Zusammenstoß mit chinesischen Truppen bewirkt... Wenn wir MacArthurs Rhetorik in gewöhnliches Englisch übersetzen, so heißt das, daß er seinen Weisungen trotzte, einen militärischen Zwischenfall an der chinesischen Grenze hervorrief und so jene Ausweitung des Krieges riskierte, welche die Vertreter der britischen Staatengemeinschaft in Lake Succeß, mit weitgehender Unterstützung von seiten Achesons, so unermüdlich zu vermeiden gesucht haben.

Wir sind nicht überrascht, daß sich MacArthur so verhalten hat. Sein Handeln steht in Einklang mit seinem Charakter und seiner deutlich bekundeten Entschlossenheit, Syngman Rhee und Tschiang Kai-shek wieder in ihre Macht einzusetzen, selbst um den Preis, daß er damit sein Land in einen Krieg mit China verwickelt.»

Der «New Statesman» scheut sich nicht, es offen auszusprechen: «*General MacArthur scheint darauf auszugehen, den Koreakrieg in einen Weltkrieg zu verwandeln.*» Das ist ihm bisher zum Glück nicht gelungen. *Daß* er aber eine solche Wendung kaltblütig ins Auge faßt, steht ganz unzweifelhaft fest; er ist eben längst davon überzeugt, daß der Kampf um die Vorherrschaft in Asien letzten Endes mit den Waffen in der Hand entschieden werden müsse. Einstweilen arbeiten MacArthur und seine Hintermänner freilich auch sonst unverzagt am Bau des amerikanischen Fernost-Imperiums weiter. Unter allen Umständen soll im Rahmen dieser Politik *Formosa* von China abgetrennt werden, sei es offen als abhängiger amerikanischer «Schutzstaat», wie MacArthur will, sei es als nominell unabhängiger Staat im Range des philippinischen Satelliten der USA und auf Grund eines feierlichen Beschlusses der UNO, wie das die amerikanische Regierung lieber sähe. In der Praxis kämen natürlich beide Lösungen so ziemlich auf das gleiche hinaus, wie auch der Washingtoner Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 2209) zugibt:

«Der Plan der (amerikanischen) Regierung, das Schicksal Formosas nur durch die Vereinten Nationen entscheiden zu lassen, muß ja beinahe zwangsläufig zu dem von MacArthur gewünschten Ergebnis führen, wenn der General auch wahrscheinlich eine direkte amerikanische Lösung des Problems einer Lösung durch die Vereinten Nationen vorgezogen hätte.»

Soll auch die *indochinesische* Frage an die UNO gewiesen werden? Es gibt Stimmen in Frankreich, die sich entschieden dafür aussprechen, da sich in Indochina infolge der neuen, erfolgreichen Offensive des Viet Minh mehr und mehr die gleiche Lage herausbilde, die in Korea das Eingreifen der Vereinten Nationen erforderlich gemacht habe. Die vorherrschende französische Meinung beharrt jedoch darauf, daß Frankreich seinen indochinesischen Kolonialkrieg in der eigenen Hand behalten müsse, wenn auch mit großzügiger Unterstützung durch Amerika, während eine dritte, vorerst noch schwache Gruppe bereit wäre, Indochina kurzerhand MacArthur zu übergeben, der dann dort schon nach seiner Art Ordnung machen werde... MacArthur selber soll große Lust haben, als nächste Aufgabe die Unterdrückung der nationalen und sozialen Revolution auch in Indochina zu übernehmen, wiederum ohne Rücksicht auf die Gefahr weiterer internationaler Verwicklungen. Gleichzeitig halte er, nach Be-

richten aus Tokio, «den Augenblick des Sieges über die nordkoreanischen Kommunisten für die Proklamation einer sogenannten Pazifikdoktrin durch den (amerikanischen) Präsidenten für günstig, durch die die Entschlossenheit der Vereinigten Staaten klargemacht würde, jedem asiatischen Staat gegen den Kommunismus beizustehen». («Neue Zürcher Zeitung» Nr. 2209.)

Durch all diese schönen Pläne haben nun die Chinesen mit ihrer Hilfe an Nordkorea (und schon vorher an die Freiheitsbewegung in Indochina?) einen Strich gemacht. Sie haben damit einfach aus der offen betätigten Feindseligkeit der Vereinigten Staaten gegenüber der chinesischen Revolution und ihrem Staat die nach ihrer Auffassung gegebene Folgerung gezogen. Sie wollen der Gefahr, die sie von Korea aus gegen das neue China aufsteigen sehen, noch rechtzeitig begegnen und hoffen wohl, daß sich der amerikanische Interventionskrieg in Korea so lange hinziehen werde, bis die maßgebenden UNO-Mächte die Hand zu einer Lösung der ostasiatischen Fragen, eingeschlossen die der Anerkennung Chinas durch die Vereinten Nationen, bieten würden, die auch für sie annehmbar wäre.

Tibet Sicher nicht ohne Zusammenhang mit dem Kampf um Korea hat sich aber darüber hinaus die Pekinger Regierung entschlossen, ein paar ihrer Armeen auch in *Tibet* einmarschieren zu lassen, das bisher nur lose mit dem eigentlichen China verbunden war, und das weltabgeschlossene Hochland in aller Form fest an das verjüngte Reich der Mitte anzuschließen. Darob natürlich neue Entrüstung im Westen («Seht ihr die blutige Hand Stalins?») und deutliche Unruhe auch im benachbarten Indien. Vergegenwärtigen wir uns aber doch auch hier ganz nüchtern die Tatsachen und stellen wir fest:

1. Tibet ist auf allen gebräuchlichen Landkarten als *Bestandteil Chinas* eingezeichnet, wie etwa Sinkiang oder die Innere Mongolei. Ein Vertrag, der 1914 in Simla von Vertretern Tibets, Chinas und Britisch Indiens unterzeichnet wurde, hat denn auch die Oberhoheit Chinas über Tibet förmlich anerkannt, in der Meinung freilich, daß die Tibetaner ihre inneren Angelegenheiten selber ordnen könnten, und der damalige britische Außenminister Eden hat 1943 in einer Note an die chinesische Regierung diese Anerkennung ausdrücklich bestätigt. China hat zwar den Vertrag von Simla nie ratifiziert, weil es eine weitergehende Oberhoheit über Tibet beanspruchte, aber von einem Angriff eines fremden Staates auf Tibet kann bei dem Einmarsch chinesischer Truppen gleichwohl keine Rede sein, nicht einmal im Sinne des Angriffes, wie er von Amerika und der UNO im Falle Korea konstruiert wurde.

2. Tibet ist ein Land von *phantastischer Rückständigkeit:* geistig, wirtschaftlich, sozial. 30 Prozent seiner männlichen Bevölkerung sind buddhistische Priester und Mönche. Seine herrschende Oberschicht sind die

weltlichen und geistlichen Grundbesitzer, die sich drei Viertel des Arbeitsertrags der Bauern und Handwerker aneignen, so daß das gewöhnliche Volk in einer auch für Asien außerordentlichen Armut, Schmutzigkeit und Unwissenheit lebt. Mit dieser ganzen gesellschaftlichen Ordnung *muß* einmal aufgeräumt werden, und das ist nach der Lage der Dinge nur durch Eingriff von außen her möglich. Wenn sich das neue China dieser Aufgabe annimmt, so hat es das sittliche und geschichtliche Recht unzweifelhaft auf seiner Seite.

3. Während mehr als hundert Jahren hat Großbritannien versucht, von Indien aus Tibet zu durchdringen und es von China zu trennen. Mit Ende des zweiten Weltkrieges ist auch hier *Amerika* an seine Stelle getreten, und es ist kaum zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß die amerikanische Politik auch Tibet als eines derjenigen Länder ins Auge faßt, die durch den Einsatz militärischer und wirtschaftlicher Machtmittel vor dem «Würgegriff des totalitären Kommunismus» geschützt und in den Einflußbereich der «freien Nationen» gebracht werden müßten. Die chinesische Volksrepublik wahrt nur ihre eigenen Lebensinteressen, wenn sie verhindern will, daß sie eines Tages vor eine fertige Tatsache gestellt und aus Tibet ein zweites Formosa gemacht wird. Und die Westalliierten können ihr daraus im Ernst kaum einen Vorwurf machen, am wenigsten Amerika, das behauptet, seine Landesgrenzen an der Elbe und am Bosporus, in Persien und am Gelben Meer verteidigen zu müssen.

Und auch *Indien* hat kein Recht, sich bedroht zu fühlen. Gewiß kommt mit der Herstellung der vollen Oberhoheit Chinas über Tibet der Kommunismus Indien wesentlich näher, zumal auch im Pufferstaat *Nepal* eine undurchsichtige Revolutionsbewegung ausgebrochen ist und der bisherige König sich nach Indien geflüchtet hat. Aber die Regierung Nehru und die herrschende Oberschicht Indiens haben ja ein gutes Mittel, um das Übergreifen des Kommunismus auf ihr Land zu verhindern: die Behebung des furchtbaren Massenelends, das dort trotz der Befreiung von der Fremdherrschaft nach wie vor besteht. Wenn sie das *nicht* fertigbringen, so müssen sie eben auch die Folgen tragen. Keinesfalls aber dürfen sie die Chinesen hindern, ihr eigenes Kernland und ihr neues Regime durch die förmliche Angliederung Tibets zu schützen. Sie dürfen sich auch nicht beklagen, daß die chinesische Regierung auf die in Aussicht genommenen «Verhandlungen» über die Neuregelung des Verhältnisses zwischen China und Tibet verzichtet und Indien dabei gröblich vor den Kopf gestoßen habe. Die indische Regierung hat sich das durchaus selber zuzuschreiben, hat sie sich doch von Anfang an auf die Seite der gegenrevolutionären Intervention in Korea gestellt, mit der Begründung natürlich, daß diese Intervention rein pazifistische Ziele verfolge. Was MacArthur und die andern Pazifisten für Ziele hatten, sehen jetzt aber vielleicht auch diejenigen, die es zu Beginn des Koreakrieges nicht sehen wollten. Die Chinesen sehen es sicher und wissen auch, daß die «Vermittlertätigkeit» Indiens unter diesen Umständen scheitern *mußte*. Was bleibt, das ist die

Solidarität Indiens mit den Westmächten — und Chinas «brüske» Behandlung der indischen Regierung ist nur die Antwort darauf. Auf einen groben Klotz, so meint es wohl, gehöre ein grober Keil. Wer das — wie wir es selber tun — unschön findet und davon eine weitere Annäherung Indiens an die Westmächte befürchtet, der muß vor allem Indien tadeln, dessen großbürgerliche Oberklasse freilich eine sehr begreifliche Sympathie mit dem Antikommunismus der Westmächte empfindet, trotz deren Einmischung in Korea.

Die neue UNO Wie die Westmächte auf die chinesische Abwehr- und Vorbeugungsaktion antworten werden, steht noch dahin. Chinas Eingreifen in Korea ist zwar bereits bei der UNO anhängig gemacht worden, aber die Pekinger Regierung hat es abgelehnt, der an sie gerichteten Aufforderung zur Entsendung eines Vertreters an die entsprechende Sitzung des Sicherheitsrats Folge zu leisten, weil sie vor den Vereinten Nationen nicht in der Rolle des Angeklagten (im Sinne der «historischen» Botschaft MacArthurs vom 6. November) erscheinen will, sondern eine freie Aussprache über *alle* China angehenden Angelegenheiten, eingeschlossen das amerikanische Eingreifen in Korea und auf Formosa, verlangt und überdies an Stelle des nicht mehr existierenden Kuomintang-China in die UNO aufgenommen zu werden wünscht. Ob auch aus dem Fall Tibet eine «Bedrohung des Weltfriedens» gemacht werden kann, ist trotz dem Hilfsgesuch der bisherigen Regierung von Lhasa ungewiß, zumal nach der zu erwartenden völligen Besetzung des Landes durch die Chinesen ein militärisches Eingreifen der Vereinten Nationen nicht mehr in Frage kommt.

Inzwischen ist vorsorglicherweise die Organisation der Vereinten Nationen doch so umgestaltet worden, daß allfällige neue «Friedenskriege» ohne Behinderung durch ein russisches Veto ins Werk gesetzt werden könnten. Die auf amerikanisches Betreiben vorgenommene *Reform der UNO-Satzung* weist tatsächlich, im Gegensatz zur bisherigen Regelung, die Hauptrolle bei allen Maßnahmen zur Friedenswahrung der Generalversammlung zu, während der Sicherheitsrat in den zweiten Rang versetzt wird, ja nötigenfalls einfach ausgeschaltet werden kann. Der Sinn der Neuerung ist klar: In der Generalversammlung, die mit einfachem Mehr beschließt, haben die Westmächte und ihre Gefolgsstaaten das erdrückende Übergewicht (nur stimmenmäßig natürlich, nicht in Hinsicht auf ihre Bevölkerungszahl) und können darum den Ostblock in jedem beliebigen Fall ausmanövrieren, während im Sicherheitsrat, dank dem seinerzeit von *allen* Großmächten verlangten Vetorecht, eine solche Übermehrung unmöglich ist. Die soeben beschlossene Verfassungsreform stürzt also einen der tragenden Pfeiler der bisherigen Organisation der Vereinten Nationen um, den Grundsatz nämlich, daß wichtige Beschlüsse auf dem Wege der *Verständigung* zwischen den vier Großmächten gefaßt werden müssen und die Vergewaltigung einer von ihnen durch

Mehrheitsbeschluß ausgeschlossen sein soll. Damit ist es jetzt aus, zum Teil durch Schuld der Sowjetunion selber, die vom Vetorecht auch in nicht lebenswichtigen Fragen Gebrauch gemacht hat, im wesentlichen aber doch darum, weil die Sowjetunion in Angelegenheiten, die nun wirklich ihre Lebensinteressen berührten, durch ihren Einspruch die amerikanisch-westmächtlichen Pläne zu vereiteln imstande war, beispielsweise in der Frage der Kontrolle der Atomkraft[2]. Die UNO ist nunmehr auch der Form nach, was sie mindestens seit ihrem verhängnisvollen Koreabeschluß schon im Wesen war: ein Werkzeug der amerikanischen Machtpolitik für den Kampf gegen die Sowjetunion und gegen die soziale Umwälzung allüberall in der Welt. Oder, wie Max Beer in der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 2211) beschönigend schreibt: Die Vereinten Nationen sind, wie 1945, «wiederum ein Kriegsbündnis, aber geboren diesmal nicht im Taumel des Sieges und infolgedessen nicht in der Illusion bequemer künftiger Stabilität, sondern *im Anfangsstadium eines rauhen Kampfes um den guten Frieden*» — des *amerikanischen* Friedens natürlich, der einer teilweise widerstrebenden Welt, vor allem der kommunistischen Staatenwelt, aufgezwungen werden soll. Und damit dieser Sachverhalt ja recht deutlich werde, ist auch Trygve *Lie* in seinem Amt als Generalsekretär der UNO ausdrücklich als der Mann Amerikas für weitere fünf Jahre bestätigt worden, nicht allein gegen die Stimme der Sowjetunion, sondern auch gegen die bessere Einsicht der meisten andern Mitglieder der Vereinten Nationen, die sich zuerst für den Mexikaner Padillo Nervo eingesetzt hatten, dann aber dem amerikanischen Druck nachgaben. Mr. Lie ist so diesmal wirklich «Made in America» — mit dem Auftrag, den «rauhen Kampf um den guten Frieden» zu organisieren . . .

Worte und Taten Dieser Kampf für den «guten Frieden», so erklärte Präsident Truman am 6. November in einer Wahlrede, falle zusammen mit dem Kampf «für die revolutionären Grundsätze der menschlichen Freiheit und der politischen Gleichberechtigung» und richte sich vornehmlich gegen den «kommunistischen Imperialismus», diese «reaktionäre Bewegung, die die Freiheit verschmäht und der Todfeind der persönlichen Freiheitsrechte ist». Wie ernst

---

[2] Im Pariser «Esprit» (Novemberheft), dessen Leitung übrigens bald nach Mouniers Tod der Basler Professor für französische Literatur, Albert Béguin, übernommen hat, stellt André Berthelot, der Chef der Abteilung für Kernphysik im französischen Kommissariat für Atomkraft, unzweideutig fest, daß die Russen den amerikanischen Plan für die Kontrolle der Atomkraft *nicht* annehmen konnten. «Es ist offenkundig», so schreibt er, «daß ein Land, das einer internationalen Körperschaft einen Teil seiner nationalen Souveränität übertragen und ihr die Aufgabe anvertrauen soll, die Zahl und den Standort der Atomkraftwerke auf seinem eigenen Gebiet festzusetzen, die Sicherheit haben muß, daß sich in dieser Körperschaft nicht eine ihm feindselige Mehrheit bildet. Ein Land wie die Sowjetunion . . . konnte offenkundig nicht umhin, zu befürchten, daß die Atomkraftbehörde (der Vereinten Nationen) sich in einen Spionageorganismus zum Nutzen der Westmächte verwandeln würde. Es konnte sich nicht mit

es den Vereinigten Staaten und ihren Verbündeten mit diesen «revolutionären Grundsätzen» ist, darauf werfen zwei Geschehnisse ein Licht, die gerade in den letzten Wochen zu verzeichnen waren. Das eine ist die nationale Revolte in *Puerto Rico*, die den Hintergrund des merkwürdigen Anschlags auf Präsident Truman bildet. (Daß in den Taschen der Attentäter, außer Briefen ihrer heimischen «Auftraggeber», nicht auch noch Mitgliedskarten der Kommunistischen Partei gefunden wurden, ist eine unbegreifliche Nachlässigkeit der sonst doch so tüchtigen amerikanischen Bundespolizei.) Die Revolte in der mittelamerikanischen Inselrepublik ist schnell niedergeschlagen worden; ihre Ursachen bestehen indessen unverändert weiter und dürften sich in Zukunft eher noch verstärken. Denn Puerto Rico ist ja tatsächlich nichts anderes als eine unfreie nordamerikanische Kolonie, die von den Vereinigten Staaten nach ihrem Krieg mit Spanien — einem typisch imperialistischen Krieg — aus militärischen Gründen annektiert wurde und seither wirtschaftlich besonders arg ausgebeutet wird. Das Volk von Puerto Rico verarmt denn auch zusehends. Bei einer Bevölkerung von 2,2 Millionen zählt man gegenwärtig über 300 000 Arbeitslose (was der doppelten Anzahl in der Schweiz entspräche). 300 000 Kinder im schulfähigen Alter (von etwa 690 000) bleiben ohne jeden Unterricht; der Rest erhält nur eine sehr mangelhafte Schulung. Drei Viertel der Bevölkerung sind schlecht bekleidet und behaust; die Gesundheitsverhältnisse sind vielfach ganz erbärmlich. Das sind Tatsachen, die mindestens in den Vereinigten Staaten nicht unbekannt sind; sie wurden der Volksvertretung erst vor wenigen Monaten durch den Abgeordneten Marcantonio in Erinnerung gerufen, dessen Rede wir sie entnehmen. Aber natürlich hört man solch unbequeme Wahrheiten nicht gern (Marcantonio ist denn auch bei den jüngsten Wahlen in Neuyork prompt weggewählt worden); man zieht es vor, sich an Freiheitsphrasen zu berauschen, die einen selbst zu nichts verpflichten, und die bösen *Russen* des Imperialismus zu bezichtigen — die gleichen Russen, die in wenigen Jahrzehnten ihre früheren asiatischen Kolonien auf eine Höhe gebracht haben, wie keine einzige andere Macht sie in *ihren* Kolonien jemals erreicht hat.

Das andere Ereignis, das einen für sich selbst sprechenden Kommentar zu den Freiheitslosungen der Westmächte bildet, ist der Beschluß der

---

der Aussicht abfinden, daß die Entwicklung der Atomkraft in der Sowjetunion — einem Lande, das unendlich weniger reich an Kraftquellen als die Vereinigten Staaten ist und in dem diese besondere Form von Krafterzeugung eine wichtige Rolle bei der wirtschaftlichen Entwicklung der armen Gegenden spielen könnte — einer Körperschaft überlassen würde, die von möglicherweise feindlichen Mächten beherrscht wäre.» Jede unbefangene Prüfung der Frage der Atomkraftkontrolle wird zum gleichen Ergebnis kommen. Wie lange wird es aber wohl noch gehen, bis einmal die Behauptung aus der internationalen Diskussion verschwindet, die Russen hätten den westmächtlichen Atomkontrollplan abgelehnt, weil sie eben *überhaupt* keine Kontrolle über ihre Atomkrafterzeugung wollten und sich freie Hand für einen Atombombenangriff auf den Westen vorbehalten möchten?

Vereinten Nationen, den seinerzeit über *Franco-Spanien* verhängten diplomatischen Bann aufzuheben, also gegen die Wiederernennung von Gesandten bei der Madrider Regierung keinen Einspruch mehr zu erheben, und überdies Spanien zu den Sonderorganisationen der UNO (beispielsweise zu der Organisation für Nahrungsmittel und Landwirtschaft) zuzulassen. Wie lange es gehen wird, bis Spanien zum Vollmitglied der Vereinten Nationen erhoben wird, bleibt abzuwarten. In den Kreisen des spanischen Regierungsfaschismus ist die gute Kunde aus Amerika natürlich mit Freuden aufgenommen worden, und die Aussöhnung der UNO mit Franco-Spanien (das man eben schon aus strategischen Gründen für den Kampf gegen den Ostblock braucht) ist ja auch wirklich bezeichnend für die Aufrichtigkeit des Anspruches der «freien Nationen», daß es ihnen in erster und letzter Linie um die Niederringung reaktionärer Tyrannei und unmenschlichen Staatsabsolutismus gehe, besonders wenn man sie mit dem fortdauernden Ausschluß des neuen China aus den Reihen der Vereinten Nationen zusammenhält. Mit nur zuviel Recht erinnert darum A. del Vayo in der Neuyorker «Nation» daran, daß Franco im Dezember 1936 der Niederlage ganz nahe war und nur durch das Eintreffen von weiteren 20 000 Italienern gerettet wurde. «Im Jahre 1940», so bemerkt der frühere Außenminister der spanischen Republik, «erklärte Hitler, ohne deutsche und italienische Hilfe ‚gäbe es heute keinen Franco' ... Die Geschichtsschreiber sollten in einem Jahrzehnt nicht feststellen müssen, daß es ohne diplomatische Hilfe Amerikas im Jahr 1950 heute keinen Franco und kein faschistisches Regime gäbe!»[3]

Der „deutsche Beitrag" Aber was will man? Die gleiche Logik, die dem klerikal-faschistischen Spanien den Weg zum Eintritt in die Familie der «freien Völker» ebnet, macht auch das reaktionär-nationalistische *Westdeutschland* zum heftig umworbenen Bundesgenossen der alliierten Mächte in ihrem Kampf für die Rettung der Demokratie. Gerade gegenwärtig läßt ja insbesondere die amerikanische Regierung alle Minen springen, um die Leistung eines kräftigen deutschen Beitrags zur Verteidigung des Abendlandes sicherzustellen. Der Grund für dieses Drängen ist unschwer zu erkennen. Er

[3] Wie bereitwillig die Westmächte ihre freiheitlichen Überlieferungen über Bord werfen, wenn es (wirklich oder angeblich) gegen den Kommunismus geht, lehren auch die kleinlich-gehässigen Polizeimethoden, mit denen die britische Labourregierung den Sheffielder Weltkongreß der Friedenskämpfer unmöglich gemacht hat (massenhafte Verweigerung der Einreise auswärtiger Delegierter, Verbot der zuerst bewilligten Landung von Sonderflugzeugen mit östlichen Kongreßteilnehmern usw.). Dabei waren nach Sheffield auch viele durchaus nicht kommunistische Persönlichkeiten eingeladen worden mit Zusicherung voller Redefreiheit — ein wesentlicher Fortschritt gegenüber dem letztjährigen Kongreß in Paris. Notwendigkeit der Fernhaltung «unerwünschter Elemente»? Schön — aber dann soll man wenigstens aufhören, über den «eisernen Vorhang» zu schnöden, den die *Oststaaten* herabgelassen haben, um *ihrerseits* «unerwünschte Elemente» fernzuhalten.

liegt nicht in einer plötzlich erwachten Liebe zu den lange verkannten deutschen Brüdern; er liegt in dem Wunsch, den Umfang des eigenen Einsatzes in Europa nach Möglichkeit zu verringern. Mit den Worten des «New Statesman» (28. Oktober):

«Ohne irgendeinen deutschen Beitrag wäre dieser Einsatz höchst unbehaglich hoch. Mit ihm könnte die amerikanische Armee in Europa so niedrig gehalten werden, daß sie im Grunde nur symbolischen Charakter hätte. Jeder Engländer, der sich an unser eigenes Verhalten von 1918 bis 1939 erinnert, wird dieses amerikanische Widerstreben gegen den Unterhalt einer stehenden Armee in Europa zum mindesten verstehen. Wir müssen alle schuldbewußt zugeben, daß die einleuchtenden Gründe, die man jetzt in Washington vorbringt, wonach die Deutschen wirklich sehr anständige Kerle seien, jahrelang auch von britischen Unterhändlern angeführt wurden, als es galt, unseren Verpflichtungen gegenüber Frankreich auszuweichen. Aber Schuldbewußtsein ist noch keine Entschuldigung dafür, daß wir die gleiche Selbsttäuschung nachsehen, wenn sie von einer andern Insel, 3000 Meilen weiter draußen im Atlantik, begangen wird.

In zwei Weltkriegen mußte die Neue Welt eine Armee nach Europa schicken, um das Gleichgewicht der Alten wiederherzustellen. Die Gefahr eines dritten Weltkrieges ... würde durch eine großzügige Verstärkung der westlichen Armeen durch amerikanische Truppen vermindert. Den Amerikanern zu erlauben, durch die Bewaffnung der Deutschen dieser Verantwortung auszuweichen, heißt eine Katastrophe heraufbeschwören. Carlo Schmidt, der fähigste Mann der deutschen Sozialdemokraten, hat das letzten Samstag ziemlich brutal ausgesprochen, als er bemerkte, die Deutschen würden sich eher kampflos bolschewisieren als für einen Krieg ausrüsten lassen, den sie möglicherweise nicht gewinnen könnten. Die Bedingung für die deutsche Wiederaufrüstung ist tatsächlich die Anwesenheit einer kolossalen amerikanischen Armee, welche die Deutschen vor den Folgen der Aufrüstung (nämlich einem aussichtslosen Krieg mit Rußland. H. K.) schützen soll. Nichts könnte die Torheit von Englands grundsätzlichem Einlenken so klar enthüllen wie die Aufzeigung dieses Widersinns, der dem amerikanischen Vorschlag innewohnt.»

Daß die *Regierung Adenauer* ihrerseits dem amerikanischen Begehren nur allzu gern stattzugeben bereit ist, versteht sich von selbst. Sie knüpft daran allerdings zwei Bedingungen, die von Washington und London auf dem Papier offenbar auch schon angenommen worden sind: Erstens sollen die alliierten Streitkräfte in Europa auf eine Stärke gebracht werden, die jede Gefahr eines russischen Einfalls in Westdeutschland ausschließe. (Die deutsche Sozialdemokratie verlangt, daß diese Sicherheit schon *vor* der Leistung irgendeines deutschen Beitrags geboten werde, in der kaum irrigen Vermutung, daß die Westmächte ja doch niemals imstande sein würden, eine der russischen überlegene Armee in Europa zu unterhalten, die erlauben würde, auch den Bodenkrieg von vornherein offensiv zu führen.) Zweitens soll das deutsche Truppenkontingent einer künftigen westeuropäischen Gesamtarmee mit genau den gleichen Rechten und Pflichten eingegliedert werden wie die Kontingente der anderen Mitglieder des Westbundes. Das heißt: die politische und militärische Souveränität Westdeutschlands muß im vollen Umfang wiederhergestellt werden; insbesondere soll Westdeutschland nicht bloß Truppeneinheiten in Bataillonsstärke zu stellen haben, sondern ganze Divisionen mit eigenen Generälen. (Man rechnet vorläufig mit etwa zehn Divisionen, also mit einer westdeutschen Armee von rund 250 000 Mann,

die über starke Panzerverbände und eine «bescheidene» Luftwaffe verfügen würde.)

Die Militärkreise gehen noch weiter und fordern die «unbedingte Gleichstellung der früheren Armeeoffiziere und anderen Militärbeamten mit den Zivilbeamten», also praktisch die Gewährung voller Pensionen an sämtliche früheren Hitleroffiziere, eingeschlossen die SA- und SS-Schlächter. Die Deutschen haben ja auch tatsächlich keinen Grund, mit ihren Forderungen irgendwie bescheiden zu sein, hören sie doch jetzt alle Tage, wie dringend notwendig die Amerikaner und Engländer sie brauchen. Warum also deren Zwangslage nicht dazu ausnützen, um aus ihnen so viele Zugeständnisse in der Richtung auf die volle nationale Wiedererhebung Alldeutschlands herauszupressen, als nur immer möglich ist?

Gerade vor solchen Konsequenzen einer deutschen Aufrüstung graut es aber den *Franzosen*. Und zwar den Franzosen aller Volksschichten und politischen Bekenntnisse, ausgenommen etwa die alten und neuen Vichyleute, die noch immer «lieber Hitler als Stalin» wählen würden. Der allgemein-französischen Gefühlslage Rechnung tragend, hat daher die Regierung Pleven einen neuen Vorschlag in die Debatte geworfen, der freilich in Amerika und auch in England höchst unfreundlich aufgenommen worden ist. Begreiflich, will er doch die Leistung des «deutschen Beitrages», der ohnehin nicht die Aufstellung ganzer Divisionen umfassen dürfe, von der Schaffung einer regelrechten westeuropäischen Einheitsarmee mit eigenem Verteidigungsministerium — und das heißt von der Organisierung der Vereinigten Staaten von Europa — abhängig gemacht wissen, so wie er auch die vorgängige Verwirklichung des Schumanplanes fordert, der bekanntlich die westeuropäischen Eisen- und Stahlindustrien zusammenlegen will.

Ein bißchen viel auf einmal, wirklich! England und Amerika sehen sich denn auch vor eine von ihrem Standpunkt aus schwierige Wahl gestellt. *Entweder* tragen sie den bisherigen französischen Befürchtungen Rechnung und verweigern der kommenden deutschen Militärmacht die volle, gleichberechtigte Entfaltung — dann machen die Deutschen nicht mit, die man eben *sofort* dabei haben will, nicht erst nach Jahren, wenn (vielleicht) der Plevenplan verwirklicht sein wird. *Oder aber* sie setzen sich über die französischen Gefühle hinweg und rüsten Westdeutschland gemäß den *deutschen* Bedingungen auf — dann wird früher oder später, trotz allen Vorsichtsmaßnahmen, eine neue deutsche Nationalarmee dastehen, die in Mittel- und Westeuropa der entscheidende Machtfaktor sein wird.

Für *Frankreich* aber stellt sich die Frage so, ob man — wie es der Pariser Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» (in Nr. 2358) im Grunde ganz zutreffend formuliert — «die mit der Unterzeichnung des Atlantikpaktes eingeschlagene politische Richtung bis zu den äußersten Konsequenzen verfolgt, Deutschland als Bundesgenossen aufnimmt, auch Franco-Spanien rehabilitiert und den Ausbruch eines bewaffneten Kon-

fliktes mit Rußland jederzeit in Kauf nimmt — kurz, ob man den von Truman und Acheson vorgezeichneten, von Attlee und Bevin gutgeheißenen Kurs mitmacht oder einen *Notausgang* offenhält, der zu einem Arrangement oder einer Art Waffenstillstand mit den Sowjets führen könnte». Mit anderen Worten: Weiterrüsten bis zum offenen Krieg, oder doch noch Verständigung und Abrüstung, solange es Zeit ist — das ist jetzt die Frage, die sich hinter dem Ringen um den «deutschen Beitrag» verbirgt.

Man rüttelt an Ketten Käme es allein auf die Regierungen an, so könnte die Antwort auf die Schicksalsfrage Europas nicht zweifelhaft sein. In den Staatskanzleien der Westmächte ist man fest entschlossen, den einmal gewählten Kurs bis zum bitteren Ende weiterzuverfolgen. Auch in *Frankreich*. Denn der Plevenplan trägt doch zu sehr den Stempel der aus dem Ärmel geschüttelten Verlegenheitslösung, als daß man ihn wirklich ernst nehmen könnte. Der französische Widerstand gegen die deutsche Aufrüstung ist nur das letzte Sichaufbäumen des Pferdes vor dem Sprung in den Abgrund, von dem es genau weiß, daß es ihn unter dem unerbittlichen Sporendruck des Reiters ja doch machen muß. Und wie sehr Frankreich auch militärpolitisch — nicht nur wirtschaftlich, durch die Marshallhilfe — von Amerika abhängig geworden ist, das macht gerade auch sein jüngstes in Washington getroffenes Abkommen mit den Vereinigten Staaten eindeutig klar. Wir lassen wiederum mit Absicht die «Neue Zürcher Zeitung» reden, die sich (in Nummer 2207) aus Paris melden läßt:

«Für ein einziges Rüstungsjahr gewähren die Vereinigten Staaten der französischen Regierung Subventionen und Lieferungen, die gegen 1000 Milliarden Francs ausmachen, wahrscheinlich sogar diese Riesensumme überschreiten werden. Die amerikanische Spende ist reichlich zweieinhalbmal so groß wie das gesamte französische Militärbudget für das Jahr 1950.» Man gelangt so «zu dem außerordentlichen, überraschenden Bild, daß die Armeelasten einer Großmacht zu zwei Dritteln von einem andern Staate getragen werden. Jetzt ist dafür gesorgt, daß die Aufrüstung Frankreichs ruckartig in Bewegung gerät.» (!)

Es liegt auf der Hand, so fügt der Korrespondent hinzu,
«daß die Vereinigten Staaten ihre finanziellen Opfer für Frankreich nicht ohne Bedingungen und Klauseln gewähren. Die weitaus wichtigste besteht darin, daß die französische Regierung ihren *Widerstand gegen die Aufstellung deutscher Divisionen aufgibt*. Offenbar gibt es für Paris keine freie Wahl, da ohne amerikanische Unterstützung die französische Aufrüstung Stückwerk bleiben würde und an der Heranziehung der Deutschen zu einer militärischen Anstrengung, die von elf Mitgliedern des Atlantikpakts bejaht wird, nicht mehr zu rütteln ist.»

Die amerikanische Vormundschaft erstreckt sich so weit, daß man das französische Volk und seine Vertretung über diese Dinge überhaupt nicht mehr befragt. Die Aussprache in der Nationalversammlung, so stellt der erwähnte unverdächtige Zeuge fest, «ändert nichts daran, daß der Plan, das Parlament zum Richter über die endgültige Haltung der französischen Regierung in den Neuyorker Konferenzen zu machen, in der Versenkung verschwunden ist».

Was braucht es noch mehr? Die französische Regierung und die gesellschaftliche Klasse, die hinter ihr steht, ist auf Gedeih und Verderb an Amerika und seine herrschende Schicht gekettet. Wie sich das französische *Volk* dazu stellt, das ist freilich eine andere Frage. Vielmehr: Es ist *keine* Frage, daß sich die Mehrheit der Franzosen innerlich gegen die verhängnisvolle Politik der Regierung auflehnt. Bei den Kommunisten, die immerhin 30 Prozent der Wählerschaft auf ihrer Seite haben, versteht sich das von selbst. Aber auch in den Reihen der Sozialisten fragt man sich, wie der Beschluß ihrer letzten Parteivorstandstagung anzeigt, mit Sorge, wo Frankreichs gegenwärtiger Weg schließlich enden solle. (Es ist kein Zufall, daß die Regierung es dem «Sozialisten» Moch überlassen hat, den Plevenplan in Washington zu verteidigen.) Ähnliche Empfindungen herrschen bis tief in die Partei der katholischen Volksrepublikaner hinein; ja auch auf der konservativ-nationalistischen Rechten fehlt es nicht an Menschen, die, wie Louis Marin, bei allem Antikommunismus einer Zusammenkoppelung mit dem sichtlich unbekehrten und unbelehrten Deutschland gegen die Sowjetunion instinktiv widerstreben. So entspricht es gewiß einer weitverbreiteten Unruhstimmung im französischen Volk, wenn Maurice Fontaine im «Socialiste Chrétien» ausruft:

«Frankreich muß unbedingt Gegendampf geben. Wir müssen den Mut haben, den Amerikanern zu sagen: Halte-là! Wir gehen nicht mehr mit euch, unser Weg ist das freie, unabhängige Europa ... Nein, Herr Moch, Sie können den Amerikanern nicht begreiflich machen, daß die Wiederbewaffnung Deutschlands ein Schimpf für unsere Toten ist, denn die deutsche Wiederaufrüstung war ja schon im Atlantikpakt enthalten, wie der Keim im Ei. Wir haben zuviel gelitten, wir haben zu viele Wunden zu verbinden. Strecken wir darum eine brüderliche, helfende Hand aus. Schaffen wir ein freies, unabhängiges Europa. Heraus aus den reaktionären Geleisen, auf denen uns jetzt Lake Succeß und Straßburg führen!»

Gespräch zu vieren! Und solche Stimmungen — die mehr als bloße Stimmungen sind — bleiben keineswegs auf Frankreich beschränkt. Die verhältnismäßige Geschlossenheit, mit der sich an den Gewerkschafts- und Labourparteikongressen die Delegierten jeweilen hinter «ihre» Regierung stellen (man weiß ja, wie das zugeht), darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß man auch in *England* die tödliche Gefahr zu sehen beginnt, in der die Nation angesichts der sturen Kriegsrüstungspolitik der ganz von Amerika abhängig gewordenen amtlichen Kreise schwebt. Daß das *italienische* Arbeiter- und Bauernvolk, so gern es sich die Marshallhilfe gefallen läßt, in seiner Mehrheit die atlantische Ausrichtung des Regierungskurses ablehnt und im Kriegsfalle mindestens passiven Widerstand dagegen leisten würde, steht für mich ebenfalls fest. Und wie sehr in *Westdeutschland* — o Wunder! — eine geradezu antimilitaristische Strömung besonders beim jüngeren Geschlecht und in kirchlichen Kreisen überhand nimmt, das bezeugen uns allmählich so viele und so achtbare Stimmen, daß man wohl annehmen muß, auch die politischen Parteien und sogar die Regierung werde diese Bewegung

bei ihrer «Landesverteidigungspolitik» in Rechnung stellen müssen[4].

In diese psychologische Lage hinein kommt nun der russische Vorschlag, die *Außenminister der «vier Großmächte»* (zu denen Indien und China natürlich nicht gehören . . .) zu einer Konferenz zu vereinigen, an der vor allem die deutsche Frage im Hinblick auf eine dauernde Entwaffnung Deutschlands erörtert werden solle. Natürlich hat im Westen sofort wieder das übliche Geschrei angehoben: «Obacht! Moskowitisches Propagandamanöver! Heimtückischer Versuch, die westliche Verteidigungsfront zu sprengen! Also: Hände weg — und nun erst recht aufgerüstet!» Aber hieße es nicht, eine vielleicht letzte Gelegenheit, dem schicksalhaften Weitertreiben in den Kriegsstrudel Halt zu gebieten, schuldhaft ausschlagen, wenn die Westmächte den russischen Vorschlag nur dazu benützten, um durch unmögliche Gegenvorschläge die Verantwortung für ein Nichtzustandekommen oder Scheitern der Konferenz scheinbar den Sowjets zuzuschieben? «Wenn der wirkliche Einwand gegen eine Außenministerkonferenz», so schreibt der «New Statesman» sehr richtig, «der ist, daß sie unsere Pläne für die Wiederbewaffnung der Deutschen aufhalten, dann ist es Zeit, wir stellten das Gerede von einem russischen Propagandatürk ein und gäben offen zu, daß wir nicht länger mehr irgendwie die Absicht haben, auch nur zu versuchen, die deutsche Frage durch Verhandlung zu regeln. Wir sollten dann ankündigen, daß wir, einerlei, ob nun die Russen bereit sind, ihre 18 Millionen Deutsche zu demilitarisieren oder nicht, mit der Remilitarisierung unserer 42 Millionen vorwärts machen. Wenn das wirklich die Meinung Bevins und Shinwells wie auch Attlees ist, dann bleibt die Last einer Weigerung, über Deutschland zu verhandeln, unweigerlich auf England und Frankreich liegen.»

Gewiß hat die Sowjetunion ihren Konferenzvorschlag in voller Kenntnis der Gegensätze gemacht, die sich in der westlichen Welt über dem Problem der deutschen Aufrüstung aufgetan haben. Aber das heißt nicht, daß die Russen nun bösartig diese Gegensätze dazu ausnützen wollten, die Westmächte an der wirksamen Verteidigung gegen einen Angriff des Ostblocks zu verhindern. Eine solche Deutung des russischen Schrittes setzt voraus, was erst zu beweisen wäre und nicht bewiesen oder auch nur glaubhaft gemacht werden kann: daß die russische Außenpolitik wirklich auf Angriff und Eroberung eingestellt sei. *Wenn* dem so wäre, dann müßte man sich billig fragen, warum die Sowjetunion ihr Expansionsunternehmen nicht *jetzt* ins Werk setzt, wo die Rote Armee nach dem eigenen Zeugnis des Westens imstande wäre, Deutschland und Frankreich in verhältnismäßig kurzer Zeit zu überrennen. Warum tut sie es *nicht*? Warum gibt sie den Westmächten mit offenen Augen die Frist, die

[4] Daß die offizielle Kirchenpolitik vom Militärglauben noch keineswegs losgekommen ist, zeigt die jüngste Kundgebung des Rates der Evangelischen Kirche Deutschlands, die von Pfarrer Niemöller abrückt und den Gemeinden empfiehlt, sich in der Aufrüstungsfrage nicht gegen den Willen des Volkes zu stellen. Der Wille *Gottes* scheint hier Nebensache zu sein.

sie so heiß begehren, um ihre militärische Schlagkraft auf die Höhe der ostmächtlichen zu bringen? Etwa aus Angst vor der Atombombe? Die haben sie auch, mindestens mit einer Wirkungskraft, die ausreichte, um England, den «unversenkbaren Flugzeugträger Amerikas», und die mutmaßlichen Landungshäfen einer amerikanischen Armee in Westeuropa zu zerstören. Und dann namentlich: Atombombenangriffe auf ihr eigenes Land müßten die Russen auch bei einem *späteren* Angriff auf den Westen gewärtigen, und dazu stünde ihnen dann eine westliche Bodenarmee gegenüber, die auf alle Fälle bedeutend stärker wäre als alles, was die Westmächte heute gegen einen russischen Einbruch aufzubieten hätten.

Nein, die Frage bleibt: Warum führt die Sowjetunion die Drohung, die, wie das gedankenlose Gerede unter uns beständig geht, ihre Armee für die «freien Völker» darstelle, nicht in dem letzten günstigen Zeitpunkt aus, der sich ihr bietet? Warum *hat* sie ihr Eroberungsprogramm nicht schon längst ausgeführt, zum Beispiel bei Kriegsende, als der Roten Armee sozusagen ganz Mittel- und Westeuropa offen dalag? Warum läßt sie die Gegensätze im westlichen Lager über Deutschland nicht einfach weiterwachsen und Amerika sich noch tiefer in Europa verbeißen, anstatt eine Lösung der deutschen Frage zu suchen, die Amerika in Europa freimachen und ihm erlauben würde, seine ganze Kraft — im Sinne eines MacArthur und seiner Schule — auf Asien zu werfen, wo der Kommunismus seine größten Ausbreitungsmöglichkeiten hat?

Unsere Hoffnung Die Antwort, die dem Schreibenden beim Durchdenken dieser Fragen immer wieder zuteil wird, ist einfach die: Den Sowjetführern ist es wirklich nicht darum zu tun, ihre eigenen Völker und die übrige Welt in Kriegsfurcht zu halten oder hinterhältig die westlichen Nationen von ihrer Verteidigung gegen einen kommenden Angriff aus dem Osten abzulenken. Sie wissen vielmehr, daß es die dem Kommunismus *feindlichen* Staaten waren, die seit einem Menschenalter auf Intervention und Angriff nicht nur sannen, sondern sie auch ausgeführt haben. Und sie fürchten ehrlich — wofür sie in ihrer Soziallehre auch die Begründung gefunden zu haben glauben —, daß sich die Kriegskräfte der kapitalistisch-imperialistischen Welt früher oder später in einem neuen, schwersten Ausbruch gegen die jungen revolutionären Staaten entladen werden. Sie fürchten namentlich, daß die fieberhafte Aufrüstung der Westmächte und die geplante Wiederbewaffnung Westdeutschlands zu einer abermaligen Kriegskatastrophe führen werde. Sie sehen, daß auch in den westeuropäischen Völkern ähnliche Befürchtungen herrschen, ja daß die slawischen Nationen vor einer ostdeutschen Armee nicht weniger Angst haben als die Franzosen und Engländer vor einer westdeutschen, und wären darum nur zu gern bereit, die Anfänge einer ostdeutschen Remilitarisierung rückgängig zu machen, wenn sie nur die Sicherheit haben könnten, daß dann nicht die *ostdeutsche* Republik wehrlos dem Westen ausgeliefert wäre.

Wird also das Gespräch mit den Russen in Gang kommen? Im Augenblick, da wir schreiben, ist noch nichts entschieden. In England und besonders in Frankreich scheinen die Regierenden, auf die Volksstimmung Rücksicht nehmend, nicht von vornherein nein sagen zu wollen. Aber wie stellen sich die *Vereinigten Staaten*, auf die es vor allem ankommt? Der Rechtsruck, den die jüngsten *Wahlen zur amerikanischen Bundesversammlung* gebracht haben, gibt keine eindeutige Wegleitung. Auf der einen Seite ist die antikommunistisch-rückschrittliche Strömung durch die starken Gewinne der Republikaner unzweifelhaft weiter gestärkt worden, was eine *grundsätzliche* Abkehr vom gegenwärtigen Kurs der amerikanischen Außenpolitik von vornherein ausschließt. Anderseits scheint aber bei den Wahlen eine gewisse neutralistische Strömung im Volke zum Ausdruck gekommen zu sein, in dem Sinne, daß sich Amerika so wenig als möglich in «fremde Händel» einmischen solle, wenigstens in die Händel der Europäer, und sich statt dem besser der Entwicklung seiner Beziehungen mit Asien widmen würde, wo die wirkliche Zukunft Amerikas liege. Schon während des letzten Krieges hat Walter Lippmann[5] die Amerikaner gewarnt, den Grundsatz jeder gesunden Außenpolitik aus den Augen zu verlieren, daß ein Land keine stärkeren internationalen Verpflichtungen eingehen dürfe, als seiner Fähigkeit entspreche, diese Verpflichtungen mit seinen staatlichen Machtmitteln auch wirklich zu erfüllen. Und er verlangte darum mit Nachdruck, «daß es unser Bestreben sein muß, eine Ordnung zu schaffen, die keine dauernde militärische Intervention Amerikas in Europa erfordert ... Eine Ordnung, die nur durch eine gegen Rußland gerichtete amerikanische und britische Besetzung Europas aufrechterhalten werden könnte (an eine Wiederbewaffnung Deutschlands dachte Lippmann damals überhaupt nicht. H. K.), würde unausweichlich zu einem dritten Weltkrieg in Europa und Asien führen.» Ist jetzt der Augenblick gekommen, da Amerika aus dieser Erkenntnis den rechten Schluß ziehen und sich mit Rußland trotz allem an den runden Tisch setzen wird?

Wie dem auch sei: Erwarten wir überhaupt nicht zuviel von diplomatischen Konferenzen und Regierungsbeschlüssen als solchen. Hoffen wir um so mehr auf das Walten der *wirklichen* Bewegungskräfte, die aus der Höhe und von der Tiefe her die Menschengeschichte gestalten. Suchen wir das oft verborgene Wirken dieser Kräfte immer besser zu verstehen. Und bemühen wir uns besonders, den Widerstand der Völker gegen das namenlose Unheil zu wecken, das ihnen aus der Beharrung auf einem radikal falschen Weg droht —, dann werden auch die Diplomatenkonferenzen und Regierungsbeschlüsse, ohne die es freilich doch nicht geht, von selbst auf diejenige Bahn gedrängt werden, auf der unsere Rettung und unser Heil liegen.

14. November 1950. *Hugo Kramer.*

[5] In seinem Buch «Die Außenpolitik der Vereinigten Staaten».

BUCHBESPRECHUNGEN

P. M. S. Blackett: Angst, Krieg und die Atombombe. Steinberg-Verlag, Zürich 1948.

Hier hat sich ein bedeutender Wissenschafter (Blackett war 1948 Nobelpreisträger für Physik), noch mehr, ein sich seiner Verantwortung als *Mensch* bewußter Wissenschafter, in einer ebenso tiefgründigen wie gewissenhaften Weise um die Fragen bemüht, die sich durch die Entbindung der Atomenergie vor allem auf dem Gebiet der Politik und Strategie stellen.

P. M. S. Blackett war Mitglied des Beirates für Atomenergie, der für die britische Regierung Richtlinien für die von seiten Englands in bezug auf die Atombombe einzuschlagende Politik ausarbeiten sollte. Blacketts Anschauungen entfernten sich im Laufe der Arbeit dieses Beirats grundlegend von denen der übrigen Mitglieder. Das vorliegende Buch ist eine Rechenschaftsablegung darüber und zugleich ein bedeutender Dienst für die Weltöffentlichkeit, die damit vor die großen und entscheidenden Fragen der Welt- und Völkerpolitik gestellt wird. Die Völkerschicksale hängen ja weitgehend von der Lösung dieser Fragen ab. Die Völker selbst freilich scheinen immer noch zu stumpf, zu müde und zu sklavisch (gerade auch die sogenannten «freien» Völker), um zu erkennen, daß sie ihr Schicksal nicht einfach den Regierungen überlassen dürfen, die seit dem Ende des letzten Weltkrieges sachlich so wenig zur wirklichen Lösung der großen sozialen und politischen Probleme der Völkerwelt beigetragen haben.

Durch das ganze Buch zieht sich die Auseinandersetzung über die *politischen und strategischen Folgen des Atombombenkrieges,* um den nun die *Angst,* das *Mißtrauen* und die *Drohungen* von Regierungen und Völkern gegeneinander kreisen. Und das ist wahrhaftig ein Todeskreis! Die seit dem Erscheinen des Buches eingetretenen Ereignisse, die Überführung des «kalten» in den «heißen» Krieg durch den Koreakonflikt, die gesteigerte Neigung des die bürgerlich-kapitalistische und feudalistische Weltreaktion anführenden Amerikas zu einem «Präventivkrieg», die totale Aufrüstung eben dieser bürgerlichen Welt zur «Verteidigung» gegen den Kommunismus und die stetige Umwandlung der «UNO» in das große Gremium antikommunistischer Staaten zeigen nur zu deutlich die Nähe des Atombombenkrieges an.

Blackett stellt seine Erkenntnis der Dinge in den Dienst der *Wahrheit.* Das ist in unserer Zeit der Propaganda und des heuchlerischen und zynischen Mißbrauchs der «Wahrheit» für Zwecke, die ganz andern Mächten dienen, als es die Wahrheit selbst ist – die allein der Gerechtigkeit und der Liebe verbunden ist –, ein entscheidender Dienst!

Wenden wir uns den wichtigsten Thesen des Buches zu: «Die wichtigste Schlußfolgerung, die gezogen werden muß, ist, daß irgendein zukünftiger Krieg, in dem Amerika und Rußland die Hauptgegner sind – und dies ist offensichtlich der einzige größere Konflikt, der ernsthafte Überlegung verdient –, sicher nicht durch die Atombombe allein entschieden werden kann. Ganz im Gegenteil, ein langwieriger und bitterer Kampf in großen Teilen Europas und Asiens mit millionenstarken Heeren, großen militärischen Verlusten und ausgedehnten Bürgerkriegen wäre unausweichlich. Es ist eines der Hauptthemen dieses Buches, daß die Annahme dieser These den Plänen zur Kontrolle der Atomenergie, die von der Mehrheit der Mitgliedstaaten der Atomenergiekommission der UNO empfohlen wurden, den Boden entzieht.»

In den ersten Kapiteln seines Buches weist Blackett nach, daß es keineswegs die Massenbombardierungen waren, die auf dem westlichen Kriegsschauplatz den Kriegsentscheid herbeigeführt haben. Bis Ende November 1944 vermochten diese zum Beispiel die Steigerung der deutschen Kriegsmaterialproduktion nicht zu verhindern. Blackett bestätigt die Ansicht von Shulman (Defeat in the West – Verteidigung im Westen) in seiner Untersuchung der Gründe für die Niederlage Deutschlands, die sich aus erbeuteten Dokumenten und aus den Verhören von deutschen Generälen ergibt: «Der Ofen, in dem die Niederlage der deutschen Armeen geschmiedet wurde,

war der weite russische Kriegsschauplatz. Dort wurden andauernd zwei Drittel der gesamten deutschen Wehrkraft eingesetzt und systematisch zerstört.»

Ja, aber hat nicht doch die Atombombe dann auf dem pazifischen Kriegsschauplatz den Krieg sozusagen durch einen raschen Knockout entschieden? Blackett weist die Unrichtigkeit dieser Annahme nach und zeigt, daß Japan schon vor dem Einsatz der Atombomben kapitulationsreif war und ja auch bereits über Rußland (das noch nicht in den Krieg gegen Japan eingetreten war) Friedensfühler ausgestreckt hatte. Der Einsatz der Aombomben gegen Japan hatte allerdings eine entscheidende Wirkung, und höchst wahrscheinlich war dieser Einsatz auch so gemeint: er war der *Beginn einer politischen Strategie Amerikas gegen Rußland!* Blackett untersucht gründlich alle übrigen Erklärungen für den Einsatz der beiden Atombomben zu diesem Zeitpunkt. Es läßt sich nicht einmal diejenige herbeiziehen, die diesen Einsatz mit dem Willen zur Vermeidung größerer Verluste an amerikanischen Soldatenleben zu erklären versucht. Die Erklärung, die sagt, daß der Entschluß und der Zeitpunkt des Bombenabwurfs «ein kluger und höchst erfolgreicher Schachzug auf dem Felde der Machtpolitik gewesen sind», ist nach Blackett fast sicher richtig. Und seine Untersuchung ist in der Tat überzeugend.

So bedeutsam dieser Teil der Untersuchung ist, es stellen sich noch zwei weitere wichtige Fragen. Einmal die nach der *Rolle der Atombomben in einem zukünftigen Kriege.* Werden sie kriegsentscheidend sein, wie angelsächsische politische und militärische Kreise bis vor kurzem meinten? Darauf war ja ein guter Teil der amerikanischen Weltpolitik aufgebaut – durchaus nicht etwa, wie nur Unredlichkeit behaupten kann –, auf Abrüstungspolitik und eine wirkliche Verfechtung der Menschenrechte. Blackett verneint diese Frage sehr entschieden, wie wir schon oben gesehen haben. Der Kampf zwischen großen Ländern oder Blöcken wäre ein furchtbares, mit allen Mitteln und Waffen geführtes Ringen, das nach wie vor gewaltige Heere erforderte und dem freilich die Zivilbevölkerung und vielleicht ganze Länderteile in einem ungeahnten Ausmaße zum Opfer fielen. Hat doch auch neuerdings der Bürgermeister von Hiroshima mit Genehmigung der amerikanischen Besetzungsmacht bekanntgegeben, daß bei jenem Angriff auf diese japanische Stadt nicht 78 000, sondern 240 000 Einwohner umkamen!

Katastrophal aber wäre die Lage Westeuropas, das ja auch nach Ansicht der Atlantikpakt-Mächte dem Schicksal, Kriegsschauplatz zu werden, kaum entgehen kann. Es wäre eines der großen Weltzentren der kriegerischen Auseinandersetzungen, des Völker- und Bürgerkrieges. *Die Entscheidung muß darum gegen den Krieg, gegen allen Krieg fallen, sie muß gegen den Krieg als Verbrechen und als Völkerkatastrophe fallen, und sie muß gegen das Fatum des Weltbürgerkrieges fallen,* das wir uns weder «bolschewistisch» noch «demokratisch» aufnötigen lassen wollen. Und dazu muß eine Aufrüttelung der Völker kommen, die es den Herrschenden unmöglich macht, sie in den Wahnsinn der Kriegskatastrophe zu stürzen. Das Herz dieser Aufrüttelung muß der Ruf zur sozialen Gerechigkeit sein, zu einem neuen Völkersozialismus. Gerechtigkeit schafft Freiheit und Frieden. Und nur auf dem Boden der Gerechtigkeit wird es «Demokratie» geben. Sie mit und durch den Kapitalismus, Militarismus und Imperialismus retten wollen, heißt sie durch ihre Totengräber retten wollen!

Die zweite wichtige Frage betrifft die *Kontrolle der Atomenergie.* Haben wir hier einen Weg aus der Sackgasse vor uns? Bedeuten nicht die amerikanischen Pläne und Vorschläge (zum Beispiel der Baruch-Plan und die neueren Pläne) ein wirklich großartiges Angebot und einen ehrlichen Versuch der Sicherung des Friedens, und hat der Westen nicht Grund, in der Weigerung des Ostens, diese Vorschläge anzunehmen, jene Politik des bösen Willens und der bösen Taten zu sehen, mit denen man den Osten unaufhörlich behaftet?

Blackett kommt zu andern Ergebnissen und Einsichten. Er zeigt, wie viele trügerische Voraussetzungen diesen Plänen anhaften, wie sie auf eine absolute Sicherungspolitik des Westens zugeschnitten sind, der der Osten ausgeliefert wäre, ohne daß er seinerseits eine wirkliche Friedenssicherung eintauschte. Nicht einmal der Ausbau der Atomenergie zu friedlichen Zwecken wäre zum Beispiel für Rußland auf Grund dieser

Pläne gesichert. Aber gerade das ist für die Russen von großer Wichtigkeit, da sie auf diesem Wege eine bedeutende Vermehrung ihrer Energieerzeugung erreichen könnten, während die in dieser Beziehung mit Kohle, Öl und Elektrizität «gesättigten» Amerikaner ganz andern Interessen und Ansichten huldigen können als die Russen, deren Erzeugung noch weit unter dem Bedarf liegt (Amerika 100 Prozent – Rußland 18 Prozent pro Kopf der Bevölkerung). Aber auch der russische Plan ist wesentlich auf das russische Interesse und die russische Sicherung zugeschnitten. «So bleibt die Blockierung», sagt Blackett, «schließlich im wesentlichen so, wie sie schon zu Anfang aufgetreten ist. Aus vernünftigen, sachlichen Gründen haben Rußland und Amerika Vorschläge, die ihrem eigenen Interesse angemessen waren, vorgelegt. Auf Grund des großen Unterschiedes in der strategischen Situation der beiden Mächte und infolge des ganz verschiedenen Niveaus der Entwicklung auf dem Gebiet der Atomenergie waren diese Vorschläge vollkommen antagonistisch und für den jeweiligen Partner unannehmbar.»

Blackett ist durch die neueren Entwicklungen gründlich bestätigt worden. Die Drohung der Atombombe ist beidseitig geworden, wenn auch der militärische Einsatz der Bomben ein recht verschiedener sein kann und die Russen vorläufig kaum in der Lage sein dürften, die amerikanischen Städte mit Fernbombern zu bombardieren.

Die größere Chance in diesem Ringen haben nach der Ansicht Blacketts auf die Länge die Russen. Auch die Amerikaner haben in diesem Punkte die größten Bedenken. Für wen arbeitet die Zeit? Für wen arbeiten die realen Kräfte in der Völkerwelt? Hier liegt eine der Wurzeln der Präventivkriegslosung in amerikanischen Kreisen. Die wirkliche Krise in der Weltpolitik und zwischen den Völkern, Klassen und Rassen ist eine solche des Glaubens, des Vertrauens. Die Maßstäbe sind zerbrochen, und doch ist die Einheit der Welt da und die Vereinigung der Völker nötig. Die Ideologen der «Freiheit» und der «Demokratie» und die Christentumsverteidiger scheinen vergessen zu haben, daß «mit welchem Maß ihr messet, werdet auch ihr gemessen werden». Sie scheinen vergessen zu haben, daß Gerechtigkeit und Gericht zu dem Reich gehören, das allein Totalität beanspruchen kann und das allein die Zuflucht und die Rettung der Völker ist. Sind dieses Reich und seine Forderung der Glaube des Westens? Dem Osten spricht man diesen Glauben ab. Nun gut, so werden auf alle Fälle wir durch diesen Glauben geprüft und an diesem Glauben gemessen werden! Und es wird diesmal endgültig darauf ankommen und nicht auf den Trug der neuen Aufrüstung!

«Gibt es einen Ausweg?» so lautet das letzte Kapitel dieses wichtigen Buches. Blackett glaubt, daß die Erhaltung des Friedenszustandes für die nächsten Jahre nicht nur möglich ist, sondern auch im Interesse der großen Gegenspieler, vor allem Rußlands liege. Das letztere ist zweifellos der Fall, wie immer man auch sonst über Rußland und das kommunistische Problem denken möge. Viel stärker ist der Westen davon bedroht, wie in der Stellung zu Rußland und zum Kommunismus überhaupt, gerade auch in dieser wichtigen Frage eine Kurzschlußlösung zu wählen. Es wäre die Kurzschlußlösung Hitlers, des hysterischen Bürgers: der Krieg! Blackett hofft auf eine andere Entwicklung: auf die sachliche Notwendigkeit wirklicher Verhandlungen und einer rechten Verständigung, die sich zunächst schrittweise und in einem wirklichen gegenseitigen Entgegenkommen vollziehen könnte und sollte.

Wir wissen, daß die Skeptiker und die gegen Rußland absolut ablehnend eingestellten Mächte und Menschen eine solche Möglichkeit ablehnen. Die Politik, die von ihnen getätigt wird, liegt seit fünf Jahren vor Augen. Sie zieht die Katastrophe wie mit Stricken herbei und nährt die trügerische Hoffnung, man werde sie schließlich doch gut überleben, koste sie im übrigen, was sie wolle. Zu diesem verzweifelten Nihilismus muß entschieden nein gesagt werden. Er sieht in seiner Verblendung nur das absolut Böse im Kommunismus, diesen aber durch das wirklich Gute, die Schaffung einer Ordnung der Gerechtigkeit, die nicht sein kann, ohne den Sturz des Kapitalismus, zu überbieten, ist er nicht willig und fähig. Nur eine tiefgehende religiöse und soziale Revolution kann den Kommunismus wirklich überwinden, indem sie ihn von den Quellen des Glaubens an das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit her erfüllt. Alles andere ist Trug und ist Wahn. Man verläßt sich auf Fleisch und nicht auf den Geist. Man verläßt sich auf die Mittel der Welt und nicht auf Gott. Man proklamiert den Geist und

die Freiheit der Person und will sie mit Hilfe des Atombombenkrieges retten. Man bestätigt in einem fort die marxistische Auffassung von der bürgerlichen Welt und will sich durch eine falsche Selbstbehauptung, die gar nicht die des Geistes und der Freiheit ist, sichern. Man macht Wahrheitspropaganda gegen den Kommunismus und entzieht sich dauernd der wirklichen Herrschaft der Wahrheit im eigenen Lager. Jetzt soll das Vabanquespiel der militärischen Aufrüstung gegen den Kommunismus den Frieden sichern, nachdem die amerikanische Atombombendrohung ihn nicht sichern konnte und das beidseitige diplomatische Spiel keinen Schritt vorwärtsgeführt hat. Wer soll daran glauben? An so etwas können nur Menschen ohne Glauben glauben! Das ist nur solchen möglich, die Götzen dienen und Christus und sein Reich nicht kennen und nicht wollen. Kennten sie ihn und wollten sie ihn, so suchten sie durch ihn Gott und seine Gerechtigkeit und empfingen durch ihn Frieden und den Weg zum Frieden, so wie es schon die Propheten gezeigt (vgl. Jesaja 2, Micha 4), Christus aber *verwirklicht hat.* Vor ihm und seiner Gemeinde ist darum das Gewaltprinzip dahingestürzt und als Irrweg enthüllt worden. Christus hat über Cäsar und über Barrabas gesiegt, aber als Christus, durch das Kreuz. In seiner Herrschaft kommt kein Gewaltmessianismus zum Ziel, weder der bolschewistische noch der bürgerlich-demokratische. Für den letzteren bezeichnend sind die absolute Ideenlosigkeit und der Mißbrauch der Ideen und Werte, deren Zersetzungsherd die bürgerliche Gesellschaft selbst war und ist. Atombombendrohung und Rüstungssicherung, was sollen sie und was können sie zur Lösung der Welt- und Völkerprobleme beitragen? Nichts und noch weniger als nichts! Vielmehr sie haben geleistet und werden nun in verstärktem Maße leisten den einen entscheidenden Beitrag des beschleunigten Sturzes in die Katastrophe. Dagegen ist Blacketts Buch ein beredtes Zeugnis. *Albert Böhler.*

Das Wort sie sollen lassen stahn

Festschrift für Albert Schädelin. Mit Beiträgen von Heinrich Barth, Karl Barth, Hans Bietenhard, Emil Blaser, Emil Blum, Eduard Burri, Hans Burri, Hans Dürr, Felix Flückiger, Fritz Leuenberger, Gottfried Ludwig, Walter Lüthi, Wilhelm Michaelis, Robert Morgenthaler, Alfred de Quervain, Dora Scheuner, Kurt Wolfgang Senn, Johann Jakob Stamm, Otto Erich Staßer und Eduard Thurneysen. Verlag Herbert Lang & Cie., Bern, 1950, 20 Seiten.

Zum 70. Geburtstag des Berner Münsterpfarrers und Ordinarius für Praktische Theologie, Wilhelm Schädelin, haben Freunde, Kollegen und Schüler des Jubilars eine Festschrift herausgegeben, deren einzelne Beiträge persönliche Erinnerungen, exegetische und historische Fragen, Probleme der Praktischen Theologie und Predigten enthalten. Es ist unmöglich, jeden der Beiträge zu besprechen, und einzelne herauszuheben hieße von subjektivem Interesse aus anderen Unrecht tun.

Der Theologe wird in dieser Sammlung ein Zeichen sehen, wie sich die verschiedenen theologischen Disziplinen zum Kreise runden, in dessen Mitte das Wort sich befindet.

Der Jubilar selber, der, wie viele der bedeutendsten seiner Generation, mit den Erkenntnissen des damals jungen religiösen Sozialismus seinen Weg begonnen hat und im Laufe der Jahre unter kirchlicher Verantwortung ein Kirchenmann und so etwas wie ein Berner Kirchenvater geworden ist, hat die Ursprünge seines theologischen Forschens und Schaffens trotz einer Entwicklung in etwas anderer Richtung nie verleugnet, ist wohl konservativer, nie aber — die jüngsten Berner kirchenpolitischen Vorgänge haben es gezeigt — zum Kirchenmann im üblen Sinn, zur Marionette des Bestehenden geworden. So sind die Freundestreue der Älteren und die Verehrung der Schüler, die aus dieser Festschrift sprechen, begründet. *B. B.*

Nur eines

Ich weiß nur eins — daß wir uns lieben müssen,
Wir von des gleichen Lebens Meeresstrand,
Wir Heimatlosen, die nach fernem Land
Wahnsinn'ger Sehnsucht voll die Segel hissen.

Ich weiß nur eins — daß wir uns helfen müssen
Auf unsrer Reise wirr und voll Gefahr,
Daß nie ein Glück auf diesen Wogen war,
Als helfen und ein helfend Herz zu wissen.

Ich weiß nur eins — trotz finstrer Einsamkeiten,
In die der Sturm uns Ringende verschlägt,
Daß wir uns suchen müssen unentwegt,
Eh' wir ins letzte tiefste Dunkel gleiten.

Margarete Susman.

Die Weihnacht und das Nichts

Was ist der Gegensatz zu nichts? Etwas, viel, Leben? Man kann etwas sein, man kann viel sein, man kann leben und kann doch ein Nichts sein. Das Nichts ist leider nicht nur ein Nichtseiendes. Wenn ich nicht bin, wenn du nicht bist, wenn die Welt nicht ist, ist das im Grunde gar nicht so schlimm. Aber wenn ich und du und die Welt, jeder für sich oder gar alle miteinander, ein Nichts sind, dann ist das schlimm. Das Nichts kann also existieren, sogar sehr lebhaft, sehr geräuschvoll existieren. Es gibt am Rande des schweizerischen Nationalparks ein enges, überaus einsames Tal, das den Namen Val nüglia, auf deutsch: Das Tal Nichts, trägt. Es trägt diesen Namen sicher zu unrecht, denn es ist nicht ein Nichts, es ist nur sehr einsam und überaus still. Das wirkliche Tal Nichts aber findet man viel eher mitten im Menschengewühl, hinter Tausenden von Menschenmasken, hinter ungezählten Menschengebärden, es liegt eingeschlossen zwischen den Hügeln des Lärms und ist ausgedörrt von der furchtbaren Sonne des Hasses. Dieses Tal Nichts ist kein geographischer Begriff. Es gehört vielmehr zur Anthropologie, denn das Nichts bemächtigt sich am meisten von allem Geschaffenen des Menschen. In dem weiten Areal des Menschlichen, des Persönlichen, des Allgemeinen ist das Nichts nicht nur ein einzelnes, abgegrenztes Tal, nicht nur eine besondere Sphäre.

Es gleicht viel eher dem Sturm, der überall sein möchte, der überall hindringen und alles zerwühlen will.

Wenn das Nichts die Zeiten prägt, dann nimmt es bestimmte Formen und Gesichter an. Es begegnet uns heute vor allem in drei Gestalten, in der unheiligen Trinität des Nichts. Das sind die drei Personen dieser Nichtstrinität: der Tierische, der Furchtsame, der Schlaue.

Der Tierische brüllt, marschiert, schlägt, tötet und vergast. Warum tut er das? Man hat ihm gesagt, daß das Brüllen Kraft bedeute. Er glaubt es. Warum? Er spürt nichts in sich selber von Kraft, spürt nur die tierische Bewunderung für etwas, von dem man sagt, es sei etwas. Er marschiert. Warum? Man hat ihm gesagt, daß der gleiche Schritt und Tritt Gemeinschaft, Kameradschaft erzeuge und daß er dem Menschen etwas von der Stärke der Masse vermittle. Aber warum glaubt er diesen Unsinn? Oh, er hat in sich nichts von den Kräften wahrer Gemeinschaft und wahrer Kameradschaft; er ist nur ein Atom, beziehungslos und im Grunde ohne Fenster für die Außenwelt (Leibnitzens arme fensterlose Monade), darum hungert er nur nach dem, was man ihm von Gemeinschaft und Masse erzählt. Und er tötet. Warum? Das Töten ist die logischste Handlung des Nichts. Sie dient am sichtbarsten diesem Nichts. Und darum dient der Mensch diesem Nichts, wenn er tötet, weil diese Tat heute so einfach ist, so unpersönlich, weil man heute beim Töten, beim Massentöten den ja gar nicht mehr anzuschauen braucht, welchen man tötet. Und wenn in einer Zeit der private Mensch, der nicht töten soll, und der staatlich konzessionierte Mensch, der zu töten hat, zu zwei ganz verschiedenen Wesen gemacht werden, wovon das eine eben darf, was das andere nicht darf, wo dem einen eben Gesetze gelten, die dem andern nicht gelten, dann herrscht das Nichts in der ersten Person seiner Trinität: Im Tierischen. Hier wird noch mehr als getötet, hier wird bestialisch getötet, hier wird vergast. Warum? Die Angst mag ein Grund sein, die Angst um die Futterkrippe und um die Stallwärme. Denn der vom Nichts geprägte Mensch weiß, daß ein Nichtmitmachen im höllischen Taumel der Bestialität ihn Futterkrippe und Stallwärme kosten würde. Noch mehr aber triumphiert das Nichts in der Bestialität aus dem Grunde, weil man da irgendwo und irgendwann diesem Menschen einen Gott gegeben hat, eine Obrigkeit, einen allmächtigen Staat, und weil man ihn vor diesem Gott knien gelehrt hat. Und er, der bestialische Mensch, dieser Träger des Nichts, hat ja sonst nichts, wovor er knien könnte. Er ist ein Nichts, und darum wird er ein Tierischer; die Tiere mögen das häßliche Wort verzeihen.

Und da ist der Furchtsame. Was tut er? Er weicht aus, er duckt sich, er läßt sich treten und anspeien. Warum? Er kennt nur das wilde Wogen unaufhaltsamer Mächte. Er weiß nur, daß Macht und Kraft allmächtig sind und daß sie alles niedertreten, was ihnen im Wege steht. Er kennt Macht und Kraft nur als etwas, das von außen her über ihn kommt, er hat selber in sich nichts von Macht und Kraft. Die Anbetung der Kraft ist

ein Zeichen des Nichts, ein Zeichen gerade der fehlenden Kraft. Und irgendwie weiß der Furchtsame, daß alles vorübergeht. Darum duckt er sich. Das Sichducken ist sein Leben. Aber warum tut er das? Man hat ihn gelehrt und er glaubt es zu wissen, daß einmal alles vorübergeht. Er weiß nichts anderes, als daß alles vorübergeht. Denn was Dauer ist oder gar Ewigkeit, weiß er nicht. Das sind ihm bestenfalls Worte, deren Namen er früher einmal gehört hat. Den Augenblick aber, der die Brücke schlägt zwischen dem Bleibenden und dem Vergehenden, zwischen der Ewigkeit und der Zeit, den Augenblick, der sich in Menschenherzen bohrt und sie dem Nichts entreißt, diesen brennenden, schmerzenden und zersprengenden Augenblick kennt er nicht. Der Furchtsame ist von nichts als dem Nichts geprägt. Darum läßt er sich nicht nur treten und anspeien, sondern läßt sich zuzeiten sogar dazu brauchen, selber die, die noch schwächer sind als er, zu treten und anzuspeien. Warum tut er das? Er hat eben auch einmal gehört, daß Stärke laut und brüllend sei. Und er bewundert diese Stärke, die er fürchtet, weil er ein Nichts ist, das gleiche Nichts wie sein Bruder, der Tierische. Sie sind so Brüder, wie in den Konzentrationslagern etwa oft genug die SS-Wächter und die ihre Mitgefangenen prügelnden Capos Brüder im Geiste waren, Kinder des gleichen Nichts.

Und der Schlaue ist da. Was tut er? Er hat nur eine Sorge und ein Ziel: Ein Alibi für die Zukunft. Warum ist ihm das so wichtig? Man hat ihm einmal gesagt und er glaubt daran, daß die Zukunft die wichtigste Zeit sei. Er hat keine Gegenwart, er kennt nur den schielenden Blick in irgendeine Zukunft, die er in dem Augenblick freilich auch schon wieder verliert, da sie ihm zur Gegenwart wird. Auch ihm hat man gesagt, daß der Erfolg alles sei, Gott und Weltall zugleich. Und er hat keinen andern Gott, kein anderes Weltall, so leer ist er, so ein Nichts.

Bekommt der Schlaue den Tierischen zum Freund, so beginnt er sich zu gebärden wie dieser. Wird er an die Seite des Furchtsamen verschlagen, übernimmt er dessen Gebärden. Und der Furchtsame ahmt den Tierischen nach und zuzeiten den Schlauen, und im Tierischen leben zugleich die Weltenangst des Furchtsamen und die Zukunftsangst des Schlauen. So sind auch in dieser Trinität es zugleich drei Personen und eine Person.

Und wir dachten doch, als der Krieg zu Ende ging, die Zeit des brüllenden Nichts sei vorbei, wir glaubten, es habe seinen rasenden Lauf bis zum Ende durchlaufen, es habe in einem letzten kreischenden Schrei sich selber zerbrüllt, es habe in einem letzten heulenden Sprung sich selbst überschlagend zersprengt. Wir hatten ja die Pseudorevolutionen unseres Jahrhunderts als Ausdruck des Nihilismus erkannt; wir hatten ja geahnt, daß die Bestialitäten nichts anderes waren als die Angsthandlungen der Angstmenschen, daß die brüllenden Stimmen, die ohne Inhalt nur sich selbst in die Welt hinausschrien, nur der Schrei des Nichts, daß die Machtvergötzung nur das winzige Feigenblatt eines seine häßliche Nacktheit verhüllenden Nichts waren.

Aber die unheimliche Trinität lebt weiter. Wieder erhebt das Tierische sein Drachenhaupt. Es triumphiert, wenn in den totalitären Staaten des Ostens das Prinzip der Kollektivhaftung, das Prinzip der Geiselergreifung zum Recht erhoben wird. Und es triumphiert, wenn in Südkorea, diesem Patenkind der christlichen Demokratien, standrechtliche Massenerschießungen vorgenommen werden. Es triumphiert, wenn der geruhsame Bürger diese Dinge als natürliche Schauspiele an sich vorüberziehen läßt. Es hält seinen Triumphzug durch die Straßen aller Welt, wenn der Haß die Herzen zerfrißt und man sich daran gewöhnt, zu glauben, der andere Mensch sei um seiner andern Überzeugung willen zu hassen und zu vernichten.

Und die Angst hält ihren Triumphzug, sie lebt, wenn das Streben nach Sicherheit nicht, wie es an sich berechtigt ist, ein Motiv neben andern ist, sondern wenn sie zum Hauptmotiv, ja zum alleinigen Motiv des Handelns wird. Der Abbau der Sozialleistungen um einer noch so illusorischen Sicherheit willen, der Abbau der Bildungsarbeit um der militärischen Aufgaben willen, sie sind beides die grinsenden Hofnarren, die die Weltkönigin Angst auf ihrem Triumphzug begleiten.

Und wo nichts anderes ist als ein Beharrenwollen, da triumphiert auch die dritte Person der Nichtstrinität, die charakterlose Schlauheit. Wir sind ja glücklich soweit gekommen, daß ein möglichst lautes Bekenntnis zum Zeitgeist eine geöffnete Tür zur Karriere und daß umgekehrt der Widerspruch zum kleinen Gott dieser Welt, dem Geist der Zeiten, verrammelte Türen bedeuten. Das scharwenzelnde Heer der Konjunkturritter aller Farben bildet darum in logischer Weise den Troß beim Triumphzug des Nichts.

Und diese Welt soll Weihnacht feiern. Diese, von diesem Triumphzug durchzogene Menschenwelt soll etwas von einem Wunder vernehmen. Was heißt denn Wunder? Wunder ist grundsätzlich das Voraussetzungslose. So war die Schöpfung der Welt ein Wunder, denn nichts von dem Chaos, das vor der Schöpfung allein da war, bot durch seine bloße Existenz die Voraussetzung zur Schöpfung. Es gibt zunächst keine Schöpfung aus dem Nichts, das heißt aus nichts wird nichts, oder aus Nichts wird Nichts. Das Nichts, aus dem beim Schöpfungswunder die Welt geschaffen ward, war das Chaos. Und das gleiche Chaos ist das Nichts, dem heute die Weihnachtsglocken läuten. Wenn an der chaotischen Welt des Nichts Wunder geschehen, so sind diese immer ohne Voraussetzung. Denn der einzige Gegensatz zum Nichts ist Gott und sein Wunder. Und wenn jetzt wieder die Weihnachtsglocken läuten, so verkünden sie, daß Gott das Nichts unserer Tage, diese ganze unheilige Trinität, nicht sich selber überläßt, daß diese Welt nicht nur auf die Voraussetzungen angewiesen ist, die in ihr selber liegen, daß eine fremde Macht ihr in den Weg tritt.

Sowenig wie die Schöpfung ein harmloses und spielerisches Tun Gottes war, sowenig ist es das Weihnachtswunder. Die Schöpfung war der

Angriff auf das Chaos, und das Weihnachtswunder ist Gottes Angriff auf die vom Nichts gequälte Welt. Weil die Weihnachtsgeschichte vom Unsagbaren zu reden versucht, darum stammelt sie vom Sternenwunder und von der Engelbotschaft. Diese bildhaften Zeichen deuten an, wie groß das Wunder sei, daß Gott das Nichts nicht einfach sich selber überläßt. Daß er dies nicht tut, ist eben das Unsagbare, das Voraussetzungslose. Denn was wäre natürlicher und den gegebenen Voraussetzungen angemessener, als in der Nichtswelt unserer Tage die Gnade dem Teufel zu überlassen? Daß es in der Welt der Sinnlosigkeit einen Sinn gibt, in der gnadenlos fanatisierten Welt des Nichts dennoch Recht und Barmherzigkeit, das sind Wunder, für welche die Bilder des Sternes und der Engel Zeichen und Andeutungen darstellen.

Aber nicht nur von der Größe des voraussetzungslosen Wunders künden die Symbole der Weihnachtsgeschichte, sondern auch von der Fremdheit dieses Wunders in der Welt des Nichts. Da ist der Stall und da ist die Krippe. Wenn an der Welt des Nichts voraussetzungslos ein Gotteswunder geschieht, dann begibt sich Gott in die Armut von Stall und Krippe, in die Fremdheit dieser Welt. Das Schöpfungswunder, das am Chaos geschah, war der Anfang eines Weges Gottes in die Fremdheit hinein. Denn das Wunder bleibt immer das Seltene, die Nichtswelt das Gewöhnliche. Wenn Gott an der chaotischen Welt sein Schöpfungswunder tat, so bedeutete das nicht, daß das Chaos getötet und Gottes Reich sichtbar aufgerichtet sei. Vielmehr wird gerade ein Mensch, dem die Größe des Schöpfungswunders aufgegangen ist, erkennen: «Die Bestimmung dieses Lebens ist: Daß es bis zum höchsten Grade des Lebensüberdrusses geführt werde. Wer dann, zu diesem Punkt gebracht, daran festhalten kann, oder wem Gott dazu verhilft, daran festzuhalten, daß Gott es ist, der ihn aus Liebe zu diesem Punkt gebracht hat, der besteht, christlich, die Probe dieses Lebens und ist geschickt zur Ewigkeit . . .» (Kierkegaard.) Und auch das Weihnachtswunder ist der Anfang eines Gottesweges in die Fremdheit hinein, denn das Kind in der Krippe wird zum Manne am Kreuz. Und die Erkenntnis dieses Wunders bedeutet wohl auch, daß der Mensch bis zu einer Grenze geführt wird, die zugleich die letzte Grenze der Gottverlassenheit ist, eine Grenze, diesseits derer man noch spricht: Steige herab vom Kreuz, wenn du Gottes Sohn bist, und jenseits derer man spricht: Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe.

Der Angriff auf das Nichts, der von Gott aus sowohl bei der Schöpfung als an Weihnachten beginnt, bedeutet, daß das Nichts aufhören muß, Selbstzweck zu sein. Das Chaos ward Material, Bau einer Welt, die Menschenwelt ward zur armen Hütte Gottes. Wenn in der Menschenwelt die Herrschaft des Nichts verdrängt werden soll, so müssen Menschen da sein, die erkennen, daß die Zeit eine Mitte hat. Erkennen sie dieses, dann hört die chaotische Zertrümmerung dieser Zeit auf und die zugleich chaotische Zerstückelung des Menschen und der Welt. Die

Weihnachtsgeschichte redet wieder zeichenhaft von solchen erkennenden Menschen, die Hirten sind da und die Weisen, die den Stern sehen und die Engel hören, denen die Augen aufgehen für das Wunder. Sie erhalten selber eine Mitte ihres Lebens, sie werden selber aus jener Zerstückelung des Menschen erlöst, in der das Nichts seine Herrschaft entfaltet. Gott, das ist kein sichtbar herrschender König, ist vielmehr ein bettlergleicher Wanderer, der auszog, um Hirten und Könige zu suchen. Unter dem Bettlergewand des suchenden und so oft verstoßenen Gottes trägt dieser Wanderer freilich die Frucht vom Baume des Lebens. Das ist die Frucht: Verwandlung, welche die Hassenden, die Fanatiker, die Sicherheitsmonomanen und die Bebenden zu Menschen macht, zu Menschen nach seinem Bilde.

Das schlimmste allerdings wäre, wenn diese Frucht vom Baume des Lebens, diese Botschaft vom Reich des Lebendigen mißbraucht würde, wenn sie zur Phrase würde, zum salzlosen Salz, das man nur noch hinausschütten kann auf die Gassen der Welt. Weihnachten wäre und bliebe ein Fluch, wollten wir das Wunder nicht mehr als voraussetzungslos sehen, wollten wir Gott vielmehr als unseren Besitz, etwa als den Besitz und Garanten des christlichen Abendlandes sehen, wollten wir das glühende verwandelnde Feuer des göttlichen Zeitenschmiedes als Reklamelämplein gebrauchen. Weihnachten aber will ein Segen sein, der Segen nämlich, daß Menschen an den Punkt der Krise geführt werden, da man unter Schmerzen erkennt, wie sehr uns das Nichts beherrscht und wie sehr wir des Lebens ermangeln.

So stehen sich an Weihnachten Schöpfung und Chaos, Erlösung und Nichts gegenüber. Chaos und Nichts, Schöpfung und Erlösung sind jeweils die beiden Gesichter der gleichen Erscheinung. Erst wenn wir das Nichts kennen, das heute die Welt durchrast, wissen wir, was Chaos ist. Und erst, wenn wir die Erlösung kennen, von der Stern und Engel Kunde gaben, wissen wir, was Schöpfung ist. Von der Erlösung her die Schöpfung erkennen, heißt nun allerdings nicht mehr, sentimental oder ästhetisch von Schöpfungsschönheiten schwärmen. Es heißt vielmehr die schwere Hand Gottes spüren und den Feueratem des Rufenden. Erkennen wir von der Erlösung aus die Schöpfung, dann ist die Schöpfung keine Sache der Vergangenheit mehr, dann wird sie lebendige Gegenwart. Unter der Herrschaft des Nichts gibt es keine Gegenwart, da herrscht nur das blinde «Man». Wenn in unserer Zeit die Weihnachtsglocken klingen, so künden sie etwas von dem gnädigen Willen Gottes, der seinen Menschen die Gegenwart wieder schenken will, die «man» ihnen stahl. Geschenkte Gegenwart aber bedeutet die Fähigkeit, die echten Fragen Gottes an die Zeit zu vernehmen, die echten Aufgaben, die Gott uns an den eigenen Weg gelegt hat, zu sehen und frei zu werden von den Ideologien und dämonischen Zielen, die die Welt durchrasen und die Menschen von sich selber entfremden.

Der Stern ging auf und die Engel sangen, aber da waren nicht nur Hirten und Weise, da war auch Herodes, da war auch Rom. Und sie blieben, was sie waren. An ihnen geschah nichts, sie waren eben fertig. Fertig sein aber heißt verschlossen sein für das Wunder. Man kann auch christlich fertig sein, auch sozialistisch; auch religiös-sozialistisch. Und der suchende Gott in der Bettlergestalt muß wohl an allen Fertigen vorübergehen. Geht er aber vorüber, so bleibt unüberwindbar die Herrschaft des Nichts. Wenn schon beim Wunder der Schöpfung das Chaos Gott so widerstehen konnte, daß es nach der Schöpfung seinen Einzug in Menschenherzen hielt, so kann es dem Erlösungswunder der Weihnacht noch viel stärker widerstehen. Christliches Fertigsein, christliches Gottbesitzen wäre des Nichts sicherster Widerstand gegen den lebendigen Gott. Und die Glocken und all die uralten Symbole, die von der Größe des Wunders künden, wollen in einer Zeit, da das Nichts seine eigene Unsterblichkeit besingt, auf den Suchenden hinweisen, der allem zum Trotz auch nach dieser Welt und dieser Zeit seine menschenverwandelnde Hand ausstreckt.

Bruno Balscheit.

Wunder

Kalt hat der Nebel den Raum nun erstickt,
Der als gesegneten Leibes Gemach
Menschen und Dinge tragend umfing;
Feindliches Grau hat den Himmel erdrückt,
Der wie ein heimatlich Hüttendach
Über dem Licht und den Schatten hing.

Und nur die Liebe, die Gott uns geschenkt,
Leuchtet als Morgen aus dämmrigem Schein,
Läßt uns erkennen der Schöpfung Gestalt
Und unsre Herzen, in sein Herz gesenkt,
Raum aller Dinge und Lichthimmel sein,
Lebend vom Worte, das nie mehr verhallt.

Samuel Staub.

Anatole Frances soziales Apostelamt

Es ist innerhalb Westeuropas zur Regel geworden, daß man einen großen, von der ganzen Welt in Würdigung seines literarischen Schaffens anerkannten und bewunderten Schriftsteller irgendwie als «enfant terrible», als unverbesserlichen Liebhaber von Paradoxen betrachtet, den man nicht ernst zu nehmen braucht, sobald er politischen, als umstürzlerisch verschrieenen Anschauungen huldigt, ohne aus dieser seiner Haltung einen sichtbaren Vorteil zu ziehen, nur aus Gerechtigkeitssinn und Menschenliebe.

Lange Zeit stand Bernard Shaw in solchem Ruf. Dennoch haben wir gesehen, wie kürzlich, anläßlich seines Todes, die Wahrheit auf Umwegen wieder zum Vorschein kam und ihre Rechte forderte. Sogar in den rechtsstehenden Zeitungen war man gezwungen, die Aufrichtigkeit der politischen und sozialen Gesinnung Bernard Shaws anzuerkennen und die hohe Bedeutung, die ihr sowohl in seinem Leben als auch in seinem literarischen Wirken zuteil wurde. So schreibt der große Kritiker Marcel Brion in einem in der Zeitung «Le Monde» erschienenen, sehr beachtenswerten Artikel: «Wofür Bernard Shaw nicht oft genug zu loben ist, das ist seine bewundernswerte intellektuelle Anständigkeit im wahrsten Sinne des Wortes. Damit will ich sagen, daß Bernard Shaw niemals ein Sujet behandelte, an das er nicht glaubte; daß er niemals einem Problem eine Lösung gab, die er in seinem tiefsten Innern als falsch hätte beurteilen müssen. Obschon er behauptet hatte, daß er im Gegensatz zu gewissen Geschöpfen, die — um einen Ausdruck aus der Phrenologie anzuwenden — eine Respektbeule besitzen, an dieser Stelle ein Loch aufweise, war er des Respektes nicht unfähig, aber entschlossen, nur das zu achten, was wirklich und wahrhaftig achtenswert war und nicht den falschen Ruhm, die falschen Werturteile und die falschen Begriffe, die sich in unserem Dasein anhäufen.» Und Marcel Brion zieht mit den nachfolgenden tiefsinnigen Worten die Schlußfolgerung: «Die Logik, die Weisheit, die Vernunft, wären sie schließlich die wesentlichsten Tugenden Bernard Shaws? Ich bin stark versucht, es zu glauben, so wie die Maske des Possenreißers, hinter der er sie zu verbergen suchte, mit den Jahren nur noch deutlicher die Züge dieser Tugenden hervortreten ließ.»

Wie verschieden in anderer Hinsicht die beiden hervorragenden literarischen Persönlichkeiten auch sein mögen, bin ich der Meinung, daß über Anatole France, was sein ureigenes Wesen betrifft, mit vollem Recht ein ähnliches Urteil abgegeben werden kann, über Anatole France, gegen den gegenwärtig in seinem eigenen Lande so viel Mittelmäßigkeit, so viel gehässiges Urteil und Unverstand zu Felde ziehen, um ein Werk zu schmälern, das bereits dem echtesten, unveräußerlichen klassischen Erbteil der französischen Literatur und des französischen Geistes angehört. Anatole France war wohl der letzte große

Klassiker, auf den sein Land stolz sein kann, wenn man unter «klassisch» einen weiten, überragenden Horizont, eine gewisse Universalität der Begabung, eine gewisse Größe versteht, die allein befähigt scheinen, dem Ansturm der Zeit zu trotzen, der Zeit, die als unbestechlicher Schiedsrichter waltet gegen unrechtmäßig erworbenen Ruhm, wenn ihn Mode, Laune oder der vergängliche Geschmack der Zeitgenossen bewirkt hat, die so oft durch Truggebilde oder äußeren Schein getäuscht worden sind.

«Die Zeit», hat Ernest Renan sehr treffend bemerkt, «achtet nicht, was ohne sie geschaffen wurde.» Darum mag Anatole France in Frieden schlafen und in voller Seelenruhe das unparteiische und diesmal endgültige Urteil der Nachwelt abwarten.

Dennoch, wie soll man nicht deprimiert sein, wenn man sieht, wie zum Beispiel ein Schriftsteller wie François Mauriac sich so weit vergißt, zu schreiben, daß von allen Ursachen der Fortentwicklung, in deren Folge Anatole France sich den politisch extremen Parteien zuwendete, «in erster Linie die Wollust des Zerstörens zu nennen sei. Es ist unwahrscheinlich, daß der alte Meister an die Wohltaten des Marxismus glaubt; sicher aber ist, daß er sich wohl fühlte bei dem Gedanken, die Welt wird brennen und mit ihr alle Könige, alle Priester, alle Akademiker, alle Journalisten, alle Militärs, alle Proletarier. Darum ist er der Freund derer, die die Fackel anzünden. Und der alte Meister, der Erbe der Alten, von ihrer Weisheit genährt, er, von dem man geschrieben hat, daß er die letzte Blüte des lateinischen Genius ist, wünscht nichts sehnlicher als die Moskauer Juden herbei und ihre tartarische Garde.» Und es wäre eine Schmach, würde man der Schlußfolgerung von Mauriac Glauben schenken, Äußerungen, die wohl allen vorangehenden die Krone aufsetzen, wenn man so sagen kann: «Anatole France hat in der modernen Welt nur etwas geliebt: die Zeugen der Vergangenheit. Als ängstlicher Antiquar wartete er auf die Plünderung seines Ladens und glaubte richtig zu tun, sich zu den Wölfen zu gesellen, zu den Wölfen der niedrigsten Sorte, wie wir hinzuzufügen wagen.»

Es ist bekannt, daß wir nur dann das Bedürfnis haben, unsere Mitmenschen der niedrigsten, eigennützigsten Motive zu bezichtigen, um ihre Handlungsweise zu erklären, wenn wir selber nicht in Frieden leben, also nicht im Einklang mit unserem Gewissen sind. Um die extravaganten, andernfalls völlig unverständlichen Worte von François Mauriac zu begreifen, ist es nötig, sich in Erinnerung zu rufen, daß François Mauriac mit vollem Recht als der Romancier «des schlechten Gewissens» gelten kann. Die Helden seiner Romane, denen der Verfasser viele seiner eigenen Züge geliehen hat, — hat er nicht, indem er sie schuf, verraten, daß er damit in gewissem Sinne seine eigenen Dämonen austreiben wollte? — sind unaufhörlich von Komplexen, Hemmungen und Gewissensbissen gequält. Niemals wird es ihnen möglich sein, an

die friedlichen Ufer des Glücks oder ruhig zufriedener Heiterkeit zu gelangen.

Hatte François Mauriac anläßlich des Krieges in Spanien und während des zweiten Weltkrieges endlich eine mutige und konsequente Haltung eingenommen, so ist er heute mehr denn je seinem alten Schlendrian verfallen, indem er sich im «Figaro» als der unermüdliche Anwalt des kapitalistischen Regimes gebärdet, er, der doch sehr gut weiß, daß das Evangelium uns untersagt, zwei Herren zu dienen, und daß «man nicht gleichzeitig Gott und den Mammon lieben kann, denn wer den einen liebt, muß den andern hassen».

Wie dem auch sei, angesichts der systematischen Entstellung von Tatsachen, die Anatole Frances politische und soziale Tätigkeit zum Gegenstand hat, müssen wir uns um so glücklicher schätzen, heute alle diesbezüglichen Texte vereinigt zu wissen in einer Serie von Bänden, die einer der Kenner und Bewunderer des Meisters, Claude Aveline, mit Sorgfalt herausgegeben hat und die es dem unvoreingenommenen Leser nunmehr ermöglichen, sich eine stichhaltige, objektive Meinung über einen Gegenstand zu bilden, über den man ihn aus zweckdienlichen Gründen zu täuschen suchte. Die Zeitgenossen, Freunde und Gegner, haben Anatole Frances sozialen Anschauungen immer die größte Bedeutung beigemessen. Diese sozialen Anschauungen wurden uns natürlicherweise zunächst durch die Personen und Fiktionen seines literarischen Werkes vermittelt, oft aber auch in einer unmittelbareren Form, die seine Gesinnung unverhüllt offenbarte, wie in den mannigfaltigen Diskussionen und Aufsätzen, die namentlich in den letzten dreißig Jahren seines Lebens ganz besonderen Umfang annahmen. Anatole France betrachtete es als eine unabweisbare Pflicht, am öffentlichen Leben teilzunehmen, an allen populären Veranstaltungen, wo es darum ging, für soziale Gerechtigkeit zu kämpfen und für die Rechte der arbeitenden Klasse, sowie Gedanken- und Gesinnungsfreiheit zu fordern, kurz, mit dabei zu sein, wenn Glück und Würde der Menschen auf dem Spiele standen.

Konnte sich bisher jeder die sämtlichen Romane von Anatole France beschaffen, so galt dies nicht für die zweite Hälfte seiner berühmten Schriften, die verstreut blieben, so daß man gezwungen war, sie mühevoll in den unvollständigen, meist vergriffenen Plaquetten und Broschüren zu suchen, oder in vergilbten, schwer auffindbaren Zeitschriften.

Dank der hervorragenden und beträchtlichen Arbeit, die Claude Aveline mit Liebe und Begeisterung unternahm, ist endlich ein bedauerliches Unrecht gutgemacht worden, so daß es nun jedem Einzelnen möglich wird, sich den Quellen zuzuwenden. Das Werk von Claude Aveline, das der Pariser Verlag Emile-Paul veröffentlicht, trägt den aufschlußreichen Titel «Vers les Temps Meilleurs», «Dreißig Jahre sozialen Lebens».

Der erste Band, der an sich schon äußerst gehaltvoll ist und dem bald ein weiterer folgen wird, gibt eine allgemeine Einführung und umfaßt alle Manifestationen der politischen und sozialen Aktivität von Anatole France in der Zeit von 1897 bis 1904, der Hauptperiode in der Entwicklung der politischen und sozialen Ideen des großen Schriftstellers. Unter dem Einfluß der Dreyfus-Affäre und angesichts dieses empörenden Falles schwerer persönlicher Ungerechtigkeit war Anatole France dahin gelangt, sich der großen sozialen Ungerechtigkeit bewußt zu werden und endgültig das Band zu knüpfen, das ihn für immer mit den Armen, den Opfern einer ungesunden und unbilligen Wirtschaftsordnung verbinden wird.

Anatole France liebte das Leben, an dem er mit allen seinen Sinnen hing und dessen er sich dank seiner außergewöhnlichen Vitalität erfreuen konnte. Was jedoch seine unehrlichen Gegner niemals zu entdecken vermochten: er hatte das Glück seiner Mitmenschen nötig, um sein eigenes Glück ohne Hintergedanken auskosten zu können. Das menschliche Leid, das seiner Intelligenz vermeidbar erschien, war ihm körperlich absolut unerträglich. Darin vor allem ist die Ursache und tiefe Kraft zu erblikken, die ihn mit unwiderstehlicher Macht zum Sozialismus trieb. Und für diese unleugbare Realität besitzen wir unter anderem ein besonders eindrucksvolles und einwandfreies Zeugnis, weil es im Grunde alle übrigen zusammenfaßt: Es war am 28. Oktober 1901, anläßlich der Vermählung von Suzanne, der einzigen Tochter des großen Schriftstellers. «La Petite République», die Zeitung von Jean Jaurès, veröffentlichte die Neuigkeit mit folgenden bewundernswerten Worten, die jeden Kommentar erübrigen: «Alle unsere Kameraden werden mit Anatole France glücklich sein, denn sie haben die bedeutsame Rolle nicht vergessen, die er innehatte während der Krise, die wir einst durchmachten. Er hat sich auch nicht nach der Schlacht in seine Bibliothek zurückgezogen, wie so viele andere. Er fuhr fort, mit uns zu kämpfen gegen die Unwissenheit, gegen die brutalen Leidenschaften, gegen intellektuelle und materielle Unterdrückung. Er hat sich in reichem Maße den Volksuniversitäten gewidmet, er hat an unseren großen Versammlungen das Wort ergriffen, und um sich auszuruhen, hat er Meisterwerke verfaßt, die der französischen Literatur und dem französischen Geist zu Ehre gereichen.» Sehr gut gesagt dieses «um sich auszuruhen»; das übrige war seine Pflicht!

Es sei hier auch darauf hingewiesen, daß der Ruf eines absoluten Skeptikers, den man um Anatole France schuf, als sehr übertrieben zu werten ist. Es gibt ein seltsames, geheimes Verlangen, das jedem schöpferischen Menschen, der dieser Bezeichnung würdig ist, innewohnt und das ihn antreibt, den persönlichen Charakter nicht, wie man allgemein glaubt, in seinen Werken zu vervollständigen, sondern im Gegenteil zu kompensieren. So kommt es, daß Balzac, der von Natur aus verschwenderisch war, nur Geizige gestaltet hat, während Victor Hugo,

der tatsächlich geizig war, uns großzügige Verschwender zeigt. Und gleicherweise führt uns der von Temperament überschäumende Anatole France Skeptiker vor. Uebrigens sind es nicht seine Gestalten, die uns die «Kompensation» merken lassen. Sie hat vor allem seine Schreibweise beeinflußt, die sich aus einer Art instinktiver Vorsicht ruhiger Gelassenheit und Weisheit unterordnet, wohingegen Anatole France sich bewußt war, daß er kaum diese Richtung eingeschlagen hätte, würde er den Impulsen seines innersten Wesens gehorcht haben. Sein Werk zeichnet sich übrigens durch eine äußerste Zurückhaltung aus, was in der literarischen Produktion der Gegenwart eben seine Originalität und, unserer Meinung nach, sein Verdienst ausmacht. Seine Natur widersetzte sich jeglicher Exhibition, sie widersetzte sich, in der Öffentlichkeit nackt zu erscheinen und den Gaffern eine Vorstellung zu bieten. Auch durch diesen Charakterzug offenbart sich Anatole France als Klassiker im besten Sinne des Wortes. Wir können uns nicht vorstellen, daß er ein Tagebuch würde veröffentlicht haben, selbst wenn man annimmt, daß er ein solches führte.

André Gide, der sich auf diesem Gebiet zweifellos sehr verwundbar zeigt, hat ihm als Karenz den Mangel innerer Unruhe zum Vorwurf gemacht. Und doch hat Anatole France einmal geschrieben: «Eines ist es, was dem menschlichen Gedanken Reiz verleiht: die Unruhe. Ein Geist, der nicht beunruhigt ist, irritiert und langweilt mich.» Doch hätte er es als Indiskretion und schlechten Geschmack bezeichnet, seine eigene aller Welt kundzutun.

Liest man in dem wertvollen Buch von Claude Aveline die Texte von Anatole France wieder, die das soziale Problem berühren, staunt man über die unzähligen Proben seines Scharfblicks, seines klaren Denkens und oft auch seiner echten Sehergabe. Hat er nicht Sätze formuliert wie diesen?: «Es gibt nur eine Macht, die den universalen Frieden durch geeignete, sozusagen wissenschaftliche Mittel zu sichern vermag, das ist die proletarische Macht. Der Zusammenschluß der Arbeiter wird den Weltfrieden bringen. Der Sieg des Proletariats ist gewiß. Es sind weniger die zügellosen Anstrengungen unserer Gegner als unsere eigene Spaltung und die Unentschiedenheit unserer Methoden, die diesen Frieden verzögern können.» Und, sich an die Intellektuellen wendend, was einige unter ihnen ihm wahrscheinlich nie verziehen haben: «Vergesset nicht, daß Ihr mit allen, die sich für die Emanzipation der manuellen Arbeiter einsetzen, mit allen Verteidigern der sozialen Gerechtigkeit marschieren müßt und daß Ihr keine Feinde zur Linken habt! Vergesset nicht, daß Ihr ohne die Proletarier nur ein Häuflein andersdenkender Bourgeois seid, während Ihr, mit ihnen vereint, eine Zahl bildet im Dienste der Gerechtigkeit!»

Ähnliche Ratschläge und Äußerungen, die auch heute noch nichts von ihrer brennenden Aktualität eingebüßt haben, könnten wir bis ins unendliche vermehren. Begnügen wir uns, um zu schließen, darauf hin-

zuweisen, daß Anatole France im Jahre 1904, anläßlich des russisch-japanischen Krieges und nachdem er festgestellt hatte, daß «auch heute noch die Weißen mit den Gelben nur verkehren, um sie zu unterjochen oder hinzuschlachten. Die Völker, die wir wegen ihrer Barbarei verachten, kennen uns bisher nur durch unsere Verbrechen», das wunderbare Erwachen Asiens vorhersagte, dem wir heute beiwohnen.

Das Buch von Claude Aveline ist in höchstem Maße interessant. Es läßt «von innen heraus» eine ganze Epoche wieder vor uns erstehen und uns demnach Anatole France besser verstehen und lieben. Gewiß fühlte sich der große Schriftsteller, wie wir alle, von dem Gedanken gepeinigt, daß alle Menschen sterblich sind, ohne — zumindest dem Schein nach — am Glauben Halt und Stütze zu besitzen. Doch wissen wir, daß «mehr als eine Wohnung im Hause unseres Vaters ist». Indem Anatole France sein ganzes Leben lang mit all seiner Kraft für die soziale Gerechtigkeit gekämpft hat, in Wirklichkeit also für das Reich Gottes auf Erden, hat er, ohne es zu wissen, einen Glaubensakt vollbracht. Dies darf bejaht werden, sich dabei die Worte ins Gedächtnis rufend, die eine fromme Hand in Begeisterung an das Gittertor von Shaws Wohnhaus am Tage nach seinem Tode hinschrieb: «Gott ist die Liebe.»

Serge Radine

Mythen

Rom war jahrhundertelang der Ort, von dem her die Völker Befehle und verbindliche Weisungen zu empfangen gewohnt waren; das Rom der römischen Kaiser sowohl als auch das Rom der mittelalterlichen Päpste. Was für die gespannte Erwartung der Prophetie Israels der Zionshügel gewesen war, ist für die Wirklichkeit des jungen Europas einer der Hügel am Tiber geworden. Die Zeit, da Rom Mittelpunkt der Welt war, ist nun zwar so gründlich vorbei wie die ganze Epoche, da die Welt schlechthin aus dem Raum um das Mittelmeerbecken bestand. Wie das geistige Weltbild gerade durch das Fehlen eines Mittelpunktes bestimmt ist, durch ein atomisiertes Durcheinanderschwirren verschiedenster Werte, so hat auch die geographische und politische Welt kein Zentrum mehr. Man wird kaum sagen können, daß die Welt dadurch schöner geworden sei. Und es ist wohl die Sehnsucht nach einer schöneren und gefestigteren Welt, die viele immer wieder den Blick und das Ohr nach Rom richten läßt, auf das religiöse, auf das politische oder auf das politisch-religiöse Rom.

Um dieser Blickrichtung, um dieser Sehnsucht willen ist es zu verstehen, wenn auch heute die Stimme Roms viele Menschen aufmerken läßt, auch wenn diese sonst keinerlei Bindung damit verknüpft. Die Botschaft des päpstlichen Roms allerdings, die gleichsam ein Fazit des Heili-

gen Jahres darstellen sollte, die Bulle «Munificentissimus Deus» über die Erhebung der Lehre von der leiblichen Aufnahme Marias in den Himmel, hat weniger Beachtung gefunden, als zu erwarten war. Dafür tragen wohl nicht nur die vielen anderen Stimmen die Verantwortung, welche die Welt von heute erfüllen, die artikulierten Rufe von Programmen und Ideologien und die unartikulierten Laute der Angstschreie, des Bombengetöses, der Verzweiflung; eher liegt der Grund in einer gewissen Verlegenheit, die angesichts des neuen — grundsätzlich zwar gerade nicht als neu erklärten — Dogmas hüben und drüben herrscht.

Worum geht es denn? Die päpstliche Bulle erklärt: «Nachdem wir nun immer und immer wieder Gott unsere inständigen Bitten vorgetragen und den Geist der Wahrheit angerufen haben, verkündigen, erklären und definieren wir zur Verherrlichung des allmächtigen Gottes, dessen ganz besonderes Wohlgefallen über der Jungfrau Maria gewaltet hat, zur Ehre seines Sohnes, des unsterblichen Königs der Ewigkeit, des Siegers über Tod und Sünde, zur Mehrung der Herrlichkeit der erhabenen Gottesmutter, zur Freude und zum Jubel der ganzen Kirche, kraft der Vollmacht unseres Herrn Jesus Christus, der hl. Apostel Petrus und Paulus und Unserer eigenen: *Die unbefleckte, immerwährend jungfräuliche Gottesmutter Maria ist, nachdem sie ihren irdischen Lebenslauf vollendet hatte, mit Leib und Seele zur himmlischen Herrlichkeit aufgenommen worden.*»

Daß ein bisher als Volksglauben vorhandenes Glaubensgut zur offiziellen Kirchenlehre wird, kann verschiedene Ursachen haben. Die Bulle selbst nennt als Motiv: «Während so die Allerseligste Jungfrau ihr Mutteramt an den durch Christi Blut Erlösten mit großer Liebe ausübt, ergibt es sich von selbst, daß Herz und Sinn der Kinder sich mächtig gedrängt fühlen, die Ehrenvorzüge der Mutter mit vermehrter Sorgfalt zu überdenken.» Wenn die Ehren der «Mutter» in den Vordergrund gerückt werden, so wird gewiß dabei auch an die Ehrung der anderen «Mutter», der Kirche nämlich, gedacht. Nicht nur die beim Mutternamen entstehende Gedankenassoziation zwischen Mutter Maria und Mutter Kirche legt dieses nahe, sondern vor allem auch die Tatsache, daß die Marienverehrung ja in steigendem Maße das besondere Reservat der Kirche darstellt. So dient der Mythos beiden Müttern, und zwar der zweiten zweifellos mehr als der ersten. Maria selber hat schon größere Ehrungen erfahren. Die Maria der Pietà, die Mutter der sieben Schmerzen, die Frau, der ein Schwert durch die Seele dringt, dies alles sind wohl Bilder, die mehr Ehrung und Verehrung wecken und erzeugen, als es der Mythos der leiblichen Himmelfahrt jemals tun kann. Péguys Hinweis etwa, daß der Sohn die Sünden aller auf sich genommen habe, die Mutter aber alle Schmerzen, dürfte wohl einen Gipfel der Verehrung darstellen, die auch dem Protestanten rein menschlich wohl zugänglich ist; gerade die rein menschlichen Verehrungsgefühle werden aber durch die Mythologisierung verdrängt.

Es geht bei dem neuen Dogma und seinen Motiven aber gewiß um mehr, als was da als Grund bei den Gläubigen genannt wird. Es geht zunächst um die strikte Verfolgung einer Linie, die 1854 mit dem Dogma der unbefleckten Empfängnis — nicht des Kindes der Maria, sondern der Maria selbst, beschritten worden ist. Diese Linie ist ein einziger Protest gegen das moderne Weltbild und eine einzige Kampfansage an diejenigen katholischen Kreise, die mit dieser zu paktieren willens und bereit sind. Ist dieses der beschrittenen Linie taktischer Hintergrund, so gibt es, wenn man so sagen darf, auch noch einen strategischen, er liegt in der bewußten Verstärkung des gefühlsbetonten Teiles der religiösen Leben, in der Verstärkung des Priesterlichen gegenüber dem Prophetischen. Die prophetische Linie ist schon im alten Israel gerade mythenzerstörend gewesen. Dort freilich ist auch der priesterliche Kreis nicht einfach mythenschaffend gewesen, sondern hat übernommene und überkommene Mythen vom Glauben an die geschichtlichen Gottesoffenbarungen aus modifiziert. Die Römische Kirche setzt eine priesterliche Linie fort, die ihren Anfang nicht in altisraelitischem, alttestamentlichem Priestertum nimmt, sondern in allgemeinen religiösen Urgefühlen schlechthin.

Wenn darum heute die Römische Kirche bewußt zum Mythos ihre Zuflucht nimmt, so bedeutet das sowohl eine Verstärkung der Tendenz zur Kirche als Selbstzweck, als auch eine Steigerung des reinen Gefühls- und Religionswesens in Abkehr von der prophetischen Linie. Beide Dinge kommen dem Menschen dieser Zeit sehr entgegen. Der kleine, oft so ungebärdig zu Gott jammernde oder über Gott spottende Mensch des Atomzeitalters lebt ja eben sehr oft nicht von den Tiefen des Jammers her, durch die Hiob schritt, und er wird noch viel weniger durch die kristallklare Welt neuer Einsichten zu seinem scheinbaren Atheismus geführt, sondern er produziert seinen jammernden oder zynischen Atheismus sehr oft nur, um seine Sehnsucht nach Kirche und Kirchlichkeit zu verstecken. Man strecke ihm eine Hand entgegen, welche ihm die Last der eigenen Verantwortung, der eigenen Entscheidung, des eigenen Kreuzesweges abnimmt — und er wird sich gerne von dieser Hand führen lassen, ohne zu fragen, wohin. Wenn in allen Restaurationsepochen Thron und Altar oder Börse und Altar ihre morganatische Ehe schließen, wenn aus eben diesem Grunde unsere Nachkriegsepoche weitgehend eine Zeit der betont christlichen Parteien, der christlichen Demokratien geworden ist, so wird dadurch etwas von der verborgenen Sehnsucht nach einer bequemen Kirchlichkeit, die auch in scheinbaren Spöttern und in scheinbaren Revolutionären schlummert, enthüllt. Ist der Mensch dieser Epoche schon zu schwach, die kleine Freiheit, die der Liberalismus ihm einst anbot, zu tragen, wie sollte er dann die echte und große Freiheit des Evangeliums ertragen können? Kirchlichkeit aber ist Befreiung von der Last evangelischer Freiheit.

Eine ähnliche Erlösung verheißt auch die Verstärkung der gefühlsmäßigen Religiosität. Zu solcher Religion hat man schon immer die Zu-

flucht genommen, wenn es galt, einer zu hart gewordenen Wirklichkeit zu entgehen. Welches aber ist die härteste Wirklichkeit, welches ist dieser Wirklichkeit dunkelste Nacht? Man hat zur Zeit der Jugendtorheiten des Sozialismus oft davon geredet, daß die Religion eine Flucht vor dem Elend des Alltags sei. Mag dieses auch zu Zeiten zutreffen, es gibt noch etwas, das für den Menschen schwerer zu ertragen ist als das Elend von Sorge und Not; es gibt eine Last, die härter drückt, eine Nacht, deren Dunkel dichter ist als die Last und die Nacht zermürbender Lebenskämpfe. Die größte Last, der man so gern entflieht und der man gerade auf dem Weg der Gefühlsreligion zu entfliehen versucht, ist die Last des lebendigen Gottes. Daß Gott lebt, daß Gott redet, daß sein prophetisches Wort leise durch die Zeiten geht, ist die größte Last und das dunkelste Dunkel. Man erlöse den Menschen von dieser Last und er wird seine Knie gern vor Altären und Thronen beugen, er wird Opfer bringen, Opfer an Hab und Gut, Opfer an Zeit, und er wird auch im sacrificium intellectus den eigenen Verstand, dessen er sich so gerne rühmt, auf diesen Altären unters Messer liefern.

Weil Kirchlichkeit und Gefühlsreligiosität Erlösungswege sind, weil sie beide dem Menschen die Last des dunklen Gottes abnehmen wollen, sind sie — besonders in den geistesschwachen Restaurationsepochen — erfolgverheißende Wege. Und wer heute nach solchen Erfolgen fragt, wird diese Wege beschreiten. Und wer dabei noch scharfsinnig genug ist, sich vom scheinbaren Atheismus dieser Zeit nicht täuschen zu lassen, wer klar genug sieht, daß dieser scheinbare Atheismus ein Schrei — nicht nach Gott, sondern — nach Religiosität ist, darf sicher sein, daß viele sich auf diese Wege begeben werden. Auch das ist im Grunde nichts Neues. Auch im alten Israel war der priesterliche Weg oft ein Weg, um der harten Wirklichkeit des prophetischen Gottes zu entgehen; auch in der jungen Christenheit war Kirchlichkeit und Gefühlsreligion ein Mittel, um die unbequeme Botschaft des Evangeliums erträglich und schmackhaft zu machen. Erlösung heißt der Schrei der Welt, und Erlösung heißt auch die lockende Verheißung, die eine wissende Stimme auf dem Berg der Versuchung über allen Zeiten flüstert. Zu Christus sprach diese dunkle Stimme des Versuchers: Erlöse die Menschen vom Hunger nach Brot, vom Hunger nach Wundern, vom Hunger nach Einheit der Welt. Und heute flüstert die gleiche Stimme auf dem weltenhohen Berg der Versuchung: Erlöset die Menschen vom lebendigen Gott. Christus hat dem Versucher ein stilles und lichtvolles Nein entgegengehalten; die Christenheit hat sich oft genug von dieser Stimme betören lassen, und Rom folgt ihr heute aufs neue.

Wie reagiert die Welt auf den Anspruch der Römischen Kirche? Hier fällt zunächst ein Mangel an Reaktion auf. Als 1870 das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes erklärt wurde, blieb dieser Schritt für die Römische Kirche selber nicht ohne Folgen. Das 19. Jahrhundert hatte eben trotz all seiner Häßlichkeit, trotz all seiner das 20. Jahrhundert vor-

bereitenden Enge, trotz seiner gegenüber dem 18. Jahrhundert absinkenden Geisteskultur noch diese eine Größe in sich, daß es Platz hatte für echte Revolutionen und echte revolutionäre Geister. Das 20. Jahrhundert hat diesen Platz nicht mehr. Darum schweigen auch innerhalb der Römischen Kirche selber die Kreise, die vom neuen Dogma am meisten betroffen werden, völlig oder versuchen, sich gewunden der neuen Wirklichkeit anzupassen. Betroffen oder angegriffen sind innerhalb der Römischen Kirche theologische Kreise, die sich entweder durch allzu enge Beziehungen zur Naturwissenschaft oder zur modernen protestantischen Theologie oder durch ökumenische Versuche verdächtig gemacht haben. Dies gilt vor allem für eine geistige Elite im westeuropäischen Katholizismus. Diesem gegenüber wird durch das neue Dogma jene Schicht innerhalb der katholischen Kirche gestärkt, die vor allem im spanischen, süditalienischen und südamerikanischen Katholizismus beheimatet ist. Rom sieht seine Zukunft dort gesichert, nicht in den individualistischen Trägern einer westeuropäischen Geistigkeit, nicht in den verlorenen Pionieren einer evangelischen und ökumenischen Arbeit. Rom hat wieder einmal den breiteren Weg gewählt.

Auch die protestantische Reaktion ist kaum als wirkliche Reaktion zu werten. Man betont mit Recht, daß durch das neue Dogma jene Tendenz der Römischen Kirche verstärkt worden sei, die sich auf die Tradition und nicht auf die Schrift beruft; man sieht auch, daß durch das neue Dogma das Trennende in den Vordergrund geschoben sei, aber dieses alles ist ja nicht neu und nicht erst durch die Definition des Dogmas von Mariä Himmelfahrt in Erscheinung getreten. Gewiß ist selten so deutlich die Tradition gegenüber der Schrift vorgezogen worden. Nur das Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Maria läßt sich mit dem jetzigen vergleichen. Beide widersprechen der Schrift. Aber dies ist eben ein Einwand, der Rom gar nicht treffen kann, denn die Schrift ist dort nicht *die* Quelle der Wahrheit. Und es wird innerhalb der Römischen Kirche wohl gerade als Vorzug gegenüber dem Protestantismus bewertet, daß durch die Gleichberechtigung der Tradition eine Möglichkeit zu neuen Definitionen, eine Hilfe gegen Erstarrung geboten ist. Auch das protestantische Bedauern, daß nun ökumenische Beziehungen mit Rom erschwert seien, kann von Rom nicht als Kritik verstanden und empfunden werden, da dort die nicht von Rom ausgehenden und nicht nach Rom hinzielenden ökumenischen Versuche keinen Wert darstellen. Die Quelle der Wahrheit und *der* Wert sind die Kirche. Und hieran scheiden sich in der Tat die Geister.

Wenn die Römische Kirche zum Mythos greift, wenn sie — und sei es unter Verwendung jahrhundertealten Materials — heute neue mythische Bilder schafft, dann wendet sie damit ein im Geisteskampf unserer Tage nicht unbekanntes Mittel, eine auch in den politischen und weltanschaulichen Kämpfen unserer Zeit nicht unwirksame Waffe an. Denn was ist der Mythos? Er ist wesentlich ein Versuch, eine ungebändigte

Wirklichkeit zu bändigen, eine chaotische Fülle von Bildern zu ordnen, ein chaotisches Stimmengewirr in eine Melodie zu formen. Hinter dem Mythos steht der Glaube, das mythische Bild, die mythische Erzählung seien imstande, in die Unordnung dieser Welt die Ordnung einer höheren Welt einzuführen. In diesem Sinne haben nicht nur die Menschen des Altertums Mythen geschaffen. Der Mythos ist weder eine Spielerei noch eine Denkform niedriger Kulturstufen. Er stellt sich vielmehr überall dort ein, wo das menschliche Denken sich auf Gebiete begibt, die es mit den Worten eines mit Formeln arbeitenden Verstandes allein nicht bewältigen kann. Ohne Mythos etwa kann der Mensch — des alten Babylon wie des 20. Jahrhunderts — alles, was in Botanik und Zoologie vorkommt, aufzählen, messen, wägen und vergleichen. Tritt der menschliche Verstand aber an die Geheimnisse heran, die im Werden und Vergehen des Lebens beschlossen liegen, dann beginnt der Mensch im Mythos zu reden. Der alte Babyloner spricht dann von Istar und Tammuz, der Mensch der Moderne vom Frühling oder vom Tod als Personen. Mythenlos kann der menschliche Verstand auch in der Welt der geschichtlichen und politischen Ereignisse die dort waltenden Kräfte und Gegenkräfte aufzählen, wägen und ermessen. Tritt er aber an das Geheimnis heran, das in den dunklen irrationalen Trieben und Bewegkräften der Masse beschlossen liegt, dann beginnt der Mensch — des alten Iran wie der modernen Zeit —, mythisch zu reden. Der Iranier redet dann von Ahura Mazda und Ahriman, der Moderne von West und Ost.

Und nun hat auch Rom wieder zum Mythos gegriffen. Betrachten wir denselben rein ästhetisch, so wird man wohl sagen dürfen, daß uns hier weder der häßlichste noch der unsympathischste Mythos unserer Tage begegnet. O nein, die grausigen Mythen vom Kampf eines guten und eines bösen Gottes, wobei Ost und West diese Rolle übernehmen und die östlichen und westlichen Menschen sich selber jeweils im Bereiche des guten Gottes Ahura Mazda, die andern hingegen im dunklen Land Ahrimans, wo nur die völlige Finsternis waltet, sehen, sind schrecklicher und wirken viel tödlicher. Und ein Mythos unserer Tage ist all das Gerede vom christlichen Abendland, ein unendlich gefährlicher Mythos, weil er die Weisheit tötet, mit der gerade das Abendland seinen Weg durch die Geistesgeschichte angetreten hat, die Weisheit Griechenlands nämlich: Erkenne dich selbst. Aber nicht nur die kampfeslustigen Kräfte unserer Zeit haben ihre Mythen. Es gibt auch mythische Bilder und Worte des Pessimismus. Auch sie sind gefährliche Mythen. Der Mythos vom Kreislauf, der Mythos von der absteigenden Entwicklung der Menschheit sind als echte Mythen im alten Indien einerseits und in der Weltanschauung Ovids zur Zeit des Römischen Kaiserreiches aufgetreten und sind als verhüllte Mythen überall dort zu Hause, wo heute angesichts der Weltentwicklung der Pessimismus den Menschen an die dunklen Quellen des Geheimnisses führt, wo man nur noch mythisch sehend und denkend der Macht des Verderbens gegenüber bestehen kann.

Es gibt überhaupt keinen Raum in der Welt, in dem keine mythische Rede, kein mythisches Bild zu finden wäre. Nicht das ist darum das Neue, daß Rom heute Mythen schafft, sondern welche Mythen und auf welchem Wege es sie schafft. Es schafft den Mythos von der Mutter. Es schafft ihn auf dem Wege der kirchlichen Autorität. Damit erhebt diese kirchliche Autorität einen unerhörten Anspruch. Wenn der Mythos ein Wort, ein Bild ist, das die Wirklichkeit zu formen vermag, so liegt in der römischen Mythenbildung der Anspruch beschlossen: Hier, in der Kirche, ist der Ort, da allein die Wirklichkeit gebändigt wird. Hätten wir nur ästhetisch zu wählen zwischen den verschiedenen Mythen unserer Zeit, so würden wir sicher den Mythos der gen Himmel fahrenden Maria sehr vielen anderen Mythen dieser Tage vorziehen. Ihn kann man malen — auf Goldgrund mit sehr viel Blau —; man stelle sich aber die Mythen des Hasses, die Mythen des Pessimismus, die Mythen der Schwärmerei unserer Tage gemalt vor — grau und grau, nichts als schwarze Zickzacklinien und darüber an der Stelle, wo der Himmel war, ein blutiges Rot! Leider haben wir aber nicht nur ästhetisch zu wählen. Ja, wir haben überhaupt nicht zu wählen, weil die Mythen unmittelbar entstehen oder ohne Leben bleiben. Gemachte, angeordnete Mythen vergehen. Der Mythos muß wie das Volkslied sein, aus den Tiefen der vielen Seelen steigend und ihr Seufzen, ihr Weinen, ihr glückliches Jubilieren in Worte zu fassen vermögen. Denn das ist der Mythos: Gott handelt mit dem, was nicht Gott ist; das Transzendente greift ins Immanente, das Ewige in die Zeit. Ja, das ist der Mythos schlechthin: Gott wird ein Mensch, Gott ist am Kreuz. Das ist wohl der letzte Grund, aus dem die Mythen erwachsen, dieses Geheimnis, das dort aufbricht, wo das Göttliche ins Ungöttliche hineingreift, dieses Geheimnis, das geheimnisvoller ist als alle Geheimnisse von Tod und Leben, vom Irrationalen und vom Unbezwinglichen. Wir wollen unterscheiden zwischen diesem Urgrund und den Bildern und Worten, die ihm entsprießen. Und nun bleibt eine Frage, die Frage nämlich, ob wir Menschen von heute, wenn wir den Urgrund aller Mythen kennen, das Geheimnis aller Geheimnisse, dann noch das brauchen, was auf diesem Urgrund sprießt. Sicher brauchen wir das alles nicht, was künstlich daraufgestellt wird. Der Urgrund selber ist darin mythisch, daß man von ihm auch nur stammelnd, mit den Worten und Bildern mythischer Sprache zu reden vermag. Und er ist darin mehr als mythisch, daß hier nicht nur ein Teil der Wirklichkeit gesehen wird, sondern die ganze Fülle des Geheimnisses. Dieser Urgrund ist freilich schier unerträglich. Er ist wie der brennende Busch, wie das Feuer, zu dem niemand zukommt. Und darum verdeckt man so gerne den Urgrund mit den kleinen Bildern kleiner Mythen. Die kleinen Mythen vermögen vor dem verzehrenden Feuer zu schützen. Der Mensch, der heute an den Mythos des christlichen Abendlandes, den Mythos von Ost und West, den Mythos des unabwendbaren Schicksals, oder auch an den Mythos des vollendeten

kommunistischen Paradieses glaubt, entflieht mit Hilfe der kleinen Mythen dem großen Urgrund aller Mythen. Und auch der Mensch, der an den Mythos der gen Himmel fahrenden Maria glaubt, entflieht auf einem andern Wege dem gleichen Grunde.

Wie ist es aber, wenn Gott auf uns zutritt und uns gleichsam die Masken von den Gesichtern, ja die Kleider vom Leibe reißt? Wie ist es, wenn wir nicht mehr die Menschen des Scheins, sondern die Menschen des wirklichen Seins sind? Wie ist es, wenn wir in Wahrheit erkennen, wessen der Mensch fähig ist? Oh, dann tönen nicht mehr viele Worte, viele Lieder in der Menschen Welt, dann klingt nur noch die eine Stimme: Kain, wo bist du, Kain, wo ist dein Bruder Abel? Um diese Stimme zu übertönen, schaffen wir Menschen die Mythen. Um diese Nacktheit zu verbergen, bekleiden wir uns mit den Feigenblättern unserer mythischen Ideologien. Möge, wer Freude daran hat, mit Mythen gegen Mythen kämpfen. Möge, wem es gefällt, je nach Geschmack zwischen dem Mythos vom christlichen Abendland oder dem Mythos von der auffahrenden Maria oder andern Mythen wählen. Wie gesagt, ginge es nur darum, wir würden vielleicht auch den römischen Mythos erwählen. Aber es geht um viel mehr. Es geht um die unüberhörbare Stimme Gottes in der Welt, die den Kain sucht. Und es geht um Kain in seiner Nacktheit, um uns. Wollten wir dem römischen Mythos einen antirömischen, dem Mythos der Bourgeoisie nur einen antibourgeoisen, dem Mythos der Verzweiflung nur einen Mythos der Schwärmerei entgegenstellen, so wären das wieder nur — Feigenblätter. Das, was wirklich den Mythen gegenübersteht, ist die Botschaft des Evangeliums. Auch sie freilich redet in mythischen Worten und Bildern, weil niemand ohne solche an die letzten Geheimnisse rührt. Kain aber soll erlöst werden; erlöst wovon? Die Mythen, die kirchlichen und antikirchlichen, verheißen ihm die Erlösung vom unbequemen dunklen Gott. Der feurig nackte Urmythos selber verheißt dem Kain nur die Erlösung von Kain. Wer grundsätzlich den Weg der kleinen Mythen beschreitet, grundsätzlich von Gott erlöst werden will, sei es durch Weltanschauung oder Frömmigkeit, hat wohl keinen Grund, an der römischen Mythologisierungstendenz Anstoß zu nehmen. Wer Kains Erlösung von sich selber will hingegen, wird nicht mehr Mythos gegen Mythos ausspielen können, sondern alle Mythen, die echten und die gemachten, erkennen als was sie sind, und selber vom Urgrund aller Mythen sich tragen lassen, vom handelnden, suchenden, und so auf unbequeme Weise dem Kain nachgehenden Gott.

Bruno Balscheit.

Der „neue Krieg" Die Weihnacht mit ihrer Friedensbotschaft steht vor der Tür — und fast muß man sagen: der dritte Weltkrieg auch. Nichts kennzeichnet schärfer als dieses Zusammentreffen den traurigen Verrat der Christenheit an ihrer Sendung. Denn es sind ja doch, was man auch dagegen sagen mag, vorab die sogenannten christlichen Völker — nicht die «heidnischen» und «gottlosen» —, die dafür verantwortlich sind, daß die Welt heute ganz nahe am Rande der ungeheuerlichsten Vernichtungskatastrophe steht. Soweit es sich um die Ereignisse der letzten paar Wochen handelt, gibt das mindestens in Europa bald jeder redliche Beobachter zu. Bereits das erste, nur mit beschränkten Kräften erfolgte Eingreifen *Chinas in Korea* war, wie in unserer November-Rundschau festgehalten wurde, von General MacArthur selbst, dem Oberkommandierenden der UNO-Streitkräfte in Korea, ganz bewußt heraufbeschworen worden. «Die meisten Menschen außerhalb der Vereinigten Staaten (und Formosa)», so bemerkt neuerdings der «New Statesman» (2. Dezember), «verstanden die erschreckende Gefährlichkeit seines Vormarsches gegen die Landenge und dann, trotz seiner Erklärung, daß der nordkoreanische Widerstand aufgehört habe, gegen die mandschurische Grenze. Jeder erfahrene Diplomat und Journalist in Europa wußte, daß sich die Chinesen nur im Rahmen des hergebracht Normalen hielten, wenn sie zum Schutz ihrer Grenze mobilisierten, als MacArthur vorrückte, und daß man nicht erwarten konnte, China werde jetzt die Versicherungen der Vereinten Nationen annehmen, nachdem man ihm früher zu verstehen gegeben hatte, daß die UNO-Streitkräfte nicht über die Landenge hinaus vordringen würden.»

Daß die Chinesen nicht mutwillig losschlugen, geht auch daraus hervor, daß sie sich nach ihren ersten Erfolgen demonstrativ noch einmal zurückzogen, anscheinend in der Hoffnung, bei den Vereinten Nationen werde man die Warnung verstanden haben. Aber nein — man faßte das nur als Schwäche auf und ermächtigte MacArthur, eine neue Großoffensive einzuleiten, die ihn, wie er großmaulig versprach, bis an die Grenzen Chinas und der Sowjetunion hinführen werde, und zwar so blitzartig, daß «our boys», unsere braven Jungen, ihren Weihnachtsbraten würden zu Hause bei Muttern verspeisen können. Es kam ein wenig anders. Jetzt schlugen die Chinesen mit voller Macht zurück. Die amerikanisch-südkoreanische Front brach unter dem Ansturm der chinesischen «Freiwilligen», die natürlich nichts anderes als von der Pekinger Regierung entsandte reguläre Truppen sind, gänzlich in Stücke, die UNO-Streitkräfte fluteten in hastigem Rückzug südwärts und immer weiter südwärts, und heute stehen die nordkoreanisch-chinesi-

schen Armeen bereits jenseits des 38. Breitengrades, ohne daß abzusehen wäre, wo ihr Vormarsch schließlich zum Halten kommen wird.

Es ist eine eigentliche Katastrophe, die über die Streitkräfte der Vereinten Nationen hereingebrochen ist. Das Gericht, das wir von Anfang an über dem Frevel des amerikanischen Krieges in Korea schweben sahen (vergl. die September-Rundschau), hat sich damit früher zu erfüllen begonnen, als wir zu erwarten wagten. MacArthur aber, der die ihm anvertraute Armee in diesen Zusammenbruch hineingeritten hat, weiß nun keinen andern Ausweg mehr als die Zerstörung der Versorgungslager und Nachschublinien der Chinesen in der Mandschurei durch seine entsetzliche Luftwaffe, also den totalen Krieg mit China. Und in den Vereinigten Staaten erörtert man tatsächlich leidenschaftlich die Frage, ob ihm die Ermächtigung dazu nicht doch schleunigst gegeben werden müsse, ja ob jetzt nicht der Augenblick da sei, um gegen China — und womöglich auch gegen die Sowjetunion, den «Herd allen Übels» — die Atombombe einzusetzen, und auf diese Art nicht nur den «neuen Krieg» in Korea zu gewinnen, sondern gleich auch mit dem Kommunismus in Asien überhaupt ein für allemal Schluß zu machen.

Bankerott einer Politik Es liegt auf der Hand, daß es zu dieser unheimlichen Zuspitzung der Weltlage nicht hätte kommen müssen. Chinas Eingreifen hätte vermieden werden können, wenn die Vereinigten Staaten zu Beginn dieses Jahres endgültig mit Tschiang Kai-shek gebrochen und Formosa der Chinesischen Volksrepublik überlassen hätten, der es von Rechts wegen gehört, wenn das neue China in die UNO aufgenommen worden wäre, und namentlich wenn Präsident Truman, statt zu MacArthur zu fliegen und ihm würdelos zu schmeicheln, mit der nötigen Zivilcourage den gefährlichen Abenteurer rechtzeitig in den Senkel gestellt oder, noch besser, wegen Überschreitung — nicht des 38. Breitengrades, aber — der Altersgrenze entlassen hätte. Aber nichts von all dem geschah. China blieb, unter dem Druck Amerikas, aus der UNO ausgeschlossen. Die 7. USA-Flotte beschützte die «Nationalregierung» Tschiang Kai-sheks auf Formosa mit Waffengewalt. MacArthur arbeitete planmäßig auf die Wiederherstellung des alten Regimes in China hin. In Korea richtete er es sowieso wieder förmlich auf, entschlossen, den nordkoreanischen Staat gänzlich zu vernichten, das Land im Zeichen der feudal-kapitalistischen Gegenrevolution zu einigen und damit ganz Korea, dieses alte Einfallstor gegen China, fest unter die Kontrolle der Vereinigten Staaten zu bringen. Und die UNO-Mächte ließen ihm dabei gänzlich freie Hand, nur pro forma schüchterne Weisungen an MacArthur erteilend, über die sich dieser mit der bei ihm selbstverständlichen Anmaßung regelmäßig hinwegsetzte. Nicht ohne Widerspruch aus dem Publikum zwar. «Den Krieg um des rein politischen Zieles der Herstellung der Einheit des

Landes (Korea) fortzusetzen», schrieb der Labourabgeordnete Silverman im «Daily Herald», «ist nicht besser zu rechtfertigen als der ursprüngliche Angriff, der dasselbe Ziel verfolgte ... Solange wir MacArthur erlauben, bis an die chinesische Grenze vorzurücken, wäre es ein Irrtum anzunehmen, die Chinesen würden ihm keinen Widerstand entgegensetzen.» Aber irgendwelche Wirkung auf die Kriegführung hatten solche Warnungen natürlich nicht. Und da erwartete man, die Chinesen würden ruhig zusehen, wie die Mandschurei, die «asiatische Ruhr» und einzig vollindustrialisierte Provinz Chinas, von ihrem Todfeind unmittelbar bedroht werde? Es ist so, wie der konservative Londoner «Observer» (3. Dezember) schreibt: «Ohne ihre (der Mandschurei) Industrie kann China nicht zur wirtschaftlichen Blüte kommen. Ohne ihre Rohstoffe können die japanischen Industrien (über die Amerika gebietet. H. K.) nicht gedeihen. Ohne ihre Arbeitskräfte ist der russische Fernosten schwach und hat zu wenig Arbeiter. Die Bedeutung der Mandschurei ist der Schlüssel zu der gegenwärtigen Krise.»

Wenn man aber argwöhnt, das kommunistische China habe, im Zusammenspiel mit Rußland, sein Eingreifen in Korea von langer Hand vorbereitet, so muß man sich doch fragen, warum es dann nicht schon im Spätsommer eingegriffen hat, als ein paar zusätzliche Divisionen genügt hätten, um die Amerikaner vollends ins Meer zu werfen. (Die kindisch-primitive Vorstellung, die Chinesen gäben sich nur zum «Kanonenfutter für den russischen Imperialismus» her, verdient kaum mehr eine Zurückweisung. Daß die Sowjetunion und das neue China wirklich gemeinsame Interessen haben könnten, weil beides Länder sind, die sich aus Feudalismus, rohem Beutekapitalismus und imperialistischer Fremdherrschaft herausarbeiten, das kommt den Leuten, die mit solchen «Ideen» ihre Geschäfte zu machen glauben, offenbar nie in den Sinn.) Wie dem aber auch sei: Angesichts der brutalen Tatsachen, wie sie der Beauftragte der UNO in Korea und in Ostasien überhaupt geschaffen hat, helfen auch die heiligsten Versprechungen der amerikanischen Regierung und die schönsten UNO-Resolutionen über die Wahrung der chinesischen Interessen nichts mehr. *) Dies schon darum, weil sich die

*) Besonders widerwärtig war in dieser Beziehung die letzte Rede Achesons, die von Humanität und Christentum nur so troff. Dabei weiß man, daß der heutige Außenminister Amerikas sein Vermögen als Anwalt bedeutender kapitalistischer Geschäftsinteressen gemacht hat, und daß das Vermögen seiner Frau aus dem Alkoholgeschäft stammt (ihr Vater war Whiskyfabrikant in Kanada). Und dieser typische Mammonsdiener beansprucht jetzt, der Sache Gottes und des Menschen zu dienen! Aber was will man, wenn Achesons Chef, Präsident Truman, gleichfalls andauernd Gott im Munde führt, er, der nicht gezögert hat, den Abwurf der Atombombe über Japan zu befehlen, und nicht zögern würde, die Anwendung dieser Höllenwaffe auch gegen die Chinesen zu befehlen, wenn es ihm oder seinen Ratgebern zweckmäßig erschiene! Truman ist freilich kein großer Geschäftemacher wie sein Staatssekretär; er ist, wie man zu Recht gesagt hat, «nur ein Massenexemplar des heutigen amerikanischen Kleinbürgertums, das von den zehn Geboten und der Bergpredigt

Vermutung geradezu aufdrängt, daß, wie auch der Ostasien-Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 2606) schreibt, «die Ende November unternommene Offensive (MacArthurs) bezweckte, die Verhandlungen zwischen London und Peking über die Schaffung einer ‚Pufferzone' durch vollendete Tatsachen überflüssig zu machen». Chinas Eingreifen war unter den gegebenen Umständen gar nicht mehr zu verhindern; es war die unausweichliche Folge der offen imperialistisch-antikommunistisch ausgerichteten Politik und Kriegführung MacArthurs und ihrer Duldung durch die Regierung der Vereinigten Staaten wie durch die anderen UNO-Mächte. Die Chinesen schlugen einfach zurück, als MacArthur mit gepanzerter Faust die Tür zu ihrem Haus einzuschlagen im Begriffe stand.

Das sieht man jetzt allmählich fast überall ein, wo man überhaupt sehen *will*. Was man bisher noch viel weniger klar sieht, das ist die Tatsache, daß MacArthur und seine Partei, im Sinn ihrer ganzen Machtpolitik, bereits das militärische Eingreifen Amerikas in Korea als solches herbeigeführt haben, daß also die Kriegführung des UNO-Generals *nur die logische Folge dieses Eingreifens war und damit dessen wahres Ziel endgültig enthüllt hat*. Dieses Ziel war durchaus nicht, wie sich die Welt einreden ließ, nur die Durchsetzung des Grundsatzes, daß sich ein militärischer Angriff nie wieder lohnen dürfe und der Friedensbrecher in seine Schranken zurückgewiesen werden müsse. MacArthur und die amerikanischen Aktivisten wußten es besser: Es galt nicht, eine Lage zu schaffen, in der mit den Nordkoreanern und Chinesen von gleich zu gleich über die Einigung Koreas verhandelt werden könnte; es galt, das kommunistische Nordkorea überhaupt zu zerstören und durch die Festsetzung Amerikas in Korea, auf Formosa und in Indochina dem roten China Schach zu bieten, ja die kommunistisch geführte nationale und soziale Revolution in Ostasien womöglich ganz zu ersticken. Das von den Vereinten Nationen durch die Losung von der kollektiven Friedenswahrung gedeckte kriegerische Eingreifen Amerikas in Korea war damit der folgenschwerste Fall der Anwendung jener Politik der gewaltsamen Eindämmung des Kommunismus geworden, die seit 1946 der Leitgedanke der Vereinigten Staaten auf dem internationalen Plan war und mehr und mehr auch zur fixen Idee Westeuropas wurde.

Und diese Politik hat nun in Korea zum ersten Mal in großem Stile Bankerott gemacht. Wohl ist Südkorea, das bereits kommunistisch besetzt gewesen war, vorübergehend wieder «befreit» worden — aber um welchen Preis! Walter Lippmann, der sonst so regierungstreue amerikanische Journalist, hat schon vor Monaten geschrieben:

---

ein paar Schlagworte aus der Schulzeit behalten hat, ohne sie mit geistigem Magensaft verdauen zu können, den Truman eben nicht besitzt». Aber *müssen* denn die amerikanischen Politiker wirklich immer fromme Redensarten machen? Ist solches Heuchlerchristentum nicht unendlich viel verderblicher als aller offen zur Schau getragene Atheismus der kommunistischen Machthaber?

«Was wir der Welt beweisen müssen, das ist, daß wir einem Land helfen können, ohne es zu zerstören ... Wenn der Sieg kommt, so wird es ganz zweifellos ein Pyrrhussieg sein. Und wenn die Operation von Erfolg gekrönt ist, wird der Patient gestorben sein. Wir werden nicht bewiesen haben, daß wir den Angriff eindämmen können, sondern nur, daß wir ein Land verwüsten können, wenn der Angreifer es in die Sklaverei zu führen versucht(!).»

Genau so ist es gekommen. Und die «Befreiung» selber, die die UNO den Südkoreanern gebracht hat, besteht darin, daß ihnen die alte Feudalknechtschaft aufs neue auferlegt wurde. Die wohlgenährten amerikanischen Soldaten haben in Wirklichkeit in Korea Krieg geführt, um die hungernden Reisbauern des Südens zu verhindern, eine Bodenbesitzordnung zu bekommen, die ihnen – Kommunismus hin oder her – erlaubt hätte, sich satt zu essen und *Menschen*, nicht bloß Arbeitskulis, zu sein. Das ist der Segen des aus so erhabenen «idealistischen» Beweggründen unternommenen Krieges in Korea. Ein amerikanischer Krieg gegen China vollends müßte, mit oder ohne Auftrag der Vereinten Nationen, erst recht zu einer Katastrophe führen. Er würde die Völker Asiens, unter chinesischer und russischer Leitung, zum wilden Abwehrkampf gegen die «freien Nationen» des Westens vereinigen und die Menschen- und Wirtschaftskraft auch Amerikas in hoffnungslosem Ringen erschöpfen, während die Wirtschaft West- und Südeuropas geradezu ruiniert würde, die Demokratie zusammenbräche, und der Kommunismus triumphieren müßte.

Nur aufgeschoben! Sicher ist jedenfalls schon heute, daß der pazifistisch verkleidete, in Wahrheit imperialistisch-gegenrevolutionäre Krieg gegen das kommunistische Nordkorea mit innerer Gesetzmäßigkeit, aus den Absichten seiner wahren Urheber heraus, die Menschheit bis hart an einen dritten Weltkrieg herangeführt hat. Und das ist ja bereits die schärfste Verurteilung der ganzen Politik des bewaffneten Antikommunismus, die hinter dem Koreaunternehmen steht. Man sollte darum meinen, der Zeitpunkt für eine grundsätzliche *Abkehr* von dieser Politik sei nun endgültig gekommen, wenn der bisher verfolgte Weg in ein paar Jahren nicht doch im Abgrund enden solle. In Wirklichkeit sind, vor allem in den Vereinigten Staaten, die antikommunistischen Leidenschaften bereits derart aufgepeitscht worden, daß gegen ihr Toben die Stimme der Vernunft kaum mehr durchzudringen vermag. Wie die «Neue Zürcher Zeitung» aus Washington berichtet,

«herrscht in der öffentlichen Meinung und teilweise auch im Kongreß die Tendenz vor, die Dinge in Korea militärisch auf die Spitze zu treiben. Die Stimmen mehren sich, die nach einer ‚Anerkennung' des Kriegszustandes mit China oder mit der Sowjetunion oder beiden rufen, ungeduldig den Abwurf der Atombombe fordern und darauf drängen, daß MacArthur erlaubt werde, die rückwärtigen Linien und Versorgungszentren der chinesischen Truppen in der Mandschurei zu bombardieren. Der General selber wird nicht müde diese Erlaubnis zu fordern.»

Auch der südkoreanische Kriegsminister hat die Vereinten Nationen dringend aufgefordert, schleunigst die Atombombe gegen China einzusetzen. Gegen diesen Wahnsinn hat sich nun freilich, insbesondere nachdem Präsident Truman die Entscheidung über die Anwendung der Atombombe in die Hände MacArthurs gelegt zu haben schien (was er hintendrein wieder bestritt), unter den europäischen Verbündeten Amerikas ein Widerstand erhoben, der zu einem eigentlichen *Aufstand* gegen die Abenteuerpolitik von Washington und Tokio zu führen drohte. Vor allem in England wurde an der Kriegführung MacArthurs, in gedämpfterem Ton aber an der Weltpolitik der Vereinigten Staaten überhaupt, in allen Lagern eine Kritik geübt, die nur aus der Gewißheit zu erklären ist, daß Großbritannien nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren hätte, wenn es sich in einen Krieg mit China oder gar mit Rußland hineinschleppen ließe. «Es herrscht», so stellt der «New Statesman» fest (2. Dezember),

«ein sehr allgemeines Einverständnis in allen Klassen, daß Mao Tse-tungs Revolution einem Lande, das jahrhundertelang ausgeplündert und schlecht regiert worden war, neue Hoffnung gebracht hat. Wenn sich die britische Regierung, und sei es auch noch so widerstrebend, in einen Krieg mit China hineinziehen ließe, so würde die jetzt vorherrschende Gleichgültigkeit großer Teile des britischen Volkes in eine aktiv kriegsgegnerische Stimmung umschlagen. Der Krieg würde nicht bloß die Labourbewegung von einem Ende zum andern spalten; er würde den ganzen Begriff eines demokratischen Sozialismus in Stücke schlagen.»

Noch verhängnisvoller müßte die offizielle Beteiligung an einem Krieg mit China auf *Frankreich* wirken, zumal schon der Kolonialkrieg in Indochina beim französischen Volke tief verhaßt ist und sich die Lage in Tonking neuerdings derart verschlechtert hat, daß ein militärischer und politischer Zusammenbruch durchaus in den Bereich des Möglichen gerückt ist.

Dieser westeuropäische Widerstand gegen amerikanische Unbesonnenheiten, der in dem dramatischen Flug Attlees nach Washington sinnfälligen Ausdruck gefunden hat, macht in den Vereinigten Staaten doch einigen Eindruck, wenn man dort auch die Versuche der als bloße Satelliten und Subventionsempfänger betrachteten Atlantikpaktgenossen zur relativen Selbständigmachung erstaunt bis empört zur Kenntnis nimmt, und die «Newyork Times» (2. Dezember) kühl gelassen meinte: «Wir nehmen die Aussicht auf einen neuen Krieg nicht auf die leichte Schulter, sind aber in dieser Beziehung gefaßter und entschlossener als Europa. Wir allein unter den demokratischen Ländern haben die Macht, einen Weltkrieg herbeizuführen oder anzunehmen.»

Aber wie schon gesagt: die bösen Geister, die eine bald fünfjährige Treibjagd gegen alles Kommunistische und auch nur entfernt Sozialistische im amerikanischen Volk aufgescheucht hat, werden sich schwerlich mehr bannen lassen. «Laßt alle Hoffnung fahren, was das Volk von USA betrifft», lese ich in einem Brief von drüben, der mich dieser Tage

erreicht hat. «Es hat sich nach und nach das Rückgrat brechen lassen, weil es den Anfängen nicht wehrte, überhaupt blind und taub war für des Teufels Drommeten, verliebt war in seine neuen Autos, Gefrierschränke und Waschmaschinen ... Die Gleichschaltung geschieht hier, wie ich glaube, viel freiwilliger und naiver als in Deutschland. Und das alles *nach* Hitler, der doch hier so viel Horror erregt hat! ... Die meisten verdienen mehr denn je, besonders die Arbeiter. Ihre Führer sind das Unerfreulichste, was man sich denken kann, und von Stolz über ihre Erfolge gebläht. Sie betonen immer ihre Verbundenheit mit den Unternehmern und ihrem Kriege. Hand in Hand fürs Vaterland!» An eine radikale, rettende Schwenkung der amerikanischen Volksmeinung, die, wenn je einmal eine, mit allen raffinierten Mitteln der modernen Propagandatechnik und des moralischen Terrors künstlich *gemacht* worden ist, ist darum auf absehbare Zeit gar nicht zu denken. Das unwahrhaftige Schlagwort von einem «neuen München», das es um jeden Preis zu vermeiden gelte, tut jetzt eben seine verheerende Wirkung und verhindert als angebliches Appeasement, als Erkaufung eines Scheinfriedens durch unmoralische Zugeständnisse, auch Maßnahmen wie die Aufnahme Chinas in die Vereinten Nationen oder die Freigabe Formosas, die nur recht und billig wären und noch heute dazu beitragen könnten, die Krise im Fernen Osten zu überwinden. *)

So wird es eben bei der amerikanisch-westeuropäischen Auseinandersetzung im besten Fall zu einem *Kompromiß* reichen. Man wird in den Vereinigten Staaten einsehen müssen, daß man für einen Totalkrieg mit China noch nicht gerüstet ist und höchstens einen «Teilkrieg», wie er jetzt allen Ernstes ins Auge gefaßt wird, mit Aussicht auf einen gewissen Erfolg wagen könnte. Mehr wird man den europäischen Verbündeten im Augenblick nicht zumuten können. Und das heißt, daß man eben vorderhand, unter dem Zwang der Umstände, Korea mindestens teilweise fahren lassen muß, dafür aber nur desto fieberhafter weiterrüsten wird, bis man sich stark und einig genug fühlt, um die Generalabrechnung mit dem Weltkommunismus doch zu riskieren.

Auf dieser Linie liegt denn auch die Vereinbarung, die Truman und Attlee in Washington soeben getroffen haben. Wenn sie dabei die Chinesen zu Verhandlungen über Korea einladen, so ist das allerdings etwas naiv (oder eben nur Propaganda). Denn nachdem Truman und Attlee in ihrer Schlußerklärung bemerkt haben, daß «das Ziel der Vereinten Nationen, nämlich ein freies und geeintes Korea» (so wie es MacArthur fast verwirklicht hatte), «auf dem besten Wege, erreicht zu werden», gewesen sei, aber ihnen trotz Anwendung aller militärischen Mittel wieder entglitten sei, verkünden sie, es müßten nun eben «alle

*) Sogar der Washingtoner Vertreter der «Neuen Zürcher Zeitung» findet jetzt (am 3. Dezember), «daß mit dem Begriff ‚München' nicht erst heute, sondern schon seit langem ein ungeheurer Mißbrauch getrieben worden ist». Späte Erkenntnis!

Anstrengungen gemacht werden, um die Ziele der Vereinten Nationen *auf friedlichem Wege* zu erreichen und das koreanische Problem auf der Grundlage eines freien und unabhängigen Korea zu lösen.» Ob das die Chinesen besonders ermuntern wird, am 38. Grad stehen zu bleiben und dann die *amerikanische* Lösung der Koreafrage am Verhandlungstisch anzunehmen? Es ist eher zu befürchten, daß die Chinesen unter solchen Umständen darauf beharren werden, die *ihnen* vorschwebende Einigung Koreas auf dem Gewaltweg zu suchen. Und das wird natürlich die Kriegskräfte auf westmächtlicher Seite erst recht aufreizen und stärken. Denn daß die amerikanischen Scharfmacher die Partie schon verloren gäben, davon ist selbstverständlich keine Rede. Sie gedenken bei der ersten Gelegenheit Revanche zu nehmen, und finden sich mit der Niederlage in Korea nur la rage au cœur ab, hoffend, daß über kurz oder lang auch die «schlappen» Westeuropäer in den gleichen antikommunistischen Taumel hineinhypnotisiert sein würden, der das amerikanische Volk schon jetzt kriegsreif erscheinen läßt. Einzig die unverzügliche Aufnahme Chinas in die UNO, also die Einleitung von Verhandlungen mit der Chinesischen Volksrepublik auf dem Fuße der *Gleichberechtigung* und der Verzicht auf die Stützung reaktionärer Regimes in Korea und auf Formosa, könnte eine solche Entwicklung vermeiden. Ohne das ist nicht abzusehen, wie wirkliche, verbindliche Abmachungen zwischen den Vereinten Nationen und China geführt werden könnten. Wenn freilich Amerika seinen falschen Stolz nicht zu überwinden vermag und die kommunistischen Chinesen nach wie vor nur als vorerst erfolgreiche Banditen behandeln will, mit denen man höchstens hinten herum verhandeln könne, dann hat es sich die Folgen durchaus selber zuzuschreiben.

„Zuerst Europa" Es ist menschlich begreiflich, daß die Amerikaner die Absprungsneigungen ihrer westeuropäischen Gefolgsstaaten bitter empfinden, nachdem diese bisher auf dem koreanischen Kriegspfad völlig solidarisch mitgegangen waren.**) Aber noch begreiflicher ist es, wenn England und Frankreich — von den anderen Ländern redet man überhaupt nicht — vor den Konsequenzen einer amerikanischen Ostasienpolitik zurückscheuen, deren Sinn und Tragweite ihnen erst jetzt allmählich aufzugehen scheint. Nur soll man jetzt nicht etwa wähnen, die westeuropäischen Mächte stünden im Begriff,

**) Man muß es schon als große Ausnahme ansehen, wenn das «Wallstreet Journal» mahnt, daß, «wenn wir unsere Alliierten behalten wollen, wir mehr tun müssen als versuchen, sie zu kaufen; wir müssen sie als wirkliche Partner behandeln, und nicht nur als Gefolgsleute. Das haben wir nicht getan. Die Entscheidung, die Hilfe für Korea in einen koreanischen Endkampf zu verwandeln, wurde in der Regierung getroffen, und zwar nicht nur ohne Beratung mit dem eigenen Land, sondern auch ohne Beratung mit andern Nationen. Wir haben es einfach getan, den anderen wurde gesagt, sie hätten zu folgen.»

sich von der *Grundrichtung* der amerikanischen Weltpolitik abzukehren. Soweit ist es noch lange nicht. Es ist nur *eine bestimmte Schule* des USA-Imperialismus, deren Lehren sie als gefährlich, ja in ihren praktischen Auswirkungen halsbrecherisch erkennen. Wir meinen die Schule derjenigen amerikanischen Geschäftsleute, Politiker und Militärs, die — sie sind besonders zahlreich in der Republikanischen Partei — einen dritten Weltkrieg für unausweichlich halten und ihn vor allem in *Asien* gewinnen wollen. Ihr Anliegen ist darum der Ausbau einer uneinnehmbaren militärischen Machtstellung im Pazifikraum, die Unschädlichmachung des kommunistischen China, dieses gefährlichsten Bundesgenossen der Sowjetunion, und die Verhinderung einer weiteren Ausbreitung der sozialen und nationalen Umwälzung in Asien ganz allgemein.

Dieser Schule steht, wie man weiß, eine andere Richtung gegenüber, die mehr oder weniger diejenige der amtlichen amerikanischen Außenpolitik, aber auch des gegenwärtigen Wehrmachtsministers Marshall ist, und die sich mit der Tatsache des neuen China abzufinden bereit ist, ja dieses China, an der Seite Indiens, sogar ins westmächtliche Lager hinüberzuziehen hofft, eine vorsichtige Hilfeleistung an die zurückgebliebenen Länder befürwortet, im übrigen aber das Schwergewicht auf die Organisierung und Aufrüstung *Westeuropas* gegen die Sowjetunion legt. Die Auseinandersetzung zwischen den beiden Richtungen — die sich natürlich mannigfach überschneiden — geht seit Jahr und Tag mit wechselndem Erfolg hin und her. Anfangs 1950 schien endgültig die «europäische Schule» durchgedrungen zu sein, die nach der verlustreichen Fehlanlage amerikanischen Kapitals in Tschiang Kai-sheks Unternehmung mit dem neuen China ins Geschäft zu kommen suchte und Korea schon fast abschreiben wollte. Der Angriff der Nordkoreaner auf den Südstaat brachte dann die «asiatische Schule» wieder obenauf, deren Einfluß durch die republikanischen Erfolge bei den jüngsten amerikanischen Wahlen weiter gestärkt wurde und, zusammen mit der zügellosen Demagogie der MacCarthy & Cie., die Regierung Truman veranlaßte, dem Draufgängertum MacArthurs die Bahn freizugeben. Und nun scheint der Zusammenbruch der Intervention in Korea einen neuen Rückzug der amerikanischen Imperiumsbauer vom asiatischen Festland notwendig zu machen und im Sinne der atlantischen Partner der Vereinigten Staaten die Hauptanstrengung Amerikas in verstärktem Maße auf Europa zu lenken. Die Politik des Containment, der Zurückdrängung der Sowjetunion durch militärischen und wirtschaftlichen Druck, soll fortan wieder in erster Linie von Westeuropa aus betrieben werden. «Man sucht die Sowjets dahin zu bringen, daß sie sich endgültig mit dem zufrieden geben, was sie schon haben, und — wenn man es auch nicht so deutlich sagt — auf bestimmte Gewinne verzichten, die sie gemacht haben; man möchte sie hinter ihre eigenen Grenzen zurückdrängen.» (Etienne Trocmé im «Christianisme Social», Novemberheft.)

Dazu soll namentlich auch die *große Aufrüstung* dienen, die mit amerikanischer Hilfe in Westeuropa ins Werk gesetzt wird. Die Militärausgaben der Vereinigten Staaten im laufenden Finanzjahr haben, mit den Kosten des Koreakrieges, schon jetzt die phantastische Summe von 41,8 Milliarden Dollar (etwa 180 000 Millionen Schweizerfranken) erreicht und werden in den nächsten Jahren kaum viel niedriger sein, wenn es gilt, die Rüstungsprogramme der westeuropäischen Staaten in die Wirklichkeit umzusetzen*). An ihrer Entschlossenheit, die Militärkraft des Atlantikbundes auf eine Höhe zu bringen, die hinter derjenigen der Sowjetarmeen nicht mehr zurückstehe, sind sich Attlee — der zugleich im Namen Frankreichs auftreten konnte — und Truman jedenfalls durchaus einig gewesen; England wird im Rahmen ihrer Vereinbarung im Laufe des nächsten Jahres den größten Teil seiner neuaufzustellenden Divisionen nach Deutschland werfen, und die Frage scheint nur mehr die zu sein, wie weit es von Amerika auch wirtschaftlich unterstützt wird, um über die neue, ernste Krise hinwegzukommen, die ihm aus seiner außerordentlichen Rüstungsanstrengung zu erwachsen droht. *Keine* Frage ist es für uns, daß dieses ganze Wettrüsten innert verhältnismäßig wenig Jahren geradewegs in einen dritten Weltkrieg hineinführen wird. Kein Land kann das Gewicht seiner Riesenrüstung lang aushalten, ohne dadurch in den Kriegswirbel hinuntergezogen zu werden. Aus psychologischen Gründen nicht — jede Rüstung will erprobt werden —, aber auch nicht aus wirtschaftlichen Gründen. Schon jetzt macht, als Folge der Masseneinkäufe von Rüstungsmaterial und der gesteigerten Kriegsproduktion, die Inflation überall bedenkliche Fortschritte. Dazu wird der Steuerdruck zunehmen und besonders in den nicht für den Militärbedarf arbeitenden Lohnverdienerschichten die Lebenshaltung spürbar absinken — ja wie lange, glaubt man, könne diese Lage gehalten werden, ohne daß eine Stimmung entsteht, die den Herrschenden den Krieg als einzige Rettung vor der Revolution erscheinen läßt? Und das wird dann der Krieg «zur Eindämmung des Kommunismus» sein! Oh Tollheit aller Tollheiten! Nicht zu reden von dem unsinnigen Glauben, die Westmächte könnten in vier oder fünf Jahren genug Divisionen aufstellen, um die Sowjetunion, deren osteuropäische Gefolgsstaaten und das neue China zu zerschlagen, wo sie heute nicht einmal Korea zu erobern und zu halten vermögen?

---

*) Seit das geschrieben wurde, hat nun also Präsident Truman den nationalen Notstand für die Vereinigten Staaten verkündet. Unter diesem Regime, das bisher in Friedenszeiten noch nie eingeführt wurde und das Kriegsfieber erst recht steigern muß, soll die Rüstungsproduktion vervielfacht und beispielsweise die Zahl der Flugzeuge innert einem Jahr auf das Fünffache, die der Kampfwagen auf das Vierfache erhöht werden. Gleichzeitig soll die Zahl der mobilisierten Männer und Frauen von heute zweieinhalb auf vorerst einmal dreieinhalb Millionen gebracht werden — alles mit der greifbar unwahren Begründung, daß «unsere Heimstätten, unsere Nation und alles, was uns teuer ist und woran wir glauben», in großer Gefahr sei. (17. Dezember.)

Die neuen Bundesgenossen Im Blick auf diese Zukunftsaussichten erscheint die *Wiederaufrüstung Westdeutschlands* besonders gefahrenträchtig. Frankreich hat ja nunmehr, wie von vornherein zu erwarten war, seinen Widerstand gegen die Bildung einer westdeutschen Truppenmacht endgültig aufgegeben, trotz etwelchem Murren der Sozialisten, das aber durch den Appell an ihren bewährten Antikommunismus bald beschwichtigt wurde. Die Vereinigten Staaten und England durften ihm ohne Gewissensbisse das Zugeständnis machen, daß nicht ganze westdeutsche Divisionen aufgestellt werden sollen, sondern nur «Kampfverbände» von 5000 bis 6000 Mann, deren Gesamtstärke auf einen Fünftel der alliierten Streitkräfte in Europa beschränkt bleiben müsse. Einen deutschen Generalstab oder einen deutschen Kriegsminister soll es vorerst nicht geben, wie auch die Rekrutierung von deutschen Mannschaften von einer zivilen Behörde, wahrscheinlich dem Arbeitsministerium, vorgenommen werden soll. Von der Aufstellung einer europäischen Armee aber und der Vereinheitlichung der westeuropäischen Kohlen- und Stahlindustrien als Bedingung von Frankreichs Zustimmung zur Bildung einer westdeutschen Armee (Plan Pleven) ist keine Rede mehr; Hauptsache bleibt, daß den Westdeutschen so schnell als möglich wieder die Waffen in die Hand gedrückt werden, die man ihnen soeben erst mit so viel Opfern und Mühen entwunden hat.

Es ist nur folgerichtig, wenn Herr Adenauer die so geschaffene Lage zu neuen Erpressungen ausnützt und nun von den Alliierten verlangt, sie müßten jetzt das Besetzungsregime vollends ganz aufheben und mit Westdeutschland auf dem Fuße der vollen Gleichberechtigung beider Teile einen «Sicherheitsvertrag» abschließen, der unter den obwaltenden Umständen einem eigentlichen Friedensvertrag gleichkäme. Die Westmächte werden natürlich auch diesem Begehren nachkommen; die ganze Logik ihrer Europapolitik drängt ja unwiderstehlich darauf hin, daß Deutschland feierlich rehabilitiert, seine wilhelminisch-hitlerische Vergangenheit vergessen und die klerikal-reaktionäre Bonner Republik mit allen Ehren in die Gemeinschaft der «freien Nationen» aufgenommen wird, kein halbes Dutzend Jahre nach der zweiten Zerschlagung des deutschen Militärapparats. Dabei ist die Gefahr wirklich riesengroß, daß die Macht in Westdeutschland aufs neue den radikalen Nationalisten und Militaristen in die Hand gespielt wird. Ja, es mag sogar herauskommen, wie es der «New Statesman» befürchtet:

«Nach zwei oder drei Jahren wird irgend ein deutscher General, der die Rolle eines europäischen MacArthur übernimmt, zum Marsch auf Königsberg antreten, unter dem Deckmantel einer UNO-Aktion zur Zerschlagung einer Angriffshandlung; und dann wird die militärische Fassade mit der gleichen verrückten Unausweichlichkeit zusammenbrechen, wie das im Fernen Osten der Fall gewesen ist.»

Wie gerechtfertigt diese Befürchtung ist, geht auch aus einem Artikel von Walter Lippmann hervor, der nach einem Aufenthalt in Westdeutschland u. a. schreibt: «Nur zum Zwecke der Wiedervereinigung Deutschlands und zur Rückeroberung der

verlorenen Gebiete könnten die enttäuschten deutschen Massen zum Kampfe gebracht werden.» Einer der hervorragendsten lebenden Deutschen habe ihm gesagt: «Wir glauben, daß Rußland einem Krieg mit Amerika ausweichen möchte und uns deshalb nicht angreift. Vielleicht haben wir unrecht. Wenn dies der Fall ist, so würden uns zehn Divisionen auch nichts nützen. Wenn wir aber recht behalten, dann können wir eine deutsche Armee aufbauen, die zusammen mit den amerikanischen und englischen Streitkräften (wir rechnen nicht mit den französischen) Ostdeutschland entweder durch einen Krieg oder durch Kriegsdrohung zu befreien vermöchte.» Offener und zynischer kann man nicht sein. Die Westdeutschen (oder doch ihre Politiker) halten also eine neue deutsche Wehrmacht keineswegs für nötig, um sich gegen einen russischen Angriff zu verteidigen, wie sie das in der Öffentlichkeit immer behaupten; sie möchten vielmehr *ihrerseits* angreifen, im Verein mit den Westmächten, und die verlorenen Ostprovinzen zurückerobern. Genau wie Hitler mit voller Zustimmung des deutschen Volkes auch losgeschlagen hat, um Danzig und den polnischen Korridor zurückzuerobern!

Natürlich kann bei dieser Sachlage die von der *Sowjetunion* anbegehrte Konferenz über die dauernde Entwaffnung Deutschlands nur mehr den Sinn eines Schauspiels für die Galerie haben, auch wenn die Westmächte, wie es scheint, der Form halber auf den Vorschlag eintreten wollen. Westdeutschland wird aufgerüstet — das ist jetzt das Programm der Alliierten, und davon werden sie sich um keinen Preis mehr etwas abmarkten lassen. Und das deutsche *Volk*? Nimmt es das ihm zugedachte «Geschenk» einfach gehorsam an? Man möchte gern hoffen, daß die kürzlichen Wahlen in Hessen, Württemberg-Baden und Bayern, die die Sozialdemokratie zur stärksten Partei in all diesen Ländern gemacht haben, ein Zeichen des Widerstandes gegen die Wiederaufrichtung der deutschen Wehrmacht seien. Aber der Verdacht scheint trotzdem nicht unbegründet, daß auch viele unentwegt militärfreudige Deutsche der Partei des Herrn Schumacher gestimmt haben, der eben die «nationalen» Bedingungen für die Schaffung einer westdeutschen Armee am schärfsten formuliert und erst neulich wieder offen erklärt hat, die Deutschen dürften ihrer Wiederbewaffnung nur zustimmen, wenn «die aufzustellende europäische Streitmacht stark genug sei, um bei Ausbruch eines Krieges im Gegenstoß *Berlin und die deutsche Ostzone zu befreien*». Im übrigen hat bei den Wahlen in Berlin die Sozialdemokratische Partei einen empfindlichen Rückschlag erlitten, der dann von den Regierungsparteien auch sofort als Kundgebung für die Aufrüstung in *ihrem* Sinn ausgelegt wurde. Und doch wäre es jetzt so entscheidend wichtig, daß das deutsche Volk den Dienst in einer westmächtlichen «Befreiungsarmee» unter allen Umständen verweigerte. Denn *wenn* es zum Krieg zwischen Ost und West kommt — und zu seinem Ausbruch würde eine deutsche Wiederaufrüstung wesentlich beitragen —, so wäre ja Deutschland sicher sein erstes Opfer. Wenn aber Westdeutschland nicht mithülfe, Europa zu militarisieren, so könnte die ins Auge gefaßte «Generalabrechnung mit dem Kommunismus», so wie die Amerikaner sie verstehen, von vornherein nicht stattfinden.

Inzwischen haben die Westmächte freilich noch einen weiteren, nicht unwichtigen Bundesgenossen angeworben: *Jugoslawien*. Um die Gefahr einer Hungersnot in diesem Lande zu bannen, haben ihm die Vereinigten Staaten die erste Rate einer großen Anleihe bewilligt — freilich nicht aus uneigennütziger Menschenfreundlichkeit, sondern, wie es in dem Darlehensvertrag heißt, «in der Absicht, die Schwächung ihrer (der Jugoslawen) Landesverteidigung zu verhindern». Der *militärische* Charakter des Abkommens wird durch die Verpflichtung Jugoslawiens zur Lieferung «strategischer Rohstoffe» an Amerika noch unterstrichen, und es ist wirklich keineswegs übertrieben, wenn man feststellt, daß Jugoslawien nunmehr endgültig ins Lager der Westmächte übergegangen ist.

Natürlich triumphieren jetzt die Kominformpolitiker: «Seht, da haben wir nun den unwiderleglichen Beweis für Titos Verrätergesinnung!» Aber in Wahrheit haben sie ja selber alles getan, um Jugoslawien in die Arme der Vereinigten Staaten zu treiben. Von der Sowjetunion nur als gehorsamspflichtiger Vasall behandelt und von den Ostblockländern wirtschaftlich seit zwei Jahren boykottiert, glaubte Jugoslawien eben keine andere Wahl mehr zu haben, als im Westen die Hilfe zu suchen, die man ihm im Osten verweigerte. Das muß man unbedingt verstehen. Und doch fragt man sich mit Schmerz, ob Jugoslawien recht getan habe, daß es sich an Amerika förmlich verkaufte. Wenn es sich amerikanischer Kontrolle über die Verwendung der ihm zu liefernden Lebensmittel unterwarf, so war das vielleicht nicht zu umgehen. Aber muß auch der jugoslawische Vertreter im Sicherheitsrat, entgegen seiner anfänglichen Haltung, bei der Behandlung der Korea- und der Formosafrage die Geschäfte Amerikas besorgen? Ist es nötig, daß in der jugoslawischen Öffentlichkeit jede Kritik an der wahrlich über Kritik keineswegs erhabenen Politik der Westmächte unterdrückt wird? Muß wirklich immer nur auf die Sowjetunion losgedroschen und ihre *ganze* Politik, im Innern wie nach außen, verlästert werden? Und ging es denn gar nicht anders, als daß sich Jugoslawien nun auch dem korrupt-reaktionären Griechenland anbiederte und die freundschaftlichen Beziehungen mit diesem seinem sympathischen Nachbarn in aller Form wieder aufnahm? Es ist schwer zu glauben. Aber es ist Tatsache, daß sich Jugoslawien auf einen mehr als bedenklichen Weg begeben hat. Im Westen herrscht darob begreiflicherweise unverhohlene, wenn auch mit Verachtung über so viel Selbstwegwerfung gemischte Genugtuung. Nur ist es keineswegs sicher, ob die antisowjetische Welt an ihrem neuesten Bundesgenossen viel Freude erleben wird. Jugoslawien ist schließlich immer noch ein kommunistischer Staat, dessen Führer auf Marx und Lenin schwören — es sei denn, daß sie auch dieses Glaubensbekenntnis gegen den porto- und spesenfreien Bezug der «amerikanischen Lebensform» eintauschen . . .

Der Kampf um den Frieden Man wird es mir wohl mit Rücksicht auf den begrenzten Raum, der unserer Zeitschrift zur Verfügung steht (und der auch wiederum die Veröffentlichung einer Schweizerischen Rundschau unmöglich macht), erlassen, auf weitere Einzelgeschehnisse und Entwicklungen der Berichtszeit einzutreten: auf die — recht fragwürdige — Schaffung eines eigenen Staates Libyen, auf die neue Spannung zwischen Ägypten und Großbritannien, auf die wirtschaftliche und politische Krise in Israel und anderes, so bemerkenswerte Züge damit auch dem Gesamtbild der Weltlage eingefügt werden könnten. Ein kurzes Wort muß aber doch noch zu dem in Warschau abgehaltenen *Weltkongreß der Friedenskämpfer* gesagt werden, weil uns das in den Mittelpunkt unseres eigenen Friedenskampfes zurückführt.

Man hat auf bürgerlich-sozialdemokratischer Seite wie in den kirchlichen Gemeinschaften fast aller Richtungen diesen Kongreß aufs härteste kritisiert und verketzert. Sehr zu Unrecht! Denn was man auch gegen die Bewegung der Friedenskämpfer mit gutem Grund einwenden mag — in *einer* Hinsicht stellt sie unzweifelhaft einen wirklichen, höchst notwendigen Fortschritt über die bisherigen pazifistischen Bestrebungen hinaus dar: sie begnügt sich nicht, wie die meisten von ihnen, mit abstrakt-idealistischen, wenn nicht geradezu utopischen Friedenslosungen, sondern zeigt ganz realistisch die *konkrete* Kriegsgefahr unserer Zeit auf, die auf entscheidende Weise im zerfallenden, um seine bare Weiterexistenz kämpfenden Spätkapitalismus und Feudalismus beschlossen liegt. Und sie ruft die Völker zum Widerstand gegen diese Kräfte auf wie auch zur Schaffung einer neuen, sozialistischen Ordnung des internationalen Zusammenlebens, in welcher der Krieg keinen Platz mehr hat.

Damit ist jener aus bürgerlich-liberalistischem Denken geborene Begriff eines formalen «Friedens durch Recht» — im Sinn eines bloß *juristischen* Rechtes — grundsätzlich überwunden, der den entscheidenden Zusammenhang zwischen *sozialer* Gerechtigkeit und Völkerfrieden verkennt und schon zum Versagen des alten Völkerbundes so wesentlich beigetragen hat. Wie die Ereignisse lehren, spielt er nun auch in der Organisation der Vereinten Nationen wieder seine verhängnisvolle Rolle, insofern er dazu geführt hat, daß die Friedensschaffung an der mehr technischen Tatsache der Kriegsauslösung durch die Nordkoreaner hängen blieb und daraus einen Angriff eines selbständigen Nationalstaates gegen einen andern selbständigen Nationalstaat konstruierte, statt darin vor allem einen Revolutionskrieg der einen Landeshälfte gegen die andere innerhalb ein und desselben Gesamtstaates zu sehen, den beide Hälften durchaus als Einheit empfanden, so sehr, daß ja auch Südkorea nahe daran war, die nationale Einigung durch kriegerische Gewalt — in diesem Fall wäre es gegenrevolutionäre Gewalt gewesen — zu suchen. Die Lösung der Koreafrage ist dadurch auf ein

ganz falsches Geleise geschoben und unendliches Unheil angerichtet, ja die Gefahr eines neuen Weltbrandes heraufbeschworen worden. Auf dem Boden der Anschauung, die der Bewegung der Friedenskämpfer eigen ist, sind solche Fehlleistungen unmöglich, und darum anerkennen wir das Recht, das in ihr steckt, ebenso gern, wie wir die praktischen Vorschläge des Warschauer Kongresses für die Überwindung der *unmittelbaren* Kriegsgefahr in wesentlichen Teilen gutfinden.

Aber freilich, die «Friedenskämpfer» wollen gleichzeitig die von ihnen gekennzeichneten Kriegsmächte, falls sie wirklich zum Schlag ausholen sollten, ihrerseits wieder mit dem alten Mittel der kriegerischen Gewalt abgewehrt wissen.*) Und da können wir nun nicht mehr mitgehen. Dies vor allem darum, weil die Rüstung auf einen gewaltsamen Austrag der Völkergegensätze, auch wenn sie völlig ehrlich als Verteidigung gegen einen befürchteten Angriff gemeint ist, statt zur Fernhaltung des Krieges, gerade zu seiner Herbeiführung dient. Aber auch darum, weil die allgemeine, im Wesen jeder Kriegsrüstung liegende Gefahr noch gesteigert wird durch den *besonderen* Gewaltglauben, der dem modernen Kommunismus insofern eigen ist, als er sich bereits die Austragung der *Klassen*gegensätze nur mit dem Mittel körperlicher Gewalt und durch eine straff militärisch-zentralistisch organisierte Aufstandsbewegung vorstellen kann. Aus dieser Vorstellung stammt die weit über das übliche Maß hinausgehende ewige Furcht vor einem auswärtigen Angriff, wie sie die sowjetrussische Haltung kennzeichnet; ihr entspringt die Hinnahme eines grundsätzlich feindseligen Verhältnisses zwischen der kommunistischen und der nichtkommunistischen Welt als des Normalzustandes, die krankhaft mißtrauische Absperrung des eigenen Landes gegen fremde Einflüsse, die Aufrechterhaltung eines unbarmherzigen Diktatursystems im Innern als vermeintlichen Schutzes gegen außen und die Schmiedung eines eisernen Sicherheitsringes von abhängigen Gefolgsstaaten um die Sowjetunion herum, die sich dahinter vor einer neuen westlichen Invasion wenigstens relativ geschützt glaubt. Mit all dem wird die Sowjetunion selbst zu einer Ursache der internationalen Anarchie, deren letztes Wort der Krieg ist, sodaß es unmöglich wird, ihre Politik einfach mit der Sache des Friedens (und diejenige der Westmächte mit derjenigen des Kriegs) gleichzusetzen, wie das in der Bewegung der Friedenskämpfer gewöhnlich geschieht.

Es erscheint auf alle Fälle aussichtslos, die westlichen Völker dafür gewinnen zu wollen, daß sie Geschmack an solcher Schwarz-Weiß-Malerei finden. Es ist erfahrungsgemäß überhaupt unmöglich, eine gemeinsame Weltmeinung darüber herzustellen, wo konkret die aus-

*) Eine von Radio Moskau (5. Dezember) verbreitete Erklärung des chinesischen Komitees zur Verteidigung des Friedens besagt u. a., die Hilfe Chinas und seiner «Freiwilligen» an die koreanische Volksarmee entspreche vollständig dem Geiste der Beschlüsse des zweiten Weltfriedenskongresses in Warschau.

schlaggebenden Kriegskräfte sitzen und wer in einem bestimmten Fall der Angreifer, wer der Verteidiger ist; der Krieg in Korea hat das neuerdings sehr überzeugend erwiesen. Solange der Verteidigungskrieg als gerecht gilt, wird das Streben der Regierungen und der von ihr beeinflußten öffentlichen Meinung immer dahin gehen, den *andern* als den Bösewicht anzuprangern, der auf Angriff sinne, und das eigene Land gegen die behauptete Drohung zu sichern. So kommen wir niemals entscheidend weiter. Wollen wir uns nicht dauernd im Kreise herum bewegen, so bleibt uns nichts anderes übrig als uns darauf zu einigen, daß wir *unter keinen Umständen und mit keiner Begründung zur bewaffneten Landesverteidigung greifen werden, wo wir auch die Kriegsgefahr oder den Angreifer sehen mögen.* Wir werden uns zwar nach bestem Wissen und Können bemühen, die wirklichen Kriegs*ursachen* herauszufinden und zu ihrer Überwindung beizutragen, aber gleichzeitig werden wir immer auch dem Krieg an und für sich, der mechanisierten Menschenabschlachtung großen Stils «im Dienste des Vaterlands», zu Leibe gehen und uns weigern müssen, an seiner Vorbereitung teilzunehmen.

Die rechte Wehr Das schließt folgerichtig die Bereitschaft auch zur *einseitigen* Abrüstung in sich, drohen doch alle Versuche, eine *vereinbarte* Abrüstung herbeizuführen, an der wechselseitigen Furcht der Völker zu scheitern, sie könnten durch eine Beschränkung ihrer Rüstungsfreiheit einem allfälligen Angreifer gegenüber in schwersten Nachteil kommen. Die Russen zum Beispiel wollen keine internationale Kontrolle über die Herstellung von Atombomben annehmen, solange die Amerikaner ihren überlegenen Besitz an Atombomben behalten dürfen und während der langwierigen Verhandlungen über die Einrichtung einer internationalen Kontrolle jederzeit von diesem ihrem Vorsprung Gebrauch machen können. Die Westmächte anderseits wollen sich unter keinen Umständen von der Durchführung ihres großen Rüstungsprogramms abhalten lassen, weil nach ihrer Meinung eine gleichmäßige Abrüstung aller Armeen die heutige Überlegenheit der Roten Armee über die alliierten Streitkräfte in Europa stabilisieren würde — ein Fehlschluß übrigens, ist doch die Sowjetunion, besonders im Verein mit China, durchaus imstande, mit der ferneren Aufrüstung des Westblocks Schritt zu halten, wahrscheinlich sogar unter geringeren wirtschaftlichen Schwierigkeiten als Frankreich, England und Westdeutschland.

Es ist darum René Bovard zuzustimmen, wenn er an einer Versammlung der Friedenskämpfer in Genf sagte:

«Wenn die eine oder andere der beiden Großmächte so kühn wäre und zuerst abrüstete, sich wehrlos machte und auf alle Sicherungen verzichtete, dieweil sie am meisten zu fürchten wäre, nur geleitet von höheren Gefühlen und einem tieferen Verständnis der Politik — die ganze Welt sähe das Morgenrot eines wahren Frie-

dens heraufdämmern. Dieser Vorschlag erscheint in den Augen eines Politikers, der sich für einen ‚Realisten' hält, zweifellos lächerlich; aber wenn man sieht, wohin uns die Ernsthaftigkeit der Realpolitiker führt, kommt man auf den Gedanken, daß man vielleicht gerade das Gegenteil von dem tun muß, was sie sagen.»

Wenn solche Stimmen, und überhaupt von der kommunistischen Linie abweichende Ansichten, nicht auch in Warschau mehr zu hören waren, so ist das die Schuld derer, die den Kongreß aus der freieren Luft Englands vertrieben und ihn stärker unter Kominformeinfluß gebracht haben, als das seine Veranstalter selbst gewollt hatten. Was hält uns aber davon ab, die Losung vom unbedingten Widerstand gegen jeden Krieg und jede Kriegsvorbereitung immer machtvoller in die Völkerwelt hineinzurufen? Fürchten wir, als feig und unmännlich, als vaterlandslos und als Schrittmacher des Kommunismus zu gelten? Dann sagen und beweisen wir doch unseren Tadlern, daß wir einen *besseren* Weg kennen als den der Gewalt, um das Böse in der Welt zu überwinden. «Wenn wir nicht wollen», so schreibt Maurice Voge im «Christianisme Social» (Nr. 7—9, 1950),

«daß die Länder unter passiver Mitschuld der Menschen immer weiter rüsten, müssen wir *andere wirksame Mittel ausfindig machen*, um Gerechtigkeit zu schaffen und unsere Freiheit zu bewahren. Heldenhafte Mittel, bei denen man nötigenfalls sterben kann, ohne zu töten. Obliegt es nicht im besonderen den Christen, in der Gefolgschaft Gandhis solche Methoden individueller und kollektiver Art auszuarbeiten, die imstande sind, der Gerechtigkeit eine Kraft zu geben, die die Gewalt unnötig macht, die die Unterdrückung fernhält? Das ist doch die einzige Art, wie man die mögliche russische Gefahr abwehren kann, ohne in einen antikommunistischen Totalismus zu verfallen und sein Menschentum preiszugeben.»

Die einzige Art, so fügen wir gewiß im Sinn unseres Freundes Voge bei, wenn sie mit dem Willen verbunden ist, die soziale Umwälzung in *unserem*, im christlichen und freiheitlichen Geist herbeizuführen, aber nicht minder leidenschaftlich, radikal und opferbereit, als die Kommunisten das tun. Dies gerade auch im Blick auf den Krieg im Fernen Osten. Machen wir uns doch endlich von der lächerlichen Vorstellung frei, als genüge es, ein paar hundert Millionen Dollar in die rückständige Wirtschaft der asiatischen Länder hineinzupumpen und ihnen die äußeren Formen der westlichen Bürgerdemokratie aufzupfropfen, um sie den Klauen des «Tieres aus dem Abgrund» zu entreißen! «Diese Völker befreien zu wollen», sagt der «New Statesman» mit nur zuviel Recht, «aber gleichzeitig die Macht in den Händen einer kleinen Grundbesitzer- und Händlerschicht zu belassen und dann diese korrupten Herrschaftsformen mit Bergen von Dollars zu stützen, heißt lediglich den Klassenkampf verschärfen und den Kommunismus fördern . . . Wenn der Kommunismus nicht jedes rückständige und rechtlose Volk erfassen soll, dann müssen wir bereit sein, ihm zuvorzukommen und die soziale Revolution selbst an die Hand zu nehmen.»

Sind wir bereit? Sind wir im vollen Ernst gewillt, die von Grund auf neue Ordnung menschlichen Zusammenlebens, nach der unsere Welt schreit, anzubahnen und so weit zu fördern, als das überhaupt möglich ist, hier und jetzt, in Europa wie in Asien und Afrika? Wenn nicht, was für ein Recht haben wir dann, den Frieden zu erwarten, den die Engel den Menschen *guten Willens* verheißen haben, und der immer nur die Frucht der Gerechtigkeit sein kann — der *sozialen* Gerechtigkeit, die zu erfüllen wir so überdeutlich vernehmbar aufgerufen sind?

13. Dezember. *Hugo Kramer.*

Zum Jahreswechsel

Als was das Jahr 1950 in die Geschichte eingehen wird, ob als eine Schwelle zum Wahnsinn und zur Vernichtung oder als eine geöffnete Tür in eine hellere Zeit, als ein Stalingrad des Friedens etwa, wissen wir nicht. Wir haben das Jahr hindurch zu lauschen versucht auf die drohenden und vor allem auch auf die verheißungsvollen Stimmen und Zeichen der Zeit. Wir haben auch eine Stimme erheben dürfen in diesem gewaltigen Chor, sind so von außen her bewegt worden und haben Bewegung weitergeben können. Wenn eine Stimme ergehen soll, so ist zweierlei dazu als Voraussetzung nötig: Ein Ziel ist nötig, auf das der vorwärtsgerichtete Blick schaut, und ein Grund ist nötig, der das Organ trägt, ein Fundament, eine gute Erde, auf der man steht. Das erste ist die Botschaft vom Reich des Lebendigen, auf das wir schauen und von dem wir uns zunächst zur Selbstkritik, zur Überprüfung eigener Positionen leiten lassen, damit die Kritik, die wir sonst zu üben haben, eine wahrhaftige sein könne; das zweite ist die Hilfe aller derer, die durch ihre opferwillige Bereitschaft unsere Zeitschrift getragen haben und weiter tragen.

Für beides wollen wir danken und unsere Leser um ihre weitere Treue zur Sache und ihre Mithilfe bitten, damit der Kreis, den unsere Zeitschrift erreicht, wachsen möge. Die schon in der letzten Nummer angekündigte Karte für die Angabe von Adressen, an die wir Probenummern senden dürfen, liegt nun dieser Nummer bei.

Daß wir ein Ziel haben, welches uns lebendig erhält und vor sektenhafter Erstarrung bewahren will, und daß wir als tragenden Grund die opferwillige Mithilfe vieler Freunde haben, läßt uns trotz allem, was in der Welt wie bei uns im abgelaufenen Jahre geschehen ist, dankbar sein. So grüßen wir mit dieser Bitte und vor allem mit diesem Dank zum Jahreswechsel unsere Leser herzlich. *B. B.*

Mittelalterliche Kirchengeschichte (Täuferforschung)

Die Älteste Chronik der Hutterischen Brüder. Herausgegeben von A. J. F. Zieglschmid, Northwestern Universität, 1943, Cayuga Press, Inc., Ithaca, New York. (Carl Schurz Memorial Foundation.) — Einleitung I—XXXVIII, Chroniktext I—LXV und 1—898, Bibliographie und Verzeichnisse 899—1039.

Auf Grund einjähriger intensiver Arbeit hat Zieglschmid, hauptsächlich an Sprachstudien frühneuhochdeutscher Zeit interessiert, einen wissenschaftlich gediegenen Neudruck des Originalmanuskripts der Chronik dieser Gemeinschaft der Taufgesinnten herausgebracht. Der Text wurde sechsmal kollationiert und damit gegenüber der volkstümlich eingedeutschten Ausgabe des Geschicht-Buchs der Hutterischen Brüder von Rud. Wolkan, Wien, 1923, ein wesentlicher Fortschritt in der Veröffentlichung der hochwichtigen Quellenschrift der antimilitaristisch-kommunistischen Täufergemeinschaft erzielt.

Jede kirchengeschichtliche Abteilung der theologischen Fakultäten, jede philologisch-philosophische Fakultät sollte diese Ausgabe zu erwerben suchen, um auf Grund weiterer Forschungen Vorurteile zu beseitigen und die sozialrevolutionäre Gegenwart atheistischer oder christlicher Prägung mit den Pionierarbeiten dieser mittelalterlichen und doch «modernen» Ketzer bekanntzumachen.

Die Arbeit ist unter wesentlicher Förderung von Prof. Dr. Zucker entstanden. Das Original überließen dem Herausgeber die ältesten der zurzeit noch bestehenden Bruderhöfe in Kanada.

In der Bibliographie und den Fußnoten sind die Arbeiten der bekannten Täuferforscher Joseph von Beck, Prof. Loserth, Harald S. Benders, Goshen College, Dr. E. Corrells, Dr. Rob. Friedmanns und John Horsch reichlich und gewissenhaft verwandt. Besondere Kostbarkeiten für Sprachstudien des Germanisten (Eigennamen u. a.) und zur Mundartenforschung des oberdeutschen Sprachschatzes bieten weite Partien des Buches. Soziologische, kirchen-, siedlungs- und kulturgeschichtliche Angaben aus der Zeit der Reformation und ihren Gegenströmungen sind reichlich vorhanden und harren der Auswertung. Jammer und Grausamkeiten des Dreißigjährigen Krieges als auch die mit Herzblut geschriebenen Chronikstellen von den Qualen und Foltern der Glaubenszeugen ergreifen den Leser tief.

Da die Chronik mit dem Eintrag vom 28. Oktober 1665 schließt, enthält die Neuausgabe einen kurzen Überblick über die Geschichte der Hutterer bis zur Gegenwart, wobei der 10. April 1770 als wichtiges Datum die Auswanderung nach Rußland festhält. Generalfeldmarschall Graf Romazow hatte Befreiung von der Militärdienstpflicht und völlige Religionsfreiheit zugesagt. Die Ansiedlung erfolgte an der Desna in der Ukraine im Gouvernement Tschernigow. 1874 brachte die Auswanderung nach den USA und im ersten Weltkrieg nach Kanada. Der Neuaufbruch eines durch Hitler 1937 vernichteten deutschen Zweiges der Arbeit durch Dr. Eberhard Arnold — jetzt England und Paraguay — wird erwähnt und weist damit alle am Glaubensgut und der Theologie der Bruderhöfler interessierten Christen in die urchristliche kommunistische Verpflichtung für die Zukunft.

Notizen über die Geschichte der Chronik, eine Beschreibung derselben, Anmerkungen zur Sprache der Chronik und zur Methode der Herausgabe als auch ein Schlüssel für allgemeine und bibliographische Abkürzungen beschließen die Einleitung. Ihr folgt in klarem und übersichtlichem Druck der Chroniktext, nachdem ihm die zwei unentbehrlichen Originalregister der Sachen und Lehrstücke und der Glaubens- und Blutzeugen vorangegangen sind. Von welcher innerlich menschlichen Größe sprechen

die verschiedenen Sendschreiben, Gemeindeordnungen, die Darlegungen der Glaubenslehre über Taufe, Abendmahl und die Einstellung zu den Fragen des Kriegsdienstes und der Obrigkeit unter Jakob Hutter, Peter Riedemann und den anderen Ältesten. Wie groß und vorbildlich auf dem schrecklichen Hintergrund aller Verfolgungen erstrahlt zum Beispiel das Bild des Schulmeisters und nachmaligen Bischofs der Brüder Hans Kräl (Seiten 369—375, 557) inmitten eines gewaltigen Mosaiks all der ungenannten Glaubenszeugen der Gemeinden. Wie wegweisend ist die Organisation der Diener der Notdurft und die der ebenso großen Zahl der Diener am Wort für die heute geforderte Neuprägung des Christenglaubens in tätiger Gemeinschaft der Güter und des Geistes.

Für den Liebhaber und Verehrer der Geschichte dieser Gemeinschaft sind zwanzig Tafeln mit guten Wiedergaben von Namenszügen, Titelblättern und von verschiedenen Handschriften des Originals angefügt. Einband und Druck als auch das verwendete Papier sind von vorbildlicher Qualität.

Forscher und Kenner werden dem Herausgeber danken und wünschen, daß etwa in gleicher Art ein Neudruck der «Testament-Erläuterung» jener Arbeit der Täufersynode von Augsburg durch ebenso großherzige Förderung erfolgen würde, die schon seit langem aussteht.

D. Pasche.

GTU Library
3 2400 00334 8715

v.44
1950

Neue Wege

v.44
1950